Velhagen & Klasings
Monatshefte

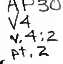
BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Jahrgang
1889
90.
Velhagen & Klasings
Neue
Monatshefte

Versand-Geschäft MEY & EDLICH
Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark
Königl. Sächs. Hoflieferanten
LEIPZIG-PLAGWITZ.
Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen u. umgetauscht.
Abtheilung: Versilberte Waaren.
Nr. 1299. Tischpiecel mit vergoldeten Verzierungen. M. 8.—.
Nr. 658. Theesieb m. verg. Verzierg. M. 4.—.
Nr. 1110. Salzstreuer. M. 1.60.
Nr. 1082. Trinkbecher. M. 6.—.
Nr. 1341. Serviettenring. M. 2.25.
Nr. 1000. Liqueurgestell m. rother Glasgarnitur. M. 12.75.
Nr. 1325. Flaschenkork. M. —.60.
Nr. 1452. Tischglocke.
Nr. 1483. Sparbüchse. M. 6.75.
Nr. 1051. Bierglas 1/2 Ltr. Inhalt, m. versilb. Deckel M. 5.75.
Nr. 1306. Flaschenteller. M. 1.75.
Nr. 1474. Cigarrenlampe, ungef. 17 Cm hoch M. 6.—.
Nr. 1160. Butterdose, Eisglas mit versilb. Teller. M. 4.—.
Nr. 1406. Schnupftabakdose. M. 6.—.
Nr. 1533. Handleuchter. M. 4.50.
Nr. 1180. Butter- u. Käseglockengestell. M. 15.25.
Nr. 851. Fruchtschale, 18 Cm hoch. M. 10.75.
Nr. 1128. Salzgestell, 24 Cm. hoch M. 7.75.
Nr. 600. Zuckerkorb mit blauem Glaseinsatz. M. 5.75.
Nr. 1572. Briefbeschwerer. M. 12.75.
Nr. 1308. Flaschenständer. M. 3.75.
Nr. 1175. Butterdose mit vergoldeten Verzierungen. M. 10.25.
Nr. 1553. Schreibzeug. M. 11.50.
Nr. 760. Visitenkartenschale mit vergoldeten Verzierungen. M. 18.25.
Thee-Ei. M. 2.25.
Nr. 704. Korb. M. 7.50.
Serviettenring m. vergoldeten Verzierng. M. 3.50.
Bowle, 50 Cm. hoch, 3 Ltr. Inhalt, mit mattem Glas, 6 dazu passenden Gläsern und versilbertem Bowlenbrett M. 30.25.
Theekessel 2 Ltr. Inhalt, hoch. M. 35.75.
Nr. 1504. Tafelleuchter, ungefähr 23 Cm. hoch M. 5.50.
Preisverzeichnisse über Versilberte Waaren unberechnet u. portofrei.
Wir haben weder Reisende noch sonstige Vertreter, liefern auch nicht an Wiederverkäufer, sondern verkaufen nur unmittelbar an die Privatkundschaft.
Nr. 662. Zuckerzange. M. 3.
Nr. 1110. Essiggestell, ungefähr 25 Cm. hoch. M. 11.75.
Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Kgl. Sächs. Hoflief., Leipzig-Plagwitz.

Opfernde Priesterin.

Studie von Alexander Wagner zu der Mittelfigur vom „Tempel der Juno Moneta“
im Rundgemälde: Das alte Rom.



Velhagen & Klasings

Neue Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

IV. Jahrgang 1889/90. Heft 10, Juni 1890.

Das Panorama des alten Rom von J. Bühlmann und Alex. Wagner.

Von Adolf Rosenberg.

Mit 1 Aquarell (Titelbild), 1 Einschaltbilde und 18 Textbildern nach den Studienblättern A. Wagners.

Viktoria,
Bronzefigur auf dem Giebel des Monetatempels.
Capitolinische Sammlung.

In der etwa achtzehn Jahre umfassenden Geschichte der neueren Panoramen- und Dioramenmalerei lassen sich bereits zwei Abschnitte unterscheiden. Nach dem Vorgange der Franzosen — Philippoteaux war der erste, der diesen Zweig der Malerei aus dem handwerksmäßigen Betriebe für Schaubuden wieder in den Bereich der Kunst zog — bildete in der ersten Periode die Darstellung großer Entscheidungsschlachten der neuesten Zeit ausschließlich den Inhalt der Rundbilder, für die fast in allen Hauptstädten Europas eigne Gebäude errichtet wurden, in denen man in bestimmten Zwischenräumen mit den Bildern wechselte. Nationale und internationale Panoramengesellschaften wurden gegründet, welche die in ihrem Auftrage gemalten Darstellungen auf die Wanderschaft schickten, und der Erfolg dieser Schaustücke reizte aller Orten zur Nachahmung. Für Frankreich, Deutschland und Österreich bot der große deutsch-französische Krieg von 1870 und 1871 zahlreiche Motive, die für lange Zeit eines starken nationalen Interesses sicher sein durften, und überdies wird gerade dieser Gattung der Malerei das Rundbild durch die Anordnung seiner Komposition in weitaus höherem Maße gerecht als es selbst das umfangreichste Staffeleibild vermag. Während letzteres zumeist nur eine Episode, im günstigsten Falle einen entscheidenden Moment oder einen größeren Ausschnitt aus dem Gange eines Schlachttages zur Anschauung bringen kann, ist es dem Rundbilde möglich, örtlich und zum Teil auch zeitlich getrennte Einzelmomente auf einer kolossalen Bildfläche zu vereinigen und sogar, wenn sich die Ereignisse in Wirklichkeit danach entwickelten, den Zusammenstoß zweier gewaltiger Heereskörper in dem Augenblicke zu schildern, wo sich die Wagschale unaufhaltsam zum Vorteile des einen senkt. Andere Motive für Rundbilder bot nach dem deutsch-französischen Krieg der russisch-türkische, für die Vereinigten Staaten von Nordamerika der große Kampf der Nordstaaten gegen den Süden, und endlich griff man auf die Schlachten aus den beiden ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts zurück. Einerseits erschöpfte aber die starke Produktion bald die Motive, andererseits entwickelte sich die Panoramenmalerei schnell zu einer solchen Virtuosität in der Nachahmung eines wirklichen Vorgangs, in der bis zur Täuschung getriebenen Verschmel-

Studie zum Opferstier.

der Münchener Maler Bruno Piglhein wählte denn auch den erschütterndsten Moment aus dem Erdenleben des Heilands, die letzten Augenblicke der Tragödie auf Golgatha, als er mit anderen sein großes Panorama von Jerusalem auszuführen unternahm. Das klassische Altertum bot als ersten dankbaren Stoff die durch überraschende Entdeckungen aus Schutthügeln wieder an das Tageslicht gezogene Königsstadt der Attaliden, das alte Pergamon, und hier mußte zuerst auch dem Maler die aus spärlichen, schwer zu entziffernden Trümmern rekonstruierende Bau- und Kunstwissenschaft helfend zur Seite treten. Ein gleiches Zusammenwirken war notwendig, als die Ansicht von Pergamon an ihrem ersten Aufstellungsorte in Berlin durch einen Blick auf das alte Rom zur Zeit des Neronischen Brandes ersetzt wurde. Beide Ansichten waren keine eigentlichen Rundbilder, sondern nur Halb-Panoramen, was durch die Lokalität bedingt worden war. Die Zentralsonne der römischen Welt, die vornehmste Kulturstätte der Altertümer, die wie keine andere durch tausend Fäden mit unserm Leben, unserer Kunst und unserer Gesittung eng verbunden ist, war aber vor allen übrigen würdig, in einem ausführlichen Gesamtbilde zur Zeit ihres höchsten Glanzes eine Wiedergeburt zu feiern, die durch die großen Mittel der modernen Darstellungskunst bis zur Illusion gesteigert werden kann.

zung des plastischen Vordergrundes mit der gemalten Fläche, daß das Interesse des Publikums zu erlahmen begann. Das einmal Erreichte konnte nicht mehr überboten werden, und die Unternehmer mußten deshalb auf etwas anderes sinnen, um die Schaulust aufs neue zu reizen und für längere Dauer zu beschäftigen. Man griff auf jene Gegenstände der Darstellung zurück, die schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts den Inhalt der ersten Panoramen gebildet hatten und dann in den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts durch Gropius und Schinkel in Berlin in sogenannten Dioramen wieder aufgenommen worden waren, auf Gesamtansichten malerisch gelegener oder durch ihre geschichtliche Vergangenheit berühmter Städte. Durch die Schlachtenpanoramen war aber einmal das Interesse an der Belebung eines landschaftlichen oder architektonischen Rundbildes durch eine dramatische Handlung oder einen anderen bedeutungsvollen Vorgang erweckt worden, und dieses Moment durfte bei der Wahl der Vorwürfe nicht außer Acht gelassen werden. Der archäologische Zug unserer Zeit lenkte dann die Aufmerksamkeit auf die wichtigsten Kulturstätten der alten Welt. Für den Orient kam in erster Linie Jerusalem in Betracht, das natürlich keine andere Belebung erhalten durfte als durch einen Vorgang aus der Zeit Christi, und

Dieser ebenso schwierigen wie dankbaren Aufgabe haben sich vor etwa drei Jahren der Architekt J. Bühlmann, Professor an der technischen Hochschule in München, und Alexander Wagner, Professor an der Kunstakademie daselbst, im Auftrage der dortigen Panoramagesellschaft unterzogen, und das Ergebnis ihres künstlerischen Fleißes, ihrer archäologischen Forschungen und ihrer zeichnerischen und malerischen Gestaltungskraft

findet seit einigen Monaten in Berlin dieselbe warme Anerkennung, die gleiche lebhafte Bewunderung, die dem Rundbilde über zwei Jahre lang in München zu teil geworden sind. Bei der reichen Geschichte des alten Rom war die Wahl des glücklichsten und fruchtbarsten Moments, der das malerische Gefühl wie den lernbegierigen Verstand gleichmäßig fesseln sollte, ungemein schwer. Wenn die Künstler bei ihrer Rekonstruktion im Rahmen der Wahrscheinlichkeit bleiben wollten, so durften sie nicht über die Kaiserzeit hinaus in die Republik zurückgreifen. Denn die großartigsten und am besten erhaltenen Überreste des alten Rom im Umkreis der neuen Hauptstadt des Königreichs Italien sind Schöpfungen der Kaiserzeit, an denen bis zum Verfall des weströmischen Reichs, bis zu den ersten Verheerungen der nordischen Eroberer fort gearbeitet wurde. Zum letzten Male aber stand der Stern der römischen Kaiserzeit im Zenith, als Konstantin der Große nach Besiegung des dritten der fünf Mitregenten, die seiner Alleinherrschaft im Wege standen, triumphierend in die Hauptstadt der Cäsaren einzog und noch einmal das bei solchen Siegeseinzügen übliche Ceremoniell der alten Republik über sich ergehen ließ, der er schon damals den Todesstoß zu geben entschlossen war. Seit dem Siege Konstantins über Maxentius an der milvischen Brücke im Oktober 312 welkte die Blüte der Kunst in Rom rasch dahin, und das Denkmal, welches uns als alleiniges Zeugnis für den Triumphzug des Siegers erhalten geblieben ist, der Konstantinsbogen über der zwischen dem Palatinus und dem Cälius führenden Straße südwestlich vom Kolosseum, ist zugleich das Denkmal dieses traurigen und schnellen Verfalls, das man mit einem schönen, treffenden Worte den „Leichenstein der antiken römischen Kunst“ genannt hat. Die Zeit Konstantins war demnach diejenige, in der sich das alte Rom zum letzten Male in seiner alten, nur erst wenig getrübten Herrlichkeit zeigte, und indem die Künstler diese Zeit zur Grundlage ihrer architektonisch-landschaftlichen Wiederherstellung Roms wählten, war zur Belebung des Stadtbildes kein geschichtlicher Augenblick geeigneter als der Einzug Konstantins und seines Heeres nach dem Siege an der milvischen Brücke vor den Thoren Roms.

Freilich haben uns die Geschichtschreiber des Kaisers kein Zeugnis dafür aufbewahrt,

Männer mit dem Opferstiere.

Schlächter.

Triumphalopfer und der Empfang des Triumphators durch den Senat, vollzogen worden sind, und somit boten sich der schöpferischen Phantasie des Künstlers Motive genug, um das Bild des vom Jubel des Volkes umbrausten Triumphzuges bunt und mannigfaltig zu gestalten und die Reihen der stolzen Marmortempel und -Paläste durch eine frohe Farbenfülle zu unterbrechen.

Noch schwieriger als die Wahl des geschichtlichen Moments war die eines geeigneten Standpunkts, von welchem aus dem Beschauer ein möglichst umfassender Blick über das antike Rom und seine landschaftliche Umgebung eröffnet werden konnte. Nach reiflicher Erwägung stellte sich die nordöstliche Kuppe des Kapitolinischen Berges, auf der heute die Kirche Araceli steht, als der günstigste Punkt heraus, der nicht bloß den Vorteil bot, einer der höchsten Roms zu sein, sondern auch den andern, daß er so ziemlich in der Mitte des von den Aurelianischen Stadtmauern begrenzten Umfangs des alten Rom liegt.

Die Künstler teilten sich in ihre Aufgabe so, daß der Architekt, Professor Bühlmann, den archäologischen und rein baulichen Teil übernahm, während die malerische Ausführung des gesamten kolossalen Bildes, der Architektur, der Landschaft und der Figuren von Professor Alexander Wagner bewirkt wurde. Er allein hat die Fülle der Einzelfiguren und Volksmassen erfunden und gemalt, und für die Landschaft und die einzelnen Teile der Architektur hat er Naturstudien und Skizzen geliefert, nach denen drei seiner Schüler die Arbeiten in großem Maßstabe ausgeführt haben. Mit sorgfältigster Benutzung aller vorhandenen Trümmer und Überreste und unter Zuhilfenahme der alten Überlieferung wie der neueren Forschungen und Wiederherstellungsversuche hat Bühlmann alle geschichtlich und künstlerisch bedeutsamen Monumente des alten Rom der Kaiserzeit, soweit sie vom Standpunkte der Beschauer aus sichtbar sein können, mit so feinem ästhetischem Geschmack und so richtigem und tiefem Verständnis für alle Bau- und Zierformen rekonstruiert, daß wir in

daß ein solcher Triumph wirklich stattgefunden hat. Aber das Schweigen der Geschichte wird ausreichend durch das Denkmal ersetzt, das nach römischer Sitte die Stelle kennzeichnet, an der der Triumphator zuerst den Umkreis der Stadt betrat oder die erste Begrüßung empfing. Überdies schildert eines der für den Bogen neu angefertigten Reliefs — ein anderer Teil ist einem zerstörten Triumphbogen des Trajan entnommen — die Szene, wo Konstantin in seinem Triumphzuge auf dem Forum Halt macht und nach altem Herkommen vom Tribunal der Prätoren herab eine Ansprache an das Volk hält. Danach ist zu vermuten, daß auch die anderen bei einer derartigen Feierlichkeit üblichen Ceremonien, darunter das große

seiner Arbeit zugleich eine That von hervorragender wissenschaftlicher Bedeutung anzuerkennen haben. Einige Freiheiten, hie und da ein engeres Zusammenziehen der Entfernungen zwischen einzelnen Baudenkmälern, hat er sich freilich nehmen müssen, wenn er alles Große und Bedeutungsvolle auf einem verhältnismäßig immer noch beschränkten Raum vereinigen wollte. Aber dieses Zugeständnis muß ihm auch der strengste archäologische Kritiker machen, weil es sich im Grunde genommen doch nur um eine malerische Illusion handelt. Von den technischen Schwierigkeiten, die sich ihm bei der genauen Linearaufzeichnung der einzelnen Architekturen auf die Leinwand in den Weg stellten, kann sich der Laie, der nur die glänzende Erscheinung des Gewordenen vor Augen hat, keine Vorstellung machen. Es sei nur, um längere Auseinandersetzungen zu umgehen, darauf hingewiesen, daß die kolossale Leinwandmasse auch durch die schwersten Gewicht- und Zugvorrichtungen nicht so straff gespannt werden kann, daß die Fläche von oben nach unten eine senkrechte Linie ohne Abweichung bildet. Es ergibt sich vielmehr eine nach der Mitte zunehmende Schwellung, die bei der Aufzeichnung der perspektivischen Aufrisse der Gebäude in eine äußerst subtile Berechnung gezogen werden mußte, damit die schließliche malerische Erscheinung sich dem Auge des Beschauers in überzeugender Gestalt darbieten konnte.

Gewandstudie eines Priesters.
(Vatikanische Sammlung.)

Der aus Ungarn gebürtige Alexander Wagner, einer der ältesten Schüler Pilotys, ist seit anderthalb Jahrzehnten als einer der besten Kenner und Darsteller altrömischen Lebens, besonders aus der Kaiserzeit, bekannt und geschätzt. Im Gegensatz zu der kühl angelegten, zurückhaltenden Natur des anglisierten Holländers Alma-Tadema liebt es der warmblütige, farbenfrohe Ungar, die üppige Lebensfülle der römischen Kaiserzeit in Bewegung und dramatischer Erregung zu schildern, und wo es angeht, räumt er auf seinen Ölgemälden und Zeichnungen demjenigen Geschöpf, das er nächst dem Menschen am liebsten zum Gegenstande seiner lebensprühenden Kompositionen macht, dem edlen Roß, eine bevorzugte Stelle ein. Nachdem lange Zeit auf unserer wissenschaftlichen Kenntnis des griechisch-römischen Altertums ein Schleier geruht, der uns glauben machen wollte, daß die Hellenen und die Römer in ihrer Tracht und in ihrem Wesen so kalt und farblos gewesen sind wie ihre Tempel und Marmorstatuen in ihrer gegenwärtigen Erscheinung, ist uns jetzt die Binde von den Augen gefallen. Eine Entdeckung nach der anderen hat uns zu unserer beständig wachsenden Überraschung gelehrt und überzeugt, daß die Alten nicht nur ihre Tempel und Statuen bunt bemalten, sondern daß sie auch in ihrem öffentlichen und häuslichen Leben dieselbe Farbenfreude besaßen wie die Italiener und Spanier von heute und daß die Sonne Homers vor zwei und drei Jahrtausenden ebensoviel Wärme und Leben erzeugte wie in unserer Zeit. Nach dieser neuen, diesmal aber unzweifelhaft sicheren, wissenschaftlichen Erkenntnis ist Alexander Wagner verfahren, indem er auf das Häusermeer des alten Rom, auf die die Straßen, Gassen, Plätze durchflutenden, die Dächer und Terrassen füllenden Volksmassen und auf die in der Ferne sichtbaren Albaner- und Sabinerberge

Oberpriester und Begleiter.

das volle Licht der südlichen Sonne ergoß und der zahllosen Menge der Figuren nicht bloß Bewegung, sondern auch durch ihre Trachten farbiges Leben gab. Mit welcher liebevollen Sorgfalt er gerade die figürliche Staffage behandelt hat, lehrt die große Zahl seiner Figurenstudien, aus denen er uns eine Reihe sehr lebendiger und charakteristischer zum Schmucke dieses Aufsatzes freundlichst zur Verfügung gestellt hat.

Wenn der Beschauer die Plattform bestiegen hat, die etwa als die Höhe eines Befestigungsturmes der alten kapitolinischen Burg ungefähr im Niveau des Daches der Kirche Araceli gelten darf, wird sein Blick zunächst durch das glänzende Schauspiel auf der zum Tempel des kapitolinischen Jupiters emporführenden, in zwei Abschnitten aufsteigenden Freitreppe gefesselt. Am Fuße der Treppe hat der Triumphator sein Viergespann verlassen; er ist die Stufen hinaufgestiegen durch ein Spalier von Senatoren in weißen Togen, die auf jeder Seite der Treppenbrüstungen stehen, und auf dem die beiden Treppenläufe unterbrechenden Plateau begrüßen die Häupter des Senats den mächtigen Sieger, der ihr Geschick in den Händen hält. Hier und in der näheren Umgebung steigert sich das dramatische Leben naturgemäß zum Fortissimo. Unmittelbar unter seinen Füßen blickt der Beschauer auf einen terrassenartigen, von einer Brustwehr umgebenen Vorsprung der Burg, auf dem sich die sitzende Statue der weltgebietenden Roma erhebt. Sie ist umringt von Trompeten- und Posaunenbläsern der kaiserlichen Leibgarde, welche dem Cäsar ihren dröhnenden Gruß herabschmettern. Wo die Terrasse nach rechts ihren Abschluß findet, vollzieht sich ein Schauspiel, das die Wandelbarkeit der Volksgunst sehr drastisch veranschaulicht: Männer und Jünglinge sind eifrig bemüht, eine Statue des im Tiber ertrunkenen

Opferpriester.

Nebenkaisers Maxentius von ihrem Fußgestelle herabzustürzen.

Den freien Platz vor der zum Jupitertempel aufsteigenden Treppe, den heutigen Kapitolsplatz, begrenzt zur Linken des Beschauers der stattliche Säulenbau des Tabulariums, des altrömischen Reichsarchivs und Staatsschatzes, des jetzigen Senatorenpalastes. Hier vollzieht sich die denkwürdigste Szene des ganzen Rundbildes, der Moment, in dem sich die ganze weltgeschichtliche Bedeutung des Sieges an der milvischen Brücke verkörpert. Die Gruppe der Männer unter der Halle, welche die vorüberziehenden Heeresglieder feierlich begrüßen, sind die Priester der Christen, und inmitten der Soldaten wird außer Beutestücken, Trophäen und einer auf einem Banner gemalten Darstellung der Schlacht das Labarum getragen, jenes Feldzeichen mit dem Monogramm Christi, den beiden in einander verschlungenen griechischen Anfangsbuchstaben seines Namens, das in der Schlacht gegen Maxentius zwar nur das Banner einer christlichen Heeresabteilung gewesen sein soll, aber nach dem Jahre 312 das Staatsbanner für alle römischen Heere wurde. Die kritische Geschichtsforschung hat freilich alle Ursache, sich gegen die Erzählung Konstantins von der Erscheinung des Kreuzes am Himmel mit der Inschrift „In diesem Zeichen

Opferpriester mit dem Beile.

Vestalinnen.

Stücken gehört, aber wohl nur gewählt worden ist, weil die Darstellung auch auf den Triumph Konstantins paßte. Um die Belebung der gewaltigen Szenerie gleichmäßiger zu gestalten und die Figuren angemessen auf das ganze Rundbild zu verteilen, hat sich der Künstler die Freiheit genommen, den Tempel der Juno Moneta, ursprünglich der Mahnerin, dann der Schutzpatronin der Münzprägung, zum Schauplatz der Opferhandlung zu machen. Der Tempel der Juno Moneta lag wie die Burg auf dem nordöstlichen Gipfel des kapitolinischen Berges, und deshalb sieht ihn der Beschauer unseres Rundbildes, als dessen Standort die Burg gedacht ist, unmittelbar vor sich, wenn er sich vom Tempel

wirst du siegen!" trotz des kaiserlichen Eides mißtrauisch zu verhalten. Aber daß der Sieg an der milvischen Brücke eine entscheidende Wendung in der Stellung des Christentums herbeiführte, das anfangs durch offizielle Dekrete geduldet, dann als gleichberechtigt neben dem heidnischen Kultus anerkannt und schließlich zur Staatsreligion erhoben wurde, kann keinem Zweifel unterliegen, wenn auch die Haltung Konstantins bis zu seinem Tode zweideutig und schwankend blieb.

Sieht man von der feierlichen Begrüßung des Labarums durch die christlichen Priester ab, so vollzog sich im übrigen die Feier des Triumphes noch in durchaus heidnischen Formen. Einen Hauptmoment eines jeden Triumphzuges bildete das Dankopfer, welches der Triumphator nach gewöhnlichem Gebrauch im Tempel des kapitolinischen Jupiters darbrachte. Es hieß Suovetaurilia, weil es aus einem Stier, einem Schaf und einem Schwein bestand. Daß auch bei dem Triumph Konstantins ein solches Opfer nicht fehlte, beweist eines der Reliefs an seinem Ehrenbogen, das zwar zu den vom Trajansbogen entlehnten

Knabe aus der Volksgruppe links des Tempels.

Tempel der Juno Moneta. Teil aus dem Rundgemälde: Das alte Rom mit dem Triumpt
(Verlag von Franz Hanfstängl, Kunstverlag

umphzuge Kaiser Konstantins im Jahre 312 n. Chr. von J. Bühlmann und Alexander Wagner.
rlag A.-G. in München. Alle Rechte vorbehalten.)

des kapitolinischen Jupiters weiter nach rechts wendet. Auf dem Vorhofe des Juno-Tempels, der am Fuße der großen zur Vorhalle emporführenden Freitreppe liegt, sind Priester beschäftigt, die feierliche Handlung zu beginnen, während mit Beilen bewaffnete Opferdiener die widerstrebenden Tiere heranbringen. Diesen Teil des Rundbildes veranschaulicht der beigegebene Ausschnitt aus der großen Komposition, und zu den Figuren der Opferszene haben mehrere der von uns reproduzierten Skizzen des Künstlers gedient.

Außer den geschilderten Gruppen sind es noch zwei, die vorzugsweise das Interesse des Beschauers fesseln. Wenn er sich vom Tempel der Juno Moneta noch weiter nach rechts wendet, nach der Seite, an der das kaiserliche Rom im Gegensatz zum republikanischen mit der unübersehbaren Reihe seiner im weiten Umkreise amphitheatralisch aufsteigenden Prachtbauten beginnt, so fällt sein Blick in der Nähe des Trajansforums auf eine Gruppe von Kriegern, die sich offenbar geflissentlich von dem festlichen Schaugepränge fern halten; denn einer von ihnen, ein Hauptmann, macht eine drohende Geberde, die dem Triumphator gilt. Es sind die letzten Reste der kaiserlichen Garde, der Prätorianer, die in der Schlacht bei Maxentius, den sie aus eigener Machtvollkommenheit

Liktor.

Sklave mit Gefäß zum Auffangen des Blutes.

Studie aus der Volksgruppe zum Opfer.

zum Augustus ausgerufen hatten, am längsten aushielten und, wie Burckhardt in seinem geistvollen Kulturbilde „die Zeit Konstantins des Großen“ sagt, „sich, wie einst die Schar Catilinas bei Pistoja, an der Stelle niederhauen ließen, wo sie am Anfang der Schlacht gestanden hatten.“ In schroffem Gegensatz zu diesen, finster ihrem Schicksal entgegenharrenden Kriegern steht die andere Gruppe, die sich auf einem Vorsprung der Burg befindet, von welchem aus man den gewaltigen Gebäudekomplex der Titusthermen, das Kolosseum, den Tempel der Venus Genetrix, das Forum der Julier und einen Teil des Forum Romanum überblickt. Auf diesem Vorsprung ist eine von einem Velarium gegen die Sonnenstrahlen geschützte, mit Teppichen belegte Estrade errichtet worden, von der die Damen der Familie Konstantins mit ihrem Hofstaat dem Schauspiel zusehen. Den Mittelpunkt bildet Fausta, die Gemahlin Konstantins, auf einem Thronsessel. Sie hätte eigentlich nach unsern modernen Anschauungen keine Ursache, an der allgemeinen Siegesfreude teil zu nehmen, da der gefallene Gegenkaiser ihr Bruder war und ihr Vater Maximinian zwei Jahr zuvor ebenfalls durch Konstantin sein Leben eingebüßt hatte. Aber von solchen empfindsamen Anwand-

Betendes Mädchen, aus der Volksgruppe rechts vom Tempel.

lungen scheint die Tochter Maximinians nach allem, was glaubwürdige Geschichtschreiber über sie zu berichten wissen, völlig frei gewesen zu sein. Als ihr Vater weder durch Güte noch durch Gewalt bewogen werden konnte, von seinen Ränken und Kriegsunternehmungen gegen den Schwiegersohn abzulassen, sondern immer neue Gewaltpläne schmiedete, verriet Fausta selbst den Vater an den Gatten, der sich am Ende schon aus

Araber.

Selbsterhaltungstrieb des unverbesserlichen Ruhestörers entledigen mußte. Er hatte noch die Rücksicht, dem alten Mann die Wahl seiner Todesart zu überlassen. Fausta nahm — beiläufig bemerkt — später die Rolle ihres Vaters wieder auf, bis Konstantin ihrer Intriguen zu Gunsten des Erbrechts ihrer Söhne überdrüssig wurde und sie im Bade ersticken ließ. — Auf der Tribüne der Kaiserin sind auch ihre fünfjährige Tochter Konstantia und die Mutter des Kaisers, die schon damals hochbetagte Helena, anwesend, die sich trotz ihrer niederen Herkunft — sie war Kellnerin in einer Weinschänke, bevor sie die Geliebte des Konstantius Chlorus wurde — der größten Ehrenbezeigungen von Seiten ihres Sohnes zu erfreuen hatte. Sie soll bereits Christin gewesen sein, ehe sie dem Konstantius Chlorus als Kriegsgefangene in die Hände fiel, und wenn auch bei der angesehenen Stellung, die ihr Konstantin bis zu ihrem Tode ließ, viel Heuchelei und politische Berechnung des „Egoisten im Purpurgewand“ mitgewirkt haben mögen, so wird man Helena, der einzigen Lichtgestalt in der Umgebung Konstantins, doch den Ehrentitel lassen müssen, daß sie der gute Engel des Christentums gewesen ist. Ganz anders urteilt die Geschichte über die Tochter des Kaisers, jene Konstantia, deren Gedächtnis noch heute in Rom in ihrer Grabeskirche Sa. Kostanza und in ihrem Sarkophage erhalten ist. Burckhardt weiß nichts Besseres von ihr zu sagen, als daß

Römischer Bürger.

So hat es der Künstler durch kluge Benutzung der historischen Thatsachen verstanden, auch in jene Teile des Bildes, die von der Hauptszene des Triumphzuges entfernt liegen, Figuren einzuführen, die den Beschauer zu geschichtlichen Betrachtungen anregen. Erfreulich sind diese Betrachtungen nicht; aber am Ende wirkt doch befreiend und erhebend das Bewußtsein mit, daß aus den Greueln Konstantius und seiner Familie eine reine Blüte erwuchs, der Sieg des Christentums! Und so gewinnt das Rundbild des alten Rom eine tiefere Bedeutung als die eines bloßen Schaustücks, eines archäologischen Experiments. Noch heben Tempel und Paläste, Theater und Bäder, Säulenhallen und Triumphbögen ihre marmornen Glieder und Häupter aus Cypressenhainen stolz empor, noch sind die Märkte und

sie die würdige Schwester ihres Bruders Konstantius war und sich von diesem zu allen Greuelthaten brauchen ließ. Nachdem ihr erster Gatte Hannibalianus ermordet worden, reichte sie auf Geheiß ihres Bruders einem alten Feldherrn Vetranio, der gerade über eine für Konstantius Zwecke brauchbare Militärmacht verfügte, die Hand und nachdem dieser beseitigt worden, und als es sich darum handelte, den letzten Zweig der Familie Konstantins des Großen, die Söhne des Julius Konstantius zu vernichten, heiratete sie den älteren derselben, Gallus. „Obgleich Konstantia vor dessen Ermordung starb, dürfen wir doch nicht zweifeln, daß sie an seinem bald darauf erfolgten Untergang nicht ohne Schuld war." Die Kirche hat über sie weniger hart geurteilt als die Geschichte und die Tochter Konstantins des Großen sogar heilig gesprochen.

Flötenspielender Knabe.

Straßen, die Höfe und Hallen dicht mit Marmor- und Bronzestatuen bevölkert; aber durch diese Herrlichkeiten einer reichen Kultur, die ihre letzten Früchte getragen und ihre Lebenskraft erschöpft hat, schreitet bereits mit ehernem Tritt eine neue sittliche Macht, die jene Kultur vernichten und auf den Trümmern eine neue erschaffen wird. Um ihre Sendung zu erfüllen, hat sie das Vernichtungswerk mit Eifer und Ernst gethan. Aber sie hat auch eine Wissenschaft und eine Kunst zur Reife gebracht, die aus der zertrümmerten Welt des Altertums alle Grundstoffe gerettet haben, die für die christliche Bildung von Wert und Bedeutung sind. Was die Reformatoren und Humanisten des XV. und XVI. Jahrhunderts, was die Denker des XVII. und XVIII. Jahrhunderts und was die Dichter unserer klassischen Periode der antiken Kultur verdanken, wird nie vergessen werden, selbst in einer Zeit nicht, in der sich Mächte geltend zu machen suchen, die den Zusammenhang unserer Bildung mit dem griechischen und römischen Altertum gewaltsam zerreißen und der bildnerischen Phantasie einen Born verschütten wollen, aus dem sie seit Jahrhunderten immer neue Kräfte schöpft. Wie weit wir aber noch von dem Siege dieser Mächte entfernt sind, deß ist uns neben anderm ein tröstliches Zeugnis die warme, dankbare Aufnahme, deren sich die bildliche Wiederherstellung des alten Rom durch zwei ausgezeichnete Künstler zu erfreuen hat, die ihrerseits einen guten Teil ihrer Bildung jenem unerschöpflichen Quell zu verdanken haben.

Nach einem antiken Relief.

Die Familie bei den Indogermanen.

Von Ernst Eckstein.

Aus welchen Gesichtspunkten betrachteten unsre arischen Vorfahren die erste menschliche Gemeinschaft, auf der sich allmählich der Staat aufgebaut hat — die Familie? Und aus welchen Gesichtspunkten die einzelnen Mitglieder dieser Gemeinschaft? Was bedeutet z. B. das deutsche Wort „Vater," das jenes Urvolk auf der Hochebene von Iran uns wie eine unverstandne Erbschaft hinterlassen hat? Was heißt „Schwester?" Mit welchen Vorstellungen, Begriffen, Bildern hängt es zusammen?

Antwort auf diese Frage kann uns nur ein Blick hinter die farbenreichen Kulissen der Sprachgeschichte erteilen. Versuchen wir, ob ein solcher Blick hier möglich und lohnend ist.

Unser Wort „Familie" ist ein richtiges Fremdwort, und zwar ein römisches. Bei den Lateinern lautete es familia. Dieses familia steht für faemilia und gehört zu dem Stamme fae-, von welchem auch facere, hervorbringen, kommt; es bedeutet sonach die Gesamtheit der Hervorgebrachten, der Erzeugten, der Kinder; wiewohl schon im alten Rom der Begriff des Wortes erweitert, und nicht nur auf die Eltern, sondern auch auf die gar nicht mitverwandten

Hausgenossen, Sklaven ꝛc. mit ausgedehnt wurde.

Das eigentliche deutsche Wort für Familie ist „Sippe“ (vergl. angelsächsisch sibbe, englisch sib = Blutsverwandter). Gotisch sibja heißt die „Verwandtschaft,“ „Gemeinschaft;“ das Wort gehört zu dem Adjektiv sibjis = friedlich, einig.

Der Urbegriff also, den der Germane mit der Familie verknüpfte, war der des friedlichen Zueinanderhaltens, im Gegensatze zu feindlichen Nachbarn.

Es läßt diese Anschauung auf eine Epoche schließen, in der die Begriffe Staat und Familie — im patriarchalischen Sinne des Wortes — sich deckten. Der Sippenälteste war der „Fürst“ dieses Familienstaates; Fürst = der Vorderste (vergl. das englische first = der erste).

Soviel über die Wörter „Familie“ und „Sippe.“ Gehen wir jetzt ins einzelne.

Das Oberhaupt der Familie heißt neuhochdeutsch „Vater.“ Was ist der Urbegriff dieser Bezeichnung?

„Vater“ (lateinisch pater, griechisch patêr, gotisch fadar) bedeutet soviel wie der „Ernährer.“ Es kommt von einem Verbalstamme fat-, nähren, der sich auch noch in dem Wort „Futter“ erhalten hat.

Die Thatsache dieser Abstammung war schon zu Zeiten des Ulfilas dem Bewußtsein des Volkes abhanden gekommen; denn lange vor Ulfilas hatte man von dem Worte fadar das Femininum fadreins gebildet, das soviel wie „Geschlecht“ bedeutet. Auch der Neudeutsche denkt bei dem Worte „Vater“ so wenig an den Urbegriff des Ernährens, daß er die Tautologie „Nährvater“ (= Pflegevater) erfunden hat.

Außer dem „fadar“ kennt übrigens der Gote noch das Wort „atta.“ So beginnt das Vaterunser bei Ulfilas bekanntlich mit „atta.“ Abkömmlinge dieser gotischen Form finden sich noch in mehreren Dialekten; z. B. im allemanischen „Aetti.“

Bezüglich des „Vaters“ blicken wir also vollständig klar. In weit geringerem Grade ist dies der Fall bei „Mutter.“

Die „Mutter“ (lateinisch mater, griechisch mêtêr, englisch mother, dänisch moder, althochdeutsch muoter) stammt vermutlich von einer Verbalwurzel ma-, die soviel wie „säugen“ bedeutet und ganz ursprünglich die Bewegung der saugenden Lippen nachahmt. Von der nämlichen Wurzel stammt das lateinische mamma = die Mutterbrust (vergl. neuhochdeutsch Mämme oder Memme, in der letzteren Form auch einen weibischen, mattherzigen Menschen bezeichnend).

Die Wurzel ma- findet sich selbst im Persischen.

Heranzuziehen wäre noch etwa das gotische Zeitwort matjan = essen, Nahrung einnehmen; wovon neuhochdeutsch das „Mus“ und das „Gemüse,“ die beide eigentlich nur so viel wie „Speise“ bedeuten. (Einem ganz analogen Prozeß zufolge hat das Allgemeinwort „Speise“ gegenwärtig in Norddeutschland außer der Hauptbedeutung noch die Sonderbedeutung „Mehlspeise“ angenommen.)

„Bruder“ (lateinisch frater, gotisch brothar) entstammt — wie so viele Wörter, die ein Verhältnis der Blutsverwandtschaft bezeichnen — einer Wurzel mit dem Begriff „zeugen,“ „gebären;“ es hängt zusammen mit dem altgermanischen baran (griechisch pherein, lateinisch ferre) = tragen, gebären; davon dänisch barn = das Kind, neuhochdeutsch „Bahre“ = das Werkzeug zum Tragen. Unmittelbar zu „Bruder“ gehören die Wörter „Braut“ (gotisch bruths) und „Bräutigam,“ d. h. Mann der Braut. (Diese Nachsilbe gam ist das gotische gumo, lateinisch homo = Mann, Mensch; englisch, mit unberechtigter Einschiebung eines r, groom = der Mann, Dienstmann, Diener). Die Bedeutung unsres Wortes „Bruder“ ist also ursprünglich eine äußerst verschwommene, unbestimmte; sie deckt sich ungefähr mit dem Begriffe des „Kindes,“ das auch von einem Stamme entspringt, der „erzeugen“ bedeutet.

Sachgemäßer erscheint das griechische Wort für Bruder, adelphos, das da besagt: „zu einer gemeinsamen Mutter gehörend.“

Das Wort „Schwester“ führt uns im Gegensatz zu dem rein physisch aufzufassenden „Bruder“ in die Sphäre des indogermanischen Gemütslebens.

„Schwester“ (lateinisch soror, mit ausgefallenem w-Laute — also eigentlich svoror — gotisch svistar, angelsächsisch sveostor, englisch sister, gleichfalls mit ausgefallenem w-Laut), heißt die „Schmeichelnde,“ „Tröstende,“ „Liebe,“ „Holde,“ also die Freude des Hauses, die den anderen die Verstimmungen austilgt, die dem Vater den Gram

verscheucht und dem Bruder gütig zuredet, wenn ein Mißerfolg oder der Zorn des Familienoberhauptes ihn niederdrückt.

In diesem einen Wort liegt die Stellung des arischen Weibes, wie sie sich später, namentlich bei den Germanen, entwickeln sollte, schon gleichsam vorgezeichnet: das liebevolle, geräuschlose Walten am häuslichen Herd, ihr mild-versöhnender Einfluß auf die Leidenschaften und Streitigkeiten der Männer, das Stück Poesie, das die Schwester, das Mädchen, die Haustochter von ihrer frühesten Jugend auf in die Familie trägt. Das indogermanische Urwort enthält, wie der Kern den Baum, die erregten Sabinerinnen, die sich mit aufgelöstem Haar zwischen die kämpfenden Scharen werfen, und linde, freundliche Worte des Friedens sprechen; es enthält die lateinische Portia und die schweizerische Gertrud, die von ihrem bekümmerten Eheherrn „die Hälfte des Grams" verlangt; es birgt im Keime die stille Dulderin, die zur Erlösung ihrer verzauberten Brüder Elend und Schmach erträgt, die sieben Jahre hindurch auf den Gebrauch ihrer Sprache, auf den Verkehr mit der Welt verzichtet, und hundert andre Gestalten unsrer duftigsten Märchen, die nicht erst im Herzen Europas erfunden wurden, sondern bereits auf dem Tafellande von Iran, vor der Trennung der einzelnen indogermanischen Volksstämme, von Munde zu Mund gingen.

Das Wort „Schwester" kommt von einem Verbalstamme svi-, der in der Vergangenheitsform sva- lautet; und dieser Verbalstamm bedeutet soviel wie „sanft, mild, angenehm, lieblich sein." Hiermit hängt das lateinische suavis (eigentlich svavis) = lieblich, sanft, und das deutsche „süß" (eigentlich svüs, vergl. angelsächsisch svêt, englisch sweet) zusammen. Die Begriffsverwandtschaft von sanft und süß findet sich beiläufig in dem französischen doux, dem italienischen dolce 2c. wieder.

Zu einer vielleicht überraschenden, aber nicht unwahrscheinlichen Deutung gibt mir das Wort „Sohn" Veranlassung. Absolute Gewißheit läßt sich gerade auf diesem Gebiete der Sprachforschung nur in Ausnahmefällen erreichen; der Grad der Wahrscheinlichkeit aber wird um so größer, je vollkommener die Rechnung aufgeht, je peinlicher alle Gesetze der Lautentwickelung berücksichtigt, je strenger jede Willkürlichkeit verbannt erscheint.

Das Wort „Sohn" findet sich nur auf der germanischen Linie der Arier; gotisch lautet es sunus, altnordisch sonr, dänisch und schwedisch sön, englisch son. Das lateinische Wort filius, wovon filia, die Tochter, gehört zu dem Stamm fe-, erzeugen, wovon auch femina, die Frau, fecundus, fruchtbar, 2c. 2c. Das griechische Wort für Sohn, hyios, soll nach Döderlein eigentlich phyios heißen und von dem Stamm phy-, erzeugen, kommen, der mit dem Stamm fe- identisch ist.

Das gotische sunus, auf welches alle germanischen Formen des Wortes „Sohn" zurückweisen, stammt nun unsres Erachtens von einer Verbalwurzel sin- (in der Vergangenheitsform san-, in der Participialform sun-) und diese Verbalwurzel bedeutet soviel als „wahr, klar, echt sein." Der sunus wäre sonach der legitime Nachkomme, der echte Sohn seines Vaters.

Zu der nämlichen Wurzel gehört das gotische Wort suns = wahr (vergl. dänisch sand = wahr), ferner sunja = die Wahrheit, sunjeins = wahr, wahrhaftig, — und schließlich sunna oder suno, das Klare, Leuchtende, d. h. die Sonne. Ich kann hier nicht auseinandersetzen, welche Einzelheiten aus dem Gebiete der Sprachvergleichung diese Vermutung zu unterstützen scheinen; so viel ist sicher, daß keine Thatsache ihr widerspricht.

„Tochter" (gotisch dauhthar, englisch daugther, dänisch dotter, griechisch thygathêr), soll nach Einigen „Melkerin" bedeuten; wahrscheinlich jedoch heißt sie, genau wie das lateinische filia, nur die „Erzeugte," und gehört zu dem gotischen dugan = taugen, tüchtig, zeugungsfähig sein. (Vergl. was oben zu „Bruder" bemerkt worden ist.)

„Oheim," „Ohm" ist von fraglicher Abkunft. Das Wort hängt wahrscheinlich mit dem Stamm a- zusammen, der sich in unsrem „Ahn" und in dem lateinischen a-vus, der Großvater, findet. „Onkel" ist dem Französischen entlehnt, und stammt von der Verkleinerungsform des lateinischen avus, die da avunculus lautet.

Die „Muhme," das eigentliche deutsche Wort für das fremdländische „Tante" (französisch tante vom lateinischen amita, des

Vaters Schwester, englisch aunt) ist eine sprachliche Variante des Wortes „Mama," genau wie das lateinische matertera (Muhme) von mater (Mutter) kommt, und patruus (Oheim) von pater (Vater). Vergleiche auch das niedersächsische Wort meddersche oder medder, das gleichfalls eine Variante der „Mutter" ist und so viel wie Tante bedeutet.

„Vetter" (ursprünglich soviel wie Oheim oder Geschwisterkind) verhält sich genau so zu „Vater," wie das eben erwähnte medder zu „Mutter." Angelsächsisch lautet das Wort fädra: es war just, wie das niedersächsische medder, ursprünglich eine Diminutivform („Väterchen"), und wurde als Freundschaftswort gegen Verwandte ebenso illegitim angewendet, wie heutzutage das „Onkel" und „Tante" auf Persönlichkeiten, mit denen man nur befreundet ist.

„Base" gehört, wie „Bruder" zu dem oben erwähnten Zeitwort baran = gebären, erzeugen; vergl. gotisch basi = das Erzeugte, die Frucht, die „Beere."

Die Wörter „Cousin" und „Cousine," die erst aus dem Neufranzösischen herübergenommen sind, stammen von dem lateinischen consanguineus, blutsverwandt. Sie bezeichnen den mit ihnen verbundenen Begriff also genauer, als irgend eine der anderen bisher erwähnten Vokabeln, und charakterisieren sich hierdurch bereits als Wörter von verhältnismäßig junger Herkunft.

„Neffe" und „Nichte" gehören genau so zusammen, wie „Cousin" und „Cousine;" das heißt: „Nichte" ist nicht nur sachlich, sondern auch formell das weibliche Wort zu „Neffe," und lautet ursprünglich „Niftе." (Die gleiche Lautewandlung findet sich in „Schlucht" und „Schluft," englisch after und niederdeutsch achter 2c. 2c.). Das Wort „Neffe" kommt schon im Althochdeutschen vor; es lautet dort nevo, und ist möglicherweise ein Lehnwort: das lateinische nepos. Vielleicht aber auch sind beide Wörter lediglich urverwandt. Was dieses lateinische nepos, der Neffe, (weibliche Form neptis, die Nichte) nun eigentlich heißt, — ob es für gnepos steht, und mit der Wurzel gen-, zeugen, zusammenhängt, darüber läßt sich bestimmtes nicht aussagen.

Hiermit beschließen wir unsre kurze Wanderung. Wir haben gesehen, daß einzelne der betrachteten Wörter uns überraschende Aufschlüsse über gewisse Anschauungen unsrer asiatischen Vorfahren an die Hand geben, andre jedoch einen höchst unbestimmten und allgemeinen Begriff hatten, der sich erst im Laufe der Jahrtausende spezialisierte. — Daß dieser letztere Modus im Gebiete der Sprachentwickelung bei weitem der häufigere, ja der normale ist, — das erörtern wir vielleicht gelegentlich in einer andern Skizze.

Wild an der Raufe. Zeichnung von C. Kröner.

Nur ein Mädchen. Nach

em Gemälde von C. Mücke.

Die rote Schleife.

Eine Novelle von Balduin Grotter.

I.

Ein lauer Sommerabend und eine Landschaft — wie eine Theaterdekoration. Die Sonne war schon zu Rüste gegangen, und in stiller, breiter Glorie stieg der Mond hinter dem Schlosse Alt-Limbach, herauf dessen Erker und Türmchen sich dunkel abhoben von der mondschimmernden Luft und den silberumsäumten mächtigen Wolken am Himmel. Schwarz stachen auch die gewaltigen Baumgruppen ab, zwischen welchen sich das malerische Schloß erhob. Wie eine Theaterdekoration! Die nahezu volle Scheibe des Mondes mit dem für die Anfangsstadien seiner Beleuchtungseffekte charakteristischen gelblichen Lichte, die zackigen Konturen des Schlosses, die großzügige Zeichnung der Luft, die fast an eine „biblische“ Luft gemahnte, die schwarzen Baumriesen; dazu noch einige beleuchtete Fenster des Schlosses, die ein rotes Licht ausstrahlten, weil sie durch rote Gardinen verhängt waren; endlich noch das gebrochene farbige Licht, das durch Flaschenbödenscheiben und Glasmalereien herausdrang, — das Ganze hätte den Kraftgenies unter unsern modernen Landschaftsmalern, denen der liebe Gott zu wenig realistisch und die Natur oft nicht naturalistisch genug ist, sehr wenig behagt. Sie hätten vielleicht das romantische Schloß und den von Minute zu Minute heller werdenden Mond für ganz hübsch und talentvoll erklärt, aber wahrscheinlich zum Schluß doch die Nase gerümpft und sich vielleicht mit einer Bemerkung über Manieriertheit und Effekthascherei Luft gemacht.

Gegenüber der Fassade des Schlosses saß auf einer Gartenbank ein junger Mann mit einem blonden Christuskopfe und sah träumerisch auf das reizvolle Landschaftsbild vor ihm. Der junge Mann, nennen wir ihn Heinrich Wallmann — er hieß nämlich so —, war allerdings ein interessierter Beobachter und darum kein klassischer Zeuge bei der ästhetischen Wertbemessung dieses landschaftlichen Stimmungsbildes. Er selbst hatte nämlich das Schloß dahin gebaut, er selbst hatte alle landschaftlichen Wirkungsbedingungen mit in Betracht gezogen und sorgsam ausgerechnet. Und nun saß er da und freute sich seines Werkes. Jede Einzelheit des zweistöckigen Baues stand klar vor seinem Auge, ob sich auch immer dichtere Schatten der Finsternis auf die Erde senkten.

Der Bauherr, Graf Albrecht zu Limbach, hatte, durch sachkundige Autoritäten an ihn gewiesen, gleich nach den ersten vorgelegten Entwürfen Vertrauen zu ihm gefaßt und ihm dann in allem freie Hand gelassen.

„Über den Geldpunkt brauchen Sie sich den Kopf nicht zu zerbrechen,“ hatte ihm der Graf gesagt. „Die Hauptsache ist: schön soll die Hütte werden und wohnlich. Was es kostet, kostet's eben.“

Da konnte er nun ganz frei seiner künstlerischen Liebhaberei folgen. Er schuf ein zierliches Bauwerk im Stile der deutschen Renaissance, das einheitlich und anmutig war in jedem Stücke vom schmiedeeisernen Kellergitter bis hinauf zu dem verschnörkelten Wetterhahn.

Nun stand das Schlößchen fertig da. Schon hatte es der Graf mit seinem Töchterlein bezogen — die Gräfin war schon vor zehn Jahren gestorben — und nun sollte es durch ein Fest eingeweiht werden. Heinrich war schon eine Woche vorher aus der Stadt gekommen, um überall noch nach dem Rechten zu sehen. Es sollte, wenn die Gäste kamen, alles bis auf den letzten Stein und den letzten Nagel in Ordnung sein. Zum Feste war er selbst natürlich auch geladen, war ihm doch bei demselben als dem vielbelobten Baukünstler eine besonders hervorragende Rolle zugeteilt. Und doch dachte er mit Bangen an den morgigen Tag, da das Fest beginnen sollte. Es war in all diesen letzten acht Tagen so still und so schön auf Alt-Limbach gewesen, er hatte sich in einen so süßen Zauber eingesponnen, und nun werden die vielen wildfremden Menschen kommen — Ade, du stille Einsamkeit, ade, du süßer Zauber!

Man muß nämlich wissen, daß Heinrich Wallmann den unvorsichtigen Einfall gehabt hatte, sich in des Grafen Töchterlein, in die kleine Gräfin Marie ungeheuer ernsthaft zu verlieben. Es war eigentlich nicht einmal

ein Einfall, es war ein Überfall gewesen. Das Gefühl hatte ihn überfallen und auch gleich niedergerannt.

Die kleine Gräfin Marie war eine sehr ausgewachsene Dame von zwanzig Jahren. Ihre Gestalt war schlank und hoch und hoch und stolz war auch ihr Sinn. Sie war immer liebenswürdig und heiter, aber immer war sie sich auch dessen bewußt, daß sie die Gräfin Marie zu Limbach und Grusdorf sei. Sie hatte ein Paar braune, gute Rehaugen im Kopfe, und dieser Kopf war bekrönt von wunderherrlichem braunem Haar. Das Haar war so dicht und reich, daß es sich nicht immer den kapriziösen Forderungen der Mode fügen wollte, zumal, wenn diese vorschrieb, daß die geehrte Damenwelt nun das Haar zu einem ganz kleinen Knoten gefügt zu tragen habe. Da sie nun diese Mode nicht mitmachen konnte, blieb sie bei ein und derselben Haartracht, indem sie das Haar in zwei mächtige Zöpfe geflochten, und diese dann bindenartig um den Scheitel gewunden trug. Das gab ihr nun eine stolze Haltung und nahm sich recht königlich aus. Dieser fast antiken Majestät wollte sich aber die Nase nicht anbequemen, denn das hochgeborene Näschen hielt sich nicht in der strengen Form altgriechischer Klassicität, — das hochgeborene Näschen war ein Stumpfnäschen. Heinrich Wallmann — allerdings auch in diesem Falle kein unbefangener Zeuge — fand, daß es auch so und so erst recht ganz außerordentlich reizend sei.

Heinrich Wallmann war kein überspannter Kopf. Er wußte sehr wohl, daß die jungen Gräfinnen nicht wild wachsen, und nun gar die von der Art der Gräfin Marie, und daß sie nicht blühen, um von dem ersten besten Hergelaufenen gepflückt zu werden. Den Überschuß an Romantik, den er in sich fühlte, hatte er ja Gelegenheit genug in der Bethätigung seiner edlen Kunst auszugeben, im Leben war er durchaus gesetzt und schön vernünftig. Und doch hatte er es nicht hindern können, daß nach und nach ein Gefühl die Oberhand über ihn gewann, von dem er sich sagen mußte, daß es ganz und gar nicht vernünftig sei, — aber in Sachen der Liebe nützt alle Philosophie nichts. Mit dem herniederzuckenden Blitzstrahle kann man nicht parlamentieren und mit der langsam steigenden Flut auch nicht. Darüber sind alle Weltweisen einig, daß da kein Zureden hilft.

Was der gesunde Menschenverstand da sagen konnte, das hatte er sich alles redlich selbst gesagt, nur hatte es eben durchaus nichts helfen wollen. Das heißt, — das Gefühl war allerdings nicht abzutöten, aber so weit hatte es doch geholfen, daß er sich sicher wußte, keine Albernheit zu begehen und jede Abgeschmacktheit zu vermeiden.

Rang und Reichtum der Angebeteten imponierten ihm gar nicht sehr, dazu war er doch zu sehr eine künstlerische Natur und zu vorurteilsfrei, und wenn sie ihm doch als ein Wesen höherer Ordnung erschien, so war es gewiß nicht darum, weil sie eine Hochgeborene war, aber andererseits wußte er doch genau, daß er nicht der Mann sei, die vielhundertjährigen Satzungen der Gesellschaft über den Haufen zu werfen. Er wollte nicht gegen Windmühlen anreiten, und es wäre ihm nichts entsetzlicher gewesen, als sich lächerlich zu machen.

All die weisen Erwägungen hinderten ihn aber nicht, sehnsüchtig zu den Fenstern hinaufzublicken, hinter welchen er Gräfin Marie wußte, und sich von einer namenlosen Glücksempfindung erfaßt zu fühlen, wenn es ihm für einen flüchtigen Augenblick gelang, ihren Schatten zu erblicken. Er wähnte, sie leibhaftig vor sich zu sehen in dem Boudoir, das sein künstlerischer Geist ihr geschaffen, und das in seiner märchenhaften, berückenden Pracht für keine Prinzessin zu gering gewesen wäre. Kunst und Kunsthandwerk hatten bei der Einrichtung ihrer Kemenate heiß wetteifern und ihr Bestes bieten müssen, um da seiner Phantasie, der die Liebe Flügel geliehen hatte, zu genügen. Das Juwel des Hauses sollte auch seine edle, kostbare Fassung erhalten.

Heinrich trat aus dem Schatten heraus, in welchem er bisher auf der Bank gesessen und beschritt den mondbeschienenen Gartenweg vor dem Hause. Er ließ die tiefe Stille der leis entschlafenden Natur auf sich einwirken und blickte von Zeit zu Zeit zu den Fenstern empor, nach welchen er heute so oft schon gesehen. Und wieder ersah er ihren Schatten, und — der Herzschlag stockte ihm — das Fenster erklang und eine Gestalt bog sich heraus.

„Sind Sie es, Herr Wallmann, der da unten Fensterpromenaden macht?“

„Ich bin es, Gräfin Marie?"

„Dann warten Sie einen Augenblick, ich komme zu Ihnen herunter!"

Und nach wenigen Augenblicken stand sie an seiner Seite.

„Der Abend ist zu schön!" sagte sie, ihn begrüßend. „Nehmen Sie mich mit zu Ihren Fensterpromenaden."

„Das geht ganz gut, Gräfin Marie. Einmal haben mir meine Freunde ein Ständchen gebracht zu meinem Geburtstage, und weil ihnen gerade der zweite Baß fehlte, stellte ich mich mit hinunter und sang bei der mir gebrachten Serenade äußerst gefühlvoll mit zu meinem Fenster hinauf. Warum sollten Sie nun nicht sich selbst eine Fensterpromenade machen können?"

Gräfin Marie lachte.

„Einmal müssen Sie uns doch Ihre Freunde, die Künstler, ins Haus führen. Ich stelle mir das sehr lustig vor. Das muß doch etwas ganz anderes sein, als unsere jungen Leute."

„Wie streng Sie die Scheidung durchführen! Es giebt jetzt auch schon aristokratische Künstler."

„Halte nicht viel davon. Ich weiß, Graf Neuhof hat sich auch als Schauspieler herumgetrieben; ich kenne ihn, — ich schenke ihn Ihnen, gehört schon Ihnen: Nein, ich meine wirkliche Künstler, die nicht so fad sind, wie unsere Herren. Sie sollten sie wirklich einmal bringen."

„Das ist nicht so eine einfache Sache, Gräfin. Die Künstler sind ein leichtbewegliches und leichtentzündliches Volk. Was thun Sie denn, wenn sich einer in Sie verliebt?"

„Was ich thue? Da müßten Sie ihn fragen, das ist seine Sache."

Heinrich biß sich auf die Lippen. Die Gräfin hatte harmlos und lachend gesprochen, und doch, welch unerträglicher Stolz drückte sich in ihren Worten aus. Die Liebe eines Künstlers! — es schien ihr unfaßbar, daß ein Interesse dafür bis zu ihrer Höhe hinaufreichen sollte. Das mag sich verhalten wie immer, was könnte es je sie angehen! Und wie sie da heruntergekommen war zu ihm, wie sie in abendlicher Stille da mit ihm spazieren ging und plauderte, — wie hatte sein Herz in stiller Freude gebebt, als sie sich zu ihm gesellte, und doch, wenn er's recht überlegte, wie wenig Grund hatte er, darüber glücklich zu sein.

Wäre sie denn auch gekommen, wenn nicht er, sondern ein junger Kavalier, einer der jungen Leute aus ihren Kreisen, da seine einsame Promenade gemacht hätte? Er war keinen Augenblick im Zweifel über die Beantwortung dieser Frage, — sie wäre nicht gekommen. Es wäre gegen die Sitte gewesen, sich zu so einem stillen, abendlichen Spaziergange mit einem jungen Mann einzufinden. Ihm gegenüber war ihr ein solches Bedenken gar nicht aufgestiegen. Warum hätte sie denn auch zögern sollen? Und wenn sie sich von einem Kammerdiener geleiten läßt, denkt sie daran, daß das auch ein Mann, vielleicht ein junger Mann ist? Solche Gedanken wären doch zu thöricht. Mit einem Kammerdiener kompromittiert man sich nicht; ganz im Gegenteil, er vermag unter Umständen eine Gardedame zu ersetzen.

So wenig Heinrich Wallmann jemals daran gedacht hätte, der jungen Gräfin oder sonst irgend jemandem auf der Welt etwas von seinen heimlichen Empfindungen zu verraten, so drückte ihn jetzt doch das Gefühl seiner totalen Ungefährlichkeit nieder, das ging doch wider seine Mannesnatur und beschämte ihn förmlich.

Er hatte sich ganz in seine selbstquälerischen Grübeleien eingesponnen und fuhr wie aus einem Traume auf, als ihn nun Gräfin Marie mit ihrer hellen Stimme wieder anredete:

„Herr Wallmann!"

„Gräfin —"

„Wissen Sie, warum ich gerne einmal Ihre künstlerischen Kreise kennen lernen möchte?"

„Nun?"

„Weil ich mir einbilde, daß ich da einmal etwas Neues und Interessantes hören würde. Unsere Herren kenne ich schon alle auswendig."

„Das ist ja sehr schmeichelhaft für die Künstler."

„Wenn dabei etwas Schmeichelhaftes ist, so ist es schmeichelhaft für Sie."

„Ach!"

„Ja wohl! Es ist doch merkwürdig, daß ich mit Ihnen stundenlang reden kann —"

„Da ist doch eigentlich nichts Merkwürdiges dabei."

„— ohne mich zu langweilen!"

„Ich erkläre, daß ich mich soeben verbeugt habe. Ich bemerke das ausdrücklich,

weil Sie das vielleicht bei der Finsternis nicht gesehen haben."

„Ich hatte es gesehen, — war unnötig. Ich wollte Ihnen ja keine Schmeichelei sagen. Es ist so, wie ich Ihnen sagte, — stundenlang. Ich finde das merkwürdig."

„Und ich finde es für die natürlichste Sache von der Welt, Gräfin Marie, wenn ich mich mit Ihnen gut unterhalte."

„Vielleicht weil ich gut zuhöre, ich höre Ihnen aber gerne zu."

„Weil Sie Interesse für die Kunst haben."

„Das auch, obschon ich es erst durch Sie gewonnen habe, aber das ist doch nicht die Hauptsache, so wichtig es mir auch geworden ist. Sie reden z. B. am liebsten über Ihre Kunst, über die Architektur. Für diese haben erst Sie mir die Augen geöffnet. Es ist ordentlich veredelnd, wenn Einem für eine schöne und gute Sache nach und nach das Verständnis aufdämmert. Seitdem Sie mir das Grundgesetz klar gemacht haben für alle Schönheit in der Baukunst, die Harmonie im Verhältnis zwischen Last und Stütze, sehe ich die Dinge anders und mit mehr Verständnis, und das wahrlich nicht nur in der Architektur. So dämmert es mir auf vielen anderen Gebieten. Ihre Anschauungen sind mir neu und oft überraschend, manchmal verwirren sie mich, immer aber geben sie mir zu denken. Es ist doch recht schade, daß unsere [illegible] Herren, und ich kann sagen, auch un[illegible] jungen Damen mit einer gewissen Ängstlichkeit innerhalb eines ganz engen Anschauungskreises gehalten werden. Es würde uns doch gar nichts schaden, wenn wir von Haus aus für geistige Interessen zugänglich gemacht werden würden."

„Ja, das kann man nicht immer nach Wunsch ‚machen', Gräfin Marie, das hängt von der individuellen Vorliebe und wohl auch von hereditärer Veranlagung ab. Neigung und Begabung setzen sich ja schließlich doch überall durch."

„Ich glaube es nicht, die Neigung muß doch erst geweckt werden und die Anlagen entwickelt. Da ist gleich so etwas, was eine ganze Revolution in meinem Kopfe verursacht hat: die hereditäre Veranlagung! Was Sie mir von erblicher Belastung und Bevorzugung, was Sie mir von der Entwickelungstheorie erzählt haben, und was ich auf Ihren Rat darüber lesen mußte, das hat mich geradezu erschreckt und doch wieder unwiderstehlich angezogen. Ich kann mit mir nicht fertig werden. Auf der einen Seite möchte ich mich beugen vor der zwingenden Macht der Wahrheit, — der Wahrheit? Sagen wir vorläufig der Wahrscheinlichkeit, — auf der anderen Seite habe ich meinen guten christkatholischen Glauben, der mit Ihrer Weisheit unvereinbar ist, und den ich mir nicht rauben lasse. Wissen Sie, daß ich Sie manchmal hasse! Sie verderben mich."

Die beiden waren so im Gespräch um den monumentalen Brunnen herumgegangen, der den Mittelpunkt des Gartenparterres vor dem Schlosse bildete. Gräfin Marie war nach den letzten Worten stehen geblieben und blickte auf den durch das Mondlicht versilberten Strahl des Springbrunnens, der aus dem Schlund eines ehernen Seeungetüms emporstieg, das von einigen übermütigen Meernixen gewürgt wurde. Heinrich sah ebenfalls auf die rieselnden Silbertropfen und lächelte still vor sich hin.

„Nun, Herr Wallmann," unterbrach Gräfin Marie die Pause, „warum erwidern Sie mir nichts?"

„Ehrlich gestanden, Gräfin, ich weiß nicht, was ich Ihnen erwidern soll. Ich glaube nämlich Ihren Worten nicht."

„[illegible]lauben mir nicht?"

„[illegible] es. Sie hassen mich, — Sie [illegible], verderbe Sie — ich Sie? Das koste[illegible] ein Lächeln."

„Da stürzen Sie sich wenigstens in keine allzugroßen Auslagen, — aber warum soll das alles nicht möglich sein?"

Heinrich lachte, jetzt wirklich belustigt durch die Vorstellung, welche die Worte dieses stolzen Mädchens in ihm erweckten.

„Warum nur nicht?" nahm Marie wieder das Wort. „Wenn ich schon die übergroße Bescheidenheit zu begreifen glaube, die Sie angeblich hindert, zu verstehen, daß ich Sie hassen könnte, so weiß ich doch nicht, was dem im Wege steht —"

„— daß ich Sie verderben könnte? Zunächst die mangelnde Absicht."

„Das geht auch ohne Absicht."

„Gewiß, aber das eigentliche Motiv meiner Ungläubigkeit ist auch hier dasselbe, wie bei dem fürchterlichen, zum Glück durchaus nicht glaubwürdigen Haß; das Motiv,

daß der Einfluß, den Sie mir und meinen Anschauungen auf Sie zu nehmen gestatten, doch ein äußerst geringfügiger ist."

„Das können Sie nun doch nicht wissen."

Heinrich geriet in Verwirrung über diese Worte, die ihrem Sinne nach fast demütig waren. Und doch, wie sehr stand die Art, in welcher sie hervorgebracht wurden, im Gegensatz zu ihrem Sinne. Gräfin Marie stand so kühl und so unnahbar, so bewußt des sozialen Abstandes zwischen ihnen vor ihm, daß jeder, der sie jetzt gesehen hätte, ohne ihre letzten Worte zu hören, hätte glauben müssen, daß soeben irgend eine hochmütige Bemerkung über ihre Lippen gegangen sei. Gräfin Marie bückte sich darauf, nahm einige kleine Kieselsteinchen vom Wege in die Hand, und versuchte es gleichmütig, sie einzeln durch den Strahl des Springbrunnens zu werfen. Dann schritt sie gelassen weiter um das runde Wasserbecken, bis sie wieder knapp vor dem Schlosse stand. Heinrich war ihr schweigend gefolgt.

Unter einem Erker, der zierlich aus der Wand herauswuchs, blieb Marie stehen und sagte:

„Diese Partie des Schlosses ist die schönste, wenigstens gefällt sie mir am besten," und damit machte sie mit den Händen eine abgrenzende Bewegung, als wolle sie den Erker mit den Fenstern zu beiden Seiten und dem schlanken Türmchen, das sich ihm zur Seite emporstreckte, zu einem Bilde zusammenfassen. Unter dem vorspringenden Erker war, so noch ziemlich geschützt vor den Unbilden der Witterung, eine Marmorplatte in die Mauer eingelassen, welche drei Bildnisfiguren in altdeutscher Tracht erkennen ließ. Das Relief ließ den Grafen Limbach, die Gräfin Marie und Heinrich Wallmann erkennen. Der Baukünstler reichte auf dieser Darstellung dem Bauherrn den Plan hin, den dieser mit freundlichem Blicke prüfte; Gräfin Marie lehnte sich an die Schulter des Grafen und hielt ihre Augen ebenfalls auf den Bauplan gerichtet.

„Es ist eine sinnige Darstellung," sagte Marie, „und ich freue mich, da so schön verewigt zu sein. Nur eines will mir nicht recht gefallen, — Ihre tiefe Verbeugung."

„Wenn Sie genauer hinsehen, Gräfin, werden Sie finden, daß ich mein Haupt vor Ihnen neige."

„Das ist schon gar nicht recht!"

„Es ist nicht die Gräfin, vor der ich mich beuge."

„Ein Mann, wie Sie, hat sich überhaupt nicht zu beugen."

Wieder fand Heinrich keine Antwort auf diese Worte. Es lag in ihnen etwas, was ihn hätte beglücken müssen und wieder war es die kühle Art, welche es machte, daß die Worte fast wie eines jeglichen persönlichen Interesses entkleidet erschienen. Gräfin Marie hatte gesprochen, als käme auch hier lediglich der kalte Marmor in Betracht.

Mit derselben kühlen Gleichgültigkeit sagte sie ihm bald darauf Gute Nacht! Und als sie ihm dann auch die Hand bot, geschah dies so ganz ohne die geringste persönliche Anteilnahme, daß es ihn förmlich verwundete.

Während Gräfin Marie in königlicher Ruhe und leicht gähnend durch das Schloßthor schritt, stürmte Heinrich in fieberischer Aufregung durch den Park, und zwar auf seinen tiefsten, dichtesten und dunkelsten Stellen, auf daß er nicht noch einmal von einem Fenster aus erspäht werde. Anstatt glücklich zu sein über die Gunst des Schicksals, die ihn wieder eine Stunde mit ihr allein und ungestört sein ließ, war er im tiefsten Herzen unglücklich. Er grollte ihr ob ihrer vornehmen Herablassung, er grollte sich ob des wahnwitzigen Einfalles, sich in sie zu verlieben. Er bäumte sich auf als Mann und als Künstler gegen die ungeheure Geringschätzung, die ihr ganzes Gebahren ihm gegenüber verriet, und andererseits fand er es wieder von seiner Seite geradezu verrückt, seine Augen zu ihr zu erheben. Er fühlte sich hin und hergeworfen zwischen diesen gegensätzlichen Gedanken, bis er schließlich unfähig war, überhaupt noch einen klaren Gedanken zu fassen.

Er fühlte und wußte am Ende nur noch Eins, — daß er sie liebe und daß er ein großer Esel sei. —

II.

Der nächste Morgen brachte eine große Anzahl von Gästen nach dem Schlosse. Von allen Seiten kamen sie herbeigeströmt von den benachbarten Schlössern, und da Limbach mit der Eisenbahn auch von Wien aus in wenigen Stunden zu erreichen war, fehlte es auch an Wiener Gästen nicht. Fast die ganze österreichische Aristokratie hatte ihre Vertreter geschickt.

Der Empfang vollzog sich in aller Ruhe und Sicherheit. Kein ängstliches Jagen und Hasten, niemand verlor den Kopf, nirgends eine Verwirrung; man konnte wohl sehen, daß Graf Limbach und seine Tochter gewohnt seien, Leute bei sich zu sehen und für deren Unterbringung zu sorgen. Graf Limbach machte mit vollendeter, weltmännischer Liebenswürdigkeit die Honneurs, und ihm stand mit allem Eifer Heinrich Wallmann zur Seite, der heute mit zu den Hauptpersonen im Schlosse gehörte. War es doch sein Werk, das allen Ankömmlingen Rufe des Entzückens und der Bewunderung entlockte. Ihn schob der Graf vor, wenn es Auskünfte über den Bau zu erteilen gab, er hatte unzählige Male den Führer und Cicerone zu machen, wenn die Herrschaften einzeln oder in Gruppen das ganze Schloß von unten bis zum Dachboden hinauf in allen Räumen zu besichtigen wünschten.

Gräfin Marie widmete ihre besondere Aufmerksamkeit den weiblichen Gästen, und damit war ihr der schwierigste Teil der Empfangsfeierlichkeiten zugefallen. Sie zeigte sich aber ihrer Aufgabe vollauf gewachsen. Sie hatte für alle ein liebenswürdiges Lächeln und ein verbindliches Wort.

Wie es bei allen derartigen gesellschaftlichen Zusammenrottungen zu gehen pflegt, hatten auch hier die jungen Mädchen sehr bald unter sich einen Staat im Staate gebildet. Die jungen Baronessen und Komtessen scharten sich um die hohe Gestalt der Gräfin Marie und traten nun nur noch in geschlossener Phalanx auf. Sie sprachen und lachten recht lebhaft unter einander, und entwickelten samt und sonders jene imponierende Sicherheit in der Haltung, welche ebensowohl als ein Erziehungsresultat, wie eine Folge des Standesbewußtseins anzusehen ist.

Alle wollten sie natürlich auch gleich das Schloß ansehen, aber Gräfin Marie hielt sie zurück. Jetzt sei der Rummel noch zu groß, später würde sich das in aller Muße viel besser machen lassen. So wurde denn noch gewartet. Zu einer langen Kette verbunden, Gräfin Marie in der Mitten, stolzierten sie darauf den ganzen breiten Vorplatz des Schlosses einnehmend auf und nieder. Dieser breiten Schlachtlinie gegenüber hatten die jungen Herren, die sich naturgemäß sehr bald heranschlängelten, einen schweren Stand. Die jungen Damen hatten gegenseitig die Arme eingehängt, die Phalanx konnte also nicht leicht durchbrochen werden, und die jungen Ritter mußten vor ihnen hertänzeln, und zwar unter erschwerenden Umständen, nämlich nach rückwärts, da sie ihnen doch nicht den Rücken zukehren konnten.

Das gefiel den Komtessen sehr wohl und befestigte sie nur noch mehr in ihrem ohnedies reichlich vorhandenen Gefühle der Sicherheit und Überlegenheit. Im allgemeinen hielt sich aber die Fröhlichkeit der jungen Welt noch in bescheidenen Grenzen. Eine allzulaute Heiterkeit hätte gegen den guten Ton verstoßen; denn man hatte noch eine kirchliche Feier vor sich. Das Fest wurde durch eine Messe in der Schloßkapelle eröffnet, und an die Messe schloß sich dann auch noch eine Predigt.

Erst nachdem dieser Teil der Feier abgethan war, erbat Gräfin Marie die Führung Heinrich Wallmanns bei der Besichtigung des Schlosses für ihre jungen Freunde und Freundinnen. Sie hätte ja selbst die Rolle der Führerin übernehmen können, aber sie wollte, daß die zu erwartenden Lobsprüche gleich an die richtige Adresse gelangten.

Heinrich machte also wieder den Führer, und dabei wurden auch die Erwartungen der Gräfin Marie nicht getäuscht. Alles war voll des Lobes. Jedes einzelne Gemach erregte hohes Wohlgefallen, am meisten die Zimmer der Gräfin Marie selbst.

Graf Leopold Singelingen-Derschitz klopfte Heinrich freundschaftlich auf die Schulter und sagte:

„Sie haben da viel auf Ihr Gewissen geladen, Herr Architekt!“

„Wieso?“ frug rasch Mizzi Wartstein, ein junges Freifräulein, das immer ganz besondere Aufmerksamkeit dafür hatte, was Graf Leopold sprach.

„Ja wohl, wie so?“ fielen auch gleich darauf die drei Schwestern Sulkovich ein, die sich schon lange darüber ärgerten, daß Mizzi Wartstein dem Singelingen-Derschitz eine gar so große Aufmerksamkeit zuwende.

„Das ist sehr einfach,“ erwiderte Graf Leopold. „Denn heute werden noch verschiedentliche Mamas von verschiedentlichen Töchtern gewaltig sekiert werden.“

„Das werden sie ja so wie so und immer,“ fiel Rudi Braunau ein, der jugend-

liche Majoratsherr auf Braunau und Mattighofen.

„Nicht unterbrechen!“ befahl Mizzi Wartstein. „Warum, Graf Leopold?“

„Weil nun alle jungen Damen auch solche Boudoirs werden haben wollen.“

„Die Idee ist nicht schlecht, Graf Poldi,“ bemerkte Baron Oskar Schwertberg, dem sich Alfred von Narenta ohne weiteres anschloß, da diese beiden immer und überhaupt alle Ideen des Grafen Leopold für ganz ausgezeichnet fanden.

Die jungen Damen enthielten sich einer weiteren Meinungsäußerung in dieser Sache. Thatsächlich hatten sie sich alle samt und sonders im Stillen schon Ähnliches gedacht, aber es wäre doch eine zu große Konzession gewesen, das auch laut auszusprechen.

Heinrich Wallmann blieb in dieser laut und fröhlich schwatzenden Gesellschaft ziemlich wortkarg, und der Eindruck, den er machte, war in der That auch kein allzu glänzender. Sein Frack war von Haus nicht mit so phänomenalem Schwung entworfen, wie die der hier versammelten jungen Aristokraten; seine Hemd- und Manschettenknöpfe waren nicht so imponierend, der Halskragen nicht so erstaunlich. Zudem war er von dem vielen Führen bestaubt und abgemüdet, seine Hemdbrust zerknittert; die Masche seiner weißen Kravatte hatte sich verschoben, und saß ihm nun seitwärts auf dem Halse, — kurz, er war ein ganz ungefährlicher Mensch. Die Herren beachteten ihn wenig, und die jungen Damen wußten nicht recht, wie sie sich zu ihm stellen sollten. So ist ein Mann oft in Verlegenheit, wenn er in Gesellschaft einer bekannten Dame ein zweites weibliches Geschöpf sieht, von dem er im ersten Moment nicht weiß, ob es eine Verwandte, eine Gesellschafterin oder ein Stubenmädchen sei.

Gräfin Marie hatte mit feiner gesellschaftlicher Witterung auch gleich die unklare Stellung Heinrichs herausgespürt und gab sich nunmehr Mühe, ihn durch besondere Bevorzugung ihrerseits in den Augen der Gesellschaft zu heben. Das fiel auch sofort auf. Die jungen Damen wunderten sich und die jungen Herren ärgerten sich darüber. Es kam sogar zu einem Zwischenfall, der leicht üble Folgen nach sich hätte ziehen können. Als nämlich Gräfin Marie beim Abstieg auf der Mansardenstiege mit Umgebung der jungen Aristokraten Heinrichs Arm erbat, äußerte Alfred von Narenta ziemlich laut und in wegwerfendem Tone zu Baron Oskar Schwertberg:

„Ich glaube nicht, daß man mit Handwerksleuten gar so viele Geschichten machen sollte!“

Graf Leopold hatte die Worte aufgefangen, aber auch Heinrich, der den Kopf rasch wandte und sein Auge mit dem Ausdruck spöttischer Verachtung eine Weile auf dem übermütigen Sprecher ruhen ließ. Ohne jedoch ein Wort zu erwidern, kehrte er sich wieder zu seiner Dame und setzte mit ihr das begonnene Gespräch fort. Gräfin Marie hielt fest an dem Gespräche, und es war ihr durchaus nicht anzumerken, ob sie den Zwischenfall bemerkt hatte oder nicht.

Sehr ärgerlich war Graf Leopold über Narentas Anmaßung. Er kannte und schätzte Heinrich Wallmann schon seit längerer Zeit, und es verdroß ihn, daß man es in seiner Gegenwart gewagt hatte, aggressiv gegen Heinrich vorzugehen. Er ließ es sich daher angelegen sein, seine Parteinahme für Heinrich kundzuthun und er bethätigte diese, indem er mit lauter Stimme die kernige Sentenz aufstellte:

„Man kann viel Unsinn zusammenreden, wenn der Tag lang ist!“

„Dazu braucht der Tag nicht einmal gar so lang zu sein,“ rief Heinrich mit heller Stimme zurück.

Die drei Komtessen Sulkovich kicherten, Graf Rudi Braunau platzte heraus und der übertrumpfte Naranta biß sich die Lippe. Gräfin Marie überhörte auch dieses Scharmützel und plauderte angelegentlich weiter mit Heinrich.

Als dann die Gesellschaft sich zerstreute, um noch auf die Dinertoilette einige Sorgfalt zu verwenden, benutzte Graf Leopold die Gelegenheit, sich Heinrich zu nähern, um mit ihm noch den Zwischenfall zu besprechen und ihm unter Umständen seine guten Dienste zur Verfügung zu stellen. Heinrich war eben im Begriffe, sein Zimmer aufzusuchen, als ihn Graf Leopold unter den Arm faßte.

„Nehmen Sie mich mit, Herr Wallmann.“

„Mit Vergnügen!“

Sie betraten das Zimmer, und auf eine einladende Handbewegung Heinrichs ließ sich Graf Leopold in einen bequemen Lehnstuhl sinken.

„Na, Sie werden auch froh sein, wenn Sie uns wieder los sein werden! Nicht abwehren! Fünfzehn Komtessen und Baronessen, dazu ein Dutzend Gigerln, wie Narenta und Braunau und meine Wenigkeit, dazu die hochgeborenen Mamas und Papas, — na, ich kenne größere Genüsse."

„Ich komme dabei doch sehr wenig in Betracht," erwiderte Heinrich.

„Aber Sie haben doch die größte Plage mit uns. Übrigens davon wollte ich ja nicht reden. Was wollte ich nur sagen? Richtig! Der Narenta ist doch ein rechter Trottel!"

Heinrich schwieg.

„Ihr Schweigen ist nicht sehr schmeichelhaft für ihn," fuhr Graf Leopold fort.

„Ich habe keinen Grund, ihm zu schmeicheln," versetzte Heinrich.

„Qui tacet consentire videtur! Übrigens — wenn Sie auch widersprochen hätten — ein Trottel bleibt er doch! Werden Sie auftreten gegen ihn?"

Heinrich lächelte. „Soll ich mich mit ihm schießen?"

„Sie haben Recht, Herr Wallmann. Der Anlaß ist zu geringfügig, obschon ich selbst mich kaum enthalten könnte, ihm eine kleine Lektion zu erteilen."

„Er hielt mich für einen Handwerker," sagte Heinrich achselzuckend. „Den Schmerz darüber glaube ich mit heroischer Würde tragen zu können. Die geehrte Mitwelt, vielleicht auch die Nachwelt, wird ja darüber urteilen, ob ich denn gar so tief unter diesem hohen Herrn stehe."

„Darüber sind die Akten schon geschlossen, lieber Freund. Darum handelt es sich hier aber auch gar nicht. Der Mensch hat Sie beleidigen wollen, dafür gebührt ihm ein Denkzettel."

„Das ist kavaliermäßige Auffassung; bedauern Sie mich — ich bin kein Kavalier. Sie sagen, er wollte mich beleidigen, — ist ihm nicht gelungen. Er reicht nicht hinauf zu mir!"

„Bravo, Wallmann! Das ist eigentlich noch kavaliermäßiger gedacht. Also lassen wir ihn laufen."

„Die Sache ist zu unbedeutend und zu ungereimt. Denken Sie, ich wäre wirklich beleidigt worden, und mir gebührte wirklich eine eklatante Genugthuung, und ich bekäme statt dieser zu der Ehrenkränkung auch noch eine Kugel in den Leib. Die Sache hat ja gar keinen Sinn!"

„Wenn man sie so auffaßt, allerdings nicht. Aber Sie müssen bedenken, daß es sich in solchen Fällen um die verletzte Ehre handelt, und daß unsere Ehre nicht von uns allein abhängt, daß sie vielmehr der Hauptsache nach von dem abhängig ist, was andere Leute von uns denken und sagen. Darum wird auch durch ein unglückliches Duell die Ehre wieder hergestellt."

„Falsch, Herr Graf. Es gibt nur eine Ehre: ein anständiger Mensch zu sein. Bin ich das nicht, dann habe ich keine Ehre und verdiene keine. Ihre Theorie ist zu bequem. Es wäre traurig, wenn eine Mannesehre an der Spitze einer bösen oder leichtfertigen Zunge hängen sollte. Die muß doch solider fundiert sein. Das leuchtet doch ein, daß die Ehre in dem eignen inneren Werte begründet ist, nicht aber in dem, was einem mehr oder minder vornehmen Gassenjungen zu meinen und zu sagen beliebt."

„Ich kann Ihnen nicht widersprechen, Herr Wallmann, weil ich mit meinem Latein zu Ende bin. Ich muß zugeben, daß das sehr richtig und sehr logisch ist, was Sie da sagen, und doch — nennen Sie es Vorurteil, oder wie Sie wollen — ich kann mich nicht zu Ihrer Ansicht bekehren. Ich gehe los, wenn der Fall darnach ist."

„Das finde ich auch für vollkommen begreiflich, — dafür sind Sie Aristokrat. Ihnen stehen dann auch die ritterlichen Anwandlungen besser zu Gesichte, als einem Manne, den man für einen Handwerker hält."

„Lassen wir's gut sein. Der Fall ist ja wirklich nicht darnach, daß man sich erhitzen sollte. Ich behalte mir aber vor, dem vorlauten Jüngling gelegentlich 'mal auf die Finger zu klopfen."

„Das haben Sie ja ohnedies schon gethan, Herr Graf, und ich habe Ihnen noch zu danken, daß Sie sich mit solchem Freimut auf meine Seite gestellt haben. Er hat seinen Klaps bekommen —"

„Von Ihnen doch auch, lieber Freund. Das war sehr gut!"

„Und dabei mag es sein Bewenden haben."

Und dabei hatte es auch sein Bewenden. Heinrich vermochte es durchaus nicht, sich über den Zwischenfall in eine besondere Hitze hineinzusteigern und begab sich nach diesem Gespräche in vollster Gemütsruhe zum gemeinsamen Festmahle. In der Fest-

tafel hatten sich an fünfzig Personen eingefunden, alle mit peinlichster Sorgfalt und die Damen mit entsprechendem Luxus gekleidet.

Es ging bei der Tafel ziemlich steif, und wie die junge Welt fand, auch etwas langweilig zu. Es gab zu viele Respektspersonen und zu viele feierliche Reden. Eindruck machte es doch, daß in den meisten dieser Reden Heinrichs mit großer Auszeichnung gedacht wurde.

Eigentlich warm wurde die Stimmung erst zum Schlusse des Mahles, als der Champagner seine belebende Wirkung zu äußern begann. Man sah blitzende Augen und gerötete Wangen, und die jungen Damen lachten und kicherten; die jungen Herren wurden laut, und alle zusammen waren froh, als die Tafel aufgehoben wurde, denn nun konnte man sich doch freier gehen lassen. Die gesetzten Damen verloren sich in die Salons, die Herren in die Rauchzimmer und in den Billardsaal, wo noch ein Übriges in schwarzem Kaffee, altem Cognac und grüner Chartreuse geleistet wurde. Die Jugend endlich that sich wie auf Verabredung zusammen, um sich gemeinsam nach einer nur wenige Minuten vom Schlosse entfernten Waldwiese zu begeben. Dort gedachten sie sich auf eigne Faust zu vergnügen.

Heinrich hatte sich auf besondere Aufforderung der Gräfin Marie der Jugend angeschlossen, obschon er das freilich lieber nicht gethan hätte. Er fühlte sich gedrückt unter den glänzenden und hochmütigen jungen Edelleuten, mit welchen er so gar keine gemeinsamen Berührungspunkte hatte, und unter den Edelfräulein, die ja ebenfalls mit einer gewissen Geringschätzung auf ihn herabsahen, wenn sie auch zu gut erzogen waren, um ihn das allzudeutlich merken zu lassen.

Wenn er nun aber auch lieber zurückgeblieben wäre, so ging er doch mit, um sich nicht bitten zu lassen und dadurch noch mehr die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Im stillen zog es ihn ja doch mächtig in die Nähe Mariens; er konnte sie doch wenigstens sehen, wenn auch natürlich nicht daran zu denken war, daß er die Gelegenheit und die nötige Unbefangenheit finden würde, sich mit ihr in eine eingehende Unterhaltung zu vertiefen.

Auf der Waldwiese angekommen, lagerte sich die Gesellschaft zwanglos ins Gras im Schatten einiger hochstämmiger Buchen. Das Gespräch drehte sich, wie gewöhnlich, um vierfüßige Helden des Tages, um berühmte Rennpferde, und es war ganz erstaunlich, zu beobachten, wie gut informiert auch die jungen Damen über diese Koryphäen waren.

„Der Paraible-Hengst ist niedergebrochen!“ verkündete Rudi Braunau, der durch diese Nachricht ganz aufgeregten Gesellschaft.

„Nicht möglich!“ erwiderte Klotilde Sulkovich. „Ich habe ihn noch gestern früh bei der Morgenarbeit gesehen.“

„Was? Sie sind schon um fünf Uhr früh auf dem Turf?“

„Sehr häufig. Da war der Hengst noch in großer Form.“

„Und er ist doch niedergebrochen. Hier das Telegramm. Ich habe es übrigens immer behauptet, daß er nur in der Hinterhand verläßlich ist, und daß seine Vorderpedale bald nachgeben würden. Ich habe Recht behalten.“

Die unbezweifelbare Bestätigung der Nachricht wurde mit großer Betrübnis aufgenommen. Die Stimmung besserte sich aber gleich wieder, als man nun daran ging, die Chancen des nächstjährigen österreichischen Derbys zu diskutieren.

„Graf Apponyi hat das nächste Derby in der Tasche,“ ließ sich einer der jungen Herren vernehmen.

„Wie so denn?“ erscholl es von allen Seiten.

„Mit ‚Adria‘ im Stalle ist ihm das blaue Band nicht zu nehmen. Graf Apponyi ist unser Herzog von Portland.“ Beide hätten zweimal hintereinander das Derby gewonnen, „Triumph“ sei so gut, wie „Donovan,“ — und beide hätten jetzt auch schon den nächsten sicheren Derby-Sieger im Stalle.

Diese Bemerkungen riefen eifrige Entgegnungen hervor. „Adria“ sei ein leichtes Pferd und dürfe nicht scharf angefaßt werden; wer weiß, ob sie das Training überdauern werde. Jedenfalls habe sie im „Tresor“ einen gefährlichen Rivalen, und es sei zweifellos, daß „Masseur“ sie mit Leichtigkeit niedergaloppieren werde.

„Interessieren Sie sich auch für diese Geschichten, Herr Wallmann?“ frug Graf Leopold, sich an Heinrich wendend.

„Gewiß, Herr Graf, ich interessiere mich für jeden Sport.“

„Der Pferdesport ist doch der schönste.“

„Warum?“

„Weil da doch erstaunliche Leistungen geboten werden.“

„Noch Erstaunlicheres zeigen eigentlich doch die Menschen.“

„Man kann die menschliche Kraft und Ausdauer doch nicht mit der eines Pferdes vergleichen!“

„Allerdings nicht; das Pferd steht in dieser Hinsicht zu weit zurück.“

„Sie scherzen.“

„Das läßt sich ja sehr leicht beweisen.“

„Par exemple!“

„Es gibt Radfahrer, die eine Tagesleistung von fünfhundert Kilometern und darüber aufzuweisen haben. Das ist kein Pferd der Welt im stande, und das beste Pferd würde tot niederfallen, ehe es eine solche Leistung zu Wege brächte. Ferner können Menschen in sechs Tagen eine Strecke von mehr als sechshundert englischen Meilen hinter sich bringen, also genug, um die ganze österreichisch-ungarische Monarchie zu durchqueren von Salzburg bis Czernowitz. Dieser Record ist schon sehr häufig erreicht und sogar geschlagen worden bei den s. g. Sechs-Tage-Rennen, go-as-you-please-races in England und Amerika. Muten Sie solche Anstrengungen einem Pferde zu, — undenkbar!“

„Da kommt ja die Roßnatur in Mißkredit!“

„Mit Recht. Denn nicht die rohe physische Kraft allein entscheidet, sondern die zähere Willenskraft und die größere Energie, also in letzter Linie doch ein geistiges Moment.“

Gräfin Marie begann jetzt erst dem Gespräche ihre Teilnahme zuzuwenden. Sie ließ sich von Heinrich Einzelheiten des Athletik-Sports mitteilen und folgte mit Interesse seinen weiteren Untersuchungen und Feststellungen über die Grenzen der menschlichen Körperkraft.

Inzwischen begann die übrige Gesellschaft, der diese theoretischen Erörterungen doch nicht nach dem Geschmacke waren, sich anderweitig zu unterhalten. Baron Oskar entfesselte stürmischen Beifall durch seine kunstvollen Nachahmungen von Tierstimmen. Man lief und sprang umher und haschte sich. Graf Rudi Braunau stellte Herrn von Narenta ein Bein unter, daß dieser der Länge nach ins Gras hinschlug. Der Vorfall wurde mit außerordentlichem Jubel aufgenommen, und die Heiterkeit steigerte sich noch, als dann Narenta aufsprang und sich vergeblich bemühte, an dem gewandt ausweichenden Rudi Rache zu nehmen.

Dann gab es mit einem Male erst recht ein großes Halloh. Graf Leopold hatte, Gott weiß, wie und woher, einen Leierkastenmann aufgetrieben. Der wurde mitten auf die Waldwiese postiert und mußte nun den jungen Herrschaften zum Tanze aufspielen.

Graf Leopold kam sofort herbeigesprungen, um Gräfin Marie zum Tanze aufzufordern. Gräfin Marie erhob sich und ließ sich vom Arm ihres Tänzers umschlingen. Sie war in eine einfache weiße Seidenbattistrobe gekleidet, die mit hochroten Seidenbandschleifen geziert war. Heinrich sah mit heimlicher Bewunderung zu der königlichen Gestalt empor, dabei nahm er wahr, wie sich eine rote Schleife vom Kleide löste und ins Gras fiel. Er griff hastig nach derselben und ließ sie unbemerkt, wie er wähnte, in einer hinteren Tasche seines Frackes verschwinden. Es war ihm dabei nicht gerade darum zu thun, die Rolle eines ehrlichen Finders zu spielen. Er gedachte die rote Schleife heimlich zu verwahren als ein Erinnerungszeichen an seine süßen und bitteren Schmerzen, als ein stilles Zeugnis einer hoffnungslosen Liebe.

Als Gräfin Marie ihre Tour mit dem Grafen Leopold absolviert hatte, setzte sie sich nicht gleich wieder nieder, sondern blieb vor Heinrich stehen, ihm so gleichsam direkt befehlend, daß nunmehr er mit ihr zu tanzen habe. Heinrich sprang glückselig auf und begann mit ihr zu walzen.

Da begab sich aber etwas Seltsames. Alle anderen tanzenden Paare verschwanden wie auf Kommando oder Verabredung von der Bildfläche. Die ganze Gesellschaft stand im Kreis und beobachtete aufmerksam das eine noch tanzende Paar, Gräfin Marie und Heinrich, und alle wußten sich nicht aus vor lauter Lachen. Heinrich hatte die allgemeine Heiterkeit, die um so heftiger losbrach, je mehr man sie zu verbergen bemüht war, sofort bemerkt, ohne sich sie jedoch irgendwie erklären zu können. Selbst der Werkelmann schmunzelte vergnügt bei seiner Orglerei.

Heinrich brach die Tour ab und führte die Gräfin auf ihren Platz, die erstaunt

umherblickte, um der Ursache der auffälligen Heiterkeit auf den Grund zu kommen. Die Aufklärung ließ aber noch einige Zeit auf sich warten. Die jungen Damen und Herren scharten sich um Gräfin Marie und Heinrich. Die Zunächststehenden quälten sich ab, das Lachen zu verbeißen und eine ernste Miene zu zeigen, die Übrigen aber platzten, einer den anderen immer mit sich fortreißend und mit dem Lachen ansteckend, alle Augenblicke aufs neue heraus. Was es eigentlich gäbe, damit wollte niemand mit der Sprache heraus. Jeder hätte sich ein Verräter gedünkt, wenn er dazu beigetragen hätte, den köstlichen Spaß abzukürzen.

Heinrich blickte verwundert um sich, aber er sah nur kirschrote Gesichter, kirschrot vor Anstrengung, das Lachen vor ihm zu verbergen.

„Um Gotteswillen, was gibt's denn?" rief Gräfin Marie ungeduldig. „So laßt mich doch wenigstens mitlachen!"

Graf Leopold klopfte nun Heinrich auf die Schulter, dieser wandte sich um und kehrte so für einen Augenblick der Gräfin Marie den Rücken. In diesem Moment begann nun auch Gräfin Marie laut zu lachen. Und nun ward alles klar: die rote Schleife war mit einer Stecknadel an einem der Frackschöße Heinrichs festgesteckt, und also deloriert hatte er seine Tour getanzt.

Es war ihm ziemlich gleichgültig, was die anderen trieben und dachten, ob sie lachten oder nicht, aber daß auch Gräfin Marie in das allgemeine Gelächter eingestimmt hatte, das that ihm weh. Er löste die Schleife, um sie nun der Eigentümerin zurückzugeben, aber Gräfin Marie bemerkte seine Absicht gar nicht: sie lachte so wohlgemut und gerade so „unauslöschlich" wie alle anderen. Heinrichs Zorn wurde dadurch auf's höchste gereizt und er mußte sich förmlich Gewalt anthun, um sich nicht durch irgend eine böse Bemerkung Luft zu machen. Zu dem Zorn trat aber auch ein Gefühl des bitteren Wehs. Er war lächerlich, zu einer komischen Figur geworden vor ihr, und sie hatte mitgelacht, ihn erbarmungslos mit ausgelacht.

Er ließ nun die Schleife, unbekümmert, wohin sie fiel, aus der Hand gleiten, blickte noch einmal unverschüchtert im Kreise herum, grüßte leicht und schritt sodann dem Schlosse zu.

Hinter ihm aber war das Lachen plötzlich verstummt.

III.

Heinrich hatte seinen Rückzug in guter Haltung bewerkstelligt, aber seine Ruhe war doch nur eine äußerliche gewesen, und in seinem Zimmer angelangt, überließ er sich nun ganz dem Sturme seiner Empfindungen. Graf Leopold, der bald nach der erwähnten Episode bei ihm eintrat, traf ihn in großer Aufregung, und war nicht wenig darüber erstaunt.

„Aber, lieber Freund," redete er ihn begütigend an, „wie können Sie nur eine solche Kleinigkeit so tragisch nehmen."

„Das ist für mich keine Kleinigkeit, Herr Graf. Sie müssen mir behilflich sein, herauszubringen, wer der Urheber dieses Bubenstreiches war."

„Sie werden doch aus einem harmlosen Spaß keine Staatsaktion machen wollen!"

„Ich kann das nicht als einen harmlosen Spaß ansehen; ich sehe darin eine gröbliche Mißhandlung und Verhöhnung meiner Person. Ich werde den Betreffenden zur Rede stellen und züchtigen."

„Sie wollen sich nun duellieren?"

„Gewiß will ich das."

Graf Leopold lachte über Heinrichs fürchterlichen Ernst.

„Lassen Sie sich sagen, Herr Wallmann," sagte er, ihn freundschaftlich bei der Schulter packend, „daß Sie in schwerem Unrecht sind. Die Stimmung war im allgemeinen eine kindische. Man lief und sprang und tollte herum, der eine stellte dem anderen ein Bein unter, ein dritter warf einen vierten kurzer Hand zu Boden, — da darf nicht einer eigenmächtig so aus der Rolle und aus der Stimmung fallen wollen. Das heißt, ein Spielverderber sein!"

„Ich gehöre nicht zu den Intimen und darf verlangen, daß man meine Person respektiere, und wer das nicht freiwillig thut, den werde ich dazu zu zwingen wissen!"

„Also Blut, um jeden Preis!"

„Ob Sie nun scherzen oder nicht, Herr Graf, — Unsereins hat auch seine Ehre. Ich lasse mir die meinige nicht antasten!"

„Herr Wallmann, — jetzt nehmen Sie aber Vernunft an! Sehen Sie denn nicht, wohin Sie geraten? Erinnern Sie sich doch, was wir erst vor wenigen Stunden miteinander verhandelt haben: — die Rollen sind ja vollständig vertauscht. Waren Sie vorhin im Rechte, so können Sie es jetzt

nicht sein. Gegen Sie spricht jetzt auch, daß Sie vorhin bei ruhigem Blute waren."

„Man wird es mir hoffentlich nicht verargen, daß ich in Zorn gerate, wenn ich sehe, daß man mich absichtlich beleidigen will!"

„Keine Spur von einer absichtlichen Beleidigung!"

„Man wollte mich bloßstellen!"

„Na, endlich rücken Sie mit der Sprache heraus! Das ist des Pudels Kern! Und darum müssen Sie nun gerade die Sache auf sich beruhen lassen, und von der ganzen Geschichte weiter kein Aufhebens machen."

„Ich verstehe Sie nicht!"

„Aber ich verstehe Sie! Was Sie so in Harnisch bringt, das ist nicht die „Beleidigung an sich, sondern die Thatsache, daß eine gewisse junge Dame über sie gelacht hat."

Heinrich stotterte verlegen einen Einwand.

„Lassen Sie's gut sein," fuhr Graf Leopold fort. „Ich begreife Sie ja, aber ich begreife auch besser als Sie, daß, was die Gefahr des Bloßgestelltwerdens betrifft, sie erst jetzt akut zu werden droht, und zwar durch Sie selbst. Seien wir aufrichtig und geben wir uns keiner Täuschung hin. Sie wollen Ihre eigentlichen Gefühle verbergen, und Sie haben auch Grund dazu. Denn so scharfsichtig, wie ich, ist bald ein anderer auch. Die ganze Beleidigung wäre keine gewesen, wenn zufällig diese eine junge Dame nicht auf Ihre Kosten über Sie gelacht hätte. Das ist der einzige Grund, daß Sie den Spaß nicht verstehen wollen, daran ist aber der mir nicht bekannte Urheber des dummen Spaßes unschuldig. Wollen Sie's an die große Glocke hängen, daß Sie eine stille Schwärmerei im Herzen tragen für — Gräfin Marie?"

Heinrich sah erschreckt dem Grafen ins Gesicht.

„Begreifen Sie nun," fuhr der Graf fort, „daß Sie die Sache nun wirklich gleichgültig aufnehmen müssen?"

Heinrich begriff in der That; er vermochte dem Grafen nichts zu erwidern. Er sah es ein, er mußte lächeln, wie es auch wühlte und brannte in ihm.

„Was mich betrifft," nahm Graf Leopold nach einer Weile das Wort, „— ich weiß zu schweigen. Eines verstehe ich nur nicht, wie Sie, als grundgescheidter Mensch auf die unglückselige Idee verfallen konnten, sich da zu verlieben. Kurieren Sie sich aus, lieber Freund, — um jeden Preis! Trinken Sie, spielen Sie, lumpen Sie herum, — ich helfe Ihnen, wenn Sie wollen, aber kurieren Sie sich aus!"

IV.

Kurieren Sie sich aus! Also hatte der Rat des Grafen Leopold gelautet, und Heinrich hatte sich Mühe gegeben, ihn zu befolgen. Wenn Sie wollen, helfe ich Ihnen, — hatte Graf Leopold versprochen, und Heinrich hatte die Hilfe angenommen.

Der Schloßbau war vollendet, und ein kleinerer Auftrag, den er für den Grafen noch übernommen hatte, die Erbauung eines Mausoleums für die gräfliche Familie, war insoweit erledigt, daß seine persönliche Anwesenheit nicht mehr unumgänglich nötig war. Die Pläne waren fertig; Baumeister und Polier konnten sich sehr leicht mit ihnen auch ohne seine Intervention behelfen.

Heinrich verabschiedete sich von der Gräfin Marie, wie man einem guten Bekannten einen guten Tag wünscht, und in gleicher Weise entließ sie ihn. Ganz gleich stand dabei die Partie aber doch nicht. Denn er wußte bei sich, daß es ein Abschied fürs Leben sei, während sie darauf gefaßt war, ihn in allernächster Zeit wiederzusehen.

Das vom Grafen Leopold aufgestellte Programm wurde getreulich absolviert. Heinrich hatte sich als Architekt in raschem Fluge ein ansehnliches Vermögen erworben; er hatte Glück gehabt und war in die Mode gekommen, — nun machte er von der sich darbietenden Gelegenheit, sein Vermögen wieder los zu werden, umfassenden Gebrauch. Er hatte die Arbeitsfreudigkeit verloren, jede Arbeit widerte ihn an, und wenn er auch in dem Wirbel der Vergnügungen die rechte Befriedigung nicht fand, so that es ihm doch schon wohl, daß er die Muße nicht fand zur inneren Einkehr. Er wollte sich nicht auf sich selbst besinnen, und die dumpfe geistige Dämmerung, in welcher er dahinlebte, dünkte ihm noch köstlich im Vergleiche zu der Stimmung, die ihn befiel, wenn er zu arbeiten gedachte, oder wenn er den Stimmen seiner tiefsten Gedanken und Gefühle lauschte.

Es ist ein zweifelhafter Segen, der der Betäubung, sagte er sich, aber es ist doch

ein Segen! Man dämmert zwar glücklos hin, aber die dumpfe Dämmerung hält auch das lebhafte, schneidende Schmerzgefühl nieder, und das ist unzweifelhaft ein positiver Gewinn.

Graf Leopold und Heinrich waren zusammen nach Scheveningen gereist, von dort nach Paris und von Paris nach Monako. An dem Spieltische traf sie die Nachricht, daß Graf Limbach in der Vollkraft seiner Jahre einem Schlaganfalle erlegen sei. Graf Leopold ward durch diese Meldung doppelt unangenehm berührt, erstlich durch die Todesnachricht an sich und dann hatten sie beide, Heinrich und er, beträchtliche Summen an die Spielbank verloren und sie hatten sich vorgesetzt, nun eine neue Spielkampagne zu eröffnen, um das Verlorene wiederzugewinnen.

„Es hilft nichts," hatte Graf Leopold mißmutig bemerkt, „ich muß zum Leichenbegängnis hinfahren. Der Graf war doch ein, allerdings sehr entfernter, Verwandter von mir."

Auch Heinrich war der Ansicht, daß es sich für ihn nicht minder zieme, dem Grafen die letzte Ehre zu geben, und so fuhren sie denn in einem Zuge nach Wien und trafen dann von Wien aus noch gerade zur rechten Zeit in Limbach zum Begräbnisse ein.

Der Graf hatte letztwillig bestimmt, daß er in der neuen Familiengruft zu Limbach beigesetzt werden solle. In der Vorahnung seines nahen Todes hatte er den Auftrag zur Erbauung des Mausoleums gegeben, um, kaum daß es fertig war, seine letzte Ruhestätte daselbst zu beziehen.

Tiefer Schnee deckte nun die Landschaft. Der Hufschlag der vor den prunkvollen Leichenwagen gespannten, reichgeschirrten sechs Rappen gab keinen Widerhall und unhörbar rollten die Räder über die weiche weiße Decke, — und diese tiefe Lautlosigkeit erhöhte noch den Eindruck der düsteren Feier.

Als alles vorbei war, kniete Gräfin Marie noch allein im Mausoleum, um noch ein Gebet aus der schmerzgepeinigten Brust zum Himmel empor zu senden. Heinrich stand entblößten Hauptes an der Gitterthür des kleinen Totenpalastes, und sah nun, wie Gräfin Marie sich erhob. Ihr Antlitz war totenbleich, aber ihre Haltung aufrecht und stolz, wie dereinst in glücklicheren Tagen. Das tiefe Schwarz der Trauerkleidung hob ihre majestätische Schönheit noch. Heinrich fühlte ein unnennbares Weh in der Brust, als er sie so ansah. Sie steht nun allein in der Welt, wie er, — und einsam vielleicht auch, wie er. Das bleiche Antlitz wird wieder aufblühen zu rosigem Leben, man wird ihr huldigen nach wie vor, und doch wird nie ein Mensch ihr aus der tiefsten Tiefe seines Herzens so gut sein, wie er es war, wie er es ist.

Als Gräfin Marie durch die Gitterpforte schritt, schlug sie die Augen zu ihm auf, ohne Überraschung und ohne Verwunderung, es war, als hätte sie ihn erwartet. Sie drückte ihm stumm die Hand und schritt dann durch die Reihe der mit tief herabgezogenen Hüten in Trauerlivree Spalier bildenden Lakaien zu ihrem Wagen. — —

Graf Leopold und Heinrich Wallmann begaben sich wieder auf Reisen. Während des Winters durchstreiften sie Italien kreuz und quer, und als dann das Frühjahr kam, mußte Heinrich dem Grafen von einem Wettrennplatz zum anderen folgen. Der Graf hielt selbst einen Rennstall, und so gab es denn An- und Aufregung des Spiels genug. Und als es wieder zu schneien begann, da entschlossen sich beide zu einer Winterfahrt quer durch Amerika auf der Pacificbahn. Je weiter aus der Welt hinaus, desto besser, dachte sich Heinrich. Aus der Welt hinaus! Der Welt entflieht kein Mensch, und nun erst der Mensch, der die Welt des Unheils in der eignen Brust mit sich herumträgt!

Nach dieser Amerikafahrt war aber Heinrich mit seiner Kraft des Müßigganges zu Ende; seine im Kerne doch gesunde Natur reagierte mit elementarer Kraft gegen ein weiteres zweck- und thatenloses Hindämmern. Ein furchtbarer Ekel erfaßte ihn, und er mußte nun eine Erlösung und Befreiung finden und sei es durch die Selbstvernichtung, wenn die Medizin der Arbeit nicht mehr helfen sollte.

Auf sein Betreiben wurde die Rückreise mit fliegender Hast betrieben; es war ein Paroxysmus der Ungeduld, der ihn ergriffen hatte. Gleich nachdem sie den europäischen Boden wieder betreten hatten, trennten sich die beiden Freunde. Heinrich ward von der inneren Unruhe heimwärts getrieben, während Graf Leopold sich erst noch in Hamburg und Berlin zu vergnügen

gedachte. Er war mit seiner Genußfähigkeit und seiner Widerstandskraft gegen die entnervende Wirkung des Müßigganges noch lange nicht zu Ende.

Heinrich hatte sich in der That zu viel zugemutet. Er kam krank in Wien an, und die Ärzte schickten ihn unverzüglich in eine bekannte Kaltwasserheilanstalt bei Wien. Da geschah es ihm einmal, daß er im weitläufigen Parke der Anstalt unversehens mit Gräfin Marie zusammentraf, die gekommen war, ihre leidende Freundin Mizzi Wartstein, jetzt Gräfin Spányi und schon würdige Mama, zu besuchen. Es war ein seltsamer Kontrast, wie diese beiden in der einsamen Allee sich gegenüber standen. Sie frisch und rosig und blühend, schlank wie die ragende Tanne, und doch in jugendlich knospender Fülle, und er bleich und gebrochen, mit glanzlosen Augen. Sie hielt ihm die Hand entgegen, und ohne zu zeigen, wie sehr es ihr nahe ging, ihn so krank zu finden, fragte sie mit jener leichten Teilnahme, die dem Kranken die Besorgnis verhüllen soll:

„Sie hier? Wo fehlt es, lieber Freund?"

Heinrich lächelte trübe. „Überall!"

Nun gingen beide schweigend eine Weile nebeneinander, dann faßte ihn Gräfin Marie bei der Hand und zog ihn in eine Einbuchtung der Allee, wo durch geschnittenes Buschwerk eine trauliche Laube gebildet war. Dort ließen sie sich auf eine Bank nieder, und es war, als lauschten beide dem Erwachen des Frühlings. Schon hatte es allenthalben begonnen zu grünen und zu blühen, und schon sandte die Sonne wohlige Wärme auf die Erde herab.

„Wir haben uns lange nicht gesehen, Herr Wallmann," begann Gräfin Marie wieder, indem sie eine aufsteigende Erregung tapfer niederhielt und eine Thräne, die ihr warm ins Auge schoß, unbemerkt unterdrückte. „Sie haben mir viel zu erzählen."

„Ich habe viel gesehen, mehr vielleicht, als in meinem ganzen Leben vorher, und doch weniger erlebt, als sonst wohl in wenigen Wochen, da ich meinen Arbeiten und Studien lebte."

„Das macht, weil Ihnen die rechte Freudigkeit fehlte auf Ihren Reisen. Sie hätten gar nicht fort sollen."

„Es mußte sein!"

„Sie hätten bei mir bleiben sollen, Herr Wallmann. Ich war so einsam; die Nähe eines Freundes hätte mir so wohl gethan."

„Meine arme Gräfin! Das Schicksal hat auch Sie schwer heimgesucht!"

„Und Sie dachten nicht an mich, ich war ausgelöscht aus Ihrem Gedächtnisse."

„Ja wohl, ich habe Ihrer gar nicht gedacht!" erwiderte Heinrich, und ein bitteres Lächeln umspielte bei diesen Worten seine Lippen.

„Ich habe Ihrer gedacht, Herr Wallmann, — immer und überall."

„Gräfin Marie, sagen Sie mir nicht solche Dinge. Sie thun mir weh."

„Aber, lieber Freund, ich denke, daß Sie sich darüber freuen könnten!"

„Sie können mich nicht verstehen, Gräfin. Erlassen Sie es mir, Ihnen den Grund dafür zu erklären."

„Ist gar nicht nötig; ich brauche den Grund nicht zu wissen, und es braucht Ihnen auch nicht wehe zu thun, daß ich in Ihnen einen lieben Freund gar sehr vermißt habe, bei jeder Gelegenheit."

„Gräfin!"

„So ist es. Wir haben viel, außerordentlich viel nachzuholen, — Stoff für Jahre hinaus. Ich bin in der Zwischenzeit klüger und weiser geworden, — auf Ihre Anregungen hin. Ich habe furchtbar viel ernsthafte Sachen gelesen und studiert, und da war es mir immer, als säßen Sie bei mir und guckten mir über die Schulter ins Buch, und darum studierte ich auch immer so gern. Darum muß ich Ihnen aber auch zeitlebens dankbar sein, denn wenn Sie auch meiner nicht gedacht haben, das haben Sie doch nicht hindern können, daß Sie meinem Leben zum Segen geworden sind."

„Gräfin! Wenn Sie noch zwei Minuten so fortreden, denunziere ich Sie dem Anstaltsdirektor, und er muß sie auf Gewerbestörung verklagen. Denn, meiner Seel', ich werde gesund und gehe durch von hier!"

„Die Sache stimmt auch nicht ganz, wie ich sie dargestellt habe. Ich fühlte Ihre Nähe, aber das genügte doch nicht. Ich habe ein Buch angelegt, und das führt den Titel „Heinrich Wallmann." Das hat ein goldenes Schloß, und den kleinen goldenen Schlüssel trage ich immer bei mir. Hier ist er, lieber Freund, nehmen Sie ihn. Sie werden das Schloß aufsperren müssen,

und Sie werden mit Staunen sehen, welche Aufgabe da Ihrer harrt!"

„Und was enthält das geheimnisvolle Buch mit dem goldenen Schloß?"

„Furchtbar viel. Alles, was ich nicht weiß, — also geradezu erschrecklich viel! Alles, was mir in der Wunderwelt der Gedanken, in welche Sie mich eingeführt hatten, beim eignen hilflosen Vorwärtsdringen unklar und unverständlich blieb, das habe ich sorgsam in jenes Buch eingetragen. Sie haben den Schlüssel dazu, auch wenn ich Ihnen einen solchen nicht erst gegeben hätte, und Sie sollen mir nun die Rätsel lösen. Sie werden Jahre lang damit zu thun haben, wenn ich's recht erwäge — ein Leben lang. Denn es kommen immer neue Dinge dazu, und meine Fortschritte in der Weisheit bedeuten nichts anderes, als daß meine Unwissenheit in immer kolossaleren Dimensionen enthüllt wird."

„Sie eröffnen mir da Aussichten, Gräfin, über deren Endpunkte Sie vielleicht nicht im klaren sind. Sie haben sich da theoretisch einen jahrelangen Verkehr zurechtgelegt, der einfach unmöglich ist."

„Ich habe mir gar nichts theoretisch herausgeklügelt; ich habe nur auf Ihre Freundschaft gerechnet."

„Darin steckt eben der Fehler!"

Gräfin Marie sah zu Boden, und es war eigentlich doch recht merkwürdig, daß sie die zerstörten Freundschafts-Hoffnungen, die sie so lange und mit solcher Vorliebe gehegt hatte, so wenig niederdrückten.

„Ich möchte doch nicht alle Hoffnung aufgeben," sagte sie, Heinrich von unten hinauf anblickend, während der Schalk aus Ihren Augen lachte. „Sie werden mit sich noch reden lassen, Herr Wallmann. Ich muß Ihre Freundschaft haben. Jetzt habe ich Sie und halte Sie fest. Ich lasse Sie nicht mehr fort, da können Sie nichts machen!"

„Sie wissen ja nicht, was Sie verlangen."

„Das weiß ich sehr gut, Herr Wallmann. Sie wissen, wie ich Ihre Weisheit verehre, aber in gewissen Dingen sind die Männer so ganz merkwürdig, so schauerlich — so helfen Sie mir doch!"

„— Dumm?"

„Meinetwegen, — ich hätte mich bemüht, mich etwas zarter auszudrücken. Also: es gibt doch gewisse Dinge, in welchen ich die Gescheidtere bin."

Heinrich ergriff bebend ihre Hand, sie aber erhob sich und schritt nun wieder hinaus auf den sonnenbeschienenen Weg.

„Lassen Sie uns jetzt das Thema abbrechen, lieber Freund," sagte sie lächelnd. „Sie hätten noch eine Menge zu sagen, meinen Sie, — desto besser. Um so sicherer habe ich Sie. Auch ich habe Ihnen noch Vieles zu sagen, — Sie sehen, wir müssen noch zusammenkommen. Nur eines möchte ich jetzt schon bereinigt haben zwischen uns. Sie wissen — die Geschichte mit der roten Schleife."

„Wer denkt noch daran?"

„Ich; und mit schweren Gewissensbissen. Sie müssen mir entsetzlich böse gewesen sein."

„Ehrlich gestanden, ich war es auch, — das alles ist nun vorbei. Sehen Sie, wie klein ich bin: Ich habe lange geträumt von der Süßigkeit der Rache. Sie hatten mich verhöhnt. Nun malte ich mir aus, wie Sie noch betteln sollten um meine Gunst, und wie ich Sie dann mit großartiger Grandezza zurückweisen würde."

„Ach! Ich bin sofort bereit, zu betteln."

„Unnötig, Gräfin. Alles vorbei, die Rache und die Grandezza. Meine ganze geträumte Großartigkeit ist dahin. Sie haben mir damals wehe gethan. Es hätte nicht so wehe gethan, wenn ich nicht so thöricht gewesen wäre. Nun habe ich mich längst abgefunden mit dem kleinlichen Vorfall, und das ist vielleicht das einzige Ergebnis meines langen Exils."

„Ihre Rache haben Sie sich doch genommen, mein Freund. Sie gingen von mir und haben mich damit hart gestraft. Jetzt gehe ich auch nicht früher weg von Ihnen, als bis Sie mir verziehen haben. Ich mußte damals lachen, und wenn ich darum gestorben wäre. Hinterher freilich habe ich dieses Lachen reichlich durch meine heimlichen Thränen gesühnt. Ich hatte Sie ja verloren. Bitter genug habe ich mich angeklagt, aber ich habe auch Sie angeklagt und klage Sie noch an. Sie durften mich nicht so verlassen, wenn es auch vielleicht gut für mich war. Die Zeit unserer Trennung hat mich ernster und reifer gemacht. Sie sehen, wie auch immer Sie in mein Leben eingreifen, es gereicht mir zum Guten."

Heinrich ging in wortloser Erregung

neben dieser in Schönheit prangenden Gestalt. Er war so im Innersten bewegt, daß er kein Wort der Erwiderung fand.

„Nunmehr aber," fuhr Gräfin Marie fort, „gehe ich nicht von Ihrer Seite, bevor nicht eine feierliche Aussöhnung stattgefunden hat."

„Nie ist mir ewige Feindschaft begehrenswerter erschienen."

„Gott sei Dank, Sie machen wieder Witze! Also wir sind wieder gut?"

Heinrich sah sie nur an mit strahlenden Augen.

„Sie müssen mir antworten, Herr Wallmann, deutlich und vernehmbar. Sind Sie wieder gut?"

„Ich bin Ihnen gut, Gräfin Marie!"

Sie aber neigte den Kopf zu ihm und flüsterte ihm ins Ohr:

„Ich Ihnen auch, — sehr, sehr!"

Heinrich war es, als müßte er die Arme ausbreiten und dieses begnadete Frauenbild an sich reißen, sie aber drückte ihm noch einmal die Hand, sah ihm noch einmal recht seelenvoll ins Auge und entschwand dann auf einem Seitenwege rasch seinen Blicken.

Heinrich stürmte auf sein Zimmer und verlangte mit Ungeduld seine Rechnung. Nicht eine Stunde wollte er länger thatlos weilen. Nun zog es ihn wieder mit Macht hinaus in die Welt. Seine Krankheit war verflogen. Er sehnte sich danach, seine Kraft wieder zu bethätigen; er mußte wieder etwas erreichen, er mußte etwas sein.

V.

Graf Leopold zu Singelingen-Derschitz saß beim Frühstück und las seine Zeitung, als der alte Jacobi, sein Rentmeister, mit einem Bündel Akten unter dem Arme bei ihm eintrat.

„'n Morgen, Jakobi," redete er, die Zeitung bei Seite legend, den Eintretenden an. „Setzen Sie sich da her zu mir. Was Neues?"

„Ich habe dem Herrn Grafen die Bilanz mitgebracht."

„Gut. Was weiter?"

Der alte Herr breitete umständlich die Akten vor sich aus, setzte die Brille auf und sagte dann:

„Wollen Sie gnädigst Einsicht nehmen in dieses Papier."

„Unnötig, Jacobi. Hab volles Vertrauen zu Ihnen. Wirtschaften Sie nur ruhig weiter."

„Es ist aber unumgänglich notwendig, daß sie diese Zusammenstellungen prüfen."

„Geben Sie her."

Der junge Kavalier nahm die Papiere und legte sie, ohne sie anzusehen vor sich hin, dann strich er sich seinen hübschen braunen Bart und sagte leichthin:

„So, nun denken Sie sich, ich hätte sie geprüft. Sind wir dann fertig?"

„Nein."

„Sie sind ein langweiliger Pedant, lieber Jacobi."

„Das hat mir der gnädige Herr Vater auch dreißig Jahre lang gesagt."

„Dann wird es wohl wahr sein."

„Wollte Gott, man hätte etwas gegeben auf meine Pedanterie!"

„Jacobi, Sie waren immer ein Schwarzseher und Unglücksprophet. Also ich will in Gottesnamen die Papiere durchsehen."

Er nahm die Akten, blätterte eine Weile in denselben, dann warf er sie mißmutig auf den Tisch.

„Es nützt nichts! Lauter lange Ziffern; Soll und Haben — ich verstehe davon nichts. Sagen Sie mir kurz, wie's steht und die Sache ist erledigt."

„Es steht schlimm."

„So?"

„Sehr schlimm. Der Herr Vater, der selige Graf, hat auch nie etwas von einer Bilanz wissen wollen, und so ist es mit uns seit zwanzig Jahren bergab gegangen. Als er nun vor drei Jahren plötzlich starb, da wurden auf einmal noch eine Reihe von Privatforderungen geltend gemacht, von welchen ich nichts gewußt hatte. Seither laboriere ich hoffnungslos herum; das hat uns den Rest gegeben."

„Es ist wahr, mein armer Vater war kein großer Sparmeister. Was sollen wir aber nun thun? Muß ich meinen Rennstall auflösen? Ich thäte es nicht gerne; Sie wissen, so etwas macht gleich unliebsames Aufsehen."

„Herr Graf, Sie wissen noch immer nicht, wie's steht!"

„Jacobi, jetzt lassen Sie mich aber in Ruhe! Sie sind ein schrecklicher Mensch! Familie habe ich nicht, ich stehe allein; ich werde mich einschränken. Für mich wird es doch noch langen!"

Weibliche Anziehungskraft. Nac
(Mit Genehmigung der Photograp

…ch dem Gemälde von Hans Dahl.
…ischen Gesellschaft in Berlin.)

„Es geht nicht und es langt für Sie allein auch nicht. Mit einem Worte — wir sind fertig, ganz fertig!“

Es entstand eine lange Pause. Der Graf hatte sich erhoben und sinnend zum Fenster hinausgesehen. Dann trat er wieder an den Tisch, legte dem Alten, dem bei den letzten Worten die Thränen in die Augen geschossen waren, die Hand auf die Schulter und sagte gutmütig:

„Na, alter Jacobi, nicht gleich den Kopf so hängen lassen. Soll ich jetzt noch am Ende Sie trösten?“

„Es geht nicht mehr,“ fuhr der Alte, seine Bewegung unterdrückend, fort. „Es wäre unehrlich. Heute können wir noch so abwickeln, daß Null von Null aufgeht; in drei Monaten nicht mehr. Die Zinsen fressen uns auf.“

„Ja, aber um Gottes Willen, tragen denn unsere Güter gar nichts mehr?“

„Die tragen gerade noch so viel wie früher; jetzt ist das aber nicht mehr genug.“

„Und die Häuser?“

„Für uns gerade so, als wenn wir sie nicht hätten, — noch schlimmer.“

„Noch schlimmer, — wie so denn?“

„Sehr einfach, die Häuser tragen uns zwei bis drei Prozent; die Gelder, die wir auf sie aufgenommen haben, kosten fünf bis acht Prozent.“

„Hm, das ist allerdings einzusehen. Was soll denn nun werden?“

„Was werden muß. Wir machen mitten durch unsere Güter einen großen Strich und überlassen die rechte Hälfte der Gräfin Marie Limbach, die linke dem Baron Oscar Schwertberg. Damit sind unsere Schulden getilgt. Die Häuser fallen den betreffenden Gläubigern zu und dann —“ hier erstickten die Thränen beinahe seine Stimme, „— dann sind wir fertig.“

Graf Leopold dachte nach.

„Läßt sich diese Radikalkur nicht noch einige Jahre verschieben?“

„Unmöglich! Noch einige Wochen, und wir sind genötigt —“ Der Alte vermochte nicht, den Satz zu vollenden.

„Nun?“ drängte der Graf.

„Den — Konkurs anzumelden.“

Der Graf wich wie betäubt zurück.

„Ach, welche Vorstellung! Und das müßte sein?“

„Es wäre Pflicht, Ehrenpflicht, und außerdem —“

„Das genügt!“ fiel der Graf rasch ein. „Was fange ich nun an? Ich habe eine sogenannte gute Erziehung genossen, also nichts gelernt. Und dann auch: Ich sollte arbeiten, Geld verdienen —“

Jacobi stöhnte tief auf.

„Es wäre ein riesiger Skandal!“ fuhr der Graf wie im Selbstgespräche fort. „Aber was sonst? Eine Kugel vor den Kopf? Das wäre eigentlich das einfachste und kürzeste Verfahren, aber wenn ich's recht überlege, muß ich gestehen, — ich habe nicht die mindeste Neigung dazu. Wenn's noch die Ehre verlangte; — Jacobi!“

„Herr Graf!“

„Die Hand auf's Herz und auf Ehre und Gewissen: Noch haftet kein Makel daran?“

„Auf Ehre und Gewissen: Name und Wappenschild sind rein.“

„Das ist gut. Das ist schließlich doch die Hauptsache. Was aber nun?“

„Gnädiger Herr, eine Heirat —“

„Eine Heirat! Laß sehen; das wäre! Nein, Jacobi, damit ists auch nichts. Es ist zu spät; das geht nicht so im Handumdrehen. Bis es dazu kommt, wären wir längst kassiert. Bei Licht betrachtet, wäre es der reine Schwindel, Bauernfängerei! Zwar, es ist richtig, — eine Bankierstochter, und wäre es auch eine Jüdin, die könnte einen herausreißen, und das Geschäft wäre von meiner Seite nicht einmal unehrlich. Denn für die Mitgift biete ich den Namen. Man weiß, woran man ist, und man bezahlt den Preis gerne. Nichts! Nichts! Dazu bin ich denn doch noch zu gut. Etwas anderes, Jakobi!“

„Ich weiß nichts anderes.“

Graf Leopold überlegte weiter:

„Ob das bei der Gräfin Marie möglich wäre? Jacobi, am Ende heirate ich die! Ein prachtvolles Frauenzimmer; — wenn sie mich nimmt. — — Ihr kann ich auch reinen Wein einschenken, sie ist eine Art Cousine siebenundsiebzigsten Grades von mir. Das kann in Überlegung gezogen werden. Es ist zwar nicht ganz mein Genre; ich habe bisher immer für dezidiert blond geschwärmt, und sie hat braunes Haar. In meiner Lage darf man aber nicht zu wählerisch sein. Ich bin plötzlich eine schlechte Partie geworden; wenn sie Verstand hat, und ich fürchte, sie hat welchen, dann nimmt

sie mich auch sicher nicht. Wollen sehen! So, Jacobi, nun packen Sie Ihre herrlichen Schriften nur wieder ein und bereiten Sie sich vor auf die Liquidation unseres gräflichen Glanzes."

Jacobi nahm seine Akten und empfahl sich. Es war ihm jetzt leichter ums Herz, nachdem er seinen Herrn über alles aufgeklärt hatte und nachdem er ihn nun mit so vernünftigen Gedanken beschäftigt wußte.

VI.

Graf Leopold Singelingen-Derschitz hatte sich die Sache sehr rasch überlegt. Noch an demselben Tage war er bei der Gräfin Marie Limbach vorgefahren und hatte eine kurze Unterredung mit ihr. Im Anfange war es ihm freilich etwas schwül ums Herz und die Worte wollten ihm nicht recht von den Lippen, denn er fühlte sich der schönen, lebhaften und klugen Gräfin Marie gegenüber so gar nicht in seiner vollen Sicherheit. Er wußte, daß Gräfin Marie mit musterhafter und allseitig angestaunter Umsicht und Energie die Verwaltung ihrer Güter überwache, und es ward ihm ihr gegenüber gewaltig schwer, mit der Sprache herauszurücken, aber — „es ging doch einigermaßen," wie es in dem schönen Stamm- und Original-Klapphornverse heißt, und das Resultat war viel rascher da, als er selbst erwartet hatte.

Nach einigen einleitenden Redensarten begann der Graf verlegen auf seinem Fauteuil herumzurutschen und sich zu räuspern, so daß es der Gräfin selbst nicht ganz geheuer wurde und sie erwartungsvoll zu ihm hinüberblickte. Wie aber Frauen sich in schwierigen und peinlichen Situationen immer leichter zurechtzufinden vermögen, als ein Mann, so auch hier die Gräfin. Es wurde ihr nicht schwer, eine unbefangene und heitere Miene anzunehmen, ja sie ging sogar so weit, dem Grafen entgegen zu kommen, um ihm die Sache zu erleichtern. Sie that das nicht nur aus Barmherzigkeit mit ihm, sondern zur eignen Sicherheit. Sie ließ es sich angelegen sein, das Diapason für ihre Stimmlage zu regulieren, um nicht etwa selbst dann durch Ton und Stimmung überrascht und überrumpelt zu werden. Sie begann daher mit harmlosem Lächeln:

„Sie haben etwas auf dem Herzen, Graf Leopold — also, nur Mut!"

„Ich hätte ein ernstes Wort mit Ihnen zu reden, Gräfin Marie."

„Graf Leopold Singelingen-Derschitz wird ernst, das ist bedenklich!"

„Gräfin Marie, Sie sollten sich nicht lustig machen über mich."

„Aber, lieber Freund! Wer macht sich denn lustig über Sie? Wollen Sie denn etwa gar eine Liebeserklärung machen?"

„Eigentlich — ja."

Sie reichte ihm die Hand, und er glaubte sich schon über den raschen Erfolg seiner Mission freuen zu können. Das dauerte aber nur einen Augenblick; denn er wurde doch stutzig und sah verblüfft auf, als Gräfin Marie im Tone aufrichtigen Beileids ausrief:

„Armer Freund!"

Was sollte das nun heißen? Der Gräfin war es aber nicht darum zu thun, ihn auf die Folter zu spannen, und sie beeilte sich, auch auf die unausgesprochene Frage eine Antwort zu erteilen:

„Ich wußte nicht, daß es schon so schlimm stände."

Der Graf stotterte einige unverständliche Worte, Gräfin Marie aber fuhr fort:

„Heiraten, mich heiraten! Armer Graf Leopold! Das ist schon das Letzte, nicht wahr, das Ende?"

„Wenn es das Ende wäre," erwiderte der Graf, der seine Haltung rasch wiedergewonnen hatte, „so wäre es jedenfalls ein gutes. Im Übrigen unterschieben Sie mir Motive, die — die —"

„Nun? die —?"

„Die, die — nein, ich kann und will Sie nicht belügen! — die thatsächlich bestehen. Ich bin thatsächlich ruiniert. Das schließt aber nicht aus, daß Sie doch ein reizendes Geschöpf sind und daß ich es eigentlich erst jetzt so recht bedaure, zu Grunde gerichtet zu sein. Also es geht nicht. Schade, bei Gott, Jammerschade!"

„Ich danke für das freundliche Bedauern."

„Nicht böse sein, Gräfin. Hören Sie, nicht böse, bei Todesstrafe! Jetzt gehe ich wieder. Meine diplomatische Mission habe ich nicht sehr glorreich zu Ende geführt; ich ziehe begossen ab. Geschieht mir ganz recht. Aber nur nicht böse sein! Und nun, Gräfin, leben Sie wohl!"

Mit diesen Worten schritt er zur Thüre, Gräfin Marie aber rief ihm nach:

„Halt! Kehrt Euch!"

Der Graf befolgte die Kommandos mit militärischer Strammheit und harrte in vorschriftsmäßiger Habt-Acht-Stellung auf die weiteren Befehle.

„Da geblieben!"

„Mit Vergnügen. Also wollen Sie mich doch nehmen?"

„Keine Idee!"

„Schade, sehr Schade!"

„Man setze sich ruhig nieder und lasse ein vernünftiges Wort mit sich reden."

„Das Vernünftigste wäre, Sie sagten mir, daß Sie mich lieben."

„Das können Sie schon haben. Ich liebe Sie wirklich. Sie sind ja mein Vetter."

„Siebenundsiebzigsten Grades nördlicher Breite."

„Meine Gefühle haben sich für den siebenundzwanzigsten Grad südlicher Breite eingerichtet."

„Das ist schon etwas, aber nicht genug, lange nicht genug!"

„Man thut, was man kann!"

„Ist das das vernünftige Wort, das mit mir geredet werden sollte?"

„Gewiß!"

„Ah!"

„Nur aufgepaßt! Ich sagte: Man thut, was man kann. Heiraten kann ich Sie nicht."

„Es wäre so schön gewesen!"

„Aber vielleicht finden wir ein anderes Mittel, durch welches derselbe Zweck erreicht werden kann."

„Die Heirat?"

„Die wäre doch nur Mittel und nicht Zweck gewesen."

„Wenn ich jetzt unter die Erde sinken könnte, so würde mir damit ein ungeheurer Gefallen erwiesen."

„Warum gleich zu dem Äußersten greifen? Sie hätten geheiratet, ungefähr, wie man sich totschießt."

Der Graf sprang auf.

„Gräfin Marie, Sie wissen gar nicht, wie Recht Sie haben, daß Sie mich nicht nehmen. Sie wären eine viel zu gescheite Frau für mich."

„Also, Gott sei Dank, noch immer dem Totschießen vorzuziehen! Ich danke Ihnen. Reden wir nicht mehr von den schrecklichen Dingen. Sie sind unschuldig an Ihrem Ruin; Ihr Papa hat eine zu leichte Hand gehabt. Lassen Sie uns sehen, ob Ihnen nicht zu helfen ist, ohne daß Sie zu einer jener Katastrophen — Sie wissen schon — Ihre Zuflucht nehmen müßten."

„Da bin ich wirklich außerordentlich gespannt darauf."

„Sie haben zwei Hauptgläubiger."

„Jawohl, Oskar Schwertberg und —"

„Und — und mir d. h. meiner Gutsverwaltung sind Sie auch eine Kleinigkeit schuldig."

„Jawohl, eine lächerliche Kleinigkeit von einer —"

„Still! Keine Ziffer! Ziffern zwischen uns, wo wir uns beinahe geheiratet hätten!"

„Ich finde nicht, daß das gar so beinahe gewesen wäre."

„Schicken Sie mir Ihren Jacobi, mit dem werde ich dann schon rechnen."

„Was haben Sie denn eigentlich im Sinn?"

„Eigentlich geht Sie das gar nichts an, denn Sie verstehen nichts davon. Schicken Sie mir Ihren Jacobi."

„Sie begreifen aber, daß mich die Sache doch einigermaßen interessiert."

„Sie sind ein Kind, daß Sie sich für Dinge interessieren, die Sie nicht verstehen. Also hören Sie: Sie sind mir so und so viel schuldig. Wir werden nun einige Jahre, sagen wir zehn Jahre oder fünfzehn, das werde ich schon mit dem Jacobi genau ausrechnen, so thun, als wenn Sie mir nichts schuldig wären."

„Heucheln."

„Ja, wir werden heucheln. Sie, indem Sie keine Zinsen bezahlen, ich, indem ich keine bekomme. Fahren Sie nur nicht auf, ich werde trotzdem nicht verhungern, und geschenkt wird ihnen auch nichts. Sie kriegen Luft, das ist alles. Es wird Ihnen die Möglichkeit geboten, in dieser Zeit am Leben bleiben zu können, ohne so schreckliche Unternehmungen ins Werk zu setzen, wie Sie soeben versuchten; sodann mit Schwertberg in Ehren fertig zu werden, und schließlich, wenn alles Übrige geordnet ist, auch Ihre Schuld an mich bei Heller und Pfennig zu tilgen."

„Und eine solche — und die mag mich nicht!" rief Graf Leopold Singelingen-Derschitz, und dabei schimmerte es in seinen Augen von ehrlicher Rührung. „Ich kann Ihren Antrag nicht annehmen, Gräfin Marie!"

„Sie können nicht? Sie müssen! Sie

werden überhaupt nicht gefragt; das habe ich mit dem Jacobi auszumachen. Und dann! Wenn Sie schon etwas darin sehen wollen, so habe ich ja bereits gesagt, daß ich Sie liebe."

„Jawohl, der Vetter siebenundsieb —"

„Bitte, siebenundzwanzigsten! Und obendrein südlicher Breite!"

„Wissen Sie, Gräfin, daß aus Ihrem Antrage die Liebe spricht?"

„Ich weiß es; denn ich habe es soeben gesagt."

„Ja, die Liebe und noch dazu die glückliche Liebe, die die ganze Welt glücklich machen möchte. Leider gilt diese Liebe nicht mir, sondern einem anderen."

„Jetzt verlegen auch Sie sich schon auf psychologische Studien!"

„Es liegt auf der Hand. Wenn Sie nicht liebten, so hätten Sie mich ja doch vielleicht genommen. Thun Sie mir den einzigen Gefallen und sagen Sie: Ja!"

„Ja!"

„Wie Sie plötzlich rot werden, weil Sie glauben, sich verschnappt zu haben. Und außerdem — nur die glückliche Liebe gibt die rechte Unterlage zu so gütiger und großmütiger Stimmung. Nennen Sie mir seinen Namen."

„Wozu?"

„Fürchten Sie, ich werde ihn töten, mit diesen Händen erwürgen? Nein, ich möchte ihm um den Hals fallen und ihn beglückwünschen —"

„Daß Sie nicht derjenige sind —"

„Gräfin Marie! Ich kann nicht mehr mit Ihnen scherzen, Sie haben sich durch Ihre Großmut zu hoch über mich gestellt. Beglückwünschen möchte ich ihn zu dem Glück, das ihm da ein zärtliches Geschick beschieden."

„Es ist Heinrich Wallmann."

„Heinrich Wallmann! Erlauben Sie, daß ich mich erst ein bißchen sammle. Heinrich Wallmann! Sie haben wieder recht. Ich glaube es ohne weiteres, daß Sie den lieber nehmen, als mich."

Gräfin Marie drückte den Finger an die Lippen und sah ihn mit einem bittenden Blick an. Graf Leopold legte die Hand auf's Herz, um anzudeuten, daß er schweigen werde wie das Grab.

„Nun werde ich aber," sagte Gräfin Marie, „in das Nichts der Bürgerlichkeit niedertauchen, — werden Sie mich noch als ebenbürtig ansehen?"

Graf Leopold küßte ihr ehrerbietig die Hand, dann — er konnte sich nicht helfen — küßte er sie recht herzlich auf den Mund und sagte bewegt:

„Gott segne Sie!"

Dann ging er davon. —

VII.

Ob der Graf zu sprechen sei. Der Lakai geleitete den Fragenden in den Salon und verschwand dann trittlos. Heinrich Wallmann setzte sich und wartete eine Zeit lang. Bald ward ihm das Warten aber langweilig. Er klingelte und als er darauf eine Thüre gehen hörte, rief er über die Achsel zurück:

„Sie, lieber Freund, sehen Sie doch nach, was der Graf macht."

„Er steht schon zu Ihrem Befehle," erklang es zurück.

Heinrich sprang auf; er hatte die Stimme des Grafen Leopold erkannt.

„Ach, der Herr Graf persönlich!" rief er lächelnd, und die beiden Freunde drückten sich die Hände.

Graf Leopold betrachtete Heinrich mit Interesse. Der Glückliche, der von seinem Glücke noch nicht einmal eine Ahnung zu haben scheint! Ihm war Heinrich wie gerufen gekommen. Seine freudige Rührung über das großmütige Anerbieten der Gräfin war gewichen und hatte einer tiefen Herabstimmung Platz gemacht. Es war etwas in dem Antrage, wogegen sich seine Kavaliersehre aufbäumte. Er fühlte, daß er das Anerbieten nicht annehmen dürfe. Ja, wenn der alte Graf Limbach noch lebte, und wenn er mit einem solchen Vorschlage hervorgetreten wäre!

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, wie um alle bösen Gedanken zu verscheuchen. Vielleicht konnte ihm Heinrich Wallmann raten. Er drückte ihm noch einmal die Hand und rief:

„Was gibt es Neues, Freund Wallmann? Man sieht Sie ja gar nicht mehr im Klub?"

„Man wird nach und nach vernünftig, Graf. Ich habe im Klub und anderwärts ein Vermögen verspielt, das war ganz hübsch. Jetzt bin ich daran, mir wieder eins zu bilden, auch das ist ganz nett."

„Sagen Sie, lieber Freund, — das interessiert mich sehr, — haben Sie sich gar

nichts daraus gemacht, wie Sie mit Ihrem Vermögen fertig waren?"

Graf Leopold hatte Grund, sich dafür zu interessieren. Er war ja nun in derselben Lage. Er zweifelte auch nicht, daß Heinrich ganz der Mann danach sei, sich aus eigner Kraft wieder hinaufzuarbeiten, und er kam sich nun recht klein vor, daß er auch nur kurze Zeit daran gedacht habe, sich durch eine vielleicht unüberlegte Handlung einer jungen Dame hinaufhelfen zu lassen. Wie würde die Welt, wenn sie das erfahren sollte, darüber denken!

„Ehrlich gestanden," erwiderte Heinrich, „ein paar Tage lang hat es mich verdrossen. Dann war ich froh darüber, sonst wäre mir mein Lebtag nicht die Idee gekommen, wieder zu arbeiten."

„Zu arbeiten! Hm! Darauf läuft es doch immer hinaus in diesem Leben. Ihr habt es eigentlich gut!"

„Ihr? Das soll heißen: ihr Bürgerlichen, ihr Plebejer?"

„Allerdings, — das soll es heißen, aber Sie kennen mich ja, — es ist nicht schlimm gemeint."

„Das weiß ich. Nicht nur nicht schlimm, — es war ein sehr ehrlich gemeinter Stoßseufzer."

„Ich verstehe Sie nicht ganz," erwiderte Graf Leopold, der doch durch die Antwort Heinrichs einigermaßen stutzig gemacht worden war.

„Ich bedaure die Aristokratie nicht weniger, als Sie," fuhr Heinrich ruhig fort.

„Als ich? habe ich sie bedauert?"

„Gewiß! Indem Sie ‚uns' glücklich priesen. Sehen Sie, Herr Graf, wir leben in einer niederträchtigen Zeit; sie nimmt keine Rücksicht auf den hohen Adel, selbst wenn bei ‚uns' der beste Wille vorhanden wäre, ihn gebührend zu respektieren und vor ihm in Devotion zu ersterben. Die Zeit ist rücksichtslos, wie das Wasser. Bei einem gediegenen Landregen werden wir alle gleichmäßig naß."

„Man hat Equipagen und Regenschirme."

„Man hat sie, — sehr richtig, aber sie reichen nicht mehr aus. Für eine Equipage sind fünf, für einen Regenschirm schon zwei Personen zu viel. Die Ansprüche an das Leben haben sich kolossal gesteigert, der Besitz aber ist bei unseren großen Geschlechtern konstant geblieben. Der Prozeß, der sich da vollzieht, ist ein vollkommen naturgemäßer. Fürst X. ist sehr reich; er hat vier Kinder; die werden weniger reich sein. Wenn er es zu sechzehn Enkeln bringt, — und das heißt, nach seinem eignen Beispiele gerechnet, seinen Kindern nicht übertrieben viel zugetraut, — so werden diese Enkel arm sein. Dabei ist die Institution des Fideikommisses noch nicht in Betracht gezogen, sonst sieht es noch viel ärger aus. Was bleibt also nun übrig? Die hochgeborenen Herrschaften müssen eben auch arbeiten, wenn sie nicht untergehen wollen."

„Das ist eine Einleitung," erwiderte Graf Leopold nachdenklich. „Sie sind nicht gekommen, mir nur das zu sagen."

„Eigentlich doch! Und wie es scheint, bin ich sogar sehr zur rechten Zeit gekommen. Sie haben sich vorhin, — wie soll ich nur sagen? Ach, was! Sie nehmen einen Ausdruck nicht übel, sofern er nur der Sache entspricht, — Sie haben sich insolvent erklärt."

„Oho! Das ist stark, — ich hätte —"

„Der Stoßseufzer hatte nichts anderes zu bedeuten. Ich bin ein nüchterner Praktiker und Geschäftsmann geworden, und einem solchen gegenüber muß man sehr vorsichtig sein in der Wahl seiner Wendungen. Sie, als Kavalier, haben noch nicht die erforderliche Übung darin. Also, — Sie sind fertig, Sie haben gründlich abgewirtschaftet."

Graf Leopold durchmaß das Zimmer.

„Hören Sie, lieber Wallmann," sagte er, seine Worte stark betonend, „auf Ihre Bemerkungen hin, bleibt mir nur zweierlei zu thun übrig. Entweder —"

„Mich hinauswerfen zu lassen —"

„Richtig!"

„Oder — mir die Hand zu geben und zu sagen: Lieber Freund, Sie haben recht."

„Wieder richtig."

„Nun?"

„Ich ziehe das letztere vor," sagte Graf Leopold herzlich und drückte Heinrichs Hand, „und möchte noch hinzufügen: Sie sind ein kluger Kopf und ein redlicher Charakter. Raten Sie mir. Ich bedarf eines Rates."

„Ich bin also wirklich zu recht gelegener Zeit gekommen!"

„Zu welchem Zwecke?"

„Ah, kaum der Rede wert. Ich hätte mir nur gerne eine kleine Million von Ihnen zu einem schönen Unternehmen ausgebeten."

„Wallmann, ich bin nicht in der Gemütsverfassung zu scherzen, und es ist nicht sehr freundschaftlich, daß Sie jetzt in der Weise mit mir spaßen."

„Aber ich spreche im Ernste. Worüber Sie sich erst vor kurzem Klarheit verschafft zu haben scheinen, das war mir schon lange klar. Es mußte so kommen."

„Woher wußten Sie das so genau?"

„Ich wußte es. Ich hatte meinen Grund, mich dafür zu interessieren, und ich hatte Gelegenheit, mich ausreichend zu informieren. Sie wissen, daß ich es war, der im Auftrage Ihres Vaters die verschiedenen Fabriken auf Ihren drei Gütern erbaut und eingerichtet hat."

„Ich weiß."

„Mein Hauptquartier war in Rossalitz, wo ich lange Monate verbrachte, — und nicht ohne Nutzen. Ich habe mich da wohl umgethan und manches beobachtet. Sie glauben ruiniert zu sein; trösten Sie sich, Sie sind es nicht!"

„Da müßten Sie nur noch von verborgenen Schätzen Kenntnis haben!"

„Die habe ich auch."

„Wohlan, ich mache Halbpart mit Ihnen. Wo sind sie?"

„Vergraben, in der Erde natürlich. Doch ernsthaft. Ich bin bereit, Ihre Güter mit sämtlichen Lasten zu übernehmen und Ihnen noch baar eine Million herauszubezahlen."

„Aber, mit Vergnügen, lieber Freund! Heißt das aber ernsthaft gesprochen?"

„Ganz ernsthaft. Wenn ich das Geschäft mit Ihnen doch nicht mache —"

„Nun?"

„— so ist es, weil es nicht ehrlich von mir wäre. Hören Sie, wie es steht: Ihre Güter und Fabriken rentieren sich nicht, weil sie abseits vom Weltverkehr liegen. Es ist keine Aussicht vorhanden, daß sie jemals von einem Schienenstrang berührt werden. Wie sollen Sie nun bei den großen Transportkosten mit anderen konkurrieren, — das ist einfach unmöglich. Sie produzieren dazu auch noch teurer, als die anderen. Die Kohle, welche anderen vierzig Kreuzer kostet, kommt Ihnen, bis sie zu Ihnen hinausgeschleppt wird, auf dreiundfünfzig Kreuzer zu stehen."

„Diese paar Kreuzer werden's doch nicht ausmachen!"

„Diese paar Kreuzer! Sie brauchen täglich an sechszehnhundert Zentner Kohle. Das macht bei der Kohle allein jährlich einen Unterschied von 60—70000 Gulden."

„Donnerwetter, das ist viel!"

„Dieselbe Geschichte wiederholt sich bei dem Transporte der fertigen Ware aus den Fabriken."

„Aber da kann man doch nicht bestehen dabei; das muß jedes Kind einsehen."

Graf Leopold war plötzlich sehr einsichtsvoll geworden.

„Es war auch keine sehr glückliche Idee," fuhr Heinrich fort, „die Fabriken zu errichten."

„Dann sperren wir sie wieder!"

„Sie beschäftigen 2800 Arbeiter; die würden samt ihren Familien brotlos werden."

„Ja so! das geht auch nicht. Was also sonst?"

„Wir legen durch Ihre und die Besitzungen Ihrer Nachbarn, Baron Schwertberg und Gräfin Limbach, einen Kanal bis an die Donau. Sie wissen, Herr Graf, Wasserfracht ist die billigste."

„Ich weiß, natürlich! Brillante Idee."

„Ich bin noch nicht fertig. Als ich mich in Rossalitz langweilte, habe ich allerlei Untersuchungen angestellt und Beobachtungen gemacht, die schließlich ein überraschendes Resultat hatten. Wissen Sie, Sie Glückskind, daß in der Rossalitzer Erde wirklich ein Schatz ruht? Sie haben dort das schönste Kohlenlager, das sich denken läßt."

„Wallmann, Sie sind ein prächtiger Mensch, lassen Sie sich umarmen!"

„Ich habe schon Ihrem Herrn Vater von der Sache gesprochen; der wollte aber nichts davon wissen. Er hatte schon genug an seinen Fabriken und wollte nicht auch noch ein Bergwerk dazu haben. — Nun brauchen wir also die Kohle nicht mehr zu kaufen, ja wir machen noch ein glänzendes Geschäft, wenn wir sie unsern Nachbarn und jedem, der sie brauchen kann, verkaufen. Jetzt sollen mit Hilfe des Kanals und der Kohle die Fabriken, mit Hilfe der Kohlen und der Fabriken den Kanal und mit Hilfe der Fabriken und des Kanals das Kohlenbergwerk rentabel werden."

„Das ist kolossal einfach, aber großartig ausgedacht von Ihnen."

„Nun heißt es aber arbeiten, Herr Graf!"

„Mit Vergnügen! Wenn Sie mich nur

brauchen können. Sie müssen mich eben dressieren."

„Ich werde Ihnen schon Arbeit genug zuweisen. Die Pläne, eine Arbeit von vielen Monaten, habe ich fertig, wir können sofort anfangen. Vor allen Dingen ist es wichtig, daß Sie die Gräfin Limbach und Baron Schwertberg für das Kanalprojekt gewinnen. Das werden Sie besser können, als ich. Beide werden sich schon im eignen Interesse beteiligen. Daß Ihr Anteil aufgebracht werde, dafür werde ich sorgen. Das Kohlenwerk wird uns dazu verhelfen. Ich werde schon alles ordnen, denn — mit Ihrer freundlichen Erlaubnis werde ich mich als Generaldirektor, sowohl der Kanalunternehmung, wie des Kohlenwerks installieren."

„Mit meiner Erlaubnis! Ich müßte froh sein, wenn Sie mir dabei eine Anstellung zuweisen!"

VIII.

Die Arbeiten waren im vollen Zuge. Hunderte von einheimischen Werkleuten und eine große Anzahl italienischer Karrenführer schafften vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht. Heinrich war bei gutem und schlechtem Wetter immer auf der Strecke zu finden. Die Anstrengung stählte ihn, und wer ihn nun so wettergebräunt und abgehärtet gesehen hätte, der würde kaum noch in ihm den müden, blassen, gebrochenen Mann wiedererkannt haben, als welcher er von seinen Reisen heimgekehrt war.

Aber je mehr sein Antlitz sich bräunte, desto bleicher ward Gräfin Marie. In ihrem innerlichen Stolze hatte sie sich nicht gewehrt gegen die langsam in ihrem Herzen aufkeimende Neigung, und als diese so mächtig herangewachsen war, daß sie gegen sie nicht mehr ankämpfen konnte, da war es wieder ihr Stolz, der ihr die Erfüllung ihrer Wünsche natürlich und leicht erscheinen ließ. Und nun kamen die Tage, und wie sie kamen, schwanden sie hin, ihrer viele, einer nach dem anderen, ohne daß sie ihr die Erfüllung gebracht hätten.

Heinrich schien ganz aufzugehen in seiner Arbeit, die ihn zwar oft mit ihr in Berührung brachte, die aber auch keinen Anlaß bot, die Gefühlssaite erklingen zu lassen. Er schien auch einen solchen Anlaß nicht zu suchen, eher noch, ihm aus dem Wege zu gehen.

Gräfin Marie ward immer stiller und immer bleicher. Dem Leidenden, dem Kranken gegenüber hatte sie den Mut der Initiative gehabt. Damals durfte sie ihn trösten und aufrichten; sie durfte ihm Hoffnung machen, danach streben, ihn mit neuem Lebensmute zu erfüllen, ohne kleinliche Rücksichten vorwalten zu lassen, — jetzt aber war das Bild ein verändertes, jetzt war sie die Leidende, und es wäre recht lieb und gut von ihm gewesen, wenn nun er sie getröstet und aufgerichtet hätte.

In das Buch mit dem goldenen Schlosse wurden schon lange nicht mehr nur die Gedankenprobleme eingetragen, deren Lösung sie von Heinrich erwartete. Das Buch, das ihr nun zum vertrautesten Freunde geworden war, enthielt jetzt auch schon so manch ein banges Herzensrätsel, nach dessen Lösung sie vergebens forschte, und das sie doch weit schmerzlicher bewegte, als die tiefsten Fragen nach dem letzten Grund der Dinge.

Wie ein flammendes Symbol einer entschwundenen glücklichen Zeit schlang sich um das Buch ein rotes Seitenband. Es war dasselbe, das Heinrich dereinst in stiller, bebender Freude für sich zu retten gedachte, und das er dann doch achtlos seinen Fingern entgleiten ließ. Was ihm so plötzlich wertlos geworden war, für sie hatte es ebenso plötzlich Wert und Bedeutung erhalten. Von all ihren Besitztümern war ihr nun die rote Schleife das wertvollste geworden. Ihr war es ein Zeichen geworden auf dem Wege nach Damaskus; ihr war es das Zeichen ihrer Einkehr in sich, ihrer Bekehrung; das Zeichen des neuen Evangeliums, des neuen Glaubens und der neuen Liebe.

Graf Leopold stand zwischen den Beiden als stiller und staunender Beobachter. Er verstand beide, so weit Liebende überhaupt zu verstehen sind, und fühlte sich doch außer Stande, sie einander näher zu bringen. Von Gräfin Marie war er zu unverbrüchlichem Schweigen verurteilt, und was Heinrich betraf, so hüllte sich dieser in einen undurchdringlichen Panzer, wenn Graf Leopold einmal an seine Gefühlswelt zu rühren gedachte. Der Graf hatte dazu auch nicht viel Gelegenheit. Heinrich hatte ihn in ein Arbeitsfeld hineingestellt, das nun all seine Kräfte, sein ganzes Sein und Können in Anspruch nahm. Eines Tages aber, als er Heinrich im Sonnenbrand an der Arbeit

sah, beschloß er doch in Folge einer raschen Eingebung, die ihm unbegreiflichen Schwierigkeiten durch einen Gewaltstreich zu lösen.

Er klopfte Heinrich leichthin auf die Schulter und sagte, ihn scharf beobachtend:

„Haben Sie schon gehört, lieber Freund, Schwertberg hat um die Hand der Gräfin Marie angehalten."

„Nun? Hat die Gräfin die Werbung angenommen?"

„Ich weiß es nicht, — vermutlich! Ich weiß nur, daß er heute hingehen wollte, die Sache in Ordnung zu bringen. Ich glaube, daß das eine ganz räsonnable Menage geben würde; beide arrondieren sich. Die Güter sind benachbart, — die Idee scheint mir ganz gut. Finden Sie nicht?"

Heinrich antwortete nicht. Trotz des Sommersonnenbrandes war ihm die Welt nun plötzlich grau und trüb geworden. Wie im Traume schritt er vom Felde seiner Wohnung zu und fand dort auch richtig schon eine freundliche Einladung der Gräfin Marie vor, die in einer wichtigen Angelegenheit seinen freundschaftlichen Rat erbitten wollte. Er ballte die Einladung zusammen und warf sie fort; dann setzte er sich hin, um eine Absage zu schreiben. Darauf besann er sich doch wieder eines anderen. Einmal mußte es ja doch überstanden werden, und darum besser gleich, als später. Er wappnete sich mit all dem Ingrimm, dessen seine Seele fähig war, und er fühlte sich jetzt wieder ganz als Mann.

Er kleidete sich um, ließ einspannen und eine Stunde später stand er vor der Gräfin Marie.

„Ich bedarf Ihres Rates, Herr Wallmann," sagte sie ihm entgegengehend.

„Da Sie noch fragen können, bedürfen Sie des Rates nicht mehr, Gräfin," erwiderte Heinrich trocken.

„Aber, Sie wissen ja gar nicht, um was es sich handelt."

„Ich weiß es bereits, und ich will Ihnen die Unannehmlichkeit ersparen, mir alles erst erklären zu müssen. Sie wissen nicht, ob Sie ihn nehmen sollen oder nicht. Nehmen Sie ihn!"

„Wen?"

„Baron Schwertberg. Nehmen Sie ihn!"

„Woher —"

„Ich weiß; das genügt, — so nehmen Sie ihn doch!"

„Wer hat Ihnen das verraten?"

„Wer? Das ist doch nebensächlich. Übrigens ist es auch kein Geheimnis, — Graf Leopold."

„So?"

„Ja."

Gräfin Marie begann nun, den Schurkenstreich Graf Leopolds zu durchschauen, und gleichzeitig begann es auch, in ihr zu jubeln.

„Also Graf Leopold hat die Sache verraten, und Sie, Sie raten mir, gleich zuzugreifen."

„Mit beiden Händen!"

„Sie kennen Baron Schwertberg?"

„Jawohl."

„Und Sie glauben, daß das eine gute Partie für mich wäre?"

„Eine glänzende!"

„Sieh da, wie man sich täuschen kann! Ich hätte das nie gedacht."

„Jawohl, man kann sich sehr oft ganz gehörig täuschen."

„Herr Wallmann! Da Sie Baron Schwertberg kennen, sollten Sie mir ehrlich Ihre Meinung über ihn sagen."

„Was liegt an meiner Meinung!"

„Wofür halten Sie Baron Schwertberg?"

„Für das, was er ist; für einen Gecken und Hohlkopf."

„So? Und darum paßt er so ausgezeichnet für mich? Ich danke."

„Sie haben mich nicht herberufen, um Schmeicheleien von mir zu hören."

„Richtig, aber zwischen dem, was Sie da sagen und einer Schmeichelei liegt doch noch eine gewaltige Kluft."

„Legen Sie meine Worte nicht auf die Wagschale, — ihren Sinn vertrete ich. Sie haben die Stirne — verzeihen Sie, die Worte gehen mit mir durch, — Sie haben den Einfall, mich in einer solchen Sache um Rat zu fragen. Wohlan, ich habe meinen Rat erteilt: Nehmen Sie ihn!"

„Sie sind nicht aufrichtig."

„Ich dächte doch, ich wäre es zur Genüge gewesen."

„Das war nicht a u f r i c h t i g, das war etwas anderes. Sie zeigen unverhohlen Ihre Mißachtung für ihn und raten mir doch zu. Das ist gleichzeitig auch Mißachtung für mich."

„In dem Moment, wo Sie da noch fragen konnten, mich fragen, mich, da waren Sie seiner auch würdig."

Gräfin Marie sah ihm lächelnd in die Augen und sagte:

„Sie sehen, ich bin nicht empfindlich."

„Ein Glück für Sie, daß Sie es nicht sind!" rief Heinrich in gesteigerter Erregung. „So können Sie vielleicht sogar noch glücklich werden mit ihm!" Heinrich lachte zu seinen Worten in Bitterkeit hell auf.

„In der That, es könnte ein hohes Glück werden!" erwiderte Gräfin Marie leise.

„Es ist ja alles nur Auffassungssache," stieß Heinrich weiter hervor. „Ich für meine Person hätte Sie allerdings lieber tot vor mir gesehen, als an der Seite dieses Menschen!"

„Das klingt ja recht hübsch und ist mir aus der Seele gesprochen. Ich selbst wäre tausendmal lieber tot, als die Frau eines Mannes, den ich weder lieben noch achten kann!"

„Nun?"

„Ich liebe Baron Schwertberg nicht."

„Das pflegt ja in Ihren Kreisen sonst kein Hindernis zu sein."

„Richtig; es gibt aber noch ein Hindernis: ich — ich —, warum sehen Sie mich denn immer so an? Sehen Sie einmal auch da zu meinen Blumen hinüber, — ich liebe einen anderen."

„Sie wollen ihn also gar nicht nehmen?"

„Nicht geschenkt!"

„Ja, warum fragen Sie mich dann überhaupt?"

„Aber, lieber Freund, ich habe Sie überhaupt nicht gefragt!"

„Sie haben mir aber doch geschrieben?!"

„Richtig."

„Ich solle Ihnen raten —"

„Jawohl, aber doch nicht in einer so dummen Sache. So gescheidt wäre ich nämlich schon selber gewesen, ihn nicht zu nehmen, wenn er die unglückliche Idee gehabt hätte, die Sie ihm so hartnäckig andichten wollen"

„Was? Er hat gar nicht —"

„Keine Idee!"

„In was sollte ich denn sonst raten?"

„In einer geschäftlichen Sache, die mir Graf Leopold heute nahe legte, die mir aber nun furchtbar gleichgültig geworden ist."

„Gräfin Marie!"

„Herr Wallmann!"

„Gräfin Marie! Haben Sie Mitleid mit mir!"

„Ah, da werden ja plötzlich andere Saiten aufgezogen! Jetzt soll ich Mitleid haben mit Ihnen! Hatten Sie es mit mir?"

„Ich? Mit Ihnen? Hatten Sie es denn je nötig?"

„Das können Sie nun doch nicht wissen."

„Gräfin Marie!"

„Herr Heinrich Wallmann!"

„Ich werde noch verrückt!"

„Ich glaube, ich bin es schon längst."

„Gräfin Marie! Sie lieben den Baron nicht?"

„Ich denke nicht daran."

„Sie lieben einen anderen?"

„?"

„Seinen Namen! Ich beschwöre Sie, seinen Namen!"

„Wird nicht verraten! Wenn er kommen wird, zu fragen —"

„Marie! Ich liebe dich unaussprechlich!"

Und Marie hing an seinem Halse und lachte unter Thränen in verklärter Seligkeit zu ihm empor. — —

* * *

Der Abend war schon herangedunkelt, als die Liebenden Hand in Hand das Zimmer verließen. Plötzlich fuhren sie erschreckt auseinander. In der Dämmerung erkannten sie Graf Leopold, der im Vorzimmer auf einem zur Thüre postierten Sessel wie festgenagelt saß. Als er sie kommen hörte, erhob er sich und fragte:

„Alles in Ordnung?"

Die Liebenden nickten beide lächelnd.

„Na, Gott sei Dank!" fuhr Graf Leopold fort. „Ich habe nicht gehorcht, — man hört ja nichts heraus, leider! — ich habe hier nur Wache gehalten, daß euch niemand störe. Habe ich meine Sache gut gemacht? Übrigens beginnt für mich die Arbeit erst. Die Geschichte wird riesiges Aufsehen machen, und ich muß die Stimmung dirigieren. Ich muß überall dreinfahren, wo die Nase gerümpft wird, und jeden niederschlagen, dem die Sache nicht genehm ist. Das ist mein Geschäft, und das ist das wenigste, was ich thun kann. Im übrigen glaube ich, einen Lohn verdient zu haben!"

Und er bekam seinen Lohn. Gräfin Marie gab ihm den Kuß zurück, den er ihr nach seiner verunglückten Werbung gegeben.

Berliner Feuilleton.

Von A. Baron v. Roberts.

(Abdruck verboten.)

(Die historische Juwelenausstellung im Kunstgewerbemuseum. — Die Ausstellung niederländischer Kunstwerke in der Akademie. — Die Gartenbauausstellung am Lehrter Bahnhof. — Lebende Bilder zum besten des Paul Gerhard-Stiftes.)

Was hilft es zu leugnen: ich liebe buntes Edelgestein, interessante Gemälde, Blumen und — schöne Frauen, das ist mein gutes Poetenrecht! So mag mir dieser Bericht, der von Solcherlei handelt, besonders willkommen sein — wohl uns, daß wir uns aus der häßlichen Wühlerei des socialen Tageskampfes von Zeit zu Zeit auf das Gebiet der Schönheit zurückziehen dürfen!

Berlin befindet sich jetzt in einer Periode aufeinanderdrängender Ausstellungen; ist es die Vorahnung, daß die deutsche Reichshauptstadt ihre Weltausstellung haben wird und haben muß, die sich zwar einstweilen noch nur in unternehmungslustigen Köpfen malt, mit eiffelturmartigen Ungeheuern? So wird z. B. ein künstlicher

Berg vorgeschlagen, der paradoxer Weise in seinem Innern ein Bild gewerblicher Thätigkeiten bei elektrischer Beleuchtung bieten soll. Vielleicht originell, aber „geschmackvoll ist anders," um mich mit modischem Jargon auszudrücken.

Also eine Ausstellung von Juwelen, eine solche niederländischer Gemälde, die große Blumenausstellung, darauf folgend im nächsten Monat eine Hunde-, eine Mastvieh-, eine Ausstellung von Rassepferden; dann im Juni der Beginn der großen akademischen Kunstausstellung, und im Juli das Bundesfest der deutschen und auswärtigen Schützen; auch gilt es den medizinischen Kongreß mit seinen 6000 Doktorgästen festlich zu empfangen, eine nicht ganz leichte Aufgabe. Wie man sieht, eine mit buntem Allerlei reichlich gesegnete Sommersaison.

Die Verwaltung des Kunstgewerbemuseums pflegt sich in rührigster Weise auf der Höhe ihrer Aufgabe zu halten: Geschmack und Sinn für edle Kunstübung zu verbreiten und die banausische Tagesmode durch Vorführung mustergültiger Leistungen zu regulieren. Bald ist es eine Spitzenausstellung, bald werden öffentliche Vorträge über Teppichknüpferei und Leinenstickwerk gehalten, heuer hat Dr. Julius Lessing, der verdienstvolle Leiter des Museums, eine historische Juwelenausstellung veranstaltet. Eine mir bekannte Dame, die ein kleines blitzendes Kunstgewerbemuseum an ihrer Toilette mitzuführen pflegt, beklagte sich bitter über die unpassende Zeit dieser Veranstaltung: eine Juwelenausstellung mitten in der Saison, wo man seinen Schmuck durch Weggabe zum toten Kapital degradiert! Natürlich verbot ihr die liebe Eitelkeit als Ausstellerin fernzubleiben: „Ich habe nichts anzuziehen!" jammert sie nun, und wenn sie sich ihrer weggeliehenen Kostbarkeiten freuen will, so muß sie schon dem Kunstgewerbemuseum einen Besuch abstatten.

Freilich lohnt sich dieser Besuch. Der große Lichthof des Gebäudes scheint zu einer Schatzkammer gewandelt, in der es flimmert und schimmert, funkelt und gleißt, in allen Farben sprüht und an blitzender Wirkung mit schierem Sonnenglanze wetteifert, eine narkotisch berauschende Wirkung für den Beschauer: nicht umsonst pflegt sich der orientalische Grübelsinn durch den Anblick stark reflektierender Edelsteine in ein erträumtes Nirwana hinein zu hypnotisieren.

Das Programm der Ausstellung war ein auf Juwelen beschränktes, reine Goldarbeiten waren nur von dem römischen Meister antiker Nachahmungen, Castellani, sowie dem Pariser Frederic Boucheron zugelassen. Als hauptsächliche Aussteller finden wir neben einigen bekannten Privatsammlern die königlichen Kunstkabinette, den Krontresor und allerhöchste Namen. Den Glanz- und Mittelpunkt bilden zwölf Dosen aus besagtem Tresor; Friedrich der Große, ein Liebhaber von Tabatieren, ließ sie aus schlesischen Achaten und Chrysoprasen von französischen Künstlern herstellen; es sind entzückende Meisterstücke des Rocaillegeschmacks, kleine reizende Kommoden, überreich mit Brillanten besetzt; Smaragdarabesken im weitgeschweiften Muschelstil umkränzen diese wahrhaften Paradesteine, köstliche Ornamente, gemalt und in Gold, beleben die Mittelflächen: wie sehr begreift man das Bedauern, das sich in die entzückten Rufe umstehender Damen mischt: warum so viel Pracht und Geschmack gerade — Schnupftabaksdosen verherrlichen muß! Ein weiteres Glanzstück bietet der Schwanenorden, den Friedrich Wilhelm IV für die regierende Monarchin stiftete, ein übermäßig mit Brillanten und mehr als hundert Rubinen besätes Kunstwerk, das wohl an Wert, jedoch kaum an Geschmack, alle anderen Objekte überragen mag.

Allerlei königlicher Schmuck hat sich eingefunden. Der älteste ist der einer äthiopischen Königin, gefunden in einer Pyramide zu Meroë, der römischen Kaiserzeit entstammend. Das Altertum liebte nicht das buntfunkelnde Gestein, und Diamanten, an sich völlig unscheinbar, wurden erst vom XVI. Jahrhundert an geschliffen und somit schmuckfähig. So bestehen auch diese Halsketten und Armspangen nur aus stumpffarbigen Steinen und Glaskugeln, in Ketten und Ringe gefaßt; Skarabäen, die Symbole der Fruchtbarkeit, wie überhaupt amuletartige Figuren, durften bei einem ägyptischen Schmuck nicht fehlen, ein fremdartiges Gebilde, das sich auf dem Untergrunde eines afrikanisch-braunen Teints wirkungsvoll genug ausgenommen haben mag. Aus der Nibelungenstadt Worms wird uns ein interessantes königliches Ornat gezeigt, der Hohenstaufenzeit angehörig, mit sehr vielen antiken Steinen und Zellenemail; selbst eine Hohenzollerngruft hat ihren Schmuck herleihen müssen, es sind köstlich feine Emailarbeiten der Renaissancezeit, die man s. Z. bei einer Revision der fürstlichen Grabstätten im Dom vor der Vergessenheit rettete. Aus selber Kunstepoche läßt uns Kaiserin Friedrich Arbeiten von hervorragendem Kunstwerte bewundern. Während wir heute vorzugsweise Diamanten, Rubine, Saphire und Smaragde schätzen, galten früher Aquamarine, Chrysolithe, Topase, die Chalcedonarten, Carneole, Onyxe und Chrysoprase für Edelsteine höchsten Ranges. Erstere scheinen heute wieder in Mode zu kommen. So wirkt ein Halsschmuck aus Aquamarinen, in ihrer mattgrünlichen, ungemein klaren Wasserfarbe, mit Rosentopasen abwechselnd, mit fast brillantartiger Pracht. Nicht genug, daß wir die früher geschätzten Halbedelsteine heute wieder zur Wertung bringen, waltet das Bestreben vor, neue Schmucksteine der Goldschmiedekunst zuzuführen, wie ein Halsschmuck Ihrer Majestät der Kaiserin beweist. Er ist aus Belemniten hergestellt: wer würde vermuten, daß sich die vom Volksmunde genannten „Donnerkeile," die wir als Kinder auf unsern Streifereien zu finden pflegten (es sind kalkartige Versteinerungen eines Tintenfisches aus der Jurazeit), zu solchen Ehren kommen könnten? Hier sind die braunen, polierten, konischgeformten Belemniten in radialer Anordnung einer zierlich gearbeiteten Goldkette angefügt; das Schloß des Schmuckes zeigt innerhalb eines Vierpasses auf blauem, klarem Emailgrunde das kaiserliche W in Diamanten. Übrigens sind diese „Donnerkeile" von Sr. Majestät selbst gesammelt; eine Anregung zur Verwendung dieses neuesten Modesteines mag wohl der vom

König von Italien geschenkte Eichenlaubkranz nebst dazugehörigem Halsschmuck gegeben haben; die nach antikem Vorbild von Castellani hergestellte Arbeit zeigt zwischen den Goldblättern eichelförmige Belemniten von origineller Wirkung. Wie sehr unscheinbares Material durch künstlerische Fassung zur Geltung kommt und den Edelstein zu ersetzen vermag, erweist eine Halskette im Empiregeschmack mit dem Bildnis der Königin Louise. Es ist aus einfachem schwarzem Eisenguß, eine rührende Erinnerung an jene Zeit, da die Gatten ihre goldenen Trauringe in eiserne umtauschten, und Frauen die kostbare Zierde ihres Haares auf dem Altar des Vaterlandes opferten.

Unmöglich, in diesem engen Rahmen auch nur eine Übersicht der aufgehäuften Schätze zu geben; alle Epochen und Länder haben dazu beigesteuert, Ägypten und Japan, das alte Hellas und das moderne Indien, Filigranarbeiten aus Italien und Norwegen; Bauernschmuck aus allerlei Ländern. Von allen mögen wir lernen, denn das ist ja der Zweck der Ausstellung. In welch' neuer, bisher bei uns nicht geübter Art Perlen verwandt werden können, zeigt der Haarschmuck japanischer Frauen, wo biegsame Goldfäden, Fühlhörner von Schmetterlingen oder Staubfäden von Blütenkelchen darstellend, an ihrer Spitze Perlen tragen. Die leiseste Kopfbewegung macht sie beben und schwanken, und nichts vermag den diskreten, vornehmen Glanzschimmer der Perle so glücklich zur Geltung zu bringen.

Es mag sein, daß eine Revue der Juwelierläden der Friedrichstraße, oder der älteren und vornehmeren Schmuckläden unter den Linden, eine bedeutend reichere Ausbeute an blendenden Glanzstücken, protzig großen Brillanten und dergleichen ergiebt: Zweck der Ausstellung war ja die Geltendmachung des rein künstlerischen Prinzips, wie Halbedel- und Edelsteine durch ihre Fassung zu feinster Wirkung erhoben werden. Besonders reichhaltig ist die Abteilung für Perlen. Hierin bleibt uns Altvenedig ein unerreichtes Vorbild, und einzelne Schaukästen der Ausstellung mit ihren zarten Halsketten, Ohrringen und Haarkränzen versetzen uns nach der Merceria der Lagunenstadt, wo noch heute ähnliche Kunst geübt wird. Neuere Arbeiten sind seltener vertreten; natürlich fehlten von Berlin nicht Friedeberg, Sy und Wagener, sowie der künstlerischste unserer Goldschmiede, Hugo Schaper. Hanau, der Hauptsitz deutscher Juwelierkunst, dessen Ateliers einen guten Teil Deutschlands mit tüchtigen Goldschmieden versorgen, hat einige hervorragende Leistungen beigesteuert. Von solchen modernen Arbeiten bilden die Glanzpunkte ein Brillantendiadem mit Türkisen der Prinzessin Radziwill und ein solches der Prinzessin Fürstenberg mit großen Chrysoliten.

Gleichzeitig fand im Akademiegebäude unter den Linden eine Ausstellung niederländischer Kunstwerke, Gemälde, Möbel, Faiencen u. dergl. statt, veranstaltet durch die Berliner kunstgeschichtliche Gesellschaft. Es sollte eine Art Musterung der in Berlin in Privatbesitz versteckten niederländischen Kunst bedeuten, und diese Musterung ist überaus reichhaltig ausgefallen. Wie wir wissen, begünstigte der große Kurfürst diese Kunst, er war der erste, welcher systematisch niederländische Kunstwerke, und überhaupt wohl solche, zu sammeln begann. Eine Zeit lang war in Berlin und Potsdam das Holländische stark in Mode; noch heute zeigen in unserer Nachbarresidenz ganze Straßen den roten holländischen Backsteinbau mit den charakteristischen Giebelvoluten und unsere fürstlichen Parks tragen in ihren gärtnerischen Anlagen, in ihren Kasinos und Theehäuschen ein gut Stück holländischen Gepräges; auch die chinesische Manier überkam uns auf dem Umwege über Delft, von dessen berühmter Faiencekunst die Ausstellung hervorragende Proben bietet, recht zeitgemäß gegen gewisse neuere Kunstapostel trotzend, welche die einseitig blaue Delftkunst als unkünstlerisch in Verruf bringen wollen.

Den Hauptbestand der Musterung lieferte der Kunstbesitz des preußischen Königshauses; die oranische Erbschaft von 1675 gab zu der reichen Sammlung, die besonders Friedrich der Große vermehrte, den Grundstock. Auch sonst ist Berlin reich an niederländischen Gemälden. So zeichnen sich die Beiträge des Konsuls Otto Wesendonck, des bekannten Förderers Wagenerscher Kunst, durch einige herrliche Jacob van Ruisdael's, sowie ein paar vortreffliche Rembrandts und Jean Lievens aus. Fern sei es von uns, über den, im Angesicht dieser Ausstellung entbrannten Streit hiesiger Kunstgelehrter ein Wort zu verlieren, ob die vorhandenen Rubens; insbesondere seine „Geburt der Venus," wirklich echte aber nur sogenannte Atelierbilder sind. Wir nehmen den Standpunkt ein, daß wir, nach hohem Muster, „das Schöne nehmen, wo wir es kriegen können," sei es „bläulicher" oder „rötlicher Rubenston." Was sind Namen, wenn uns die Gemälde fesseln und gefallen! So dürften uns auch hier gerade die Werke kleinerer Leute interessieren, weil sie historisch Bemerkenswertes bieten. Es sind dies die Arbeiten eines Willem van Honthorst, des ersten kurbrandenburgischen Hofmalers, der von 1647—1664 in Berlin thätig war, und von dem die Ausstellung achtzehn, zumeist treffliche Bildnisse von Mitgliedern der Kurfürstlichen Familie und ihrer holländischen Verwandten aufweist, darunter auch ein Porträt des Winterkönigs Friedrich von der Pfalz und seiner Gemahlin. Freilich halten diese Bildnisse einen Vergleich mit den Meisterwerken des Fürstenmalers van Dyck nicht aus, jedoch gibt das große Porträt des Kurfürsten in ganzer Figur mit Panzer und Hermelinmantel von Pieter Nason, dem zweiten Hofmaler, ein prächtiges Bild dieser kraftvollen Herrschernatur. Zahlreich sind die Marine- und Schlachtenbilder von Augustin Terwesten und Michill Madderstег; die Marinestücke des letzteren dürften heute besonders bemerkenswert sein, da sie uns ein Bild von den ersten Anfängen unserer Seemacht und Kolonialpolitik überliefern; bekanntlich hängt über dem Schreibtisch unseres Kaisers, der auch in dieser Beziehung an die Tradition des großen Kurfürsten anknüpft, eine Darstellung der kurbrandenburgischen Marine.

:

Was diese Ausstellung nicht am wenigsten anziehend macht, ist ihre gefällige und gleichsam salonmäßige Anordnung. So sind die Gemälde durch Teppiche belebt, kunstvolle Schränke dienen zur Ausstellung des Delfter Geschirres, und bequeme Sessel laden zum Genuß dieser fast wohnlichen Interieurs ein. Ein gewaltiger Fortschritt gegen den magazinmäßigen Massencharakter, der unsern Kunstsammlungen, innerlich wenigstens, leider noch anhaftet. Allerdings thut es not, daß wir neue Museen für die sich immer mehr anstürmenden öffentlichen Kunstschätze, die in den alten Räumen längst keinen Platz mehr haben, erbauen. Übrigens möge auch für unsere Privatausstellungen, die Schulte, Gurlitt u. A., der oben gerühmte Geschmack in der Ausstellung zur Nacheiferung dienen. —

Doch es ist Zeit, daß wir uns dem blühenden Leben zuwenden — und diesmal sei dieses in wörtlichster Bedeutung genommen. Wohl selten ist in Berlin solch verschwenderischer Gebrauch von Bewunderungsausdrücken gemacht worden, wie in diesen Tagen der großen Gartenbauausstellung. Die üblichen Epitheta: „reizend, wundervoll, entzückend,“ schienen viel zu schwach und sanken im Preise, die naive Freude an der üppigen Fülle der ausgestellten Blütenpracht erhob sich also zu verstärkten Ausdrücken wie: „wunderbar-himmlisch!“ oder „unsagbar-herrlich!“ und ähnlichem. Jedenfalls bildet diese Ausstellung einen großen, alle Erwartungen übertreffenden Erfolg, der um so höher anzuschlagen ist, als die Schwierigkeiten, Ziersträucher und Blumen in solch früher Jahreszeit zu einem bestimmten Termin in ihrer effektvollsten Blütenentfaltung zu zeigen, kaum zu überwindende scheinen. So mußte eine ganze Wagenladung zarter Kinder der Flora aus Süddeutschland, weil sie auf dem Transport erfroren war, unbarmherzig abgewiesen werden, und tausende von Rosen eines hiesigen Züchters fanden keine Gnade vor der gestrengen Jury, da ihre Knospen von der Frühlingssonne verführt, sich zu vorwitzig früh erschlossen hatten und nun als überreife Schönheiten zum Feste erscheinen wollten.

In dem Landesausstellungsgebäude nebst Park am Lehrter Bahnhof besitzt Berlin eine überaus günstige Szenerie für solche Veranstaltungen; der scheinbar störende, den Park durchschneidende Viadukt der Stadtbahn ist so geschickt wie möglich dazu benutzt worden, Cafés, Restaurants, sehenswürdige, künstlerisch ausgestattete „Klausen“ und originelle Osterien in seinen Bögen unterzubringen. Der Park erfährt mit jedem Jahre neue Verschönerungen, und was sich aus den, von Eisen und Glas hergestellten Hallenräumen, die noch im vorigen Jahre die nüchterne Unfallversicherung bargen, durch Geschick und Geschmack an poetisch, ja geradezu zauberisch wirkenden Innenräumen gestalten läßt, ist erstaunenswert. Neben den eigentlichen Ausstellungsobjekten sind ganze hiesige Palmenhäuser und Wintergärten zu rein dekorativen Zwecken gleichsam mobilisiert worden, und der Oberharz sandte uns 1600 seiner schönsten Tannen. Denn abweichend von allen bisherigen derartigen Ausstellungen war das Programm dieser dahin erweitert worden, daß gleichzeitig die künstlerische Verbindung von Architektur und Gärtnerei, sowie die Dekorierung von Kirchen, Festräumen, Hochzeitstischen, ja sogar Begräbnisstätten mustergültig vorgeführt werden sollte. Die überaus gelungene Durchführung dieses Programms wird wohl künftig auch anderen Ausstellungen zu Gute kommen, denn schon verlangen die demnächst ausstellenden Künstler nach lauschigen Blumennischen zur besseren Geltendmachung ihrer Marmorfiguren, und so rücken wir dem „Kunstwerk der Zukunft“ von Richard Wagner näher, das eine Vereinigung aller Künste und Schönheitsäußerungen erstrebt.

Unter einem Baldachin in Goldstoff hinweg betreten wir das Hauptportal. Der effektvoll bemalte und in üppigem Barockstil ausgeführte Kuppelsaal des Vestibüls ist ohne gärtnerischen Schmuck geblieben, während links und rechts davon die beiden eigentlichen Festräume im reichsten Flor erprangen; hier der Raum, in dem die Kaiserin, unter reich verziertem Thronhimmel, die Ausstellung eröffnete, er ist von J. C. Schmidt, dem weltberühmten „Blumenschmidt“ ausgestattet; dort eine sehr wirkungsvolle gemalte Überraschung, eine Nachbildung des Prunkzeltes des Königs Ptolomäus Philadelphus. Athenäus erzählt von einem solchen, das der prachtliebende Monarch zur Feier der Dionysien auf der Burg zu Alexandria aus vergoldeten Säulen, Purpurdecken, kostbaren Tierfellen und Kunstwerken errichten ließ, der Boden überdeckt von üppigen Blumen. Von dem obigen Thronhimmel aus gesehen, verbindet sich die Malerei dieses Zeltes mit dem wundervollen Blumenparterre, das uns der Gartenmeister d'Haene aus Gent dorthin gezaubert, zu einer köstlich täuschenden Wirklichkeit.

Geradeaus verliert sich der entzückte Blick von Saal zu Saal über farbenglühenden Blumenbeeten hinweg, zwischen den Kulissen hochragender Palmengruppen hindurch, nach dem großen Endsaal, den ein in zarten Farben gehaltenes Velarium zeltartig in seiner ganzen Ausdehnung überspannt. Dieser dadurch in poetische Dämmerung gehüllte Raum, den der feine Wasserstaub eines Springbrunnens überdunstet, ist dem Andenken des alten Kaisers geweiht. Seine Kolossalbüste in Bronze schmückt die Endwand, während die über und über mit Grün bedeckten und bestellten Wände eine Reproduktion des Wintergartens im ehemaligen kaiserlichen Palais darstellen; wir sehen dieselben lauschigen Nischen mit Korbmöbeln ausgestattet und mit Statuen geschmückt, wie sie dort waren. Unter den Wedeln der herrlichen Coeypha australis pflegte die kaiserliche Familie sich zu ihren kleinen Familiendiners zu vereinigen. Viele dieser Pflanzen hatten über 30 Jahre zu dem Schmucke des kaiserlichen Wintergartens gehört. Einen Hauptanziehungspunkt bieten in diesem Saal, abgesehen von seinem pietätvollen Charakter, die beiden gemalten Herwarthschen Dioramen links und rechts der Kaiserbüste, die durch fensterartige Lücken in der Pflanzendekoration einen reizvollen Blick in südlich sonnige Landschaftsbilder von täuschender Wirklichkeit eröffnen.

Wer beschreibt mit dürren Worten Blumenpracht, Blumenzauber, Blumenduft! Naive Ausrufe sind wahrlich besser als korrekte Berichterstattung. Mußten wir nicht in diesen Tagen lächeln über die Begeisterung eines als Blumenfreund bekannten hiesigen Schriftstellers, der sich in seinem Berichte nicht anders mehr zu helfen wußte, als daß er überschwenglich ausrief: solche Azaleen und Orchideen könne man nur — knieend bewundern! Wir selbst müssen uns hier auf kurze Andeutungen beschränken.

Allen exotischen Reizen zum Trotz, bewahrt die von alters her besungene und beliebte Rose ihre unbestrittene Königinrolle nach wie vor. Schon der köstliche Duft, der dem reich bestellten Rosengarten der Ausstellung entströmt.... „Wo sind die Rosen?“ fragte eine Dame in dem drängenden Gewühl. „Bitte, der Nase nach!“ kam die echt berlinische Antwort. Während auf vielen anderen Gebieten das Ausland mit seinen Leistungen triumphiert, behaupten die Züchter aus der Umgebung Berlins hier siegreich das Feld. Max Buntzel aus Nieder-Schönweide bei Berlin paradiert mit nicht weniger als 2000 Sorten in allen Größen und Arten; er hat auch für eine Gruppe in Form eines nach der Mitte ansteigenden Blumenbeetes, das die Büste der Kaiserin krönt, den ersten Ehrenpreis davongetragen. Unter den zahlreichen Kollektionen machen sich einige Seltenheiten bemerkbar, so die wieder zu Ehren gebrachte altmodische Moosrose; Rosenzüchter wollen durch Neuheiten glänzen, und so finden wir denn eine schneeweiße Maréchal Niel, und eine solche mit grünlichem Anhauch; auch dürfte eine neue Sorte, „Rheingold“ genannt, welche die Farbe alten Markobrunners hat, Feinschmecker interessieren.

„Blumen auf das Grab der Toten, Blumen um Pokal und Schwert!“ besingt Hermann Lingg die zu jeder Art Festlichkeit gestimmte Rose. So hat denn auch in diesem Saale die Ausschmückung eines Familiengrabes sowie eines, zu einer Trauerfeier bestimmten Raumes, Platz gefunden. „Siehste Alte, so möcht' ich begraben werden!“ meinte ein dicker Schlächter zu seiner Gattin — jeder äußert sein Entzücken eben auf seine Art. In benachbarten Sälen sind auch andere Familienereignisse dem Blumenschmuck zu Grunde gelegt; so durchschreiten wir eine durch bunte Glasfenster magisch beleuchtete Kapelle, wo das Taufbecken auf blumenüberwuchertem Altar des Täuflings harrt; so sehen wir junge Damen mit sehnsüchtigen Blicken eine mit allem kostbaren Raffinement ausgestattete und geschmückte Hochzeitstafel bewundern ..... „Bitte!“ sagte wiederum ein Berliner zu einem jungen verlobten Paare — „Sie brauchen sich nur hinzusetzen!“ Und eine einladende Handbewegung nach dem von Rosen umkränzten Doppelsitz, mit Goldbrokat überzogen: er ist für das Brautpaar bestimmt.

Am vollkommensten wird das Programm der Ausstellung, die gärtnerische Dekoration in Verbindung mit Architektur und Kunst zu bringen, in dem großen Hauptraume zum Ausdruck gebracht. Hier bilden die beiden Längsseiten Fassaden von Villen, Palästen und Gartenhäusern in plastischer Ausführung à la Potemkin; Balkons, Veranden, Terrassen und Hallen mit Bronze- und Marmorstatuen geschmückt, geben den Rahmen für die grüne und farbenprangende Dekoration; selbst Kastan hat seine Wachsfiguren herleihen müssen, um die vornehme Behaglichkeit eines Erkers oder einer Loggia durch lesende oder plaudernde Damen noch mehr zu verdeutlichen. Von großartig malerischer Wirkung ist der hohe Altan an der hinteren Schmalseite: er bildet den Abschluß eines Schloßhofes und zwei breite Treppen schwingen sich bogenförmig zu ihm hinan. Hier bedurfte es keiner Wachsfiguren, denn dort droben von der Höhe des Altans wartet unserer, die wir hinangestiegen sind, eine herrliche Sicht. Unter uns der Schloßhof, von einem Blumenbecken geziert, das eine Figur der Venus Anadyomene überragt. An den Wänden erheben sich Palmen, Krotons, Stechpalmen, Magnolien, aus dunklem Laub glühen Goldorangen, und Orangenblütenduft weht zu uns herauf. Das Mittelfeld mit dem Brunnen umgrünen Farren, Blattpflanzen und kleinere Araucarien, und wie farbige Edelsteine in dies üppige Grün eingefügt, prangen die Beete der Alpenveilchen, Maiblumen, Anthurien und Nelken, als höchste Kostbarkeit ein solches aus blühender Gardenia. Auf den Wegen aber das wimmelnde Gedränge der enthusiastisch erregten Menge. Wurden doch über 30000 Besucher am ersten Markttage gezählt! „Solche naturalistische Leistungen laß ich mir noch gefallen!“ meinte ein Litteratur-Alter. Ja, hier vereinen sich Alt und Jung, Vornehm und Gering zu gleich begeistertem Genuß!

Man durfte wohl erwarten, daß sich die Berliner Blumenbinderei, ihren täglichen Leistungen entsprechend, in hervorragender Weise beteiligen werde — sie hat es aber vorgezogen, durch Abwesenheit zu glänzen und das Feld an Hamburg, Köln, Frankfurt u. a. zu überlassen. Selbst Frau Gustav Schmidt, wohl unsere erste Künstlerin auf diesem Gebiete, fehlte, durch Krankheit verhindert. Es heißt, daß durch den Erfolg der Ausstellung angefeuert, die Berliner Blumenbinderei nachträglich ihre Spezialausstellung veranstalten will. Selbstverständlich hat jedoch „Blumenschmidt“ nicht so kleinmütig gestreikt wie seine hiesigen Kollegen. Sein feenhaft ausgestattetes Zelt bietet wahrhafte Wunderstücke des originellen Geschmacks. Freilich scheint die Mode auch hier zu dem „Naturalismus“ hinzuneigen: so sind besonders „deutsche Sträuße,“ d. h. ohne Draht gebundene, vom Publikum bevorzugt und von der Jury preisgekrönt worden. Befreiung von der Barbarei der Drahtbindung! wird also künftig die Parole sein.

Wir durcheilen die Saalfluchten mit ihren hundertfachen Spezialitäten, den Hainen blühender Flieder, den majestätischen Palmengruppen, den Beeten voll buntester Zier, wir bestaunen die Riesengurken und freuen uns des Früchte tragenden Weinstocks, um zum Schlusse das beste und schönste zu genießen. Es ist der große Saal der Azaleen, Rododendren und Orchideen. Dieser ist fast ausschließlich von Ausländern besetzt worden, wie es ja nicht verschwiegen

werden kann, daß der Triumph der Ausstellung dem Auslande und speziell Belgien gebührt. Wie im vorigen Jahrhundert Holland das Eldorado der kostspieligen Tulpenliebhaberei war, so bedeutet jetzt Belgien das Paradies der Azaleen und Orchideen; ebenso ist in England die Orchideenmode immer mehr in Ausbreitung. Belgien und England haben eben Geld für solchen blühenden Luxus. Man zahlt dort gern 1000 Franks für eine mittlere Orchidee, und es ist ein Wunder, daß sich mitten in Deutschland ein Liebhaber für ein Odontoglossum vexillarium zu 2500 Franks fand; es ist freilich ein märchenhaftes Gebilde, die Blüten von zartestem Rosa, und auf ihren Blättern scheinen sich geld und braune Schmetterlinge zu wiegen. Im Anfang dieses Jahrhunderts zählte man hundert Orchideenarten, jetzt züchtet man in Gent deren 3000. D'Haene von dort, der vielgenannteste und preisgekrönteste aller Aussteller (er kam mit zehn Waggonladungen im Werte von 40000 Franks aus Gent angerückt, und — veni, vidi, vici!) hat allein deren 800 vorgeführt. Wer jemals solchen Orchideenflor gesehen, mag das Entzücken der Beschauer begreifen. Der Schwerenöter d'Haene allüberall! So sind seine riesenhaften, mit Blüten dicht besetzten Azaleenstöcke (sie sehen wie bunte Kissen aus) fortwährend von einem Jubelhymnus umtönt. Eine Genugthuung mag zum Schluß uns Deutschen gegönnt sein: die Königin der ausgestellten Azaleen, es ist dieselbe, vor welcher der obengenannte Blumenfreund sich „knieend“ begeisterte, hat Thalacker aus Gohlis ausgestellt. Ihr Name heißt mit Recht „Charmer.“ Eine Dame hat sich die Mühe gemacht, ihre Blüten zu zählen, es waren deren, wie sie behauptet, 3468. „Charmer“ ist jetzt in aller Mund, und mit dem Namen dieser „Zauberin“ wollen auch wir von der Ausstellung Abschied nehmen.

Da soviel von köstlicher Blütenpracht die Rede ist, kann die Ausstellung schöner Frauen nicht unerwähnt bleiben, welche letzthin unter dem offiziellen Titel „Lebende Bilder zum besten des Paul Gerhard-Stiftes“ stattfand. Die Lady-Patronessen waren: Frau Botschafterin Gräfin Széchényi, die Gemahlin des sächsischen Gesandten Grafen von Hohenthal, Prinzessin Georg Radziwill, Gräfin Alfred Dohna und Gräfin Fritz Hohenau. Technische Leiter: die Professoren Karl Becker, Skarbina, Friederich, Ehrentraut und H. Bürck. Ausstellungslokal: das Königliche Schauspielhaus. Hierbei sei ausdrücklich bemerkt, daß diese Ausstellung sich nicht allein auf das Programm beschränkte, wie es auf der Bühne abgespielt wurde, sondern daß in den Logen und im Parkett des Zuschauerraumes sich überaus viel preis- und bewundernswertes hors concours bewegte. Die fine fleur der Hofgesellschaft war hier versammelt, hatte doch die anhaltende Trauer unseres Hofes bisher derartige Festveranstaltungen ausgeschlossen und so freute man sich doppelt der wiedergewonnenen Freiheit. Auch Ihre Majestäten waren erschienen, durch schmetternde Trompetenfanfaren, wie es neuerdings Gebrauch geworden, begrüßt. Das Programm bestand aus neun Nummern. Eingeleitet wurde es durch einen schwungvollen Prolog, diesmal nicht von Wildenbruch, vorgetragen und gedichtet von einem in blauen Samt gekleideten Herold, namens Leutnant G. von Hülsen. Die erste Nummer... halt, ich will aber das beste zum Schluß erwähnen! Also unter anderen zwei Bilder des farbenfreudigen Karl Becker „Othello und Desdemona,“ und „Ein Gnadengesuch bei dem Dogen;“ ferner „La fête de la Châtelaine“ nach Adrian Morçeau und „Maria Stuart“ nach Neal. Besonders gefiel „Le Moulinet,“ nach Lancret, ein Genrebild in Watteauscher Manier von wundervollem Farbenreiz. Der Raum verbietet uns hier die Namen der Schönheits-Ausstellerinnen zu nennen, ihre Grazie zu preisen und ihre Rokokotoiletten zu beschreiben. Der Haupterfolg des Abends gebührt jedenfalls einer Improvisation von Professor Skarbina: „Im Atelier“ betitelt. Ein junger Maler steht vor der Staffelei und malt ein junges Fräulein im Direktoirkostüm (Komtesse Alice Königsmark-Plaue). Von erstaunlicher Ähnlichkeit erscheint das Porträt: sieh da, leise erbebt es, frischblühendes Leben ist es, das uns aus dem Rahmen entgegenlacht, die Schwester, und im buchstäblich schönsten Sinne das Abbild des Modelles, Komtesse Elisabeth Königsmarck. Ringsum sind die Wände des Ateliers mit großen Bildnissen bestellt und behangen, und sie alle atmen die warme blühende Wirklichkeit. Da sehen wir die schöne „Lavinia“ Tizians mit der fruchtbeladenen Schale (Prinzessin Georg Radziwill) Sichels Bild der Yum-Yum (Freifrau von dem Knesebeck-Mileudock), Liotards pikantes Schokoladenmädchen (Frau von Blumenthal). Links sonniglächelndes „Moselblümchen“ (Freifräulein Helene von Böcklinsau), Tizians steifbeinigen Philipp II (Graf Fritz Hohenau), van Dycks Porträt zweier Knaben (Graf F. und E. Perponcher). Geradezu Erstaunen aber erregte die Porträtähnlichkeit des berühmtesten aller modernen Damenbildnisse, des englischen Malers Herkomer „Miß Grant,“ dargestellt von Gräfin Alfred Dohna. Die Wahl des Süjets und seine Ähnlichkeit besagt schon, daß diese Ausstellerin den ersten Preis davontrug. Sie war die „Charmer“ unter diesen herrlichen Frauenblüten.

Aus den Ateliers berühmter Künstler:
Hebe und Amor tränken die Tauben der Venus. Von Prof. Fritz Schaper.

„Wach' auf, lieber Schatz, gleich sind wir in Basel."

Eine Hochzeitsreise durch die Schweiz.

Zwei Novellen in einer. Von Bernhardine Schulze-Smidt.

Mit Bildern von C. W. Allers.

I.

Francesco Stretta an Lothar von Sacken.

Bern, den 15./6. 188..

— — Um nun, nach dieser langen, geschäftlichen Bogen- und Zeilenrechnung, dein Gemüt nicht ganz darben zu lassen, lieber Poet, will ich dir noch ein Situationsbildchen hierher setzen, das deinem Seherblicke natürlich sofort eine Rückschau in nebelnde Vergangenheit und eine Voraussicht in der Zukunft Regen und Sonnenschein eröffnet. Besinnst du dich noch auf das witzige Rebus aus unserer Bonner Schülerzeit? Als unsere ersten Schnurrbartkeime ans Tageslicht drängten und wir des Zeichenlehrers Töchterlein in sapphischen Versen besangen? Gestern sah ich's wieder vor mir, das bewußte Rebus: einen Kranz von allerhand Kringelchen und Schnörkelchen, das Wörtchen „Liebe" umschlingend. Unsere Lösung hieß: „Es ist ein seltsames Ding um die Liebe." Ich möchte den Satz noch ein wenig präzisieren und sagen: „Es ist ein krauses Ding um die Liebe!"

Kraus war sie jedenfalls, die Stirn der jungen Gattin von vierundzwanzig Stunden, (oder sagen wir: sechsunddreißig, alldieweil das für die Trauungszeit richtiger sein dürfte!) als der Schaffner mir die Coupéthür öffnete. — Ich platzte recht augenscheinlich in den ganz kleinen, allerersten Zwist hinein: „Schlafwagen oder nicht Schlafwagen." Ja, die junge Gattin wischte sich sogar eine Thräne aus den hübschen, dunklen Augen, zwischen denen ein schnippisches Näschen steckte. Wenn auch sonst nur ein unbequemer Eindringling für diese beiden im seligen Honigmond, so hatte ich doch wenigstens einen moralischen Nutzen: ich wandelte den kleinen Streit in Frieden. Dann streckte ich die Glieder zum Schlafen, legte mir im Kopfe Kapitel II unsers geplanten Romans à la Erckmann-Chatrian

In Basel am Zoll: „Die kleine Gemahlin machte ein schuldbewußtes Gesicht."

zu ihrem ersten Schulgange, so waren sie zu ihrem gemeinsamen Lebenswege liebevoll und sorgsam ausgerüstet. Beides ganz augenscheinliche Glückskinder, der Ehemann, wenn nicht alle Zeichen trügen, ein „Zünftiger," also Künstler wie du und ich, wenn auch auf anderem Gebiete. Er schien mir die Ehre anzuthun, mich beim trüben Schein der Coupélampe in seinem Skizzenbuche zu verewigen, und ich that ihm dagegen den Gefallen, allen Ernstes einzuschlafen. — Einmal wachte ich durch eine Magnetkraft auf, als der junge Ehemann seiner verträumten Liebsten im karrierten Jockeymützchen die Skizze zeigte und sagte: „Viktor Emanuel wie er leibt und lebt. Das ist doch interessant." — Ich schlief flugs weiter, ich musterhafter Elefant, aber die Donaunixe quälte meinen Traum und ich verwünschte meine Physiognomie. Denn hat's nicht mehrere schöne Tage gegeben, an denen

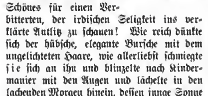
zurecht und schlief, den Liebenden zuliebe, jenen Similischlaf, der mit dem echten nur gesenkte Lider gemeinsam hat.

Vorläufig glückt es noch nicht mit dem Arbeiten, lieber Bruder in Apoll. Mir steckt die Vergangenheit noch zu sehr im Blute. Du magst nun reden, wie du willst, mir meine ungeschlachte Figur, meine achtundvierzig Jahre, mein gemütliches Gewohnheitsdasein als Junggesell vorwerfen, hier — angesichts dieser glücklichen Hochzeitsreisenden wurmt es mich doch. — — Thor, der ich bin! — — An die schöne, blaue Donau gehe ich nicht zum zweitenmale, und die Donaunixe von der Hofoper soll vergessen sein! — Aber mit solchen Erinnerungen hinter sich wird man leicht zum Neider, und ich beneidete während meines Similischlafes den jungen Ehemann, der, aufrecht sitzend, mit Liebesblicken den Schlummer seines Frauchens bewachte. Deren kleine Linke lag warm in seiner Hand, an der unbekleideten Rechten blinkte der neue Trauring. Um sie herum lauter jungfräuliches Gepäck, neu wie der Ring: Taschen aus Juchten und Krokodilshaut, strahlende Plaids, Alpstöcke mit unbefleckter Eisenzwinge. Mein Gott! Wie Kinder

Am Zeitungsständer des Berner Bahnhofes: „Er kaufte sich den ‚Bund.'"

In Bern: „Ein paar Schweizer Soldaten, schlotterig und gemütlich . . .“

die Nixe mich ihren „Ré galantuomo“ nannte, ehe sie mich so erstaunt und empört stehen ließ, weil ich mein Herz darauf gestellt hatte, sie zu heiraten? — Gottlob nahm der Nachtmahr Abschied und hob sich von meiner Brust. Man schläft verzweifelt schlecht im Waggon. — „Wach auf, lieber Schatz, gleich sind wir in Basel!“ mahnte der junge Ehemann, und mit dem lieben Schatze zugleich erwachte auch ich. Der Anblick that mir wohl — es ist doch etwas Gutes und Schönes für einen Ver-



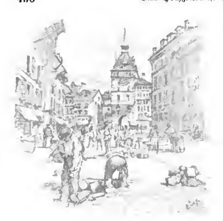
bitterten, der irdischen Seligkeit ins verklärte Antlitz zu schauen! Wie reich dünkte sich der hübsche, elegante Bursche mit dem ungelichteten Haare, wie allerliebst schmiegte sie sich an ihn und blinzelte nach Kindermanier mit den Augen und lächelte in den lachenden Morgen hinein, dessen junge Sonne da draußen den Rhein und das alte, feste Hüningen an seinem Ufer bestrahlte. „Da liegt die Schweiz — die himmlische Schweiz!“ sagten die beiden am offenen Fenster und schauten so verzückt in den blauen Morgenduft hinaus, als seien sie welterlöste, paradiesesahnende Seelen. Der Böse ritt mich, ich bekam urplötzlich unwiderstehliche Lust, die eigne Stimme zu hören und den Elefanten hatte ich satt.

In Bern: „Ännchen von Tharau —“ mußte ich ausrufen.

„Verzeihung: hier hinüber liegt die Schweiz,“ bemerkte ich und machte ihnen an meinem Fenster Platz.

Sie sahen mich zuerst mit schön gespielter Hochmutskühle an: „Frecher“ stand deutlich in ihren Mienen. Darauf überzeugten sie sich von der Thatsache, daß ich kein italienischer birbante, sondern ein deutschredender „Herr“ sei, und siehe da, noch ehe wir in Klein-Basel einliefen, hatten wir miteinander gelacht und Karten getauscht. Obwohl sie mir, in begreiflicher Flitterwochen-Diplomatie, ihr Reiseziel verschwiegen, merkte ich's doch an den verlorenen Fragen nach Bern, Interlaken, Grindelwald 2c., daß unsere Wege die gleichen sein werden. Mir soll's recht sein. Zum Störenfried bin ich gottlob verdorben, aber meine Stimmung ist derart, daß ich das Sonnenlicht suche. Nun mag mich's einmal doppelt streifen: vom Himmel herab und aus vier seligen Menschenaugen.

„Wir haben Sie für einen Italiener gehalten, und Sie sind doch auch einer,



Eine Straße in Bern.

Herr Stretta?" meinte die junge Frau und schob meine Karte in ihr funkelnagelneues Mäppchen für die Reiseerinnerungen. Während ich ihr erklärte, wie und warum sie mich getrost unter ihre deutschen Landsleute zählen dürfe, hatte der junge Gatte meine Persönlichkeit plötzlich festgestellt:

„Sie sind doch nicht etwa gar der Schriftsteller Francesco Stretta, der die entzückenden Novellen (o, schweige, erbärmliche Eitelkeit), die eleganten Verse schreibt? Von dessen Werken ich zwei Bändchen illustriert habe?"

„Ja, ja, der bin ich —"

„Liebster Schatz! dies ist Francesco Stretta —"

„O, liebster Schatz, ich hatte ihn mir ganz anders vorgestellt —"

„Das glaube ich Ihnen gern, gnädige Frau!" (Der Elefant machte gute Miene zum bösen Spiele.)

„Ach — weil — nun — weil alles, was Sie schreiben, so zierlich und graziös ist," sagte sie ganz verlegen, aber ich beruhigte sie damit, daß glücklicherweise der Körper nicht die Seele sei, und dann schüttelten wir uns die Hände als Kunstgenossen, der junge Gatte und ich.

„Zu Ihren Skizzen von der Hochzeitsreise werde ich Ihnen den Text liefern," schlug ich im Scherz vor; denn es prickelte mich Blatt 1 zu sehen: mein eignes, schlafendes Ich, und der sanguine Zeichner ergriff diesen Vorschlag in heiligstem Ernste.

„Wirklich? Nein, wahrhaftig? Das wäre ja herrlich; dann wäre ich ein gemachter Mann. Sehen Sie hier, Nummer Eins ist schon entworfen und Sie prangen in effigie darauf."

Nun mußte ich mein Konterfei begutachten: unheimlich ähnlich! dick, unpoetisch,

In Thun, Hotel Thunerhof: „Haben Sie ein Zimmer mit zwei Betten . . .?"

schlafend, und ich protestierte: „Flicken Sie wenigstens ein Stück ans Blatt und setzen Sie sich selbst und Ihre schönere Hälfte mir gegenüber; dann gibt's einen anmutigen Novellenanfang!"

Er versprach mir's. „Am Ende begegnen wir uns im Thunerhof?" fragte er. „Des Textes wegen müßten wir doch Fühlung behalten." Und ich bejahte.

Die kleine Frau stieß den geliebten Verräter sanft mit dem runden Ellbogen an den Arm.

Sie möchte ihren Honigmond lieber ohne Herrn Stretta, den Pseudo-Ré galantuomo, halten, und ich kann es ihr nicht verdenken. Aber Herr Stretta ist ein selbstischer Sonnenanbeter!

Wir wollen sehen, wie's kommt, lieber Lothar. Jedenfalls wirst du mir zugeben, daß dies ein ganz zierliches Kapitel I ist, und mich soll's verlangen, ob sich nicht ein harmloses Novellettchen daraus entwickelt.

Zu Basel, am Zoll, trennten wir uns vorläufig. Ich hatte für den Kollegen in Thun die langweiligen Cigarren zu versteuern, mein junger Ehemann stand reinen Gewissens vor seinen jungfräulichen Effekten, alldieweil er Nichtraucher ist. Die kleine Gemahlin machte ein schuldbewußtes Gesicht ob des halben Kilo Schokolade in ihrer Handtasche, aber die Zöllner hatten ein freundliches Einsehen.

Wesentlich erleichtert sah ich das Pärchen, an meinem Coupéfenster vorüber, zum nächsten Berner Waggon eilen.

Turteltauben müssen zum Girren und Schnäbeln die nötige Einsamkeit haben und

Beppina, die schöne Wienerin.

ich sehnte mich auch nach Einsamkeit, um in wirklichem Schlummer bis Bern den Similischlaf bis Basel zu vergessen!

II.

Hotel Thunerhof, den 29./6. 188..

..... Gewollt hab' ich's nicht, und mein Mann lacht mich unfehlbar aus, aber ich kann nicht anders! Die Welt ist zu schön, das Reisen zu wonnevoll. Ich muß ein Tagebuch schreiben wie in Backfischzeiten. So ganz in nebelgraue Ferne sind sie doch auch noch nicht zurückgewichen, wenngleich ich nun schon seit vierzehn Tagen eine „Frau" bin. — Die Frau eines Künstlers! Wahrhaftig, ich möchte vor mir selbst einen Ehrfurchtsknixmachen, wenn ich früh zum Kaffee auf die Terrasse hinaustrete und mein Gatte wandert

„Sie fragte nach dem Alter der Kleinen . . ."

„Die französische Amme parlierte mit ihr . . .“

mit Stretta auf und ab, Arm in Arm, und sie studieren die Alltagsmenschen, und die Alltagsmenschen stecken die Köpfe zusammen:

„Die beiden Genies! seht doch die beiden Genies! welche Gegensätze! wie interessant!“

Mein Mann ist natürlich der hübschere, und die Thatsache hat mich gleich für Stretta eingenommen, obwohl ich eigentlich dicke Menschen gar nicht ausstehen kann und empört darüber war, ihn als den „Dritten“ in den Kauf nehmen zu müssen. Aber — er feuert meinen Mann zu den reizendsten Arbeiten an, er spricht gut, ist ein bißchen melancholisch und ein Gentleman. Ich füge mich als Künstlerfrau in alles und bin froh, daß den beiden Genies die Arbeit gedeiht, und daß Stretta den Weg zu uns zurückgefunden hat. Doch — ich greife vor, ich muß ordnungsgemäß mit dem fünfzehnten Juni beginnen, als wir von Frankfurt nach Basel reisten. Wir saßen gemütlich in unserm Coupé erster Klasse, oder richtiger, wir saßen ungemütlich und steckten mitten in unserm ersten Zwiste! Ich schäme mich, das einzugestehen, und freue mich doch, daß ich diesen Moment, der freilich volle zehn Minuten lang war, gleich zu Anfang meiner Ehe überstanden habe. „Einmal zankt sich jedes Ehepaar,“ sagte mir meine Schwester, und da mein Schwager so gutmütig ist wie — nun, was sage ich gleich? — kurzum — deshalb muß es sich mit der Notwendigkeit des ersten Zwistes wohl wirklich so verhalten, wie meine Schwester behauptet.

Ich hätte es meinem Manne nicht übel nehmen dürfen, aber es gab mir wirklich einen Stich ins Herz, als er mir schon am zweiten Tage unsers Ehestandes im Coupé sagte: „Ja, liebster Schatz, bis Thun gehöre ich dir und nur dir, dann aber muß ich meine Zeit zwischen dir und der Arbeit teilen. Ich bin der Ernährer des Hauses, und das Glück macht nicht satt!“ Das sagte er mir angesichts der Heidelberger Schloßruine, über der der goldene Vollmond stand, und unsere Lampe im Coupé hatte ich blau verschleiert. Ich war tief unglücklich, und nun kam noch das Schlimmste. Die Versöhnung nämlich, die in Romanen so entzückend ausgemalt wird, erlebte ich gar nicht, weil der Schaffner, trotz Trink-

Englische Babys am Bassin in Thun.

geld und Cigarren, einen dicken Herrn zu uns ins Coupé schob. Mein geliebter Mann drückte mir nur ein bißchen die Hand und machte ein Gesicht, als sei gar nichts gewesen. Dann flüsterte er mir zu: der dicke Herr, der sofort einschlief, habe einen „brillanten Charakterkopf.“ (Diesen Künstlerausdruck muß ich mir selbstredend merken!) Zuerst begriff ich seine Ekstase nicht, als ich dann aber erfuhr, wer der dicke Herr war, ja, da änderte sich mein Urteil. Nur, daß er so verbittert redet, als hätte er Weltschmerz, das ist unharmonisch; Weltschmerz steht nur mageren Menschen. Wenn ich ihm doch davon abhelfen könnte! Ich möchte auch etwas Geniales leisten zwischen schaffenden Geister niemals mit unzufriedenen und gelangweilten Mienen störe. An Stretta hab' ich mich schon gleich in Bern gewöhnt.

Merkwürdig! Es war sehr gemütlich, als wir uns am Zeitungsständer des Berner Bahnhofes wieder begegneten: er kaufte sich den „Bund“ und lachte über ein paar Schweizer Soldaten, schlotterig und gemütlich wie Kuhbauern auf der Maskerade. Wir gingen mitsammen ins gleiche Hotel und machten mitsammen unsern Stadtgang.

„Wie mein Herz kenne ich die Schweiz und Bern besonders,“ sagte Stretta. Ein gewöhnlicher Mensch hätte versichert, er kenne Bern wie seine Tasche. Der Dichter gab

Englische Babys mit Pintsch „Flirt“ beim Ballspiel.

den beiden Genies, die den lieben, langen Tag ihre „bedeutenden Köpfe“ zusammenstecken und tifteln und erfinden. Mir unbedeutenden Frau gehört mein Gatte wirklich nur zwischen sieben Uhr abends und sieben Uhr morgens. „Gerechte Teilung!“ sagt er und lacht, und macht mich verliebt und sehnsüchtig zugleich. Und dazu ist die Welt ein Feenland!

Anschauen und Genießen ist keine Kunst, aber eine Gnade von Gott! Hier prangt die Natur so wundervoll wie das Glück selbst — es muß eine Wonne für den Künstler sein, in dieser Umgebung zu schaffen. Meine beiden Künstler zeichnen die Menschen und lesen ihre Gedanken und bringen sie zu Papier, ich will mich an die Natur halten und wer weiß, ob ich nicht auch ein bescheidenes Körnchen zum Ganzen beisteuern kann, sei's auch nur dadurch, daß ich die seiner Äußerung auch gleich die Illustration. Er zeigte uns in einem der Laubenbogen stehend, wie im Rahmen, eine sehr liebliche Berner Bauerndirne, lichtblond, züchtig dreinschauend, die Tracht mit dem bauschenden Hemde und dunklen Mieder, dem reichen Geschnür und bebänderten Hut in der Hand, so kleidsam. Über ihr wölbte sich der dunkle Steinbogen, neben ihr standen die hohen, roten Nelkenstöcke einer Blumenverkäuferin. „Ännchen von Tharau —“ mußte ich unwillkürlich laut ausrufen und Herr Stretta überfiel mich darob förmlich mit seiner Poetenwonne.

„Sie sind die Frau, die der Künstler braucht!“ rief er einmal über das andere, „Sie Gedankenleserin, Sie Verstehende!“ und dann gratulierte er meinem Gatten zu meinem Besitze und mir schenkte er ein Gedichtchen, das er vor einem Jahre ge-

„Darling Aileen" und ihr Liebling.

fragte das schöne Mädchen ganz ungeniert, wie sein Name sei und es lächelte errötend und verlegen:

„Anneli!" —

Dabei wurde mir's aber sonnenklar, daß Herr Stretta südliches Blut in den Adern hat, denn er wanderte wie auf Federn durch die Straßen der alten Bärenstadt.

Worin liegt ihr Reiz? Wenn man sie zuerst sieht, baut sie sich auf Felsgrund vor Einem auf wie ein trotziges Kastell des Mittelalters. Die rasche, helle Aare umfließt sie in launischen Windungen. Das stolze, stumpftürmige Münster überragt die Häusermassen; da und dort hebt sich eine Turmspitze, weich in Sepia getuscht, vom Himmel ab und die Hausdächer sehen heller aus: siennabraun mit Lichtern von Ocker und Gummigutt, meinte mein Herzliebster. Ringsum das Gelände, wie ein arkadisches Idyll so anmutig, und nun erst das Stadtinnere! Blitzblank,

schrieben hatte, als er dies nämliche Mädchen an der nämlichen Stelle entdeckte und bewunderte:

„Noch einmal ward ich jung, ich alter Mann:
Ännchen von Tharau stand und sah mich an —"

so heißt es im letzten Verse und nun ereignete sich das hübscheste bei der Sache. Mein Mann, der natürlich skizziert hatte,

patrizisch, Blumen in allen Fenstern, hier ein Erker, in den man sich gar nichts anderes hineindenken kann, als eine Jungfrau im lichtblauen Bauschärmelkleide am Spinnrocken, dort ein Wirtshausschild zwischen eisernen Ranken und Reben über altersbrauner Thür. Man möchte gleich hineingehen und thut es nicht, weil man Enttäuschung fürchtet. Denn hinter einem solchen Schilde und einer solchen Thür dürfte nur eine Schenkgesellschaft von Teniers oder Ostade hausen! — Und es überrascht Einen

Die „Vierlinge" an der alten Scherzlinger Kirche.

förmlich, daß unter den halbdunklen Bogengängen der „Lauben" neumodische Käufer stehen und gehen, daß prosaische Mietwagen durch die Thore fahren und nüchterne Mägde aus den poetischen Ritterbrunnen schöpfen.

Alles haben wir gesehen, den Bärenzwinger und das uralte Rathhaus, auf dessen Treppendach die Sonne niederbrannte, den Zeitglockenturm, dessen plumpe Bärchen so drollig marschieren, wenn nach dem Mittagsstundenschlage das Uhrwerk seinen geheimnisvollen Wechsel hinter dem Zifferblatte vornimmt. Und dann, nach unserer stillachte spöttisch dazu. „Das Berner Wappentier paßt für mich und meine Stimmung!"

„Kommen Sie, für die Stimmung müssen wir etwas thun," sagte mein Mann und wir gingen durch die letzten Regentropfen, golden und funkelnd, denn es war ein Sonnenregen geworden, zur schattigen, stillen Münsterterrasse hinaus. — Keine Menschenseele dort außer uns dreien, das Gewitter hatte die Neugierigen verscheucht. — Hinter uns im Wolkendunkel lag die Stadt, ernst, schweigend, eine mächtige Burg; die letzten Blitze zuckten über die bräunlichen Dächer

Eine Dilettantenkolonie am Scherzlinger Wege. Im Hintergrunde Thun.

vollen Mahlzeit im Bernerhof, trotz dräuender Gewitterwolken, zum Münster. Drinnen oder besser unter dem Hauptportale überraschte uns das Unwetter. Bläulich liefen die Blitzlichter an den steinernen Zierraten und Wappen hin und verklärten die traurigtoten Gesichter der betenden Heiligenbilder. Der warme Regenwind brauste über den Münsterplatz und die Güsse wuschen den Staub von Rudolf von Erlachs schönem Reiterstandbilde und den kauernden Bären, die es bewachen. — Bären überall: als Hauswappen, Schnitzerei, Spielwerk. „Wird's Ihnen nicht grimmig?" fragte Stretta und hin, vor uns schoß die Steinbrüstung in die Tiefe, unten floß die Aare und da draußen ein grauer Horizont.

Stretta ging vor dem Erzbilde des Zähringers auf und ab und winkte mit rascher Hand gegen den Nebel hin, als wollte er ihn beschwören. „Laß ihn — er arbeitet," sagte mein Mann und fügte hinzu: „Ihm fehlt, was wir haben — das Glück." Und wir küßten einander.

Da zerriß der Nebel des Horizontes durch Zaubergewalt — die Alpen traten sonnenhell aus ihm hervor. Oh, wie unvergeßlich schön — und das zum erstenmale

„Am liebsten betrachte ich mir den See vom Jakobshübeli."

Als wir unseren Alpenblick auf der Berner Münsterterrasse ausgenossen hatten und uns beim letzten Sonnenstrahle nach unserem Begleiter umsahen, war er fort und als wir, nach dem erhebenden Orgelkonzerte im Münster, spät bei leuchtendem Mondschein ins Hotel zurückkehrten, hieß es: Er habe soupiert, lasse die Herrschaften freundlichst grüßen und sei abgereist. Er werde demnächst von sich hören lassen. Wir fuhren ohne ihn gen Thun.

Mein Gatte war außer sich, sprach von Poetenlaunen, verpfuschter Arbeit, tröstete sich in meiner Liebe, skizzierte, wartete auf den Postboten und sah vor den Augen seines Geistes bereits die glorreiche Verbrüderung seines Namens mit dem wohlklingenden: „Francesco Stretta" in nichts verrinnen. Dazu in Thun die erste, ärgerliche Reiseenttäuschung.

Hochzeitsreisende gehören nicht in den dritten Stock, und dabei bleibe ich auch! Und nun denke man sich, wie es uns wurde, als wir unsere vorherbestellten Zimmer der Bel-Etage „noch besetzt" und sonst alles vergeben fanden bis auf ein Gemach drei Treppen hoch nach hinten hinaus. Ich wollte, mein Gatte hätte sein eignes Gesicht zeichnen können, beim Empfang des

schauen dürfen, an den Geliebten gelehnt unter rauschenden Bäumen, in heiliger Abendstille! Ein Berggipfel nach dem anderen hob sich aus den dichten Schleiern und prangte in blendender Klarheit. Jetzt erst weiß ich, was wir sahen, daß es die wundersame Jungfrau war, die am weißesten und reinsten zwischen Mönch und Gletscherhorn strahlte, und daß der mächtige, vereiste Rücken die Blümlisalp hieß, und die schimmernde Spitze zur Rechten das Silberhorn. — Ein Stück Ewigkeit, auf Erden wurzelnd, das Haupt im Himmel, so war uns diese majestätische Gebirgskette erschienen. Wir standen und regten uns kaum, wir entzückten uns am Spiele von Licht und Schatten auf den Firnen und wie beides allmählich ganz schwach errötete; nur ein schüchterner Ansatz zum Alpenglühen, ein Vorspiel zu der großen Szene, die wir im eigentlichen Bannkreis der Jungfrau erhoffen.

— — Ich wollte, daß ich dichten könnte, wie Stretta! Was ich hier niederkritzelte, ist nüchtern und nur die Erinnerung an die Thränen des Glückes, die ich weine, während ich diese Zeilen schreibe, wird in meinem Herzen die Nüchternheit zum Gedichte verwandeln. Wie klein war ich zwischen den beiden Künstlern! Nein, neben meinem einzigen Künstler! Stretta war uns entschwunden, wie die Fata Morgana.

Kadetten in Thun.

Sonnabendsmarkt in Thun.

Kaltwassergusses auf seine Frage: „Haben Sie ein Zimmer mit zwei Betten und Salon im ersten Stock?“

Er hatte droben in der Mansarde, wie er unsere vorläufige Unterkunft grimmerfüllt nannte, auch einen tüchtigen Anfall von „Künstlerlaune“ und ich habe mich tapfer durchkämpfen müssen bis zum nächsten Tage. Da wurden unsere bestellten Zimmer frei! Der schönen Wienerin, die sie bis jetzt bewohnt hatte, wurde es zu laut und bunt im Hotel und sie war in die Dependance des gegenüberliegenden Bellevue gezogen. Oh, wie war sie schön! Schwarze Augen, ganz weißes Gesicht, den Mund ein klein wenig geöffnet — wie Schneewittchen im Märchen sah sie aus und ein Rubenshut mit Federn — ein Jäckchen — einfach ideal! Dazu ist sie Sängerin und spricht mit ihrer weichen Stimme so naiv wie die kleine Tirolernandl in der Handschuhbude des Jahrmarktes. Ihre Mutter ist eine ganz nette, gutmütige Frau und liebt ihre Tochter abgöttisch. Wie wäre das auch anders möglich? Sie sagte mir sogar, ich solle doch die „Beppina“ einmal besuchen, sie sei ein „arm's Hascherl“ und möge keine Menschen und kein Theater und „goarnix“ mehr. „Plausch' net!“ fiel ihr Beppina in die Rede und ich hätte gleich hinter ihr drein springen und sie trösten mögen. Ich vergaß, daß ich eine Frau bin und kein impulsiver Backfisch mehr.

In unseren Zimmern duftete es noch tagelang nach Verbena von „ihr“ her. Ich schwärmte für sie! Sie war auch zu süß! Alle die Kinder in unserem Thunerhof und der Bellevue kannten sie und sie fragte nach dem Alter der kleinen und schleppte die kleinsten im Arm herum — nur ganz früh am Tage, wenn die elegante Welt noch ruhte. Die ganze Schar liebte sie und die französische Amme parlierte mit ihr und die englischen Babys in den großen Schnurenhütchen, die ihre Holz- und Papierschiffchen auf dem Bassin schwimmen ließen, oder in Flirt's, des drolligen Pintsch Gesellschaft, beim Morgensonnenschein Ball spielten, winkten ihr zu und riefen: „come along! come here! do! —“ Und selten widerstrebte sie der langen, fröhlichen Kinderreihe, die mit zusammengelegten Händchen dastand und von gegenüber den fliegenden Ball erwartete.

Freilich, am liebsten saß sie mit Flirt's junger Eigentümerin zusammen unter irgend einem kühlen Brunnen, der seinen Strahl in die Luft wirft. Flirt's Eigentümerin blickte, wie mirs schien, was die fesche, schwarzäugige Wienerin empfand: schmerzliche Sehnsucht. Ein holderes Brittenkind hat die Sonne noch nicht beschienen wie unseren „darling Aileen.“ Sie ist ein Thomas Mooresches Gedicht mit ihren goldnen Locken, den bräunlich-grünen hazel-eyes und der Figur so biegsam wie eine Weide am Bach. Sie ist fünfzehn Jahr, hat Heimweh nach London und spricht ein gebrochenes, lispelndes Deutsch. Halbe Stunden lang sah man sie im reizenden Garten unseres Thunerhofs sitzen, Flirt auf dem Schoße, und aus den großen hazel-eyes still und doch beredt die schöne Wiener Sängerin anblicken, die ihr augenscheinlich viel Zorniges und Trauriges zu erzählen

wußte. Wie oft hat mein Mann diese beiden idealen Wesen wohl skizziert?

— — Aber ich werde doch nicht eifersüchtig sein, ich Thörin?

Der Thunersee, der Thunerhof, die Thuner Stadt, alles ist ganz entzückend. Der See mit seinen lachenden Ufern schimmert herüber, wo ich gehe und stehe. Sanfte Hügel bauen sich empor, Landsitze prangen in ihren Gärten voll Rosen und Lorbeer, hier Scherzlingen mit seiner uralten Kirche, dort in der Ferne das reizende Spiez mit dem trotzigen Ritterschlosse zum Schutz. Unter großen Bäumen rauschen die Räder der Sägemühlen, die wie Pfahlbauten anzuschauen sind, vor braunen Hütten mit geschnitzter Holzlaube sitzen die Fischer, rüsten ihre Bote und Netze und freuen sich an ihren Kindern im Garten. Und, rings um das Idyll die Alpenmajestät! Die drei Spitzen der Blümlisalp blinken am südlichen Horizont, und seitwärts von der Blümlisalp im Vordergrunde der Kegel des steilen Stockhorns und der Niesen, der den Eingang zum Kandererthal bewacht. Gegenüber senken sich nach dem Beatenberge und nach Neuhaus zu die Felsschroffen der „Nase" in das bläuliche Seewasser, das mit kurzen Wellchen gegen das ernste, graue Gestein spült.

Wir haben bezauberndes Wetter, lauter Sonnentage, und fährt über Nacht einmal ein Gewitter nieder, so brausen anderen Tages alle die großen und kleinen Bergwasser und Fälle doppelt lustig und wild und die Blüten der Weingärten duften kräftiger und süßer. Wenn man so glücklich ist und immer nur von Liebe reden und träumen möchte, dann ist man nirgends besser zu Hause als in solch einem Gelände, dessen Schönheit ruhig, heiter, licht und blumig ist und keinen Beigeschmack von erhabener Gletscherkälte hat. Nur in der Weite ahnt man sie. Ich bin so kindisch, mich vor der überwältigenden Pracht der Jungfrau, vor dem Fremdenstrome in Interlaken zu fürchten. Immer noch um einen Tag in Thun bettle ich bei meinem Schatze, und er lacht und küßt und drückt mich und zeichnet und zeichnet — oh, solch einzige Bildchen!

Und wenn ich auf einen Menschen in der Welt eifersüchtig war, so war es nicht auf Beppina mit den Schwarzaugen und

Eierhändlerinnen auf dem Sonnabendsmarkt in Thun.

nicht auf Aileen mit den Goldlocken — (obwohl die Schwärmerei für diese beiden strahlenden Schönheiten nicht grade erbaulich ist für meines Gatten Frau!) nein — ich war's auf den abtrünnigen Francesco, den Poeten, dem sein Embonpoint im Wege zum Glück steht, wie er selbst behauptet. Denn mein Mann sehnte ihn herbei, während er zeichnete, sprach von ihm wachend und schlafend, zitierte seine Gedichte bei Sonnenauf- und untergang und führte witzige Pointen aus seinen Novellen an schon früh beim Kaffee. Und dann redete er sich in eine Stimmung hinein, die alles eher als karminrosa oder kobaltblau war!

Gottlob nur, daß die goldne Sonne meines Liebsten Skizzenbuch beschien! Wie köstlich war's, nach Scherzlingen hinaus zu pilgern, wo die kleine Kirche sich im Wasser spiegelt und ihr gegenüber gemütliche Bänke unter uralten Bäumen stehen, die ihre

Riesenäste zum Uferrande hinstrecken. Gewöhnlich vertrieben wir die „Vierlinge," wie mein Gatte sie getauft hat, vier Schwestern zwischen fünfundzwanzig und fünfunddreißig Jahren, alle vier skizzentoll, säuerlich, jugendlich gekleidet und immer im Unklaren darüber, von welcher Stelle aus das ehrwürdige Kirchlein am schönsten sei. Überhaupt Kolleginnen mit dem Stifte gibt's hier in Menge, grade auf dem Scherzlinger Wege, da, wo an der Seebiegung die Stadt Thun so malerisch im Rahmen der Bäume und Höhen liegt. Eine ganze Kolonie! Backfische, Gouvernanten, Künstlerinnen, Dilettantinnen mit unbefriedigten Herzen, die sich nach mißglückter Liebe der reinen Allmutter Natur und der holden Trösterin Kunst in die offnen Arme geworfen haben. Ich, die es niemals über das stereotype Vergißmeinnicht und den Tannenbaum mit Franzenzweigen in der Zeichnerei gebracht habe, beneide jede der erblühenden, blühenden und verblühenden Jungfräulein um ihre Leistungen — mein Mann ist außer sich.

„Frevel! Naivetäten! Greuel! Laß sie lieber Strümpfe stopfen! Daß du dich nicht unterfängst den Stift anzurühren, Kleine, ein Künstler ist genug im Haus. Ich hasse geniale Frauen!" Verstehe einer die Männer! „Nur in der Liebe zu mir sei genial und erfinderisch!" sagt er und — nun — ich glaube — in dem Punkte verdiene ich kein schlechtes Zeugnis!

Hübsch anzusehen ist die Kolonie! Wie eifrig und fleißig ist jedes einzelne Mitglied. Da wird nicht geplaudert und geflüstert! Die Anfängerinnen zeichnen Thuns fest und

„Der verschrumpfte Merlinger Jürgli überlegt sich den Ankauf."

solide dastehende Häuser, die Begabteren fügen noch ein paar Bäume hinzu und bewältigen die zitternden Massen des Blattwerkes, die Begabtesten wagen sich an den schillernden Seespiegel und die Gruppen neugieriger Bauernkinder, die den Zaun am Seerande belagern und auf den Steinen im seichten Wasser hocken und spielen. Kritische Passanten bekrittelten die Werke der Kunstjüngerinnen, und das kritische Backfischchen, das mit seiner französischen Gouvernante seitab von der Hauptversammlung der Musen sitzt, macht lauter Karikaturen dieser eifrigen Musen und verbeißt sein Lachen, damit die Schwesterchen, die hinter ihm stehen und bewundern, ja nicht zu Verrätern der schwar-

In der Thuner „Poterie."

Briefe von zu Hause.

zen That werden. „Das Mädel ist gut!" versichert mein Mann; ich finde das Mädel recht ungezogen und die Gouvernante beklagenswert.

Am liebsten betrachte ich mir den See vom Jakobshübeli, hinter dem Bellevuegarten, hoch am Hange. Da liegt er so duftig, so lockend und die Berge so groß und klar und wir zwei Glücklichen stehen allein unter einem Schirme, schauen über das Grün ins Land hinaus und fühlen uns dem Himmel ein ganzes Stück näher, als drunten am Ufer.

In die Stadt geht man natürlich auch ab und zu, schon um die Einkäufe zu machen und — um die Post zu stürmen. Ein seltsames, behagliches, altmodisches Nest, dies Thun! Ganz anders wie Bern und doch haben die beiden ihre verwandten Punkte. Wenn man von der Berner Landstraße her das Städtebild betrachtet, hat es, gerade wie die Bundeshauptstadt, entschieden Etwas von einer grandiosen Ritterburg. Das alte Schloß thront hoch darüber mit seinem massigen Turme aus dem XII. Jahrhundert — ein Riesenwerk mit kleinen Türmchen in jedem Winkel. Daneben das neue, stattliche Schloß. Und die Hauptstraße! Da sind wieder die Lauben von Bern, aber poetischer, südlicher anmutend, meine ich. Sie sind vorgebaut wie Terrassen, unten Kaufläden und oben wieder; an den Gittern hin Blumen, unter den Markisen plaudernde Mädchen, Soldaten aus der großen, verandaumzogenen Kaserne, schlanke Kadetten mit frischen, treuherzigen Knabengesichtern unter dem netten Käppi. Die lieben Jungen! Welch wichtige Freude haben sie an ihrer Waffe hier im Lande des Friedens, denn die Natur selbst baut der Schweiz ihre gigantischen Bollwerke zu Schutz und Wehr — größer, tausendmal stärker als Menschenhand es vermag.

Köstlich ist der Sonnabendsmarkt! Welch ein Gewühl von Trachten, was für ein erregtes Feilschen und Reden! Hinter dem Stricke, der die weibliche Zudringlichkeit weise in Schranken hält, stehen die Eierhändlerinnen, die koketten, weißen Strohhüte auf Grauköpfen und blankem Flechtengewinde und überschreien einander im unschönen Schweizerdeutsch, die Dirnen erstehen sich Hut und Mieder, Schürze und Busenstrauß, wenn sie verliebt oder poetisch angelegt sind, und da kommt der Mann mit den derben, ledernen Tragriemen für die Kühbauern und Fischer. Der verschrumpfte Merlinger Jürgli überlegt sich den Ankauf. Er macht eine prächtige Figur, der Alte aus dem Thuner „Schöppenstedt" Merlingen! Pergamentene Wangen, Haare und Brauen, als ob die Motten darin säßen, und Vatermörder — zum Augenausstechen. Er steht und pafft und handelt, und prüft seinen

Im Salon des Thuner Hof.

Einkauf eine Viertelstunde lang und wenn er heimkommt, zankt ihn sein Weib dennoch, weil er sich lauter Unnützes aufschwatzen läßt!

Vor drei Tagen trafen wir unser schönes „Wien“ mit der braven Mama auch in der Stadt. Mein engelsguter Schatz schenkte mir in der Thuner „Potterie“ eine geradezu wonnige Majolikavase für unseren Salon — (ich fürchte jedoch, daß sie in seinem Atelier verschwinden wird!) Die reizende Beppina, der natürlich einer ihrer Anbeter aus dem Thunerhof, ein schnurrbärtiger Graf, auf zehn Schritt Entfernung folgte, sollte ihren üppigen Schwarzhaaren. Was drückte sie nur so entsetzlich?

Mein Mann riet zum Zuger-See: Immensee zum Beispiel, oder das hübsche Wäggis am Vierwaldstädtersee. Darüber waren wir im Schlendergange bis zur Post gekommen und der Briefbote nickte uns schon von Weitem zu. Die Wienerinnen hatten ein ganzes Päckchen von grauen und rosa und hellgelben Couverts, mein Mann gar nichts, und ich bekam ein Schreiben, dessen Handschrift mir völlig unbekannt war.

Ich sehe das Bild vor mir: Die Mutter

Table d'hote im Thuner Hof.

sich irgend etwas „Sauberes“ aussuchen, damit sie nur wieder einmal lache, wie die besorgte Mutter sagte. Mein Mann stellte sich den Damen in aller Form vor und „schwelgte Schönheit,“ wie ich das nenne.

Es sei ihnen doch zu bunt in Thun — sie wollten abreisen — und wo es denn wohl recht still sei? und recht gesund für die Nerven? Mit der Beppi sei's halt goarnix G'scheid's mehr und jeder Fratz in der Joppen und in der Kommodjacke laufe hinter ihr drein ꝛc. ꝛc.

Beppina-Schneewittchen schwieg, hing den Kopf und nahm seufzend den Hut aus und Beppina über ihren Briefen die Köpfe zusammensteckend, Beppina den Hut am Arm, die schwarzen Wimpern gesenkt, um den reizenden Mund ein schwaches, gezwungenes Lächeln. Im Hintergrunde der gräfliche Schatten und die Rückseite eines Bauern mit zwei scheckigen Kälbern. Wir standen vor den Damen so recht im blendenden Sonnenschein, und stießen auch unsere Köpfe über meiner Epistel zusammen.

„Von Stretta! weiß Gott, er hält Wort! Und an dich, und Verse!“ rief mein Mann. Triumphierend zogen wir von dannen.

Die Geschwister aus Berlin W.

Am Eingang unseres Hotelgartens traf mein Mann auf einen neuen Ankömmling, einen Akademiebekannten von Paris her, und er ließ mich mit meinem Poetenbriefe allein. Ich las und verschlang die Verse und war stolz, daß sie an mich gerichtet waren. Da höre ich plötzlich hinter mir jemanden rufen: „Gnädige — ach Gnädige,“ und dann steht Beppina vor mir und dann küßt sie mir mit einemmale die Hand und fängt schmerzlich an zu weinen.

„Ach Gnädige! — ach — was schreibt denn der Stretta?“

Ich fiel geradezu aus den Wolken — die Mutter sprach empört dazwischen: sie solle den Stretta gehen lassen — erst habe sie ihn gemocht, und dann nicht gemocht und nun möge sie ihn wieder, und der Graf sei viel besser ꝛc. Ein richtiges Gewäsch, und die arme Beppi weinte wie ein Wasserfall.

Ich habe mir's immer gewünscht, einen aufregenden Roman zu erleben, und nun das erste Kapitel vor mir lag, faßte ich mir den Mut dazu. Es war für mich simple, achtzehnjährige „Malersgattin“ ein hohes Gefühl, das Übergewicht über eine Sängerin von der großen Oper in Wien zu haben. Deshalb entfernte ich die scheltende Mama mit großer Energie, flüchtete mit Beppina in die nächste beste der himmlisch gemütlichen Lauben und wir lasen miteinander „was der Stretta schrieb.“

Ich will das lange Poem nicht kopieren und hierher setzen. Es ist eine reizende Allegorie auf das Perraultsche Märchen: „La belle et la bête.“ Er, das Ungetüm, habe sich in den Bärenzwinger zurückbegeben, nach Bern, weil die Schöne es verschmähe ihn zu erlösen, und alle guten Feen vermöchten nicht, ihn über sein grollendes Ego hinwegzutrösten. Er werde meinem glücklichen Prinzen im Reiche der Farben demnächst einen langen Prosabrief schreiben, einstweilen habe er sein Herz in diese Verse

Saure Arbeit.

„O meine süßen, kleinen Moppelchens!"

gelegt und wolle nun ohne Herz zu leben und zu vergessen suchen.

Der Schlußvers lautete:

„Womit ich Euch zu Gnaden mich empfehle,
Ich armes Untier mit der Dichterseele!"

— — — — — — —

Neben mir saß des armen Untiers widerspenstige Schöne und weinte sich fast die Augen aus dem Kopfe.

Ich bekam ein langes Geständnis — es war als hörte ich die stolze Donna Elvira auf dem Theater. Sie entschuldigte sich und klagte Stretta an und stellte sich als Märtyrerin dar, aber ich fühlte doch sehr deutlich die Wahrheit heraus: Sie hatte mit ihm gespielt und ihn dann gekränkt, und er war ein Mann gewesen und kein Waschlappen. Das sagte ich ihr auf den Kopf zu, und nun wurde sie weich und reuig und rang die Hände wie Donna Anna und bettelte mir den Brief ab und „zerküßte ihn." Ich war ganz heiß geworden vor Angst und fürchtete wahrhaftig einen Selbstmord. Ja, abends hielt ich's nicht aus; mein Mann, der gute Schatz, mußte mich ins Hotel Bellevue bringen, und ich fragte nach meiner unglücklichen Freundin: Die Damen seien im „Salon."

Ja, da saßen sie: Mama im Schatten eines feuerroten, japanischen Sonnenschirms an der Wand, Beppina, sehr blaß, sehr schick, daneben, in der Hand das allbeliebte, profane Schweinchenspiel; zu Mamas anderer Seite der gräfliche Schatten, auch ein Schweinchenspiel in der Hand. Ich wußte nicht, sollte ich weinen oder lachen bei dem unerwarteten Anblicke! Mein Mann setzte den Kneifer auf die Nase, biß sich auf die Lippen und höhnte innerlich entschieden furchtbar. Aber ich bekam doch meine Genugthuung!

Sobald sie mich sah, warf sie der Mutter das Spiel in den Schoß und flog auf mich zu. „Morgen geht's fort," sagte sie mir ins Ohr und spitzte ordentlich den Mund, daß ich sie küssen mußte. Und als ich fragte: „Weshalb denn so rasch und wohin?" Da sah sie mich an, die entzückende, kleine Person, wie die schelmische Zerline, die ja auch in Wahrheit ihre Rolle ist!

„Zum Untier! Abbitten!"

Nein, so etwas zu wagen! Mein Mann hat vor Schlafengehen seine rechte Not mit mir gehabt. Am anderen Morgen früh — es war vorgestern — gingen sie denn auch wahrhaftig auf und davon, und nun stelle man sich diese abnorme Zufallsverkettung vor! Als wir mittags zur table d'hôte gehen, dirigiert uns der Kellner zu neuen Plätzen; uns gegenüber, hinter der Blattpflanze, bleibt ein Stuhl leer, und wer erscheint eben vor dem Braten: behäbig, knebelbärtig und ultra-herzlich? Stretta! Da sei er nun glücklich und jetzt solle es flott aus Arbeiten und Genießen gehen, wenn wir verliebte Honigmondscheinler ihn nicht verstoßen wollten, wie die Schöne das

Ungetüm. Er ist allen Ernstes ebenso liebenswürdig wie er häßlich ist. (Verzeihung, ich vergesse des Gatten brillanten Charakterkopf!)

So haben wir ihn denn wieder und ich bin froh, wenn mein Geliebter froh ist. Aber — die Skizzen von der reizenden Beppina hat er zu unterst in den Koffer gelegt, und dabei sagte er mir: „Laß sie zappeln, sie verdient es nicht anders, und wenn dir dein Leben lieb ist, mein Engel, so erwähnst du sie Stretta gegenüber nicht eher, als bis ich dir's erlaube. Der Mann soll seine Rache haben, aber zuerst muß er sich bei der Arbeit das Blut kühlen. Sonst wird's zu schlimm!"

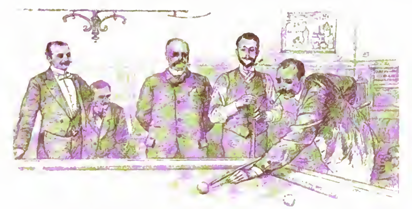
Schöne Logik! Alle Männer, auch die Besten, sind Egoisten. — Und vom Thunerhof hab' ich noch nichts gesagt! Ja, wir sind doch auch gar zu selten drinnen bei diesem Wonnewetter. — Heute aber steigen bedenkliche Wolken hinter dem Stockhorn auf und die Blümlisalp hat sich dicht umschleiert!

III.

Den 6. Juli 188..

Regen! Regen! Seit acht Tagen kein Sonnenblick! Der See im Nebel, die Gebirge im Dunst. Man könnte glauben, es sei Oktober und man säße daheim auf dem Lande. Unser entzückender Garten steht freilich üppiger als je in Blütenpracht — die Hitze hatte zu lange gewährt. Nun erholt sich alles ganz ausgiebig. Die Rosenknospen brechen langsam auf, die Teppichbeete strecken ihre feinen Rankenglieder behaglich über die Grenze hinaus und schmiegen sie in den samtnen Rasen hinein; denn die Gärtner warten mit den Scheeren und Walzen, bis sich der graue Schleier lichtet. Dann und wann wagt sich ein Beherzter hinaus, namentlich die allerliebsten Geschwister aus dem Westend Berlins probieren es immer wieder, die kecken, munteren Beiden mit ihren schlauen Gesichtern, dem unverfälschten Dialekte der Spree-Athener und dem nie fehlenden Witze. Sobald ihre Bonne den Rücken wendet, sind sie draußen; das kleine Mädel setzt sich auf den nassen Rand der niederen Regentonne hart an der Veranda, der lockenköpfige Junge — (selbstverständlich heißt er Friedrich Wilhelm und will Garde-Ulan werden) steht daneben und sie starren, die geliebten Croquethämmer in Händen, die Lackschuhchen vertrauensvoll im triefenden Grase, unverwandt in den Nebelgraus. „Die Sonne ist ekelhaft!" sagt das kleine Mädchen schließlich entrüstet, und der „patzige Billy-Fritz," wie er genannt wird, fügt zornbebend hinzu: „Und Sie sind noch

Im Lesezimmer des Thuner Hof.



„Frankreich“ und „Holland“ beim Billardspiel.

viel ekelhafter!“ Womit er Mademoiselle Fifine, die Bonne, meint, die ihn unter einem Strome französischer Vorwürfe nebst vielen: „tenez“ und „voyons“ in's Hotel zurückholt. Natürlich Seiteneingang, an den lachenden Stiefelputzern vorüber, die bei diesem Wetter saure Arbeit haben. Billy-Fritz ballt der dienenden Allgemeinheit seine kräftige kleine Faust: „Wartet, ihr Krakusen! Wenn ich erst Leutnant bin und mal wieder komme! Ihr habt es Mademoiselle ‚gepetzt,‘ daß wir draußen sind!“

„Voyons, Monsieur Billie, soyez gentilhomme!“ mahnte Mademoiselle Fifine, aber Monsieur Billy dreht ihr einfach seinen Rücken mit dem Matrosenkragen zu.

„Blech! Ein preußischer Leutnant braucht kein französischer gentilhomme zu sein!“

Damit schlenkert er den Schuhputzern seine nassen Lackschuhchen zur gefälligen Reinigung hin und rennt auf Strümpfen, lachend wie ein Kobold, an mir vorüber zur Mama im ersten Stock. Da steht er schon und läßt für seine kleine Person den Lift in Bewegung setzen. Mir winkt er aus dem Fenster des schwebenden Stübchens zu.

Oh, Billy-Fritz! wieviel mußt du noch lernen, ehe du dein Leutnantsideal erreichst!

Das Schwesterchen bleibt unten; der Stiefelputzer hat gerade des Kindes nette Segeltuchschuhe unter der Bürste, und Mademoiselle Fifine muß sie ihr gleich anziehen an Stelle der aufgeweichten Morgenschuhchen. Denn da draußen unter dem Vordache, wo allerhand heimliches Gerümpel sich birgt und die abgeblühten Topfblumen in Reih und Glied stehen, sind „die geliebten Hundchen.“ Beim Sonnenschein tollen sie immer draußen herum, die täppischen Geschöpfe, und lassen sich nicht einfangen, aber im trüben Regenwetter hocken sie winselnd um ihre Mutter, die prachtvolle Leonbergerhündin mit der dunklen Schnauze und dem lockigen Fell.

„Nur ein bißchen — nur einmal streicheln!“ bettelt die kleine Dame, deren helles Kleid nun doch hoffnungslos verdorben ist, Dank der Regentonne, und da sitzt sie schon, ein dickes Hundchen im Schoß, drei andere purzeln um sie herum, die Mutter schaut klug und wachsam zu, und die Kinderstimme schmeichelt in den weichsten Tönen:

„O meine süßen, kleinen Moppelchens!“

Ich rufe natürlich sofort meinen Gatten von der Arbeit weg, und er skizziert das liebe Bildchen, und Stretta besinnt sich, ob es überhaupt ein Versmaß gebe, das graziös genug sei für ein Gedicht zu dieser Skizze! So hat der Regentag schon frühmorgens Früchte getragen. Kinder bringen doch immer die Poesie mit sich und nun besonders hier, wo sie im Ferienübermut stecken und die Alltagskleider zu Haus gelassen haben. Da sind sie Elfen und Gnomen, verlockende Nixchen und neckische Kobolde. Sie haben's

Der „Herr Wirt" hinter der spanischen Wand.

gut im Leben — aber — wir glücklichen Liebesleute habens noch besser!

Langeweile gibt es gar nicht! Man beobachtet, läßt sich durch die ziehenden Wolken in hoffnungsvoller Spannung erhalten, hält ideale Plauderstündchen und möchte die ganze Welt umarmen und mit froh sehen. Deshalb macht man auch rasch und gern Bekanntschaften, während der teure Gatte für des Hauses Wohlfahrt sorgt, und der Dichter für die selbstlose Gattin alle Morgen ein reizendes Sinngedichtchen neben die Schokoladentasse legt.

Gibt es ein schöneres Dasein trotz des Regens?

So fließen die Tage hin wie die Regentropfen, man wird in der Fremde heimisch und beständig im Kommen und Gehen des Nomadenlebens. Sympathien und Antipathien treten hervor, man sucht die flüchtigen Bekanntschaften zu vertiefen und einen Gewinn für sich selbst daraus zu ziehen. Und dann wird das Herz wieder und wieder von der großen wundervollen Wahrheit überströmt: „Was fragst du noch nach Gewinn und Verlust, nun du die Liebe hast, die innigste, die es gibt?" Und doch bleibt dem Herzen ein Wunsch, der diesem sorglosen „Hochzeitsreisen durch Gottes Erdengarten" den Reiz erwartungsfroher Ungeduld gibt: der Wunsch, am Horizont das erste Kornfeld zu sehen, die erste Arbeit und Sorge für den Geliebten vollbringen und tragen zu dürfen. Jeden Morgen erwacht man im Bewußtsein, dem Kornfelde näher zu rücken und sagt sich dankbar: „wieviel Kraft und Freudigkeit für die Zukunft, für die Heimat wirst du dir heute wieder sammeln dürfen" und dann kann man nichts Besseres und Schöneres thun als sich zum Kuß über das teure, schlummernde Antlitz und die kunstgeübte Hand zu beugen, die selbst im Glücksdasein ihr Schaffensfeld findet. — Das Skizzenbuch füllt sich, des Poeten Feder aber rostet ein. Nur weltschmerzliche Gedichte bringt er fertig, und die passen nicht zu meines Gatten reizenden Genrebildchen. „Was haben Sie?" fragte ich ihn heute, und er antwortete mit seinem grimmigen Lachen: „Liebeskummer!" Er that so, als mache er einen dummen Witz, aber ich weiß es besser!

So sitzen wir denn in unserm Hotel und flehen zur Sonne! Im Lesezimmer pachten die Engländer und Amerikaner die behaglichsten Stühle und die interessantesten Zeitungen, und wenn der mürrische Franzose, der nur von Revanche redet und träumt, sich an seinem „Figaro" satt geärgert hat, nimmt er seine kurze Pfeife vor, trinkt einen Absinth nach dem anderen und spielt mit dem phlegmatischen Holländer Billard, der, ein Bild aus Holz, hemdsärmelig, schweigsam dem cholerischen Gallier mit den festgewurzelten Falten über dem Nasenansatze eine Partie nach der anderen abgewinnt. Die Beiden sind Busenfreunde — ein wunderliches Naturspiel! Frankreich liebt den Krieg, Holland den Frieden und um auf neutralem Boden zusammenzutreffen, sprechen sie beim Billard ein sehr amüsantes Kauderwelsch miteinander: es soll Englisch

bedeuten, alldieweil der Thunerhof Engländer und Amerikaner in Überzahl beherbergt.

Anspruchsvolle Gäste! Aber unser Herr Wirt ist ihnen gewachsen. Er hat nun das, was mein weiblicher Instinkt einen „brillanten Charakterkopf" nennen würde! Wie ein Feldherr pflegt er hinter der spanischen Wand zu stehen, während wir mittags die opulenten Tafelfreuden genießen, und beobachtet seine aufwartenden Jeans und Georges. Wenn eine Schüssel schwankt oder ein Tellerstoß ungebührlich klappert, dann tritt eine scharfe Runzel zwischen die kneiferbewahrten Augen, und der elegante Schnurrbart über dem energischen Munde des feinen Gesichtes scheint sich zu sträuben. Und er wirft dem Herrn Oberkellner einen großen Blick zu! Der ist eine dräuende Macht im Thunerhof! Er hat die gedrungene Gestalt eines Preisboxers und im breiten Gesichte die Augen und das Lächeln des Theaterintriguanten. Der Bleistift hinter seinem Ohre ist ein gefürchteter Gegenstand, und doch ist er der Freund aller Kinder im Hotel; denn er hält in den Händen hinter seinem Rücken gar manches „Leckerli," manches Bonbon des Nachtisches für die Süßmäulchen.

„Sie, Herr Oberkellner — wie lange regnet's denn hier noch?" fragt Billy-Fritz

Der „Herr Oberkellner."

und stellt sich breitspurig vor den Pseudoboxer hin.

„Bis morgen," entgegnet dieser ohne Zaudern, und Billy-Fritz läuft zu seinen Gefährten, die im Vestibüle herumtollen: „Kommt, wir wollen immer abzählen, wer morgen zusammen Croquet spielt, er sagt, morgen ist gutes Wetter!"

Der alte Oberst bei schlechtem Wetter.

Gesagt, gethan und sie zählen ab und zanken sich so laut, daß der alte Oberst, der sich seit vierundzwanzig Stunden im Konversationszimmer mit dem unseligen Schweinchenspiel abquält, um dem Regenärger ein Gegengift zu bieten, urplötzlich mit Donnerstimme: „Ruhe da draußen!" gebietet.

Indes — er verwindet seinen Ärger und wird heiter mit uns Allen, als die Regenwolken durch die sinkende Nacht verhüllt und die strahlenden Lampen des Hotels angezündet werden. Wie lustig und luftig schwingt der Jüngling auf der Kugel die Gasflamme des Treppenhauses, wie hübsch der Einblick in die hellen Salons durch die offenen Thüren! Wie bevölkern sich die Treppen und die Stuhlreihen im Vestibüle. Die Zillerthaler konzertieren!

War's echt, dies Kleeblatt? Das ist die große Frage! Jedenfalls erfüllten sie ihren Zweck, die drei Leutchen in ihrer kleidsamen Tracht, die ein klein wenig nach den Kulissen aussah. Die

„Die Zillerthaler konzertieren!"

Urkraft der Berge schaute nicht aus dem hübschen Friseurkopfe des Zitherspielers und die beiden Diandl'n äugelten ganz gefährlich zu Jung-Amerika und Jung-England in evening-dress hinüber. Nichts ward uns verschwiegen, weder die Frage: „wer hot dann's Bier umg'schütt?" noch die Versicherung: „Auf d'r Alm gibt's ka Sünd'!" noch der Schelmenreim:

„Wärst net auffi g'stiegen,
Wärst net abi g'fallen,
Hättst mei Schwester g'heirat',
Wärst mei Schwager wor'n!"

und der Kuhreigen auf der Zither und die „Bleaml'n" dreistimmig und der „himmelblaue See" zweistimmig!

Stretta ging kopfschüttelnd hin und her und murmelte: „Talmi! Talmi!" und mein Mann guckte aufs Skizzenbuch, und ich fand es ganz allerliebst, bis das Kleeblatt anstimmte:

„Gute Nacht, du mein herziges Kind!"

Da flohen wir drei still von dannen und siehe da, die Terrasse lag im wundervollen Mondschein, die Blümlisalp silberweiß und der See wie ein Spiegel, in dem die Sternbilder glänzten als zitternder Widerschein. Und im Garten dufteten die Blumen und rauschten die Bäume, daß die letzten Regentropfen von den Zweigen zur Erde sanken. Mir stand das Herz still vor Entzücken.

„O Sankt Apoll! Farben her für dies Bild," sagte mein Mann und nahm mich in seinen Armen gefangen. „Machen Sie wenigstens einen Dithyrambos, lieber Poet!"

„Ich kann nicht — mir ist das Versmaß abhanden gekommen," antwortete er trockenen Tones und fügte hinzu: „Stecken Sie das Kompaniegeschäft mit mir auf, Freund Maler, geben Sie eine hübsche Mappe heraus, damit basta — mein Sonnenwagen ist aus dem Geleise gekommen und ich habe keine liebe Hand wie Sie, die ihn mir wieder hineinschiebt. Vielleicht bin ich den Göttern zu wohlbeleibt für den Sonnenwagen des Glücks!"

„Stretta — kommen Sie mit — ich habe Ihnen eine Skizze vorenthalten —" sagte bei dieser Wendung mein Mann, „so rasch geb' ich unser Kompaniegeschäft doch nicht auf. Geh' du einstweilen zur Ruhe, Schatz!"

Damit wurde ich ins Schlafgemach geleitet, der Gatte holte das ganze „Beppina-Material“ aus dem Koffer und begab sich zu Stretta ins Rauchzimmer zurück.

Ich weiß nicht, wie spät oder wie früh es war, als er mich aus dem besten Schlafe weckte.

„Kind! dies ist ein toller Roman! — Beinahe hätt' es ein Duell gegeben zwischen dem Ré galantuomo und deinem angetrauten Kunstjünger, weil ich ihm die Skizzen verschwiegen habe. Er hat ein Temperament wie der Schlankste, Kind! Er läßt sich deiner Huld empfehlen, mit dem Hahnenschrei will er nach Bern zurück und sein widerspenstiges Käthchen vom Theater suchen und besiegen, der feurige Falstaff-Petruchio! Und mein Text, was thu ich nun? Die ganze Arbeit umsonst!“

„Ach, wenn ich dir doch helfen könnte!“ seufzte ich.

„Du? — Kind, du träumst wohl!“ sagte er und löschte das Licht. Er hat Recht, Verse kann ich nicht schmieden, Novellen zu erfinden, das versteh' ich nicht. Vermöchte man's zu lernen, ich wollte niemals müde werden, ihm zu Liebe! Gemeinsam arbeiten, das muß herrlich sein. — — Kein Auge konnt' ich zuthun diese Nacht!

In aller Frühe schon stand ich auf. Unten klebten die Hausknechte gerade die Hotelreklame an Strettas Koffer, und er selbst stand seitab am Bosket und sah so verwacht und blaß aus, daß ich mein Fenster öffnen und ihm wenigstens: „Glück auf!“ hinunterrufen mußte.

Er winkte und lächelte: „Zürnen Sie nicht!“ sprach sein Blick, und der Mund sagte: „Wenn Ihr Wunsch Kraft hat, sollen Sie von mir hören! Ihr Gatte muß ohne mich fertig werden; denn — —.“ Ich verstand nicht, was er hinzufügte; ich that auch wahrscheinlich etwas Erzunkluges, als ich zum Salon hinaus und treppab lief, um dem Freunde von wenig Tagen, dem man doch so herzlich gut sein muß, noch einen richtigen Händedruck mit auf die Reise zu geben.

„Ja, ja,“ sagte er und runzelte die Brauen,

Ein „Teufzettel“ vom Thuner Hof.

wie einer, der nach schlafloser Nacht Kopfschmerz hat, „bitten Sie mir nur ab, Sie böse, junge Frau, wie konnten Sie mir das grausam verschweigen, Sie — die doch wußte, daß Beppinas Thränen mir galten? Sie sind noch ein halbes Kind, das Leben wird Ihnen schon noch Unterricht geben im Herzenlesen und Gesichterlesen —.“

Ich war so erschrocken, daß ich zuerst nicht wußte, sollte ich ihm die Strafrede übelnehmen, oder abbitten, was mein teurer Gatte und ich gefrevelt hatten. Es war mir Züchtigung genug, daß er meinen Geliebten anklagte und mich da so grün und dumm vor sich sehen mußte! Er war augenscheinlich grenzenlos erregt und das gab er mir auch zu und wußte mir mit sehr warmen und reizenden Worten alle Skrupel zu benehmen. Ihn nach seinen Plänen auszufragen, das wagte ich nicht, aber ich weiß ganz gewiß, daß wir uns im Leben wieder begegnen werden!

So wünschte ich ihm tausend Glück auf die Fahrt und sah ihn forteilen zum Omnibus, und hernach war mein lieber Gatte sehr kleinlaut, sehr ungehalten, daß ich ihn nicht geweckt hatte, und der Morgen verging darüber, daß wir dummen Beiden uns aussprachen und wieder vertrugen. Es ist mir ganz unfaßlich, daß wir uns nun schon zweimal gezankt haben: zweimal in einem Monat — vierundzwanzigmal auf's Jahr gäbe das und jetzt stecken wir noch dazu in den Flitterwochen! Das Versöhnen ist aber so schön, daß einem der Rückblick auf den Streit ungefähr so vorkommt, wie der Blick auf den See, wenn die unruhigen Frühnebel über

Croquettieren im Thuner Garten.

dem klaren Wasser wallen, ehe sich die köstliche, goldene Sonne hindurchgekämpft hat. Die Tage, die mit Nebel beginnen, sind immer besonders herrlich und klar. Tage ohne Schatten, ohne ein Wölkchen in irgend einer Himmelsferne, die gibts leider nicht hienieden.

Nun sind wir wieder allein, und Stretta muß bald seinen Bärenzwinger und hoffentlich seine entflohene Schöne erreicht haben.

Den 12. Juli.

Die Wolken auf meines Mannes Stirn sind verscheucht. Seine Skizzen sind so schön, daß sie wohl auch ohne Text ihren siegreichen Weg durch die Kunstwelt machen werden, aber im stillen, glaub' ich, trauert er dem mißlungenen Unternehmen doch noch nach! Unbeschreiblich schwer muß es sein, poetische Gedanken in harmonische Fassung zu bringen. Ach, daß ich ihm im Höchsten keine Helferin bin! Zuweilen überfällt mich ein Furchtschauer, er möchte es bereuen, ein harmloses, junges Ding vom Lande weggeheiratet und zu seiner Gefährtin gemacht zu haben. In mir trage ich wohl so einen bescheidenen Funken, aber ans Licht mag er sich nicht wagen! Es schlägt eben kein Zündstein gegen den meinen. — Heute wollen wir unsern Stab nach Interlaken weiter setzen ins eigentliche Reich der Königin-Jungfrau. Auf der Terrasse unsers lieben Thunerhofes, bei den Klängen der Morgenmusik, schreibe ich diese Zeilen, während mein Mann dem Boxer im Oberkellnerfrack seinen Tribut entrichtet. — Ade, du heitres Thun! Wie die Berge blauen und die Matten und Schroffen im Duft liegen und überall an den Hängen rotleuchtende Farbenpünktchen: Alpenrosen. Hier ein dunkles Holzhaus, dort ein schlanker Turm — Frieden und Glanz überall. — Unten im Garten spielt die lustige Kinderschar Croquet, so eifrig, als handle sich's um die Geschicke eines Königreiches, und von der Terrasse schauen Billy-Fritzchens vornehme Eltern herab, und der Graf, Beppinas abgedankter Schatten, zwirbelt seine Bartspitzen und blickt gelangweilt in das lustige Kindertreiben auf dem weichen, kurzen Rasen.

Die Amerikaner am Nebentische reden zu eifrig, und ihr baby-boy mit dem eigensinnigen, kleinen Munde ist zu unwiderstehlich! Zum Abschied muß ich ihm notgedrungen ein Küßchen rauben, wenn er seinen Freunden, den Finken und Spatzen, nach dem Frühstück Krumen streut und „Pa's" Jagdhund, den gelben Jingo, über den Stock springen läßt. Ach ja! die goldigen Kinder alle! Eltern müssen die Glücklichsten auf Erden sein!

Nach Interlaken geh ich mit Herzklopfen! Oft denke ich: man müßte sterben können am Übermaße von Weltschönheit.

Ob wohl unser Poet jetzt auch glücklich ist? Wie mag er sein Geschick gesteuert haben? Aus seinen damaligen Worten

Morgenkaffee auf der Terrasse des Thuner Hof.

und der straffen Kopfhaltung zu schließen, hatte er entschieden keine Thorheiten à la Werther, sondern einen Geniestreich im Sinne. Es ist mir immer, als könnte es ihm nicht fehlen! Er wirkt Großes durch seine Häßlichkeit, seine Kraft, seine volle Stimme und sein Auge, in dem es bei jedem lebhaften Worte wetterleuchtet. „Wie abscheulich! wie anziehend!" möchte man immer ausrufen, indem man ihn sieht und hört. Und doch — das Märchen vom Ungetüm und der Schönen geht durch alle Lande; es muß eine Lebenswahrheit darin stecken!

Da kommt mein Herr und Gebieter und hinter ihm der Kaffee-Jean mit unserer letzten Labe in Thun.

IV.

Francesco Stretta an Lothar von Sacken.

Luzern, Hotel National, den 13. Juli 188..

Ja, mein Lieber, ich habe den Bärenzwinger mit Lucerna, der Leuchtenden vertauscht und ich falle dir gleich mit der Thür ins Haus: du mußt dich freimachen und mein Trauzeuge, Brautführer, Freund ꝛc. ꝛc. in einer Person sein.

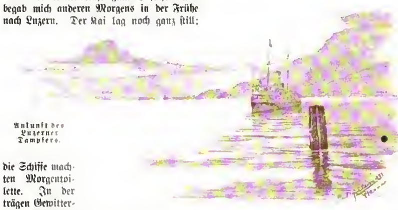
Höre, wie es kam und wundere dich, daß ich dir nicht in pathetischen Hexametern oder weichen Ottaverime schreibe. Aber ich bin nur Mensch, nur Glücklicher und finde die Welt wundervoll und die Schicksalsgüte unverdient und dichte keine Silbe!

Nochmals: höre wie es kam. In Thun hatte man mir Beppina verschwiegen. Das liebe Kind begeht die Thorheit, eine Frau ins Vertrauen zu ziehen, und noch dazu die Frau eines Malers, der natürlich Bildertexte von mir haben will und seine, notabene allerliebste bessere Hälfte dazu anstiftet, die verführerischste und treffendste Skizze meiner geliebten Diva vor mir geheim zu halten, bis ich ihm soundsoviel Meter gereimte und ungereimte Poesie geliefert habe. Gefehlt! Ohne élan kann auch der Willfährigste nicht dichten, und ich webte noch am ersten Meter, als die Kabale gegen mein wundes Herz ans Licht kam. Selbstredend gab ich Fersengeld. Nach Bern zurück und die Hotels abgefragt. Das nahm mir

Am Kai in Luzern.

fast den ganzen Tagesrest des sechsten Juli. Endlich erfahre ich im „Falken,“ daß die beiden Damen fort seien nach Rigi-Kaltbad. — Glaube mir, lieber Alter, daß meine Gemütsverfassung in Wahrheit die einer wilden Bestie war, der die willkommene Beute, die behende Antilope, eben vor dem mörderischen Ansprung entflieht. Kann man's der armen enttäuschten Bestie verdenken, wenn sie sich nun hungernd, wutschnaubend, im Wüstensande der Sahara wälzt?

„Kalt Blut, Franczi!“ sagte ich mir selbst vor, wie's die Mutterliebe in seligen Kindertagen sagte, arbeitete dir das beikommende Kapitel in die Hand, zwang mich mit aller Willenskraft zum Schlafen und begab mich anderen Morgens in der Frühe nach Luzern. Der Kai lag noch ganz still;



Ankunft des Luzerner Dampfers.

die Schiffe machten Morgentoilette. In der trägen Gewitterluft schwamm, völlig regungslos, die bunte Flagge irgend eines Gasthofes, der gemütliche Rauch des nahen Dampfers machte mich rasend! Heulen und stampfen hätte er müssen für meine Ungeduld; denn sieh, ein Orlando furioso bleibe ich nun einmal, bis ihr mich ohne Gepränge mit einigen lobhudelnden Worten ins Grab senken werdet! Dabei dies Seewasser so tiefgrün, so undurchsichtig wie Jaspis, und die flachen Wellen schlichen heran und gluckten zahm wie eine Bruthenne! Der Pilatus, der böse Wetterprophet, stand ohne Hut und hob drohend seine kahlen und zerrissenen Scheitelzacken, und rings um seinen Gürtel braute schwefliger Höllendunst Unheil zusammen. Der warme Föhn pfiff übers Wasser hin und nur drüben, zu Füßen des „Mons rigidi,“ des festen Berges Rigi, lachte der blumige Sommer und spielte mit goldenen Himmelsstrahlen um alle die „heimeligen“ Fremdenpensionen für solche, welche wegmüde sind und bescheidentlich leben wollen: Lehrerinnen, Subalterne, verhetzte Familienväter, Dichterlinge, die aufs Großwerden harren, und Landschaftsfrevler, die an der Färbung des Sees, an den Lichteffekten der Höhen und den Schattenmysterien der Schründe langsam zu Grunde gehen!

Bleiern lastete die Luft auf uns wenigen, schläfrigen Passagieren des Dampfers, der kein beschwingtes Schnellschiff, sondern eine altmodische Arche Noah war; ein gelehrter Vater hielt seinem gesitteten Söhnlein mit dem weichen Quartanergesichte unfaßliche Vorträge über Nagelfluh und Sandsteingeschiebe und versetzte sich in die grimme Zeit der Saurier zurück, und also erreichten wir das liebliche Vitznau, als die Sonne im Zenith gestanden hätte, wenn sie nicht schmollend hinter ihren Gardinen geblieben wäre!

Freund! Bedenke diese Menschen- und Luftstimmung, meine Konstitution und meine Seelenzweifel ob der großen That, zu der ich mich vorbereitet, und ermiß, wie sehr mir das blondgezöpfte Kind, das uns zu Vitznau seine Alpenrosen und sein weißsamtnes Edelweiß in die offenen Bahnwagen hineinbot, als ein gutes Omen erschien! Ich war so durchaus verrückt, daß ich dem Mädelchen seinen ganzen Vorrat samt dem altersschwachen Binsenkorbe abkaufte und neben

mich auf den Sitz stellte. Ich blieb allein in meinem Käfige, und die wilde Bestie beruhigte sich, ja sie schrumpfte in Gedanken zusammen und warf die zwanzig Kilo Überfracht ihres Leibes von sich.

Vor dreißig Jahren! Besinnst du dich noch darauf, als wir beide, du und ich, blutjunge Ästhetiker und Poetaster, auf Schusters Rappen unsere erste Rigifahrt machten? Wie wir schlanken, achtzehnjährigen Füchschen der Saxo-Borussia im Abendsonnenschein vor der jähen Rotwand standen, die vor Freuden über unsere Streberpläne so hold erglühte, während drüben auf der Spitze des Frohnalpstockes schon des Vollmonds kaltblasse Ampel angezündet ward? Wie wir aus dem Ränzel soupierten und durch die sternhelle Nacht bergan kletterten und klommen und unsere wuchtigen Alpstöcke bei jedem Rinnsal und jedem Steinblocke zum Sprunge in den Boden gruben? Weißt du's noch? Hörst du, wie ich, die vereinzelten Traumtöne ferner Herdenglocken von den Almen her, siehst du, wie ich, den tintenschwarzen See tiefunten mit den einzelnen Lichtpünktchen der spiegelnden Sterne bestreut gleich dem Samtgewande der „Königin der Nacht" unserer Fastnachtsbälle? Siehst du allgemach am Horizonte ringsum die silbernen Schemen emporsteigen: das Hochgebirge? Wie wir uns dann totmüde ins kurze, glatte Berggras zwischen die Latschen warfen und schliefen, bis uns die schauervolle Morgenluft weckte, kurz vor Sonnenaufgang? Wie wir plötzlich gewahrten, daß uns zur Seite das Gestein als Abgrund in die Tiefe hinabschoß, und schwindelnd ins Gras hinter uns griffen und auf allen Vieren rückwärts krochen und wie darauf jeder über des anderen kreidebleiches Furchtgesicht lachen mußte? Und dann hüllte sich der Osten in bengalisches Licht, immer röter, immer feuriger, bis es eine „wabernde Lohe" ward. Für uns jämmerliche Studentenbuben in den Manchesterröckchen entfaltete der Himmel seine schönste Pracht. Nie vorher, nie nachher ist mir die Gottessonne so erhaben aufgegangen wie an jenem Sommermorgen, zu Füßen des eiskalt sprudelnden Schwesterborns. Ich habe dir auch oft und oft gesagt, daß dieser Anblick mir die Dichterweihe gegeben hat. — Sieh, mein Alter, daran mußt'

Alpenrosen und Edelweiß.

An der Wasserstation Freibergen.

Vor dem Palaste des Rigi Kaltbad.

ich denken während der Fahrt mit der Zahnradbahn. Jetzt rauschte der Wald mir zu Häupten, da war der Eichberg und mir zu Füßen glänzte der See indigoblau. Nun über die elegant geschwungene Brücke des schwindelnden Schnurtobels; da türmte sich die steile Grubisfluh und an der geraden Wand glitt wie einst der schäumende Schnurbach thalab. Dort, an der Wasserstation Freibergen stand ein Blaukittel, füllte sein Faß, hatte die Kappe ins Gesicht gezogen und sah nichts von der göttlichen Landschaft! Stumm harrten die schwarzen Tannen, die tiefvioletten Vorberge des Gewitters, während die weiße Wüste der Surenen und das ewige Satteleis des Urirotstockes fahlgrau im Schneesturm aus finsterer, abwärts schleppender Wolke dalagen. Am Horizonte streifte ein greller Sonnenstrahl die Türme Luzerns nur auf einen Moment; dann wallte der Nebeldunst wieder darüber hin, unsere Lokomotive stieß ob ihrer empörenden Arbeit ein tierisches Klaggestöhn aus und da war mein Ziel: Rigi-Kaltbad.

Vor dreißig Jahren, im gleichen Monat, sah ich's mit dir zum ersten und letzten Male bisher. In jenen Tagen prangte es noch nicht so fürstlich wie heute mit Terrassenbau, Anlagen, Chalets. Damals saßen vor dem Hause im blumigen Grase drei helläugige Kinder, wanden sich einen Besenstrauß von Alpenrosen und ihre kleinen, braunen Fäuste waren voll blauroter Beerenflecke; und die Beeren boten sie uns an, so wie sie da in den blättergepolsterten Hutköpfen des menschlichen Kleeblattes sich präsentierten. Weißt du's noch, wie wir da unsere altbackenen Luzerner „Weckli" von vorgestern aus den Taschen holten und das butterige Krümelwerk mit den niedlichen Bergkindern teilten und dafür tapfer aus den Hutköpfen Beeren schmausten und uns von den schmutzigen Patschchen die Mützen ringsum mit Alpenrosen und blauem Enzian bestecken ließen? Wie uns der Herr Wirt als eine Art von Pflegesöhnen aufnahm und behandelte, und wir ihm zum Dank die sterbenslangweilige Brittengesellschaft durch drei kolossale Regentage erheiterten mittelst lauter spottbilliger Studentenwitze? Lieber! — weißt du's noch? Die alte Zeit, wohin ist sie geschwunden! Warum wird man durch Zauberkraft an sie erinnert, jetzt, da man die Thorheit begeht, als Achtundvierzigjähriger in eine liebliche Göttin der Jugend sterblich verliebt zu sein?

— — — — — — — —

Vor dem Palaste des Rigi-Kaltbades kamen mir drei Parzen entgegen; bewaffnet mit wohlgewundenen Bouquets im Wagenradstile, und sie trugen Obst aus den Gefilden Italiens: Feigen, Maulbeeren, süße Orangen und grüne Mandeln und trachteten danach, mich mit ihrer unschönen Aufdringlichkeit zu umgarnen. Ach, bei Gott! mich befiel das Heimweh nach den schmutzigen Kinderfäustchen, den naiven Besensträußen

aus knospender Alpenrose und den fragwürdigen Blaubeeren im Hutkopf! — Statt jeder weiteren Erwiderung streckte ich den Parzen meinen Vitznauer Blumenkorb entgegen, und sie wiesen mir, von dannen fliehend, verachtungsvoll ihre unklassischen Rückenlinien. Denn ein Korbträger ist dem weiblichen Geschlechte nichts Besseres als ein Esel!

Verhandlung mit den Führern vor dem Kulmhotel.

Der Portier des Einganges spielte den vorsichtigen Diplomaten, weigerte sich Farbe zu bekennen und beschwor den Oberkellner, der sich mit der Miene eines spanischen Granden an den gebietenden Zeus dieses hohen Olymps wendete. Schließlich bedeutete man mich, daß die Wiener Damen die anwesende internationale Gesellschaft heute Abend nicht durch Gesang erfreuen würden, da sie für zwei bis drei Tage in die freieren Luftregionen des Kulmhotels emporgeschwebt seien. Und falls der Herr etwa ein Zimmer im Kaltbad wünsche, es sei zufällig noch ein letztes „au troisième“ frei: wunderbare Aussicht. — Das „Kaltbad“ war seines Namens würdig: die Douche kam nicht schlecht auf mein Haupt herab! Freund! — fürs Leben gern hätte ich dem spanischen Granden meinen Blumenkorb vor die Füße geworfen und linksumkehrt, Rigi abwärts gemacht. Allein ich faßte mich, dachte zum zweitenmal: „Kalt Blut, Franczi!“ deponierte sanftmütig meinen Korb zur Seite der Portierloge und hob mich von hinnen. — Zu Fuß, auf unserm alten Pfade, bin ich zum Kulm hinangestiegen. Von den Vitznauer Blumen hatt' ich nur einen kleinen Knopflochstrauß mitgenommen: den Bräutigamsstrauß. Während dem beschaulichen Wandern kamen mir all' die lieben Jugenderinnerungen wieder und verjüngten mich dergestalt, daß ich meiner Jahre vergaß und meinem Herzen das bange Pochen und Zittern nicht verwehrte. Unter mir arbeitete das Gewitter, seine Blitze zerrissen das Gewölk und jagten es als zerfaserte Fetzen zwischen die Bergwände in die Eng-

Auf zur Table d'hote im Rigi Kulm-Hotel.

Leben und Treiben auf Rigi Kulm.

päſſe hinein, der Donner rollte und der Föhn ſchnob und webte Schleier um den Seeſpiegel. Zuweilen flog der Schleier zurück und enthüllte das Wogengequirl des Kreuztrichlers.

Droben, an der Treppe des Kulmhotels, ſtanden ein paar ſtramme, engliſche Alpenklubbiſten in Knickerbockers und verhandelten eifrig mit den Führern, ein Knabe auf Krücken lauſchte ſehnſüchtigen Blickes den Plänen der Geſunden, Rüſtigen, und plötzlich quoll der Silberſtrom einer ſüßen Sirenenſtimme von oben durch ein offenes Fenſter und miſchte ſich mit dem fernen Donnergrollen:

„Fühlſt du, wie's klopfet hier? — —“ — — Zerline! —

Was weiß ich, wie ich die Treppen hinaufkam, dem Jüngſten zum Trotz, was weiß ich, wie's geſchah? Ich ließ die fünf oder ſechs Zuhörer um's Klavier klatſchen und bravorufen, ich that, was der ſtürmiſche Gott in meiner Bruſt forderte. Kurzum — denke dir den Reſt, du Kluger!

Als der beſchürzte Biedermann ſeine einladende Klingel zur abendlichen Table d'hote ſchwang und die Klingel ihr Stimmlein erſchallen ließ, als die ſatten Milchkühe im Graſe des Kulms ihre Köpfe mit den Juno-Augen all den lachenden, plaudernden und ſchwärmenden Ausſichtsfexen zuwendeten und ſich zwiſchen den Hörnern krauen ließen, da waren ſie und ich in zweierlei Geſtalt Eins geworden. Die brave Mama beharrte bei ihrer gewohnten Paſſivität und lächelte befriedigt zu Beppinas Wundermär: daß ſie den lieben, alten Franczi nun doch wolle und möge! — Halte mir jetzt keine Moralpredigt, Bruder in Apoll! Du haſt dir zwar auch kein holdes Weib errungen bis heute, aber weshalb ſoll nicht einer von uns beiden den Anfang machen, da es doch im Buche der

Eine Idylle auf Rigi-Kulm.

Der Führer-Rudi.

Bücher geschrieben steht: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei!“ Besser spät als gar nicht und ich empfehle dir mein Beispiel zur Nacheiferung. Du glaubst nicht, wie regenerierend die Treibhauswärme der Liebe selbst auf solche Samenkörnchen wirkt, die unter der Pyramide der Junggesellenselbstsucht hervorgeholt und neu gepflanzt worden sind.

Es lebe der Rigi, es lebe die frohe Jugenderinnerung, die das verknöcherte Herz weich macht und wie warmes Sonnenlicht über Gletschereis steht.

Der erste, der uns zur Brautschaft Glück wünschen durfte, war der bildhübsche Führer-Rudi, der gestern, auch gegen Abend, die beiden Damen hierher geleitet hatte, auf dem nämlichen, stillen Pfade, wo mir, vor kaum einer Stunde, der Rückblick ins verlorene Unschuldsparadies mein seelisches Gleichmaß zurückgegeben hatte. Der Führer-Rudi, ein blondbärtiger Tell mit braunen Wangen und malerisch geschlungenem Halstuche, ließ vor Verwunderung die Pfeife aus dem Munde fahren, schob den Hut aus der freien Stirn zurück und bekannte mir in schöner Offenherzigkeit, daß er „neidig“ sei. Ich sah, mich unvermutet umwendend, wie er bedenklich hinter uns drein den Kopf schüttelte.

„La belle et la bête!“ Siehst du, das Volk hat wohl ein feines Gefühl für Märchen, obwohl deine Klugheit behaupten will: seine Wesenheit habe nichts mit ihrem

Luzern von der Eisenbahn aus gesehen.

„Der Kaffeekellner schwur auf einen ‚magnifiquen' Sonnenaufgang für den nächsten Morgen ...“

Ursprunge zu schaffen, sondern die Kultur habe sie ihm erst aufgepfropft. Laß gut sein: sie sind beide äußerst glücklich, die Schöne und ihr Ungetüm, das sie wieder zum „Ré galantuomo“ gestempelt hat, die Lose!

Das girrende Pärchen in Thunerhof möchte ich erst mit der Nachricht von meiner Hochzeit überraschen.

Am Abend des denkwürdigen Verlobungstages goß es schließlich mit Kannen vom Himmel, und wenn's auch um Schlafenszeit nur noch sacht tröpfelte, so stand doch die Welt grau in Grau. Nur der müßig lungernde Kaffeekellner hatte Mut. Er schwur auf einen „magnifiquen“ Sonnenaufgang für den nächsten Morgen und dieses Trostes voll begab man sich allerseits zur Nachtruhe.

Nur wir beiden neuen Liebesleute haben den jungen Tag, am Fenster des Lesezimmers sitzend, herbeigewacht. Die Luft strich wohl herb und kühl herein, aber sie war frisch und bergduftig — wahrer Balsam, und das Geschick hatte die freundliche Rücksicht, uns mit dem wohlverdienten, unsterblichen Schnupfen zu verschonen. Als ob es gewußt hätte, wie gut und notwendig zur Aufklärung der bösen Vergangenheit diese störungssichere Nachtstille für unser Glück war. Denn die Mutter ist ein harmlos-furchtbares Mittelding zwischen Klette und Elefant.

(Schluß folgt.)

Sprüche von Frida Schanz.

Es giebt uralte Bäume, voll Wunden und Narben,
Über und über mit Blüten beschneit,
Und Menschen, denen alle Freuden starben —
Und doch sind ihre Seelen voll Heiterkeit.

Zu der Liebe, zu der wahren,
Kommt durch Zinseszinsvermehrung
Mit den Jahren:
Freundschaft, Liebe und Verehrung.

In banger Erwartung. Nach dem Gemälde von C. S. Reinhart.

Das neue Gewandhaus in Leipzig.

Vom Leipziger Gewandhaus.

Von Ferdinand Pfohl.

1889—1890.

Was denken Sie vom Leipziger Gewandhaus? Jener Böotier, der sich über die Musen ärgerte, weil sie sich weder im Stall noch in der Küche nutzbringend verwenden lassen, dürfte, würde ihm diese Frage gestellt, mit Gewandhaus den Begriff einer riesigen Kleiderbörse verbinden, welche es mit ihrem unerschöpflichen Reichtum an Beinkleidern und Röcken jeden Alters dem biederen Leipziger leicht mache, irgendwelche arme Konfirmanden mit wenig Kosten und viel Effekt zu beglücken. Und der Mann hätte mit seiner Ansicht nicht so ganz Unrecht, trotz des aufgeräumten Lachens der witzigen Athener, die sich über den albernen Böotier lustig machen. Lange Zeit hindurch war das Leipziger Gewandhaus das, was diese Bezeichnung besagt; aber selbst nach der Epoche, in der es dem Staate als Zeughaus diente, selbst dann noch, als es aufgehört hatte, die Tapferkeit kriegslustiger Sachsen zu bemänteln, blieb es Gewandhaus. In den ehrwürdigen Räumen wurden einige abgelebte Röcke von Haydn und Mozart aufgehängt und jährlich an zweiundzwanzig Abenden öffentlich ausgeklopft; zu diesem Zwecke wurde ein gebildeter Kleiderklopfer angestellt, der den Titel Kapellmeister erhielt; und die Abende, an denen diese Ausklopfungen vorgenommen wurden, hießen Gewandhauskonzerte und waren bei unsern Vorfahren außerordentlich beliebt. Aber, Scherz bei Seite! So ehrwürdig uns die Stätte erscheint, wo dem zornigen Mozart, als er eine Symphonie dirigierte, eine Schnalle vom Schuhe absprang, wo der liebenswürdige Mendelssohn, der geistvolle, träumerisch-nachdenkliche Schumann Kunstthaten ersten Ranges vollbrachten, so wenig erfreulich und den Fortschritt fördernd wirkten die letzten Decennien: das Gewandhaus gebardete

sich, als gäbe es keine Gegenwart, keine Zukunft, als lebten wir nur in und für die Vergangenheit. Man war allmählich unter die Herrschaft des Zopfes geraten und so erhoben denn nicht nur die jungen Feuergeister und Brauseköpfe gegen das berühmte Institut den schweren Vorwurf einseitiger und parteiischer Kunstübung. Später aber änderte sich die Sache, auch wenn der Name beibehalten wurde. Man quartierte aus dem alten Gewandhause aus: der düstere Konzertsaal, in dem so lange, lange Jahre hindurch die Klopfgeister sich behaglich gefühlt, wurde zu dauerndem Sommerschlafe verurteilt. Draußen im Südwesten der Stadt wuchs ein neuer Prachtbau aus dem Boden; die Säulen des griechischen Tempels künden ihn als Musenstätte an; Marmor, Gold und leuchtende Farben schmücken sein Inneres; ein großer, herrlicher Saal, der zweitausend Personen faßt, strahlt an den Donnerstagen des Winters in elektrischem Licht und nimmt die vielschönen Frauen, die Symptome des reichen Leipzig, die eleganten Herren, die Enthusiasten der Kunst und die Blasierten der oberen Zehntausend mit nie versiegender Gastfreundlichkeit auf. Es gehört in Leipzig zum guten Ton, die Gewandhauskonzerte zu besuchen, und je schwieriger es ist, einen der Abonnementplätze, die auf Jahre hinaus vergeben sind, zu erhaschen, desto mehr fühlt der Glückliche, in seinem innersten Wesen beglückt, seine Zugehörigkeit zur guten Gesellschaft, wenn er erst auf einem dieser heißbegehrten Throne sitzt ... Ja, diese Wertschätzung nimmt selbst den Charakter der Manie an, und die jungen Damen betrachten den ihrer Mitgift beigefügten Gewandhausplatz als das kostbarste Juwel ihres Brautschatzes. Man muß eben die innere Anteilnahme, dieses begeisterte Hingerissensein, dieses atemlose Lauschen, man muß diese glänzenden Augen, aus denen eine flammende Seele zu sprühen scheint, gesehen haben um zu begreifen, daß die Musik eine Lebensbedingung dieser Glücklichen ist. O, wie oft haben diese meine Augen an den Lippen irgend einer Schönen gehangen und wie oft — Vater Apollo ist mein Zeuge! — wurden sie des Schauspiels teilhaftig, mitten in einer Beethovenschen Symphonie, gerade an der rührendsten, innigsten und bewegtesten Stelle, einen züchtig und mit allen Reizen des Anstandes gähnenden Mund zu erblicken! O, wie beglückend wirkt so eine Beethovensche Symphonie auf die Zuhörer ein, wenigstens auf jene, welche nicht dem allgemeinen Beispiele davonzulaufen gefolgt waren! O, wie erfreulich ist es, mitten in der Lust eines Scherzosatzes springender Champagnerstöpsel und der Freuden einer wohlbesetzten Tafel zu gedenken! Ich kenne gar nichts Schöneres. Und die dicke Frau Schultze mit den vielen faustgroßen Diamanten, auch nicht. Sie kennen doch die Geschichte, die zwischen Frau Schultze und Frau Müller sich zugetragen hat? Die Sache verhielt sich so. Bei den zu vertraulichem Plaudern so einladenden Klängen der C moll-Symphonie von Beethoven unterhalten sich die beiden Damen über Küchengeheimnisse; die Zubereitung des edeln Aales ist es, welche ihre Phantasie lebhaft beschäftigt. „Mein Mann mag ihn gar zu gerne," bemerkt Frau Schultze mit der Überzeugtheit der persönlichen Erfahrung. „Blau?" fragt lakonisch Frau Müller. — Oben steigt aus dem Orchester unterdessen der Titane Beethoven herauf; im faustischen Drange ringt es in seiner Musik; gewaltig, pathetisch, heroisch und erschütternd ist ihr Ausdruck ... „Gebraten schmeckt er aber viel besser" ... Die Marmorwände des Saales erzittern unter der Wucht, unter der Größe dieser Gedanken; wie Donnergewölk ballt es sich zusammen, drohend und furchtbar schwebt es über den Häuptern ... „Ja, das ist Geschmackssache ..." Da zuckt aus der Wolkennacht ein blendender Strahl; Beethoven hat einen seiner hellsten Gedankenblitze geschleudert, die Erde bebt und die Kreatur sinkt zerschmettert in den Staub, aus dem sie gemacht. Man hat das Gefühl einer Todesgefahr: stockender Puls, keuchender Atem. Und wo man nach diesem Blitzschlage den furchtbarsten Donner erwartet, tritt, wie um das gänzliche Aussetzen aller Lebensthätigkeit anzudeuten, eine plötzliche Stille ein. Und in diese Stille fallen die denkwürdigen Worte: „Sauer ist er doch am besten ..." Sehen Sie, gnädige Frau, das ist die berühmte Geschichte, die ich hier als erheiternde Charakteristik eines Teiles der Gewandhausbesucher nur mit sehr schwerem Herzen hätte umgehen können. Daß ein anderer Teil des Gewandhauspublikums ebensosehr durch Kennerschaft und Feinheit des Urteils, wie durch aufrichtige, aus voller Brust strömende Mitleidenschaft sich auszeichnet, ist eine Thatsache, die kaum einer ausdrücklichen Erwähnung bedarf. Das Seichte, Oberflächliche wird eben so lange nicht aus der menschlichen Gesellschaft verschwinden, als es verschieden konstruierte Gehirne, verschieden empfindende Herzen und verschieden wirkende Sinneswerkzeuge gibt. Mancher trägt eben die Brille auf der Nase und sollte sie auf sein Gehirn setzen. Aber Gehirnbrillen sind leider noch nicht erfunden. Edison mag sich anstrengen ...

Neben dem großen Saal besitzt das neue Gewandhaus noch einen kleineren, dem alten Gewandhaussaale nachgebildeten Konzertsaal, der für die Kammermusikabende benutzt wird und sich durch eine ganz vorzügliche akustische Tugend auszeichnet. Ein schönes, geräumiges Foyer schließt sich dem großen Saale an: hier ist der Turnierplatz der ästhetischen Plauderei, die sich in gleicher Liebe irgend einer künstlerischen Leistung, wie einer auffallenden Toilette oder irgend einer interessanten Neuigkeit aus dem Gesellschaftsleben der letzten Woche erinnert. Mit anderen Worten: man gebraucht auch hier das den Menschen angeborene Recht der üblen Nachrede, das Recht der freien Zunge ... Aber der Leipziger hat gerechte Gründe, auf sein Gewandhaus stolz zu sein: hier bekommt man eins der besten Orchester Deutschlands, ja Europas zu hören. Eine Schar von etwa hundert auserlesenen Künstlern musiziert hier zu größerer Ehre der Kunst: Karl Reinecke, seit 1860 Kapellmeister der Gewandhauskonzerte, ist das Haupt dieses herrlichen Orchesterkörpers. Mit diesem den schwierigsten Aufgaben reproduktiver Kunst gewachsenen Orchester ließe sich der höchste Gipfel aller Vollendung ersteigen, wenn durch eine Ver-

mehrung der den Konzerten vorangehenden Proben eine detaillierte Gliederung, eine in tausendfältigen Schattierungen des Vortrags schillernde Beleuchtung erzielt würde. Das Orchester stützt sich in der Hauptsache auf eine festgewurzelte Tradition, die aber in vielen Punkten bereits veraltet ist und kein Dirigent vermöchte mit den zwei Proben, in denen dem Orchester nicht nur die technischen Schwierigkeiten eines Tonwerkes zu überwinden, sondern auch in eine nicht immer und überall leicht zugängliche Gedankenwelt, in ein oft tiefes und eigenartiges Empfindungsleben einzudringen zugemutet wird, kein Dirigent vermöchte mit diesen zwei den Tagespflichten abgeknauserten Proben, von denen eine als öffentliche Generalprobe durchaus den Charakter eines Konzertes trägt, jene verklärte, durchgeistigte und ideal-schöne Abrundung, jene hinreißende Weichheit der Tongebung, jenes gleich hellem Feuer emporflammende Forte zu erreichen, wie man es von dem Gewandhausorchester erwarten dürfte. Nichtsdestoweniger bleibt auch für den musikalischen Feinschmecker so viel des Berauschenden und Entzückenden in den Leistungen dieses Orchesters übrig, daß die Bewunderung, mit welcher Leipzig von seinem Orchester spricht, eine im Grunde genommen gerechte ist. Ja, gerade diesem Gewandhausorchester verdankt Leipzig seinen Ruf einer Konzertstadt allerersten Ranges, wenn auch zugestanden werden soll, daß eine große an die Namen Mendelssohn und Schumann geknüpfte künstlerische Vergangenheit und ein rasch aufgeblühtes Konservatorium, das von Schülern aus allen Zonen des Erdballs besucht ist, diesem Mittelpunkt des künstlerischen Lebens eine vielfach verstärkende Anziehungskraft gegeben haben. Leipzig führt die musikalische Hegemonie in Deutschland; hier wird die meiste und die beste Musik gemacht und ein Künstler, der in Leipzig die Feuerprobe seines Talentes und seiner Kunst bestanden, kann sich überall in der Welt, vor jedem Publikum, vor jedem Kunstlessing hören lassen. Wie im Mittelalter die ganze Welt nach Rom als dem Herzen der gesamten christlichen Kultur schaute, so blickt die gesamte moderne Musik nach Leipzig, auf das Gewandhaus; es ist für die Künstler die höchste Etappe des Ruhmes; einmal im Gewandhause aufgetreten zu sein, mag manchem gelingen; zweimal auf dem Konzertpodium des Gewandhauses zu erscheinen, ist nur dem echten Talente, der wirklichen Künstlerschaft gestattet. Und so drängen sich vor Beginn der Konzerte jährlich Hunderte von Sängerinnen, deren Augen hübscher sind als ihre Stimmen, ungezählte Sänger, die ein hohes ABC in der Kehle haben und trotzdem ABC-Schützen geblieben sind, zahllose Geiger, von denen sich jeder für einen Paganini hält und schließlich doch nur die Thatsache bestätigt, daß es Katzendärme sind, aus denen die Saiten gefertigt werden, zahllose Pianisten, welche ein respektables Automatentum erreicht haben und sich für große Künstler halten, während sie doch in Wirklichkeit nur Spieldosen mit zwei Beinen sind — dieser ganze Hexensabbath drängt sich an den armen Kapellmeister heran; jeder will ihm vorsingen, vorgeigen, vorpianisten; jeder glaubt, es müsse ihm gelingen, den Preis zu erreichen; und es gelingt keinem. Das künstlerische Proletariat, an welchem alle großen Städte fast ebenso reich sind, wie an sozialem Proletariat, pocht vergebens an den Pforten des Gewandhauses. Nur vor einem sehr guten Ruf, einem sehr großen Talent oder einem sehr einflußreichen Protektor springen die weiten Thüren auf. Und schlimm genug für solche Protektionskinder, welche aus der Dunkelheit ihrer Existenz plötzlich vor ein kühles, reserviertes, kritisches und dabei eigensinniges Publikum gestellt werden ... Im Gewandhaus durchzufallen ist nur dann ehrenvoll, wenn man — ehrenvoll durchgefallen ist. Wer aber die Gunst des Publikums einmal errungen hat, warm sitzt und sich ein Privileg auf dauerndes Wohlwollen zu erwirken verstand, der darf schließlich das gefährliche Experiment, über seine Kräfte hinaus zu wollen, ohne ernsthafte Besorgnis wagen. Da haben wir z. B. Frau Jo...; aber beginnen wir regelrecht; schreiten wir ohne Kreuz- und Quersprünge die manchmal mehr den Augen als den Ohren wohlgefällige Reihe der Sängerinnen ab und zeichnen wir unsere Entdeckungen mit der Offenheit des objektiven Geschichtschreibers auf, der keine Ursache hat, liebenswürdig zu sein.

Die Sängerinnen besaßen vor allem insgesamt eine wundervolle Eigenschaft, einen glänzenden Vorzug vor allen außerhalb des Gewandhauses singenden Nachtigallen, einen Vorzug, der seit Jahren ein Entzücken aller Konzertbesucher ist: ich meine die Klavierbegleitung des Kapellmeisters Karl Reinecke, die in ihrer duftigen, von allem Groben, Irdischen, in ihrer von allem Staub befreiten Eigenart, das schönste und zarteste ist, was man je von Klavierbegleitung gehört hat: tongewordene Lyrik. Was wäre ohne diese Klavierbegleitung Frau Amalie Joachim, die berühmte Sängerin aus Berlin, geworden? Frau Joachim hat eine große Zukunft hinter sich; sie war ehemals eine der genialsten Liedersängerinnen, sie feierte ehemals mit ihrer außerordentlichen, der höchsten Feinheit zustrebenden Gesangskunst Triumphe. Aber dieses fatale „ehemals“ .... Wir, die wir mit der Gegenwart rechnen und kaum vor einem direkten Nachkommen Alexander des Großen mehr Hochachtung haben würden, weil er von Alexander dem Großen abstammt, wir können uns auch nicht für die in alle Winde zerstreute Herrlichkeit einer ehemals glanzvollen und großartigen Stimme begeistern, wenn uns jeder Ton, den wir hören, an die Vergänglichkeit alles Irdischen, an den Hingang allen Sinnenzaubers ermahnt und dort wehmütig stimmt, wo er Begeisterung aus uns schlagen sollte! Kleinere Lieder und Liedchen singt Frau Joachim noch immer mit Wärme und feiner Stimmungsmalerei; aber sobald die Künstlerin, — sie ist es wirklich — an größere Stücke herantritt, scheint über ihrem Haupte ein Damoklesschwert zu schweben; der Hörer kann sich eines Angstgefühles, es möchte ein Unglück geschehen, gar nicht erwehren. Es ist eine allgemeine Wahrnehmung, daß die Künstler nicht mit Anstand zu sterben verstehen: Jeder hat seine Zeit; ein Thor, welcher als lebendige Leiche herumgeht und seinem eigenen Begräbnis

zuschauen, sich selbst als Leidtragender folgen muß. Der Himmel behüte die große Künstlerin vor diesem Geschick! Auch Hermine Spieß hat den Gipfelpunkt ihrer Kraft überstiegen und schreitet auf sanft geneigter Bahn bergab. Ihr breiter, saftiger Klarinettenton, ihre vollströmende Kantilene und die nächtlichdunkle, ergreifende Schönheit der Stimme entzückt und rührt noch immer gefühlvolle Herzen. Aber Fräulein Spieß war eine Zeit hindurch Mode: kein Musikfest, keine Festmusik ohne Spieß. Alle Welt wollte nur Fräulein Spieß hören, alle Welt berauschte sich in der königlichen Pracht eines stolzen, sametweichen Organs. Und diese Anstrengungen sind nicht spurlos an der Sängerin vorübergegangen; das merkt man auf den ersten Augenblick an der Höhe der Stimme, welche von ihrer Geschmeidigkeit manches eingebüßt hat. Bewegen wir uns auf der schrägen Ebene mit Vergnügen weiter, so gelangen wir, einige Kilometer tiefer hinab, zu der Bremer Sängerin Frau Heintze-Flintzer, welche zwar eine recht hübsche Koloratur besitzt, sonst aber weder zu überschwänglichem Lobe, noch zu ernstem Tadel herausfordert. Eine anständige Künstlerin, solid und tüchtig in ihrem Können; gewissermaßen eine Normalsängerin, ein Normalmaßstab. Fräulein Wittich, Hofopernsängerin in Dresden, und die Leipziger Opernsängerin Frau E. Baumann sind beide in ihrer Art sehr schätzenswert; Fräulein Wittich ist ebenso wie Frau Baumann mehr Opern- als Liedersängerin; aber sie bringt für den rein lyrischen Gesang ein elastisches Gestaltungsvermögen mit. Frau Baumann hat eine recht geläufige Gurgel, singt aber, wie alle Koloratursängerinnen, die selige Peschka-Leutner und die noch nicht selige Sembrich ausgenommen, etwas kühl und leidet an dem verzeihlichen Ehrgeiz, die erste Primadonna aller ersten Primadonnen zu sein. Wer wollte nicht der Erste sein! Die Zeit ist leider der schlimmste Kritiker dieses Ehrgeizes.

In anmutiger, wenn auch nicht bedeutender Weise unterhielten die Damen Fräulein M. v. Schelhorn aus München und Fräulein M. Schmidtlein aus Berlin mit allerliebst gesungenen Duetten das Publikum, das diese mit dem Reiz der Neuheit gezierten Spenden mit Wohlgefallen entgegennahm. Frau Schultzen von Asten sang den herrlichen, von einem Abglanz ewiger Liebe vergoldeten Schumanncyklus „Frauenliebe und Leben“ duftig und schön; mit der ausgereiften Kunst eines glänzend polierten Vortrags stattete die Sängerin mehrere französische Liedchen, die zwar viel Geist, aber kein Herz, keine Seele haben, in Grazie und feinster Pointierung aus; Vorzüge, die den etwas flachen Klang der Stimmittel wieder ausglichen.

Schreiten wir auf die andere Seite des Berges, dorthin, wo der Aufstieg beginnt. Diese rüstige, energisch vorwärtsschreitende Bergsteigerin, die aus der Ebene der Anfängerschaft hinaufstrebt auf die freie Kunsthöhe, ist eine junge Leipziger Sängerin, Fräulein Cl. Polscher, eine pikante Brünette, die ihr feuriges Temperament in die sehnsuchtsschwüle Delila-Arie von Saint-Saëns und ein bis dahin im Gewandhaus verpöntes Lied, „Träume“ von Wagner, ergoß. Die junge Dame besitzt einen klangvollen Mezzosopran von dunklem, kastanienbraunem Anhauch, warmem Timbre und singt ohne alle Absicht auf den äußeren Effekt mit einem aus lebhafter Empfindung entspringenden lyrischen Pathos. Ganz oben auf dem Gipfel des Berges sehen wir zwei Künstlerinnen, die im denkbar schärfsten Gegensatze zu einander stehen, aber in der gleichen Vollendung, mit der sie ihre Kunst beherrschen, in der gleichen Genialität ihrer Anlage sich berühren. Diese beiden Gegensätze heißen Marcella Sembrich und Fanny Moran-Olden. Das Auftreten der Sembrich war ein Ereignis, dem man mit der größten Spannung entgegensah; man erwartete mit Bestimmtheit ein Phänomen, zumal die dunkle Kunde ins Publikum gedrungen war, daß die Sängerin das Riesenhonorar von 3000 Mark erhalte. Und einen Gesang, der mit einer Summe bezahlt wird, von der eine ganze bürgerliche Familie ein Jahr hindurch leben kann, durfte man sich nicht entgehen lassen. Und die Sembrich ist wirklich ein Phänomen. Die Zeit, in welcher der Virtuose als ein Wesen höherer Art betrachtet, als ein auf den Erdball verirrtes, abgesprengtes Stück irgend einer kosmischen Gottheit angestaunt wurde, ist längst überwunden. Wenn man sich aber Leistungen gegenüber sieht, die, wie jene der Frau Sembrich, von höchster Vollendung sind, wenn man in diese strahlende Kunst frei hineinblicken und ihren Zauber empfinden darf, dann lernt man die pferdeausspannende Begeisterung unserer Vorfahren in ihrer rein menschlichen Wurzel verstehen. Frau Sembrich ist mehr als bloße Gesangsvirtuosin; sie ist eine wirkliche, echte Künstlernatur, Vollblut und Temperament werden durch ihr fabelhaftes Können geadelt. Milde, weiche Tongebung, meisterhafter Tonansatz, eine wunderbare Ausgeglichenheit und Wärme der Stimme, eine mit der Flöte rivalisierende Koloratur, brillante Stakkati, die wie Wassertropfen im Sonnenschein funkeln, ein voller, runder Triller: mit diesen Tugenden ausgerüstet, ist Frau Sembrich die erste Koloratursängerin unserer Zeit. Mit der Wahnsinnsarie aus der „Lucia von Lammermoor“ errang sie einen Triumph, wie er im Gewandhause nicht oft gefeiert wurde. Und Frau Moran-Olden ist sicher eine der größten dramatischen Sängerinnen, welche Deutschland in der Gegenwart besitzt. Sie ist die dramatische Sängerin par excellence; die Bühne ist der Boden, auf dem sie mit ihrer Eigenart wurzelt. Die in Leipzig und Berlin außerordentlich gefeierte, geniale Sängerin, deren Stimmittel ebenso groß sind, wie ihr Temperament fortreißend und zündend wirkt, verschwendete ihr kolossales Organ und die wie ein glühender Lavastrom hervorbrechende Leidenschaft ihres heroisch gefärbten, kraftvollen Vortrages an ein interessantes Nichts, komponiert von Rubinstein; dieses Nichts, eine biblische Szene „Hagar in der Wüste“ besteht aus lauter kleinen bunten Splitterchen, die als solche und nicht als Bestandteile eines Ganzen höherer Ordnung betrachtet, durch entzückende Farbenmischungen, durch Tonmalereien von oft überraschender Zartheit fesseln: die Poesie des Kaleidoskops. Aber nirgends ist der Charakter eines Ganzen weniger abhängig

Karl Reinecke, Kapellmeister der Gewandhauskonzerte in Leipzig.

von dem Charakter der zusammenwirkenden Elemente als gerade in der Musik; denn im gegenteiligen Falle müßte, weil das Rubinsteinsche Werk im einzelnen sehr viel schönes enthält, auch das Ganze bedeutend sein: und das ist es eben nicht. Aber was machte Frau Moran-Olden aus diesem Nichts! Man war nahe daran zu glauben, man habe es, nachdem der Genius dieser Frau sein Werde! gerufen, mit einer wirklichen Schöpfung zu thun.... In der Mitte zwischen diesen beiden Künstlerinnen, als Versöhnung der in ihnen zum Ausdruck kommenden Gegensätze, steht die Berliner Sängerin, Fräulein E. Leisinger, seit Jahren ein lieber Gast des Gewandhauses. Fräulein Leisinger ist dramatische Sängerin und Koloratursängerin; beides nicht bruchstückweise, sondern ganz; zwei Künstlerinnen sind in eine Individualität zusammengewachsen. Und wie schön entfaltete sich dieses begnadete Talent! Wir haben nie eine reizvollere, poetisch feinsinnigere Ausgestaltung der Haydnschen Arie „Auf starkem Fittig schwinget sich der Adler stolz zur Sonne hin“ gehört: die kleinen Lerchen- und Nachtigallentriller der naiven Haydnschen Melodik blitzten in blanker Sauberkeit. Und über allem waltete ein Adel, eine Keuschheit, die in dem Ave Maria Schuberts zum reinsten, seelenvollsten Ausdruck gelangte. Auch als Liedersängerin entzückte durch Anmut, Wärme und Schalkhaftigkeit ihres Gesanges die reizende Künstlerin.

Gegenüber diesem stattlichen Reigen von Sängerinnen fällt die geringe Beteiligung von Gesangssolisten entschieden auf: jene Statistik, die den Frauen das Übergewicht der Zahl vor den Männern zuspricht, scheint auch in der Kunst zu gelten. Thatsächlich gibt es weniger gute Sänger, als es gleichgute Sängerinnen gibt. Daß gute Tenoristen selten und infolgedessen auch teuer sind, ist eine bekannte Thatsache, die selbst den Droschkenkutschern und Schornsteinfegern einen

Einfluß auf die moderne Künstlergeschichte ermöglichte. Ein Vertreter der italienischen Gesangsschule, ein echter Apostel des bel canto, ist der Tenorist Herr Ravelli, von dem die Mär geht, daß er schon als französischer Gefangener die Kulturverhältnisse Deutschlands schätzen lernte. Es scheint ihm in Deutschland ganz gut zu gefallen, denn er besucht öfter, als es der Eifersucht seiner Landsleute lieb sein kann, die Städte jenseits des Rheins; er ist ein ganz vorzüglicher Künstler, der eine leuchtende, metallreiche Höhe besitzt und in die heiligen Hallen des Gewandhauses sogar mit einer Arie aus der Flotowschen „Martha," die seit Menschengedenken in das Eigentum aller gefühlvollen Drehorgelbesitzer übergegangen ist, einen vollen Erfolg sich errang: eine Naivetät der Wahl, die sich ein deutscher Sänger kaum erlauben dürfte, ohne der Kritik einen Teil seines Skalpes zum Opfer lassen zu müssen. Aber man hörte wirklich — singen; und selbst eine bis zum Überdruß abgebrauchte Melodie kann man sich ganz wohl gefallen lassen, wenn sie nur wirklich gut gesungen wird. Und Ravelli sang, daß die Herzen in Bangigkeit und Wehmut an die Rippen klopften. Der Kammersänger Scheidemantel aus Dresden ist zwar nur drei Fuß und vierundzwanzigeindrittel Zoll hoch: trotzdem aber ein großer Sänger vor Apollo; er singt wie eine männliche Loreley und die Damen flüstern „ich weiß nicht, was soll es bedeuten" und lassen sich einen Vers ins Stammbuch schreiben. Das Organ des Sängers, eine herrliche Barytonstimme, ist zur vollsten Pracht aufgeblüht, weich, voll, starktönend und edel. Mit seiner vornehmen Gesangskunst vergoldete der Sänger eine taube Nuß, eine musikalische Verballhornung des schönen Gerockschen Hymnus „Ich sende Euch," von E. Lassen. Auch die neuen toskanischen Lieder von Fielitz, die Scheidemantel aus der Taufe hob, sind schon früher, als sie Fielitz nachkomponierte, von Schumann vorkomponiert worden. Noch traten zwei Tenoristen auf den Plan: Herr von Zur-Mühlen und Herr R. Rothmül aus Berlin. Herr von Zur-Mühlen erregte schon aus dem Grunde allgemeines Erstaunen, weil er, gegen alle Konzertetiquette, ohne die obligaten, weißen Handschuhe erschien; das war neu und machte bei den jungen Damen das größte Aufsehen. Die Kunstfreunde fesselte der Künstler, ein starker Tenor von etwas dunkler, fast barytonähnlicher Farbe, durch seine musterhafte Deklamation und die künstlerische Vortragsweise, die überall den Stempel eines gereiften, von aller Schwachherzigkeit befreiten Empfindens an sich trägt. Herr Rothmül sang — in Handschuhen — Lieder von Schubert, die er, da sein ursprünglich zum Vortrag bestimmtes Preislied aus den „Meistersingern" ausfallen mußte — man hatte die Noten vergessen! — mit freier Improvisation, jedenfalls aber als ganzer Künstler, feinfühlig und ergreifend schön in lebendigen Klang umsetzte.

Auch die Zahl jener Geiger, welche sich im Gewandhaus hören ließen, eigentlich: denen es möglich war, sich hören zu lassen, beschränkte sich auf die Vierzahl; unter diesem Kollegium befand sich seit Jahren zum erstenmale Joachim nicht; es heißt, er sei durch die Höhe des der Sembrich bewilligten Honorars, welches das ihm gebotene Honorar etwa um das dreifache überstiegen habe, in seiner Künstlerehre gekränkt worden; er fühle sich der Sembrich mindestens gleichwertig und verlange daher mindestens dasselbe Honorar. So erzählte das Gerücht, das mit großer Bestimmtheit auftauchte und in den Kreisen der Joachimschwärmer einige Bestürzung hervorrief.

Wie sich die Sache auch immer verhalte, wir glauben nicht, daß ein Künstler, wie Joachim, so klein von seiner Kunst denken sollte, sie, wie einen Modeartikel, so teuer als möglich verkaufen zu wollen. Kein Ruhm verblüht schneller, als jener Virtuosenruhm und es ist erschreckend, wie schnell das Publikum seine „ehemaligen" — wieder das fatale Symbol der Vergangenheit! — seine ehemaligen Lieblinge zu vergessen gewillt ist. Hoffentlich grollt der große Geiger den Leipzigern nicht so lange, als daß sie versuchen könnten, sich auf andere Weise zu trösten und schadlos zu halten.... Einen großen Eindruck hinterließ ein belgischer Geiger, Herr Eugen Ysaye, eine elegante Erscheinung mit schwarzen Rabenlocken, die beim Spielen in malerischer Unordnung die Saiten peitschen und von Zeit zu Zeit mit kühner Kopfbewegung zurückgeworfen werden, was dem weiblichen Teile der Zuhörerschaft lebhafte Sympathien einzuflößen schien. Das Schicksal bewahre diesen Kopf vor der Blamage einer Glatze, vor der Heimsuchung durch einen heimtückischen Haarbacillus! Ysaye ist ein blendender Virtuose schon in den zahlreichen eleganten und auf Effekt berechneten Äußerlichkeiten seines Spieles, dem ein Zug feinerer Koketterie sehr deutlich aufgeprägt schien. Seinem Instrument entlockt der Geiger Töne von wunderbarer Süßigkeit, Laute von bestrickendem Liebreiz. Arno Hilf, ein Vertreter der klassischen deutschen Geigerschule, fesselte durch die große äußere Ruhe und die reine seelische Schönheit seines Spieles, das in dem Mendelssohnschen Violinkonzert seine hochschätzenswerte Eigenart zur Entfaltung brachte. Viel größer im Ton, leidenschaftlicher und hinreißender geigt Adolf Brodsky, ein Virtuose ersten Ranges, der seine herrliche Meisterschaft für ein neues, musikalisch nicht reizloses, aber viel zu lang ausgesponnenes und philosophisch vor sich hin brütendes Violinkonzert von H. Graedener mit männlicher Tapferkeit einsetzte und dann noch mit einem Adagio von Spohr die volle Gnade einer in edler Schönheit schimmernden Melodie auf die entzückt lauschenden Hörer ausströmen ließ. Ein Geiger von großer Solidität, mehr erwärmend als blendend, mehr innerlich als äußerlich, ist der „ungarische Russe" L. Auer, welcher in den ungarischen Tänzen von Brahms bebende Wehmut, Resignation des Schmerzes in künstlerischer Verklärung offenbarte. — Das Violoncello kann nur ausnahmsweise als Soloinstrument zugelassen werden; nur ganz vorzügliche Künstler dürfen die Konzertfähigkeit dieses Instruments für sich ausnützen wollen. Die beiden Solocellisten des Gewandhausorchesters, die Herren J. Klengel und A. Schröder, sind jedenfalls Meister ersten Ranges: Klengel ist der absoluteste Techniker, der uns je vorgekommen,

Schröder verfügt über eine wundervolle, dem edelsten Geigentone nahekommende Kantilene. Klengel ist der aktivere, energische, Schröder ist mehr passiv, träumerisch-verschmitzt. Herr Klengel spielte ein neues, aus einer slavischen Melodie hervorgewachsenes, liebenswürdiges und fein instrumentiertes Konzert von H. Sitt, das den Gesangsstil in glücklichster Anwendung auf das von Natur aus mit melodischer Pracht ausgestattete Instrument überträgt, mit bewunderungswürdiger Meisterschaft.

In bei weitem verstärktem Grade muß die Forderung nach ganz ausnahmsweisen Konzertieren der Blasinstrumente wiederholt werden. In früheren Decennien war jedes Instrument konzertfähig: die Kontrabässe brummten urkomische Schmeicheleien, die Posaunen erzählten die Legende von Jericho; ja, man gab sogar Paukenkonzerte. Wenn man sich wirklich einmal ein konzertierendes Blasinstrument gefallen läßt, so kann nur eine phänomenale Virtuosität den Wunsch zum Vater des Gedankens machen. So ein Wundermann, dem man sogar mit größtem Vergnügen zuhörte, ist der Flötenvirtuose Herr Taffanel aus Paris, welcher mit seiner fabelhaften Bravour und dem wundervoll milden, weichen Tone allgemeinste Bewunderung erregte und die Skeptiker mit verblüfften Mienen dreinschauen ließ. Er blies brillant geschliffene Stücke von Godard, Kleinigkeiten von jenem eigentümlich pikanten Reiz, über den die meisten deutschen Musiker so geringschätzig denken, weil er ihnen so unerreichbar ist.

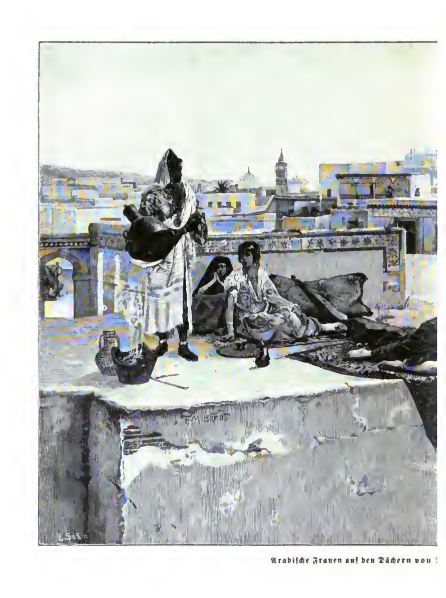
Daß die Gewandhauskonzerte unter der allgemein grassierenden Klavierseuche nicht zu leiden haben, ist eine sehr erfreuliche Thatsache; denn es wäre ein gar zu marternder Gedanke, an regelmäßig sich wiederholende Herkulesarbeiten auf dem Elfenbein der Tasten sich gewöhnen zu müssen, nachdem man entweder tagsüber selbst der scheußlichen Gewohnheit Klavierzuspielen gehuldigt, oder dazu verdammt war, Ohrenzeuge dieser Huldigungen zu sein. Die Gewandhausdirektion ist vorsichtig und setzt nur dann und wann dem Publikum einen gezähmten Klavierspieler vor, der seine Sturm- und Drangperiode längst ausgetobt hat. Ein so gezähmter Klavierspieler ist der kleine d'Albert, der mit dem Spruche „in der Beschränkung zeigt sich der Meister" an jede Klavierarbeit herantritt und in der That es bis zu einem erstaunlichen Maßhalten gebracht hat. D'Albert wird, was geniale Beanlagung anbelangt, von manchem Pianisten der Lisztschen Schule — es sei nur an den großartigen A. Friedheim erinnert — sicherlich übertroffen. Nichtsdestoweniger hat d'Albert alle seine Mitbewerber um die pianistische Palme überholt; er war sehr fleißig und heiratete sehr jung eine kluge Frau, die ihn von den Gewaltthätigkeiten eines ungebundenen, in zigeunerhafter Willkür sich entwertenden Künstlerlebens weise zurückhielt. Er wurde ganz in der Stille ein reicher Mann und lacht sich heute als glücklicher Besitzer von Grund und Boden vergnügt in die Faust. Und was bei d'Albert doppelt auffallen mußte: während er in den letzten Jahren einer altklugen Weisheit, einer Bülowschen Muster nachgebildeten, fast dürren, glasigen Durchsichtigkeit des Spieles huldigte, fand er mit einemmale die feurige Begeisterung, den Überschwang der Jugend wieder; er spielt frei von allem auf den bloßen äußeren Effekt zugespitzten Gebärdenhokuspokus, frei von dem wilden Drauflosdonnern einer verschrobenen oder ins Wanken geratenden Genialität. Wie schön faßte er das Emoll-Konzert von Chopin an! Wie zart, schwärmerisch und poetisch klang dieses wundervolle Stück unter seinen Händen! Von wesentlich anderer Art ist das Klavierspiel Carl Reineckes, der als Mozartspieler den Ruf eines unübertroffenen Spezialisten genießt; Mozartspieler zu sein hat heute wenig zu bedeuten, da Mozart als Klavierkomponist von dem jungen Beethoven schon überholt wurde und der technische Apparat, den seine Musik voraussetzt, den Anforderungen gegenüber, welche die Virtuosen an die moderne Klaviertechnik stellen, ein verschwindend kleiner ist. Aber eben weil Mozartspielen so leicht ist, ist es so schwer. Man muß Reinecke ein Mozartsches Klavierkonzert spielen gehört haben: die einfachsten Tonleitern strahlen wie von einem Lichtschimmer, Licht und Liebe quillt aus den Tönen hervor; eine wunderbare harmonische Reinheit, lauterste Klarheit liegt auf den Accorden, die man trotz ihrer durchsichtigen Einfachheit wie nie gehörte, fremde und nun überraschend sich offenbarende Klangphänomene anstaunt. Ah, und wie klingt ein Blüthnerflügel, wenn Reinecke ihn spielt! Wir haben nur einmal noch im Gewandhause diese entzückende Tonschönheit des Klaviertons, frei von allen Schlacken, von jeder Härte gehört und zwar an jenem Abende, als der Komponist und Pianist Busoni, ein junger in Deutschland gebildeter Italiener von großer Begabung, zugleich eine Schlacht gewann und eine verlor. Als Pianist zeichnet sich Busoni durch eine virtuose Technik, Geist der Auffassung und einen blühendschönen Klavierton aus. Er spielte gleichwohl das große Es-durkonzert von Beethoven nicht mit jener inneren Größe, die man von einem Spieler so hohen Ranges hätte erwarten können. Es fehlte vor allem jener titanische, ins Kolossale gehende Zug, ohne den Beethoven nun einmal nicht gedacht werden kann. Trotzdem gewann Busoni die Klavierschlacht. Mit seinem symphonischen Konzertstück für Klavier und Orchester fiel er gründlich ehrenvoll durch. Nie vorher hatte man im Gewandhaus eine so phantastisch geklügelte, griesgrämig-cynische, betrunken-nüchterne Komposition gehört, die als Verirrung, wenn auch als geniale Verirrung, ihresgleichen sucht. Busoni stellt darin die Welt auf den Kopf: er beginnt mit einer langen Cadenz, sonst schlossen die Komponisten mit einer Cadenz; das Klavier steht als trauriges Aschenbrödel bei dem Mysterium, das die Instrumente feiern, sonst gab man in einem Klavierkonzert immer dem Klavier das Machtwort. . . . Busoni verwandelt sein Thema in die tausend Gestalten des Proteus; bald ist es Feuer, bald Wasser, bald lustig, bald traurig, bald humpelt es an Krücken vorüber, bald macht es Sprünge wie ein junges Böcklein; sonst, in der guten alten Zeit, hielt man an dem Gesetze der organischen Entwickelung fest. Man kann Wasser

auch in Feuer verwandeln — aber nicht mit einemmale, nicht ohne verschiedene dazwischen tretende Entwickelungszustände; läßt man diese weg, so sehen wir in ein Paradoxon, das ganz und gar unverständlich bleibt. Hätte uns Herr Busoni statt dieses wildausschweifenden, rückenmarkkranken Stückes seine wunderhübschen, ja bedeutenden Etüden vorgespielt, er hätte auch als Komponist einen unzweifelhaften Sieg errungen. Aber was sollen wir mit einem Stück, das noch vor Erschaffung der Welt spielt? In dem Planeten im tollen Chaos durcheinander wirbeln? Wo ist der Gott, der hier sein Zauberwort donnert: „Es werde Licht!?" Die Schönheit irgend eines marmornen Ideals, aber auch seine Kälte spricht aus dem Klavierspiele der Frau Mary Krebs; man fröstelt bei dem Spiele dieser Virtuosin, die das Klavierspiel durchaus als eine ins Grenzenlose gesteigerte Beweglichkeit der zehn Finger, nicht aber als ein Medium, in dem Herz und Seele sich den Menschen mitteilen könnten, auffaßt. Man erinnert sich bei dem Spiele dieser Frau unwillkürlich jenes schönen Märchens von Andersen, das von einer Seejungfer spricht, die kein Herz hat und so gerne eines haben möchte. Wenn jene Seejungfer in ihrer Jugend fleißig Klavier gespielt hätte, statt von Menschenkindern, die ein Herz haben, zu träumen, so würde sie etwa so wie Frau Krebs spielen. Wie die Wellen eines kalten und klaren Gebirgsbaches plätscherten diese Klavierpassagen um uns. Da meinte es eine junge Pianistin, Fräulein Walther aus Leipzig, schon besser: sie entwickelte in dem Klavierkonzert in G moll von Saint-Saëns eine vortreffliche Technik und einen warmen, wenn auch nicht großen Klavierton und deckte mit hübscher, poetischer Auffassung zu, was ihr an ausschlaggebender Kraft noch mangelte.

Die prachtvolle, von dem Orgelbauer Walcker in Ludwigsburg gebaute Konzertorgel, welche in ihrer imponierenden Stellung die Blicke eines jeden Konzertbesuchers unwillkürlich auf sich lenkt, ertönt im Gewandhause nur bei Anlässen, welche eine besondere Majestät des Klanges zu erheischen scheinen. Paul Homeyer ist der Beherrscher dieses Instrumentes. Und der russische Zar kann seine Unterthanen nicht absoluter beherrschen als Homeyer seine Orgel; er ist der größte Orgelspieler der Welt; wenn er eine Toccata von Bach spielt, so meint man Heere zu sehen, die in die Schlacht ziehen; bei dieser großartigen Meisterschaft wird das Gefühl der Erhabenheit, der Eindruck des Ewigen, Unabänderlichen, welchen der Orgelton in der Menschenbrust erzeugt, auch durch keinen Mißton abgeschwächt und gestört. Homeyer spielt mit Vorliebe die Orgelwerke des großen Thomaskantors Bach, ohne indessen seine Kunst den bedeutenderen Werken der Neuzeit zu verschließen: und Bach konnte keinen begeisterungsfähigeren Anwalt finden als diesen Künstler, der die hinterlassenen Schätze der Gegenwart zu erschließen fort und fort bemüht ist. Preis ihm!

Um unserer Schilderung des musikalischen Lebens im Leipziger Gewandhause den Charakter jener Vollständigkeit zu geben, welche die Metropole der deutschen Musik, das Herz des musikalischen Deutschland, sehr wohl beanspruchen darf, so wollen wir, nachdem wir des Kommens und Gehens, der Virtuosenkarawanen gedacht, noch jener Werke, welche im Gewandhause zum ersten Male aufgeführt wurden, in knapper Charakteristik gedenken. Das Gewandhaus nahm von jeher eine sonderbar ablehnende Stellung allem Neuen gegenüber ein. Man behauptete, das Neue sei das Schlechte und, um das beweisen zu können, nahm man von dem Neuen nicht etwa das Gute, nein! sondern das Schlechte und sagte nun, indem man ein relativ richtiges Urteil generalisierte: Seht, das Neue ist schlecht. Unter dieser Beweisführung hatten bis vor kurzem die größten Komponisten der Gegenwart empfindlich zu leiden; man schloß sie vom Gewandhaus aus und wenn einmal ein neues Werk zur Aufführung kam, so sorgte auf der einen Seite die mangelnde und wenig liebevolle Ausführung, auf der anderen eine durch das Geschrei der Unvernünftigen irregeleitete Mehrheit dafür, daß der Richterspruch „Das Neue ist schlecht" nicht erst der Bestätigung durch den Nachrichter bedurfte. Und diese auf Wagner und Liszt abzielenden Anschläge trafen die ganze neuere Komponistengeneration, so weit sie nicht in wiederkäuendem Behagen an längst abgedroschenen, alt und grau gewordenen Redensarten das Ziel ihres künstlerischen Lebens sah. Aber den mächtigen Strom der neudeutschen Musik konnten einige zähe Dämme nicht aufhalten. Die Dämme bestehen freilich noch, aber der Strom flutet sorglos darüber hinweg. Man fing an, die Sache eigentümlich zu finden und als gar der deutsche Kaiser sich als Anhänger einer bisher verketzerten Richtung bekannte, da kamen Viele der „Klassischen" auf den Gedanken, auch einmal das Gute unter dem Neuen zu betrachten und zu prüfen. Und, siehe da! Ein Wunder! Man fand vieles bedeutend, schön, sehr schön, sogar hinreißend und genial... Und so erlebten wir das nie Gedachte, Unfaßbare: eine ganze Reihe neuerer Komponisten, die sich früher vor lauter Warten hätten die Beine erfrieren können, die nahm das Gewandhaus gastfreundlich auf und bewirtete sie auf das beste. So wäre denn die Zeit, in der die Toten über die Lebendigen herrschten, auf immer vorüber! So hätten wir die Epoche des Kleiderklopfens, die Epoche der alten Röcke Haydns hinter uns! Daß wir die Symphonieen Beethovens als den eisernen Bestand eines jeden Konzertinstitutes nimmermehr missen möchten, wer würde an der Aufrichtigkeit dieses Wunsches zweifeln! Aber daß wir eine billige und rechtmäßige Berücksichtigung der lebenden Komponisten als ein Recht und eine Pflicht am Leben selbst dringend in Anspruch nehmen, wer wollte uns deswegen zu schelten versuchen?

Von größeren Werken, welche das Gewandhaus zur Aufführung brachte, verdient nicht so sehr seines Wertes als vielmehr seiner Ausdehnung wegen zuerst genannt zu werden eine dramatische Kantate für Soli, Chor und Orchester „Das Feuerkreuz" von Max Bruch. Was ist das, ein „Feuerkreuz?" Über die im ersten Augenblicke etwas mythologisch-unverständliche



Arabische Frauen auf den Dächern von

Tunis. Nach dem Gemälde von F. M. Bredt.

Bezeichnung gibt Walter Scotts „Lady of the lake“ Aufschluß. Im schottischen Hochlande hatte sich bis ins Mittelalter hinein eine heidnische Sitte erhalten. Wenn ein Gau (Clan) dem anderen Krieg erklärte, dann weihte der Häuptling unter feierlichen Gebräuchen ein Kreuz von Eibenholz, das Feuerkreuz; am heiligen Altarfeuer in Brand gesetzt, dann mit dem Blute der Opfertiere gelöscht, wurde es einem Boten edeln Geschlechtes übergeben, der es im schnellsten Lauf bis zum nächsten Ort zu tragen und dort einem anderen Boten zu übergeben hatte. Auch dieser mußte es ohne Aufenthalt weiter befördern und so kreiste als Kriegssignal das Kreuz in kürzester Frist im ganzen Lande herum und rief jeden waffenfähigen Mann unter die Fahnen. Man errät, wie der Dichter, H. Bulthaupt ist es, dieses Kreuz in seiner Handlung verwertet: ein liebendes Paar, das eben im Begriffe ist, vor den Altar zu treten, wird durch das Feuerkreuz auf einige Zeit getrennt: er zieht in den Kampf, sie zieht sich ins Privatleben zurück. Schlacht, Sieg, Hochzeit. Mit diesen Schlagworten ist das ganze Inhaltsverzeichnis der Bruchschen Partitur gegeben. Die Musik zu diesem „Feuerkreuz“ ist durchaus kein „Kreuzfeuer“ von neuen Gedanken. Bruch greift wohl über den Rahmen seiner gewohnten soliden Kompositionsweise hinaus, die, wie gar nicht in Abrede gestellt werden soll, stets mit einem gewissen Lack von Vornehmheit überzogen ist; aber er greift in eine schon fertige Welt, in die Welt Wagners; so kommt es, daß viele Stellen den beredten Zug des Wagnerischen Instrumentalausdruckes unverkennbar an sich tragen; es tauchen da gar manche Phrasen auf, deren Geburtsschein Bruch als Adoptivvater nennt. Bruch hat ein gutes Gedächtnis, er arbeitet gut und er verdaut gut. Das beste in dem Werke sind die Chorlieder; die Sologesänge sind blaß, bleichwangig, oft stillos, oft in Sentimentalitäten versirupt. Einen Fortschritt der Kunst bedeutet das Feuerkreuz nicht; das schien auch das Publikum zu empfinden, das mit seinem Beifall kargte, so daß der dirigierende Komponist ein recht finsteres Gesicht zu machen sich genötigt sah. Die Lustspielouverture „Nordische Sennfahrt“ von N. Gade erregte den allgemeinen Beifall von etwa drei Personen; ihr Charakter ist wohlklingende Unbedeutenheit. Viel gewichtiger sind dagegen die neuen Ouverturen von C. Goldmark, dem ruhmgekrönten Komponisten der „Königin von Saba.“ In den beiden Werken „Der entfesselte Prometheus“ und „Im Frühling“ ist sehr viel des Schönen, Geistreichen und Fesselnden enthalten. Trotzdem scheint auch Goldmark dem Erbübel verfallen, an dem die Eigenart so vieler moderner Komponisten krankt: Goldmark ist Wagnerianer geworden, er ist vom Wagnerbacillus angekränkelt. Aber niemand anderer als nur Wagner selbst durfte Wagnerianer sein. Wenn gewisse von Wagner stark gebrauchte Accordverbindungen auch von anderen Komponisten gebraucht werden, so ist dagegen gar nichts einzuwenden; viele Menschen tragen Röcke von gleicher Farbe und gleichem Schnitt, ohne mit dieser äußerlichen Gleichheit einen Tausch ihrer subjektiven Individualitäten herbeizuführen. Aber Goldmark trägt nicht bloß einen Rock Wagners: die ganze Haltung seiner Musik, ihr Farbenspiel, ihre höchste Subjektivität, der stark sinnliche, tonmalerische Zug und schließlich auch ihr Gedankenkreis steht unter dem Banne von Bayreuth. So ist seine. Ouverture „Im Frühling,“ dort wo sie rein tonmalerisch Naturstimmen als Mittel des künstlerischen Ausdrucks verwendet, eine bloße Vergröberung, ein bloßes Deutlichmachen der Poesie des Wagnerischen „Waldwebens.“ Diese Triller der Flöte, diese lustig plappernde Weise der Klarinette hat Wagner erfunden. Goldmark ist ein Meister der Instrumentierung: nicht so sehr das Vermögen dem Orchesterbilde blendenden Glanz zu verleihen, als vielmehr ein Raffinement der Beleuchtung, der Farbenmischung ist es, das die Werke Goldmarks zu wahren Wundern des Klanges macht. Mag vieles Äußerliche dabei sein, vieles ist von außerordentlicher Schönheit. Der geistige Gehalt dieser Ouverture ist nicht gerade erstaunlich groß, aber doch erhaben über die platten Erzeugnisse sklavischer Nachäffung. Denn das Eine darf man nicht vergessen, wenn man den Wert Goldmarks abwägt, daß es eine starke, glänzende Ursprünglichkeit war, die allmählich mit einem rostigen Anfluge sich überzogen hat. — „Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus,“ riefen wir mit Horaz aus, als wir eine Maus aus der Ouverture zu Shakespeares „Sturm“ schlüpfen sahen! Eine ganz lächerliche Maus von Ouverture! Dieser „Sturm“ im Glase Wasser von Urspruch beginnt mit einem Thema, das sehr stark an das bekannte Lied „Was ist des Deutschen Vaterland“, mit einem trivialen Schnörkel, anklingt. Um dieses Thema in seiner ganzen Bedeutung dem Hörer zu enthüllen, wird so ziemlich alles, was das moderne Orchester an kostbaren Instrumenten besitzt, in Bewegung gesetzt. Aber ein schreiendes Zinnoberrot deckt alle feineren Tinten eines zarten Orchesterkolorits rücksichtslos zu. Was sollen nun alle die individualisierenden, für den Ausdruck ganz bestimmter Empfindungen geschaffenen Instrumente, wenn man sie in dem Wirrwarr überhaupt nicht hört? Das ist doch Kraftvergeudung! Anstatt nun sein Thema einer Entwickelung zuzuführen, gibt uns Urspruch bloß Verwickelungen; dieses arme, unschuldige Thema! Wie wird es verrenkt, malträtiert! Alle Knochen muß es sich entzwei brechen lassen! Was dem Opus jedoch auf die Beine hilft, das ist ein gewisser frischer, flotter Ton, ein lebendiger, freilich nicht an Shakespeare großgewordener, oder in die Wesenheit dieses Genius eindringlich schauender Geist . . .

Das Bedeutendste, was uns an Neuheiten geboten wurde, waren die „Szenen aus Olaf Trygvason“ von Edvard Grieg, dem Apostel der in vollster Unberührtheit von der nivellierendfremdländischen Kunst aufgeblühten norwegischen Volksmusik; in dieser Volksmusik schlug sich das Nationalempfinden nieder, wie es nordlichtklare Winternächte, die Poesie des Sturmes, der brandenden See, die magische Pracht der knorrigen, wetterharten nordischen Natur mit so charakteristischen Merkzeichen ausgestattet haben. Im

wesentlichen ist das auch der Boden, auf dem Björnson mit seinem Drama „Olaf Trygvason“ wurzelt; leider rang der Dichter seiner Absicht, ein nationales Drama zu schreiben, nur einige Szenen ab; wenn Grieg aus diesem Drama ein Musikdrama geschaffen hätte, so wäre das ein Ereignis geworden. Vorderhand müssen wir uns mit einem Torso begnügen; aber der Kopf eines jungen Gottes ist auch ein ganzes Kunstwerk. Durch das Werk Griegs geht ein großer Zug, ein kraftstrotzender Drang nach vorwärts, der sich von Zeit zu Zeit, ähnlich den Geisern Islands, in wilden Ausbrüchen Luft macht. Die Musik Griegs schließt sich dobei so eng an den Text an, sie füllt sozusagen seine Ritzen und Spalten wie ein durchdringendes Fluidum so vollkommen aus, daß man sich eine charaktervollere Komposition dieser Poesie gar nicht denken konn: finster, unheimlich, leidenschoftlich-trotzig und in allem ein leiser Anhauch von Wehmut, der in den rein lyrischen Stellen des Werkes zu ergreifendem Ausdruck gelangt. . . . Die Themen sind al fresco erfunden, kühn hingeworfen, Felsblöcke; die Harmonien seltsam, ungewöhnlich, dazu manche Härte, manches Gesuchte. Alles das ist für Grieg und seine Richtung bezeichnend, höchst interessant; packend oder abstoßend; niemals aber bleibt man bei dieser Musik gleichgültig und das ist doch schließlich die Hauptsache. Die Instrumentation ist meisterhaft. Eine holländischreinliche, sauber gewaschene und sonntäglich gescheuerte Musik bot Jul. Röntgen mit seinem wenig selbständigen, aber wohlklingenden „Gebet,“ für Chor und Orchester komponiert, nach der Hebbelschen Ode. Der Komponist dirigierte sehr amüsant und holte mit den Armen so weit aus, daß wir des römischen Kaisers gedachten, der die menschenfreundliche Absicht hatte, allen seinen Römern mit einem Schloge den Kopf abzuschlagen, wenn es nur ginge. . . . Auch für die freiere Unterhaltungsmusik war durch einzelne geistreiche Novitäten gesorgt: eine neue Suite in Fdur von M. Moczkowsky errang sich sogar einen durchschlagenden Erfolg. Und mit Recht. In dem Werke sprüht und funkelt es von märchenhafter Pracht; Witz, Geist und Kunst haben sich hier beim vollen Champognerglase zu einem ausgelassenen Symposion gelagert; keine Goldklumpen von Gedanken sind es, die der Komponist aus geistiger Tiefe zu Tage fördert; die fünf Sötze des Werkes, eine Apotheose der Heiterkeit, münden in dos Homerische Gelächter einer Torantella; das Intermezzo zeigt eine platte, slavische Nase und klingt — um mit Schopenhauer zu reden — so, als ob einer tanzen wollte, den der Schuh drückt. Die wertvollsten Gedanken enthält das erste Allegro; in den Variationen des Andante lößt der Komponist, ein Virtuose in der Kunst berauschender und pikanter Instrumentation, alle seine Lichter leuchten. Wie zart der finstere Hexenmeister, der gewaltige Berlioz, wie ätherisch er sich auszudrücken weiß, wenn er nur will, lehrt uns sein „Elfentanz“ aus „Fausts Verdammung;“ dos ganze Stück baut sich ouf einem festgehaltenen Orgelpunkte auf: die gedämpften Violinen flüstern eine anmutige Melodie im langsamen Walzertakte und das ist gerade das Befremdliche an dieser Elfengeschichte, auf die hier und da entzückende Farbenspiegelungen, einzelne matte Lichtstreifen, fallen, während alles andere im heimlichen Holbdunkel, wie im phanthastischen Zwielicht, sich abspielt. Ein zweiter Franzose, der geistvolle aber etwas überspannte und sehr von sich eingenommene Saint-Saëns bietet in seinem Orchesterstück „le rouet d'Omphale“ Salonmusik höheren Stiles: dos Spinnrädchen schnurrt sehr lustig und Herkules ist sehr brav; nur in der Mitte des Stückes gerät er in die Wolle und fängt mit mythologischer Derbheit zu schimpfen an. Wie liebenswürdig muß Madame Omphale gewesen sein, wenn der häusliche Zwist nach kurzer Zeit schon beendet erscheint und der Lümmel wieder zahm geworden ist! Omphale lächelt vergnügt . . . Der Unterhaltungsmusik ist auch die neue Serenade aus der Feder von S. Jadassohn beizuzählen. Die Serenade ist, wie die Suite, die heitere lustige, zu Lachen und Scherzen aufgelegte, liebenswürdige und nur vorübergehend etwas empfindsam angehauchte, jüngere Schwester der Symphonie. Große Gedanken überläßt sie neidlos der Anspruchsvolleren: sie will plaudern, lachen und scherzen wie ein Backfisch; und je ausgelassener und witziger sie plaudern kann, desto besser. Auch die Serenade von Jadassohn steht auf diesem lachenden Stondpunkt: sie plaudert sogar stellenweise ganz ohne Gedanken, ist in der Instrumentierung wohl herausstaffiert und gebärdet sich volkstümlich. Nur vorübergehend befällt eine nachdenkliche Stimmung den Komponisten, der in dem „Notturno“ mit Goethe auszurufen scheint: „Bedecke deinen Himmel, Zeus, mit Wolkendunst!“ Übrigens schadet dem Stück ein eigentümlich meckernder Rhythmus, den man tagelong nicht aus den Ohren bekommt: eine Skizze aus dem Ghetto. . . . Eine Sonderstellung nahmen ihres eigenartigen Inhaltes wegen in diesem Novitätenplatzregen die Fest- und Gedenksprüche für gemischten Chor von Johannes Brahms ein; sie sind geistlichen Inhaltes und rufen zu dem Herrn, dem Retter aus aller Not, zu Jehovah, dem starken Gott, und erzielen in dem Wohlklonge ihrer Vielstimmigkeit, in der Ruhe ihrer Bewegung und der Ergiebigkeit der musikalischen Gegensätze bedeutende Wirkungen; Zugeständnisse macht Brahms dem nach plastischen Melodieformen dürstenden Ohre freilich nicht. Brahms ist überhaupt schwer zugänglich, stechpalmenhaft verschanzt und wird nie in dem Sinne populär werden, wie Beethoven es geworden ist, obwohl uns seine excentrischen Anhänger befehlen, in ihm die direkte Fortsetzung Beethovens zu sehen. Aber wir lassen uns nicht befehlen und folgen unserem Instinkte, der uns dort, wo die rein ästhetische Spekulation nicht mehr ausreicht, noch nie im Stiche gelassen. Wer mit Beethoven groß geworden, der wird mit Brahms nicht kleiner werden.

Eine Anzahl Symphonien von Beethoven, Haydn, Schumann, Mendelssohn, Brahms (Emollsymphonie), Raff (Lenore), Orchesterwerke von Volkmann, Rubinstein, Mozart, Wagner (Meistersingervorspiel), Lachner (Fdursuite), Schreck (eine solide Doppelfuge für Orgel und Orchester), Weber, ein Oratorium (Händels „Josua“), un-

gezählte kleinere Solostücke und ein ganzer Schatz von Liedern füllten und schmückten die Konzerte des Gewandhauses. Mit der neunten Symphonie von Beethoven, diesem großartigen Abbilde des menschlichen Lebens, schlossen sich die Pforten des Musentempels. Wie ein Frühlingsgewitter rauschte dieses erhabene Werk über unsere Häupter dahin: in Donner und Blitz kam, wie ein Gott, der Geist Beethovens über uns. Und es ist gut, daß dieser stärksten Erschütterung, diesem Erdbeben von Musik, kein kleinliches Geräusch mehr folgte, daß nichts Kleines und Schwächliches das Andenken an diese gigantische Kraft abschwächte; Beethoven sprach das letzte Wort und damit sind wir alle zufrieden. Still ists im Gewandhaus: keine Geigen jauchzen, keine Trompeten schmettern und keine Flöte trillert mehr in dem Marmorhause. Aber draußen im Wald, da schmettern die Finken, da flöten die Amseln so hold vom „Lenzesgebot der süßen Not", da singen die Nachtigallen so süße Serenaden, da musiziert das ganze übrige Gesindel, vom Laubfrosch angefangen bis zur zirpenden Grille, in herrlichen Symphonien, daß ich den Leser bitte, diesen Konzerten ja eine recht liebevolle Aufmerksamkeit zu schenken. Das Abonnent ist sehr billig; aber mit Sitzplätzen sei man vorsichtig.

Leipzig, Frühlingsanfang 1890.

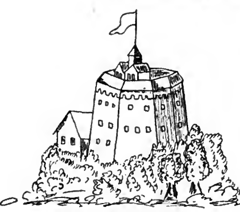
Das englische Theater zur Zeit Shakespeares.

Von Dr. O. Wendeburg — Braunschweig.

Der dramatische Aufbau und die theatralische Form einer jeden Schauspieldichtung stehen in unlösbarem Zusammenhange mit den Bühneneinrichtungen, welche der Dichter vor Augen hatte. Shakespeares Dramen nun sind gedacht und geschrieben für eine Bühne einfachster Art, welche sich im entschiedensten Gegensatze zu unserer modernen Dekorationsbühne mit ihrem verwickelten Mechanismus befindet. Wollen wir daher diesen Dramen ihre freie Entwickelung und unabgeschwächte Wirkung wiederverschaffen, so müssen wir sie auf eine Bühne bringen, welche der Shakespeareschen in gewisser Weise nachgebildet ist. — Solche Erwägungen haben den Generalintendanten des Münchener Hoftheaters veranlaßt, für die Aufführung Shakespearescher Stücke eine eigne Bühne herrichten zu lassen. Am 1. Juni vorigen Jahres wurde dieselbe zum erstenmale mit dem „König Lear" versucht. Über den Eindruck dieser Vorstellung und die Einrichtung der neuen Bühne ist in der Tagespresse sowie in Zeitschriften (vergl. u. a. Illustrierte Zeitung vom 29. Juni 1889) zur Genüge berichtet worden, so daß ein näheres Eingehen auf diesen Gegenstand überflüssig sein dürfte. Dahingegen erscheint es, bei dem allgemeinen Interesse, welches diese Frage voraussichtlich auch ferner in Anspruch nehmen wird, zeitgemäß, die wichtigsten der Nachrichten, die wir über das englische Theater zur Zeit Shakespeares besitzen, auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Der Entwickelungsgang, den die dramatische Poesie auf dem Boden Englands durchzumachen hatte, um von den kirchlichen Schauspielen (Mysterien, Mirakelspielen) und deren Fortsetzung, den allegorischen Moralitäten, zu der ersten regelmäßigen Komödie und Tragödie zu gelangen, war um die Mitte des XVI. Jahrhunderts vollendet. Die Weiterentwickelung des Dramas vollzog sich von diesem Zeitpunkte an mit so überraschender Geschwindigkeit, daß dasselbe bereits ein halbes Jahrhundert später in den Meisterwerken eines Shakespeare seinen Glanzpunkt erreichte. Dementsprechend mußten sich auch die auf die Darstellung der dramatischen Stoffe bezüglichen Verhältnisse gestalten.

Ursprünglich (XII. Jahrhundert) waren die kirchlichen Schauspiele an den hohen



Das Globustheater in London im Jahre 1614. Nach einer gleichzeitigen Abbildung.

Festtagen in der Kirche von der Geistlichkeit selbst dargestellt worden. Später, als weltliche Elemente Eingang in dieselben gefunden hatten, gelangte ihre Aufführung in die Hände von Laien, um vom XIV. Jahrhundert ab geradezu ein Vorrecht der Zünfte zu werden. Die Bühne bestand aus einem einfachen Brettergerüste, welches auf den Märkten in Hallen oder in Scheunen aufgeschlagen wurde. Als jedoch die lebhaftere dramatische Ausgestaltung der Stoffe höhere Anforderungen an die Darsteller machte, konnten die Zünfte sich ihrer Aufgabe nicht mehr gewachsen fühlen. Es bildeten sich daher allmählich Berufsschauspieler aus, die sich bald zu einzelnen Truppen zusammenthaten und, ihr Schaugerüst auf Karren mit sich führend, von Ort zu Ort zogen. Die Hauptstadt mußte ihnen natürlich als besonders gewinnbringend erscheinen. Hier strömten daher die Schauspieler von allen Seiten zusammen, machten sich seßhaft und drängten sich als ein neuer Stand und ein selbständiger Faktor des gesellschaftlichen Lebens in den Vordergrund. Auf diese Weise entfaltete sich in London von der Mitte des XVI. Jahrhunderts an ein außerordentlich reges Leben auf dem Gebiete der dramatischen und szenischen Kunst, während die Provinzen, einstmals die Pflegestätten der kirchlichen Schauspiele, mehr und mehr verödeten.

Für den Anfang allerdings führten die Jünger Thalias auch in der Hauptstadt noch ein unruhiges Wanderleben, denn feste Schauspielhäuser bestanden noch nicht. Wie früher mußten die Schauspielertruppen ihre beweglichen Gerüste an geeigneten Plätzen aufschlagen. Am liebsten wurden die Wirtshaushöfe dazu ausgewählt, und sie sind es auch, welche der inneren Einrichtung der späteren Theater als Vorbilder gedient haben. Alle zu einem Wirtshause gehörigen Baulichkeiten waren nämlich so angelegt, daß sie einen Hofraum von der Gestalt eines länglichen Vierecks einschlossen. Sämtliche Zimmer lagen mit ihren Fenstern und Thüren nach diesem Lichthofe zu und waren durch Galerien, welche um die einzelnen Stockwerke herumliefen, zugänglich. Diese Galerien sowie ein Teil des Hofes nahmen die Zuschauer auf, während die Bühne auf der einen Schmalseite desselben mit Anlehnung an die Hauswand errichtet war.

So primitive Verhältnisse konnten bei der wachsenden Beliebtheit von Theatervorstellungen und bei dem eifrigen Wettstreit der verschiedenen Truppen auf die Dauer nicht genügen. Sicherlich würde auch London frühzeitiger in den Besitz fester Theatergebäude gelangt sein, wären nicht alle bisherigen Versuche an dem Widerspruche der City-Behörden, d. h. des Lord-Mayors und der Ratsherren, gescheitert. Ihnen galten die Schauspieler als gefährliche Persönlichkeiten, denen man das Handwerk möglichst legen müßte; denn einerseits machten sie der Polizei viel zu schaffen und gaben zu mancherlei Beschwerden Veranlassung, andererseits schienen durch die aufgeführten Stücke und das flotte Treiben an den Schaustätten die guten Sitten nicht wenig gefährdet zu sein. Als schließlich ungeachtet dieser heftigen Gegnerschaft die Errichtung von Schauspielhäusern durchgesetzt wurde, legte man sie vor den Thoren und an den Grenzen der City an, um sie dadurch der Gerichtsbarkeit der städtischen Behörden überhaupt zu entziehen.

Das erste Theater wurde im Jahre 1575 erbaut. Viele andere traten im Laufe der nächsten Jahrzehnte ins Dasein, so daß London im Jahre 1633 nicht weniger als neunzehn Schauspielhäuser aufzuweisen hatte, ein Umstand, der hinlänglich beweist, wie

sehr Theatervorstellungen als Vergnügungen vom Volke begehrt wurden. Denn da die Hauptstadt damals etwa 300 000 Einwohner zählte, so kam schon auf 16 000 Einwohner ein Theater, während sich heutzutage das Verhältnis wie 100 000 : 1 gestaltet.

Aus der Zahl der Theater verdienen zwei namhaft gemacht zu werden, weil sie uns durch Shakespeares Wirken besonders nahe stehen, nämlich Black friars, auf dem nördlichen Ufer der Themse, und der Globus, südlich dieses Flusses, in der Nähe der Londonbrücke, gelegen. Beide bestanden schon vor 1600.

In der Außenansicht glichen sich die Schauspielhäuser im wesentlichen, wie aus verschiedenen überlieferten Abbildungen ersichtlich ist. Sie waren das schlichte Machwerk von Zimmerleuten und folglich aus Holz hergestellt. Die meisten hatten in der Mitte den freien Himmel über sich; nur an der Seite lief ein schmales, mit Stroh oder Schilfrohr gedecktes Dach herum, gerade breit genug, um die darunter befindlichen Galerien vor Witterungseinflüssen leidlich zu schützen. Ein kleineres turmartiges Bauwerk ragte an der einen Seite aus dem offenen Raume über den Hauptbau hinweg. Dieses enthielt die Requisiten- und Garderobenräume, sowie die Versammlungszimmer der Schauspieler (vgl. unsere Abbildungen). — Neben diesen sogenannten öffentlichen Theatern (public theatres), welche ihrer Anlage nach den Charakter von Sommertheatern trugen, gab es noch eine kleine Anzahl von vollständig bedeckten (z. B. Black friars), in denen vorwiegend im Winter bei mangelhafter Fackel- oder Kerzenbeleuchtung gespielt wurde. Sie führten den Namen Privattheater (private theatres), eine Bezeichnung, die uns jedoch nicht zu der Ansicht verleiten darf, daß der Zutritt zu denselben nicht jedermann freigestanden hätte. Allerdings scheinen sie durch Erhebung eines höheren Eintrittsgeldes auf ein feineres Publikum gehalten zu haben. Auch waren sie kleiner und bequemer ausgestattet als die öffentlichen Theater.

Innenansicht des Schwantheaters in London im Jahre 1596. Nach einer gleichzeitigen Abbildung.

Die einzige bildliche Darstellung, welche unsere aus Andeutungen in zeitgenössischen Werken gewonnene Anschauung von dem Innern eines Schauspielhauses damaliger Zeit zu unterstützen vermag, ist erst vor wenigen Jahren an das Tageslicht getreten. Sie liefert uns eine Ansicht von der Bühne und einem Teile des Zuschauerraumes eines öffentlichen, des Schwantheaters, aus dem Jahre 1596. Zum besseren Verständnis der folgenden Ausführungen ist sie dem Texte beigegeben.

Der Zuschauerraum des altenglischen Theaters war von ovaler Gestalt. Auf der einen Schmalseite dieser länglichen Grundlinie lag das Garderobenhaus mit der davor befindlichen Bühne; auf den übrigen Seiten erhoben sich drei Galerien übereinander, von denen die letzte in dem erwähnten schmalen Dache ihren Abschluß fand. Zahlreiche kleine Säulen teilten dieselben logenartig ab. Die erste und zweite Galerie waren mit Sitzplätzen versehen, während die oberste sowie das Parterre nur Stehplätze aufzuweisen hatten.

Die Bühne bestand aus einem quadratischen Podium, welches, auf starken Baumklötzen ruhend, sich einige Fuß über dem Boden erhob. Vorn und an den beiden Seiten wurde sie von den Zuschauerplätzen umschlossen; mit der vierten Seite lehnte sie sich an das Garderobenhaus, von welchem aus sie durch zwei Thore zugänglich war. Oberhalb dieser letzteren, etwa in gleicher Höhe mit der ersten Galerie, ragte aus dem Garderobenhause ein mit Dach versehener Vorbau bis zur Hälfte des Podiums hinaus und wurde durch zwei auf dem letzteren ruhende Säulen getragen. Nach der Bühne zu enthielt dieser Vorbau mehrere Logen (Bühnenlogen), welche gelegentlich szenischen Zwecken dienten, sonst aber als Zuschauerplätze an bevorzugte Personen verkauft wurden. Durch die Säulen wurde das Podium gleichsam in zwei Bühnen geteilt. Die Vorderbühne (Proszenium), welche am weitesten in den Zuschauerraum hineinragte und sich unter freiem Himmel befand, war für gewöhnlich der Platz, auf welchem gespielt wurde. Der Bühnenteil hinter den Säulen war bedeckt und soll nach allgemeiner Annahme gegen die Vorderbühne um einige Stufen erhöht gewesen sein, wovon unsere Abbildung allerdings nichts zeigt. Im allgemeinen bildeten beide Bühnen ein einheitliches Ganzes; sollte jedoch die Hinterbühne für besondere Zwecke benutzt werden, so ließ sie sich durch einen Vorhang, welcher zwischen den Säulen zusammengezogen wurde, von dem Vorraume absondern. Einige Beispiele mögen zeigen, in welcher Weise die Hinterbühne und die Bühnenlogen oberhalb derselben verwendet wurden. In „Romeo und Julia“ stellte eine der Logen das Fenster dar, an welchem Julia erscheint, um ihr Gespräch mit dem Geliebten unten im Garten zu führen. Die Hinterbühne war bald Lorenzos Zelle, bald Juliens Schlafgemach, bald das Grabgewölbe der Kapulets. — Im „Julius Cäsar“ bedeutete die Vorderbühne die Straße zum römischen Kapitol, die erhöhte Hinterbühne das Kapitol selbst. — Im „Hamlet“ bildete letztere die Bühne, auf welcher die Schauspieler im Stücke auftreten. — Im „Othello“ veranschaulichten die Logen zunächst den Balkon in Brabantios Hause, später die Citadelle von Cypern. Die Hinterbühne bildete das Schlafgemach der Desdemona; durch Zuziehen des Vorhanges wurde der schreckliche Anblick des Erwürgens den Augen der Zuschauer entrückt. —

In zwei Punkten ist die Münchener Reform auf die Einrichtung der alten Shakespeare-Bühne zurückgegangen. Zunächst hat sie in richtiger Würdigung der Vorzüge, welche ein vorgerücktes Proszenium dem Zuhörer wie dem Darsteller bietet, ihre Bühne halbkreisförmig in das Orchester hineingeschoben. Ferner hat sie die erhöhte Hinterbühne mit seitlich bewegbarem Vorhange wieder aufgenommen. Sie nennt dieselbe Dekorationsbühne, weil sie durch Veränderung der Dekoration des Hintergrundes den Szenenwechsel andeutet, während die sonstige Bühnenstaffage fast unverändert bleibt.

Daß man die altenglische Bühne nicht in jeder Beziehung zum Vorbilde nehmen durfte, liegt auf der Hand; denn im Punkte der Ausstattung würde sie dem verwöhnten Publikum von heute recht wenig behagen. In ihrer Ausstattung war die Bühne von größter Einfachheit. Abgesehen von einigen dürftigen Requisiten, wie Bänken, Stühlen, Tischen, Felsblöcken u. dergl., kam nichts zur Anwendung, was der Bühne ein besonderes Lokalgepräge hätte verleihen können. Sie war neutraler Boden. Der Phantasie des Zuschauers blieb es überlassen, daraus jenachdem einen Garten, eine Straße, eine Höhle, ein Schlachtfeld zu schaffen. Ergab sich der Ort der Handlung nicht ohne weiteres aus dem Zusammenhange, so kam man der Phantasie dadurch zu Hilfe, daß man ein Brett mit der näheren Ortsangabe an den Bühnenlogen anbrachte. — Der einzige dekorative Schmuck, durch welchen die Ärmlichkeit der Bühne etwas verdeckt wurde, bestand in Vorhängen und Teppichen. Da aber die Bühne auch von der Seite für den Zuschauer sichtbar bleiben mußte, so konnten selbst diese nur auf dem Hintergrunde angebracht werden. So stand z. B. im „Hamlet“ der lauschende Polonius, welchen der Degen des jungen Prinzen durchbohrt, hinter einem Vorhange zwischen den beiden Säulen. — Bei besonders feierlichen Gelegenheiten bedeckten Teppiche auch den Fußboden der Bühne, der für gewöhnlich nach der damals herrschenden Sitte mit Binsen bestreut war.

Dem aufmerksamen Leser wird es nicht entgangen sein, daß in Shakespeares Dramen

jede Szene, nach welcher ein Wechsel des Schauplatzes eintritt, sowie jeder Akt mit dem Abtreten sämtlicher Schauspieler endet; ebenso, daß die auf der Bühne Getöteten unter irgend einem Vorwande sogleich fortgeschafft werden. Diese Eigentümlichkeit erklärt sich aus dem Umstande, daß es an einem Vorhange fehlte, welcher die Gesamtbühne zeitweilig den Augen der Zuschauer entziehen konnte. Die Szene blieb also immer offen und im großen und ganzen unverändert, so daß ein Stück ohne Unterbrechung durchgespielt werden konnte, indem sich in schneller Aufeinanderfolge Szene an Szene reihte. Auf diese Weise kam die ungestüm vorwärts drängende Handlung der Dramen zu ihrer vollen Geltung und hinterließ bei dem Zuschauer einen Gesamteindruck, wie ihn die moderne Bühne bei dem häufigen Anwenden des Vorhanges und dem steten Szenenwechsel garnicht zu geben vermag. Deshalb hat auch die Münchener Reform die störenden Unterbrechungen auf das geringste Maß beschränkt, indem sie den Hauptvorhang nur bei den Aktschlüssen anwendet und die Veränderungen der Hinterbühne zum Teil bei offener Szene vor sich gehen läßt.

In eigenartigem Gegensatze zu der Ärmlichkeit der Bühnenausstattung stand der Aufwand, den die Schauspieler in ihrer Garderobe trieben. Wir erfahren unter anderem, daß für ein paar Hosen vierhundert Mark nach heutigem Geldwerte, für einen Sammetmantel bis zu sechzehnhundert Mark verausgabt wurden, während das Dichterhonorar für ein Bühnenstück in den günstigsten Zeiten auch nur sechzehnhundert Mark betrug. Selbst königliche Kleidungsstücke bekam man auf der Bühne zu sehen, da Jakob I es nicht verschmähte, getragene Garderobe an die Theater zu verkaufen, ja später sogar der Hof Anzüge leihweise den Schauspielern überließ. Die Kostümierung der Schauspieler war nicht historisch treu; unbekümmert um die Rollen, welche sie zu geben hatten, traten sie in der kleidsamen Tracht ihrer Zeit auf.

Eine Schauspielertruppe bestand im Durchschnitt aus zehn bis zwölf Mann. Die Frauenrollen wurden von fachgemäß ausgebildeten Knaben und Jünglingen gespielt. Daß sie ihrer Aufgabe voll gerecht wurden, dürfen wir nicht bezweifeln. Ein reisender Engländer, welcher im Jahre 1611 in Venedig Frauen auf der Bühne spielen sah, äußert sich darüber dahin, daß sie ihre Rollen mit ebenso viel Anmut in Sprache und Geberde spielten, wie er sie je nur bei einem männlichen Schauspieler gesehen habe. —

Bei Darstellung von großen Volksszenen beschränkte man sich auf symbolische Andeutung: vier kämpfende Statisten wurden schon für genügend erachtet, um den Kampf von zwei gewaltigen Heeren zu veranschaulichen.

Die Vorstellungen fanden in den Nachmittagsstunden statt, und es wurde durch Plakate auf den Straßen dazu eingeladen. Sobald der Besucher das Theatergebäude betrat, wurde ihm eine Büchse vorgehalten, in welche er den Eintrittspreis zu stecken hatte. Dieser betrug unter gewöhnlichen Verhältnissen für einen Stehplatz vierzig Reichspfennig nach heutigem Geldwerte, für einen Sitzplatz in den Logen zwei Mark, für einen reservierten Platz vier Mark. Jedoch kam es auch vor, daß der beste Platz zehn Mark, die übrigen entsprechend weniger kosteten. Das Zeichen zum Beginn wurde durch drei Trompetenstöße vom Turme aus gegeben. Das Programm umfaßte gewöhnlich drei Nummern: den Prolog, das Hauptstück und das Jig. Letzteres war ein eigentümliches Gemisch von rezitierten Knittelversen und karrikiertem Spiel und Tanz und wurde ausgeführt von einem Clown, der sich selbst auf der Pfeife oder der Handtrommel begleitete. Alles in allem dauerte die Vorstellung zwei, höchstens drei Stunden. Eine Pause lag nur vor dem Jig. Diese benutzten Verkäufer von Obst, Bier, Tabak und neuester Tageslektüre, um in das Theater einzudringen und ihre Waren an den Mann zu bringen. Überhaupt war die Haltung des Publikums auch während der Vorstellung sehr frei und ungezwungen. Man aß und trank, man rauchte, man unterhielt sich und fiel auch gelegentlich den Schauspielern mit derben Bemerkungen ins Wort. Besonders die Zuschauer der obersten Galerie gaben durch Zischen und Pfeifen ihre Unzufriedenheit zu erkennen, wenn ihre Lachmuskeln nicht genügend in Thätigkeit gesetzt wurden, oder ihre Lieblinge, die Clowns, allzu selten auf der Bühne erschienen. —

Im Frühling. Nach dem Gemälde von F. Lipps.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Das Opernhaus in Paris.

Pariser Feuilleton.

Von T. de Wyzewa.

Anfang Mai 1890.

(Die drei Fragen des ersten Mai: die Arbeiterkundgebung, die Akademischen Wahlen und die beiden Salons. — Der Salon im Industriepalast, die Pastellausstellung. Musikalische, dramatische und litterarische Neuigkeiten.)

Man erinnert sich, wie vor einem Jahr aller Augen auf Paris gerichtet und wie die Pariser um diese Zeit fast einzig und allein mit den Vorbereitungen für die Jubiläumsfeier und die damit verbundene Weltausstellung beschäftigt waren. Fragte sich doch jeder, ob diese vielverheißende Ausstellung, die so gewaltige Kosten verursachte und zu ihrer Installierung so viel Zeit und Arbeit in Anspruch nahm, auch gelingen und den entsprechenden Erfolg haben würde? Ob der Eiffelturm nicht gar unter der Last seiner nach Millionen zählenden Besucher zusammenbrechen würde? Ob nicht die lieben Fremden aller fünf Weltteile, deren Eintreffen in Aussicht gestellt wurde, schließlich dennoch ausbleiben könnten? — Kurz, ob Paris auch den hundert Jahre alten Ruf, die Hauptstadt des Luxus und Vergnügens zu sein, würde aufrecht erhalten können? — Die Ausstellung ist bekanntlich eröffnet worden, und der Erfolg war ein so dauernder und glänzender, wie man nur wünschen und erwarten konnte, wozu allerdings die von allen Himmelsgegenden und Ländern herbeiströmenden Fremden das Ihrige beitrugen. Der Eiffelturm ist ebenfalls bis heute noch nicht eingestürzt, und bald wird der schöne Sommer des Jahres 1889 samt der Ausstellung und den Festlichkeiten nur noch eine Erinnerung sein. Nachdem die Fremden nach Schluß der Ausstellung Paris wieder verlassen hatten, stellte sich leider ein ungern gesehener, finsterer Gast ein, die Influenza, die es sich für mehrere Monate gar wohl sein ließ und alle Freude bannte. Seit Menschengedenken hat wohl Paris nicht soviel gehustet und gespuckt, wie im letzten Winter. Glücklicher-

H. Darien: Der Kai am Louvre in Paris.

weise ist die Influenza aber ihres Aufenthaltes in Paris nicht nur, sondern in ganz Europa endlich müde geworden, und hal sich wer weiß wo wieder niedergelassen. Auf den Monal März, der recht hübsch war, folgte ein kalter und unfreundlicher April, so daß Schnupfen und Rheuma von neuem zur Geltung kamen und mancher genötigt war, des Abends eine Pudelmütze zu tragen. Erst mit dem Monat Mai ist endlich der Frühling wirklich eingekehrt. Er fand die Pariser mit drei ernsten Fragen beschäftigt. Es waren das: die sozialistische Kundgebung, die Akademische Wahl und die Eröffnung des alljährlichen Salons. Die sozialistische Manifestation hat die sensationsbedürftigen Müßiggänger der Pariser Boulevards empört, denn nach ihnen sollte immer was los sein, — und doch ist nichts vorgefallen. Die nur von Skandal lebende Tagespresse sah sich in ihren schönsten Hoffnungen und angenehmsten Erwartungen aufs bitterste enttäuscht. Die Arbeiter allein haben sowohl an dem schönen Wetter als auch von dem ihnen gewordenen Feiertage Freude gehabt, indem sie entweder einen Spaziergang ins Freie unternahmen oder sich in den Schenken, besonders denen der äußeren Viertel, gemütlich einrichteten, um eine Flasche Rotspohn zu leeren, oder einige Gläser duftigen Absynths zu vertilgen, so daß es kaum hier und dort einmal zu einer kleinen Schlägerei oder Verhaftung kam, bei der man sich mit einem blauen Auge aus der Affaire zog.

Was nun die Akademischen Wahlen anbetrifft, so sind dieselben gleichfalls als ins Wasser gefallen zu betrachten. Die französische Akademie war genötigt, für den durch den Tod des auch in Deutschland genugsam bekannten Dramatikers Emil Augier freigewordenen Sessel einen Inhaber zu wählen. Dieses nicht allzu seltene Vorkommnis hal nun an sich keineswegs eine so große Tragweite oder Wichtigkeit, um das pariser Publikum zu beunruhigen. Die diesmalige Wahl aber trug ausnahmsweise einen wichtigeren Charakter. Durch einen seltsamen Zufall legten alle diejenigen, welche ein Recht auf den Eintritt in die Akademie zu haben vermeinten, auf die Eroberung des Augierschen Sessels den höchsten Wert, woher es kam, daß es dreizehn Kandidaten gab, unter denen vier oder fünf wenigstens sehr bekannte Schriftsteller waren, die ziemlich gleiche Ansprüche zur Geltung bringen konnten. Der bekannteste unter ihnen ist fraglos Emil Zola, der die Akademie vormals sogerne verspoltete, jetzt aber, nachdem er reich und genugsam bekannt geworden ist, von seinen jugendlichen Illusionen zurückgekommen zu sein scheint und den geweihten Titel „Akademiker“ nicht mehr verschmäht. Zu diesem Zweck hatte er es für gut befunden, seine eventuellen Wähler und möglicherweise künftigen Kollegen dadurch zu bestechen, daß er zuvor einen sentimentalen Roman „le Rêve“ veröffentlichte, der beweißt, daß er nicht nur im stande ist, ausschließlich die naturalistische Feder zu führen, sondern auch, wenns darauf ankommt, in zartsinnigem Idealismus etwas leisten kann. Bald darnach aber, wie um zu zeigen, daß er den alten Theorien, durch die er sich einen Namen erworben, getreu zu bleiben gedenke, erschien noch la bête humaine, und man darf wohl behaupten, daß das unmittelbare Aufeinandererscheinen der genannten Bücher nicht wenig dazu beigetragen hat, ihn bei seinen Wählern möglich zu machen und seine Kandidatur mehr und mehr in Schwung zu bringen. Dennoch haben die Akademiker fast einmütig für gut befunden, den vielgenannten Naturalisten für diesmal noch, wenn auch vielleicht nur um ihre Unabhängigkeit zu beweisen, nicht zu beachten: auch war die Kandidatur seinerseits wohl nicht einmal ernstlich gemeint, vielmehr als ein vorbereitender Schritt anzusehen, demzufolge gegenwärtig niemand mehr an seiner künftigen Aufnahme, sei es auch erst nach zwei oder drei Jahren, zweifeln darf. Um so ernster waren die Kandidaturen der Herren: Brunetière, Lavisse und Thureau Daugin. Ersterer ist der seit zwanzig Jahren von den Neuerern seiner Strenge wegen gefürchtete Litteraturkritiker der Revue des deux Mondes. Niemand kennt Welt und Menschen besser als er, auch ist niemand gründlicher in der französischen Litteratur zu Hause, obwohl die Originalität seiner Ideen oft nahezu ans Paradoxe streift. Somit mögen er wie seine Freunde nicht mit Unrecht auf seine Ernennung gerechnet haben. Auch Herr Lavisse, ein allerdings weniger bemerkenswerter Schrift-

steller, dessen historische Arbeiten über Deutschland hinter denen des Herrn Brunetière sehr zurückbleiben, wird sich wohl einigen Hoffnungen hingegeben haben, da er noch andere Titel für seine Anwartschaft zur Geltung bringen konnte. Er war nämlich nicht nur vormals Lehrer des kaiserlichen Prinzen, welcher Umstand ihm von vornherein die Stimmen der Bonapartistischen Akademiker sicherte, sondern er übte auch seit ungefähr zehn Jahren keinen unwesentlichen Einfluß auf die Studenten aus und hatte zudem einige wichtige Veränderungen in den höheren Unterrichtsfächern eingeführt, weshalb Manche gleichfalls annahmen, die Thore der Akademie dürften ihm offen stehen. Auch verdiente noch ein dritter Bewerber Herr Thureau Daugin, Verfasser einer mittelmäßigen Geschichte Louis Philipps, hier in Betracht zu kommen, da er alle diejenigen, welche man in der Akademie als Parti des Ducs zu bezeichnen pflegt, zu Gönnern hatte, d. h. alle Herzöge, Grafen und Marquis, die in der Gesellschaft der Unsterblichen die Königliche oder wenigstens Monarchische Partei bilden. Die Ungewißheit war am Morgen des ersten Mai allgemein und man sah dem Ausgang der Wahl mit neugieriger Spannung entgegen. Nach siebenmaliger nutzloser Abstimmung erwies sich das Ergebnis als ein ungenügendes, da niemand die nötige Anzahl Stimmen davonzutragen vermochte. Herr Thureau Daugin erhielt nur acht Stimmen, Lavisse zehn, und Brunetière sechs, die Übrigen aber, wie Zola, Loti, Theuriet, Mannel etc., mußten sich meist mit zwei oder drei Stimmen begnügen. Die Wahl mußte mithin vertagt werden. Es ist anzunehmen, daß die so sehr in der Minderzahl verbliebenen Herren von einer abermaligen Kandidatur absehen werden, wenn nicht bis dahin etwa der eine oder der andere Sessel durch das unerwartete Ableben des gegenwärtigen Inhabers wiederum vakant wird.

Was nun die Salonfrage anbetrifft, so handelte es sich um die alljährlich wiederkehrende. Es galt zu erwägen, in wiefern sich der diesjährige vom vorjährigen Salon unterscheidet und ein maßgebendes Gutachten darüber abzugeben, ob die ausgestellten Gemälde geringeren oder höheren Wertes seien. Da nun in diesem Jahre unter den Künstlern eine Spaltung eingetreten ist, demzufolge Paris von nun an alljährlich mit zwei wirklichen Salons beschenkt werden wird, so ist auch hier das allgemeine Interesse ein doppeltes. Der alte Salon wurde wie immer so auch diesmal in der vorigen Woche im Industriepalast der Champs Elysées durch den Präsidenten der Republik eröffnet, während der neue sich auf dem Champs de Mars im Palais des Beaux-Arts der vormaligen Weltausstellung einrichtete und der offiziellen Eröffnung erst in diesen Tagen entgegensieht. Alle diejenigen Maler, die mit den akademischen Überlieferungen mehr oder weniger auf gespanntem Fuße stehen, die sogenannten „Jungen,“ obgleich manche unter ihnen die besten Mai Monate auch schon hinter sich haben und ganz artige Salz- und Pfefferbärte tragen, haben sämtlich den alten Salon verlassen, um einmal ganz unter sich zu sein. Es sind das unter anderen die Herren Puvis de Chavannes, Meissonnier, Roll, Cazin, Besnard, Blanche, Duez &c. Natürlich ist das Publikum äußerst begierig zu ersehen, was der neue Salon des Marsfeldes in seiner Gesamtheit zu bieten vermag, während man sich andererseits wiederum nicht ohne Grund fragt, ob der alte Salon, der jetzt einen großen Teil seiner früheren Anziehungskraft und Frische entbehrt, nicht geradezu langweilig und leer erscheinen würde.

Seit der Eröffnung hat man denn Gelegen-

E. V. Hareux: Nächtliche Heimkehr der Herde. (hors concours.)

Jules Breton: Die letzten Blumen. (hors concours.)

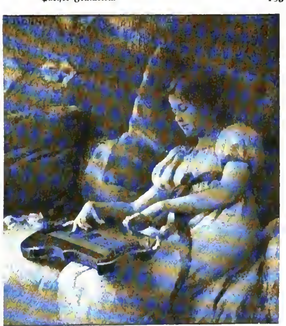
heit gehabt zu erkennen, welch gewaltige Lücke durch die Abwesenheit der Jungen im eigentlichen Salon entstanden ist. Fand man doch fast keins der Gemälde mehr, welche vormals die Kritik lebhaft herausforderten und einerseits mit Lob, andererseits mit Tadel überschüttet wurden. Man kann behaupten, daß dieses Mal nur zwei Kategorien Maler vertreten waren, nämlich die ganz Alten und die ganz Jungen; erstere als Meister des akademischen Styls; letztere meist unbekannte Namen und ohne besondere Individualität.

Unter den Werken der Alten verdienen fünf bis sechs Gemälde vorzugsweise genannt zu werden: „Die heiligen Frauen am Grabe“ vom berühmten Meister Bouguereau, dem kältesten aber auch korrektesten Maler der ganzen Schule, alsdann die große „Lady Godiva“ von Jules Lefevre, ein Porträt und eine Studie von Henner, sowie zwei Porträs von Bonnat und ein Militärstück: „Charge d'artillerie“ von Detaille, doch ist es unnötig auf ihre Beschreibung weiter einzugehen, denn sie unterscheiden sich von den früheren Arbeiten dieser Künstler weder nach der Idee noch nach der Ausführung. Dem gegenüber verdienen zwei ländliche Szenen von Jules Breton: „Die letzten Blumen“ und „Die Wäscherinnen“ Erwähnung, die beweisen, wie dieser Alte von „den Alten“ keineswegs darauf verzichtet hat, sowohl im Stil zu variieren, als jenes hohe Ideal zu verfolgen: die Einfachheit des Realismus gleichsam in duftige Poesie zu hüllen. Ebenso scheint uns auch der große von Munkacsy für das Museum der Geschichte der Kunst in Wien bestimmte Plafond ein hervorragendes Meisterwerk, voll von Leben und wohlthuender Harmonie, das sich von den übrigen Arbeiten desselben Meisters aufs vorteilhafteste unterscheidet. In einer gewaltigen Allegorie werden uns hier sämtliche Meister der Renaissance vorgeführt, und die gewaltige Komposition zählt gewiß zu den sogenannten „attractions“ des diesmaligen Salon. Zwischen den berühmten Künstlern und den Debutanten mitten inne, begegnen wir noch einer Anzahl junger nicht mehr unbekannter Maler, die mit mehr oder weniger Originalität eben den von ihnen eingeschlagenen Weg verfolgen. Da sind Gueldry mit einem hübschen Genregemälde: „Der Regattentag,“ sowie Destrem, ein schlichter Nachahmer Bonnats und Puvis de Chavannes, sowie einige andere, weniger bekannte.

Die ganz „Jungen“ und die Debutanten sind meist Fremde, doch sind sie es, welche den stärksten, man möchte sagen „unversöhnlichen“ Ton anschlagen.

Freilich verdient hinzugefügt zu werden, daß diese Fremden fast alle in Paris leben, und in den Ateliers von Monmartre und Baugirard arbeiten. Einer der bemerkenswertesten unter ihnen ist entschieden der Norweger Wentzel, der das hübsche Gemälde „Repos de Paysans“ ausgestellt hat, welches allgemein günstige Beurteilung findet. Ferner ist der Amerikaner Thorne zu nennen, dessen „Lied ohne Worte“ besonders das zahlreich vertretene Damenpublikum aufs lebhafteste interessiert. Was die eigentlichen Franzosen anbetrifft, so läßt sich nur wenig über sie berichten. Eine hübsche Landschaft von Darien, „le levee“ von Borrel, sowie einige recht niedliche Genrebilder sind einzig in die Augen fallend. Neben diesen Arbeiten, die jedoch keinen höheren Wert als den der Aktualität haben, müssen noch einige andere Künstler angeführt werden, die, obgleich sie sich von den Führern der klassischen und akademischen Kunst wesentlich unterscheiden, dennoch, sei es aus Gewohnheit oder im Hinblick darauf, daß ihnen der Kontrast nützlich werden könnte, es vorgezogen haben, ihre Gemälde in den Salon der Champs Elysées zu schicken. Unter ihnen macht sich der sogenannte Wagnerianer Fantin Latour bemerkbar, der mehrere Frauen- und Mädchenporträts ausgestellt hat, welche allgemeine Aufmerksamkeit erregen, da sie überaus einfach und dennoch sehr ausdrucksvoll sind. Lagard, ein weniger bekannter Künstler, der schon seit lange seine Eigenmanier zur Geltung bringen möchte, schickte „le bon Samaritain,“ eine wahrhaft poetische Komposition, die ihrer Ausführung nach sowohl an Cazin als gleichzeitig an Puvis de Chavannes erinnert, ohne jedoch als Nachahmung desselben gelten zu

müssen. Erwähnenswert sind außerdem noch ein prächtiger „Cour de ferme“ von Skarbina, sowie zwei Landschaften des Amerikaners Whistler, die er, nach seiner fantastischen Weise, als „Nocturne en bleu et argent“ und „Nocturne en noir et or“ zu nennen beliebt. Als originelle Arbeiten verdienen ferner noch die Porträts der Töchter des bekannten Dichters Catulle Mendès von Renair bezeichnet zu werden, der vormals als Hauptführer der Impressionisten galt, jetzt aber, davon zurückkommend, sich mehr und mehr den deutschen Meistern des fünfzehnten Jahrhunderts zu nähern scheint.



W. Thorne: Lied ohne Worte.

Die Skulpturenausstellung ist bei weitem interessanter und wertvoller als die der Gemälde, da die berühmtesten der Bildhauer unserer Zeit, wie Falguière, Chapu, Fremiet, Delaplanche, Barrias, Lefebre, Deslongchamp, vorgezogen haben im alten Salan zu verbleiben und zwar gewiß mit darum, weil dieser dem Publikum zugänglicher und heimlicher, während der andere wesentlich entlegener ist. Aber auch hier kann man sich nicht verhehlen, daß es den guten Meistern in diesem Jahre kaum gelungen ist, etwas Außerordentliches oder wirklich Großes zu liefern. Führen wir hier alsa nur, bevor wir den Salon verlassen, eine hübsche Büste von Saldi, dem archäologischen Bildner, an, der zuerst die alten Überlieferungen der farbigen Skulptur wieder in Aufnahme gebracht hat.

Die jährliche Ausstellung der Pastellisten, welche vor der Eröffnung des Salons in gewahnter Weise im Salan Petit der Rue Sèze vorsichging, ist, obgleich sie was die Zahl der ausgestellten Bilder anbetrifft durchaus nicht mit dem Salon zu vergleichen, dennoch viel besucht worden, da die hier zur Schau gestellten allerliebsten Arbeiten ihrer Eleganz, sowie des mehr weltlichen und leichten Charakters wegen besonders von der vornehmen Gesellschaft und den sogenannten Feinschmeckern der Kunst überaus gern gesehen werden. Deshalb geben sich die fashionable Welt und die ganze Plutokratie hier ein Stelldichein, wobei die Damentoiletten mehr oder weniger zur Entfaltung und Ausstellung kommen und sich als Anziehungskraft wesentlich zur Geltung bringen.

Als Helden dieser Spezialausstellung gelten in diesem Frühling Forain, der als Satirist, sowie seiner vorwiegend realistischen Manier wegen schon seit lange geschätzt wird und Jacques Blanche, der ausgezeichnete Porträtist, der auch den eigentlichen Salan zu beschicken nicht unterlassen hat. Auch Besnard, der auf dem Marsfelde ausstellt, und einige andere haben sich die Gunst, sowie wahrscheinlich auch die spätere Kundschaft der diese Vogueexposition vorzugsweise besuchenden haute volée zu erobern gewußt.

Ich will schließlich noch der hauptsächlichsten musikalischen, dramatischen und litterarischen Neuigkeiten des letzten Winters Erwähnung thun. Auf musikalischem Gebiete muß ich mich auf die beiden Hauptereignisse beschränken, die erste Aufführung der Saint-Saëns'schen Oper „Askania“ in der Großen Oper und das neue Quartett von Cäsar Franck im Saale der Nationalen Musikgesellschaft. Ohne Zweifel wird der Leser schon von der Oper Askania gehört haben, da der Komponist derselben sich absichtlich oder unabsichtlich, — honny soit, qui mal y pense — durch sein plötzliches Verschwinden am Tage der ersten Aufführung eine Prachtreklame zugezogen hat oder auch erzeugte. Hat man ihn doch überall wie eine Stecknadel im Kleefelde mit Eifer gesucht und nicht gefunden: zu Hause in allen Winkeln, Schränken, Schachteln und Schubladen; bei guten Freunden, getreuen Nachbarn und selbst bei gefälligen Feinden, im Pult des ehrwürdigen Dirigenten und in allen Brummbässen des Orchesters. Einige hielten ihn sogar für umgebracht, andere dagegen für per Eisenbahn à la Gouffé verschickt, oder in irgend einem Reisekoffer über Bord geworfen. Suchte man ihn doch in den Räumen der finstern Morgue

wie im Gerichtspalaste und in den Stulpen der dienstthuenden Gensdarmen, überall vergeblich. Noch andere behaupteten, er sei im Ballon entwichen und man würde ihn einst unter den Wilden in Nukahiwa wieder finden, wenn er nicht etwa die Flitterwochen auf Java mit einer kleinen Tänzerin verbrachte, deren Bekanntschaft er während der letzten Ausstellung hier gemacht haben sollte. Kurz, alle Welt zerbrach sich den Kopf darüber, wie und wo nur der liebe Maestro hingeraten sein könne? Während dem aber war Herr Saint-Saëns in aller Stille nach den kanarischen Inseln abgedampft, wahrscheinlich nur um sich den Lorbeeren zu entziehen, oder um dem Nachwinter mit seiner fatalen Influenzarepetition aus dem Wege zu gehen und sich ungestört in warmem Sonnenschein dem Genuß eines besseren Klimas hinzugeben. Schon ging man mit der famosen Idee um, die Gelegenheit zu erfassen und Wettprämien einzukassieren, als der Held des Tages endlich ganz munter und fidel auf dem Pit von Teneriffa ausfindig gemacht wurde, woselbst man es alsdann nicht unterließ, ihn sofort auf telegraphischem wie telophonischem Wege mit Glückwunschadressen und Lob zu überschütten. Daß hierdurch der Erfolg des Askanio ein um so gesicherterer war, ist ganz natürlich. Beeilte sich doch jedermann das gleichsam posthume Werk des so gegen alle Verabredung urplötzlich abhandengekommenen, großen Komponisten sofort zu hören und lebhaft zu loben. Selbst die enragiertesten Feinde stimmten, wie begreiflich, diesmal mit ein. Uebrigens ist der Erfolg des Askanio ein wohlverdienter, denn, wenn auch das Werk gerade kein originelles Meisterwerk ist, so sind die Mängel doch durch außerordentliche Technik und Geschicklichkeit vortrefflich verborgen, und da dem Askanio eine dem Reiche der Phantasie entnommene Handlung zu Grunde liegt, die keine übertiefe Kunstform erheischt, so ist er eine Oper, die man mit Vergnügen hört und die nicht verfehlen kann, meist ein dankbares Publikum zu finden.

Was nun das Quartett des Herrn Franck anbetrifft, so wurde das Werk schon seit lange von den jüngeren Musikern, sowie von sämtlichen Musikfreunden mit Spannung erwartet. Ist doch Franck ein maître par excellence, und gleichsam ein Wagner für sich. Wie es aber scheint, so haben die Hörer des Quartetts ihre vielleicht zu hoch gespannten Erwartungen und Hoffnungen nicht ganz erfüllt gesehen, ja einige behaupten sogar enttäuscht zu sein. Das Werk des Herrn Franck ist wie immer in seiner Ausführung als ein äußerst gewissenhaftes, ja kunstvolles zu bezeichnen, aber es ist eine Nachahmung Beethovens und Schumanns. Als ein charakteristischer Zug der musikalischen Saison von 1889 auf 1890 ist wohl der Überfluß an polnischen Virtuosen zu bezeichnen, denn niemals vorher hat Paris so viele Namen mit sky und ska endigend auf den Konzertprogrammen gesehen. Unter diesen Polen glänzten zwei als Sterne ersten Ranges, nämlich: Herr Paderewsky, den die Leser vielleicht schon kennen, und Fräulein Krzyzanowska, eine junge Pianistin, die gleichzeitig auch Komponistin ist und in mehreren Konzerten bewiesen hat, daß ihr etwas vom Genie Chopins eigen ist. Auf der Bühne ist es dem gegenüber recht geräuschlos zugegangen; bedeutende Erfolge waren geradezu selten, und man darf wohl sagen, daß kein einziges, ungewöhnlich bemerkenswertes Stück im letzten Winter inszeniert worden ist. Wohl macht das Théâtre libre immer noch viel von sich reden, aber das Aufsehen, welches es erregt, beruht mehr auf der Verwegenheit der Sprache und der Fassung der daselbst gespielten Stücke,

J. F. Gueldry: Der Regattentag.

E. Destrem: Der Stern von Bethlehem. (hors concours.)

als auf ihrem eigentlichen, litterarischen Wert. Im Théâtre français hat Meilhacs „Margat" nur einen bedingten Erfolg zu verzeichnen, obwohl einige Szenen allerliebst sind und vom feinsten Witze sprudeln. Dumas, Sardou und andere haben nichts von sich vernehmen lassen.

Unter den neuen Erscheinungen auf litterarischem Felde sind neben den schon oben erwähnten Romanen Zolas, von denen der Letztere doch unter allen Umständen ein Buch sehr zweifelhaften Wertes ist, nur „Maupassants l'Inutile Beauté", sowie „le Hermite de Rosny", ein ziemlich unklar und dunkel gehaltenes Sittengemälde, und schließlich noch „l'Avenir de la Science" von E. Renan zu nennen. Letzteres ist ein Jugendwerk, in dem jedoch alle die philosophischen und politischen Ideen, durch welche es dem geistreichen Verfasser später gelungen ist, sich berühmt zu machen, schon klar zu Tage treten.

Van Dycks „Beweinung Christi" im Berliner Museum.

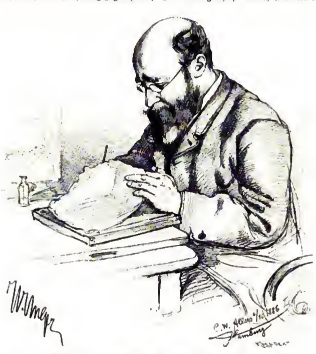
Von Adolf Rosenberg.

Der große Aufschwung und die vielseitige Entwickelung, welche die reproduzierenden Künste, die mechanischen wie die auf individueller Künstlerarbeit beruhenden, in den beiden letzten Jahrzehnten erlebt haben, sind in diesem Zeitraume besonders auch solchen künstlerischen Veröffentlichungen großen Maßstabes zu gute gekommen, die sich eine Wiedergabe von ganzen Kunstsammlungen durch den Bilddruck zur Aufgabe stellten. Während anfangs die Kupferradierung einerseits, die Photographie anderseits die beliebtesten Mittel der Wiedergabe waren, traten später der Lichtdruck und der vornehmere Lichtkupferstich (Heliogravüre) konkurrierend hinzu, bis dann eine weitere und noch höhere Entwickelungsstufe dadurch erreicht wurde, daß man Kupferstich, Radierung, Heliogravüre und Holzschnitt zur Mitwirkung heranzog und jedem Zweige dasjenige Bild oder plastische Werk zur Nachbildung übertrug, das nach seinem Wesen und Inhalte dem Charakter der betreffenden Technik am meisten entgegenkam. Diese Stufe wird zur Zeit am vollkommensten und glänzendsten durch ein von der Generalverwaltung der Königlichen Museen in Berlin herausgegebenes Galerieenwerk vertreten, welches seit drei Jahren unter dem Titel: „Die Gemäldegalerie der Königlichen Museen zu Berlin. Mit erläuterndem Texte von Julius Meyer und Wilhelm Bode," in Lieferungen zu 30 Mark, erscheint und bis zur 4. Lieferung vorgeschritten ist. Die Berliner Gemäldegalerie ist durch eine Reihe äußerst glücklicher und geschickter Erwerbungen, welche zumeist den beiden Direktoren Meyer und Bode verdankt werden, im Laufe von fünfzehn Jahren aus der Stellung einer nur für gewisse Perioden der Kunst beachtenswerten Sammlung zu einer Galerie ersten Ranges emporgestiegen, in der es auch nicht an einer Schnur von „Perlen" fehlt, die sich vornehmlich an die Namen van Eyck, Dürer, Holbein, Raffael, Correggio, Andrea del Sarto, Tizian, Rubens, van Dyck und Rembrandt knüpfen, und nicht bloß, wie man in unserer Zeit des allgemeinen Zweifels

ausdrücklich hinzufügen muß, an diese Namen, sondern wirklich auch an ihre berühmten Träger.

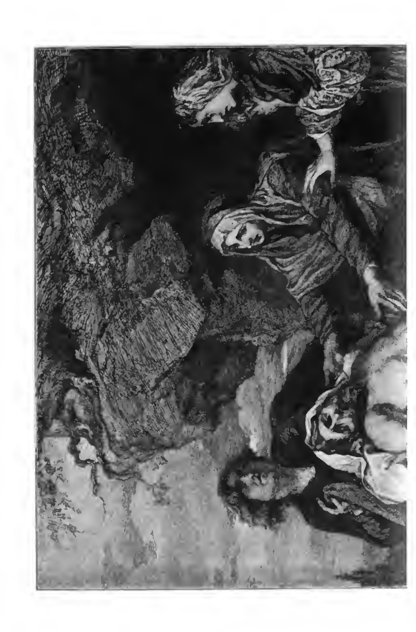
Nach solch einem glücklichen Umschwunge ist der Wunsch der Museumsverwaltung, ihre Bilderschätze auch einem größeren Kreise von Kunstfreunden zur Anschauung und zu dauerndem Genuß zu bringen, wohl begründet und berechtigt, und die bis jetzt erschienenen Lieferungen haben gezeigt, daß sowohl die Herausgeber, wie die mit dem Verlag betraute G. Grote'sche Buchhandlung in Berlin alle hervorragenden künstlerischen Kräfte herangezogen haben, derjenigen Meister übertragen wurden, mit deren koloristischer Darstellungs- und Empfindungsweise er sich so innig vertraut gemacht hat wie kein anderer seiner Kunstgenossen nach Rubens und van Dyck.

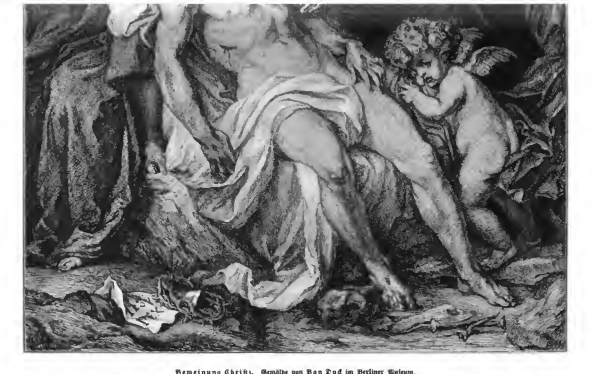
Durch die Zuvorkommenheit der Groteschen Verlagsbuchhandlung sind wir in den Stand gesetzt, unsern Lesern die treue Nachbildung einer Ungerschen Radierung nach dem edelsten und schönsten Bilde van Dycks bieten zu können, welches die Berliner Galerie besitzt, nach der „Beweinung Christi“ durch seine Mutter Maria,



W. Unger, der Radierer der „Beweinung Christi.“ Nach einer Zeichnung von C. W. Allers.

um dieses im größten Stile angelegte und begonnene Unternehmen auch würdig durchzuführen. Die Kaiserliche Reichsdruckerei besorgt den Druck des Textes und die Herstellung der in den Text gedruckten und sonstigen Heliogravüren, und mit der Ausführung der Kupferstiche und Radierungen sind die ersten Künstler dieser Fächer, W. Unger, K. Koepping, W. Hecht, P. Halm, A. Krüger, L. Schulz, G. Eilers, Holzapfel u. a. betraut worden. Von diesen Mitarbeitern hat besonders W. Unger in Wien, der Altmeister der deutschen Radierer, einige Blätter geliefert, welche zu den glänzendsten und geistvollsten Schöpfungen der Radiernadel überhaupt gezählt werden müssen. Freilich ist er auch in der angenehmen Lage gewesen, daß ihm Radierungen nach Gemälden Magdalena und Johannes. Rubens' größter Schüler hat dieses ergreifende Abbild tiefsten Erdenleides bald nach seiner um die Mitte des Jahres 1626 erfolgten Rückkehr aus Italien in Antwerpen gemalt, noch ganz erfüllt von den mächtigen Eindrücken, welche die Venezianer, insbesondere Tizian, auf die Ausbildung seines koloristischen Stiles und die Größe und Tiefe seiner Auffassung geübt hatten. Für unsere süddeutschen Leser, denen die Komposition des Bildes vielleicht aus eigner Anschauung bekannt sein wird, bemerken wir, daß sich nur wenig veränderte, aus der Werkstatt oder von Schülern van Dycks herrührende Wiederholungen des Bildes in der Ägidienkirche zu Nürnberg und in der Königlichen Galerie zu Stuttgart befinden.





Beweinung Christi. Gemälde von Van Dyck im Berliner Museum.
(Nach der Radirung von W. Unger aus dem im G. Grote'schen Verlage in Berlin erscheinenden Prachtwerke: „Die Gemäldegalerie der königl. Museen zu Berlin.")

J. J. Rousseau.

(Abdruck verboten.)

„Der geniale Rousseau, der große Philosoph und Dichter, war ein Mann, dessen Seele von jeher einen schlimmen Keim in sich trug, er hat Zeit seines Lebens krankhafte Züge gezeigt, und in den späteren Jahren hat jener Keim sich so kräftig entwickelt, daß zweifelloses Irresein mehr und mehr zu Tage trat.“ Dieser Satz aus der Einleitung des neuesten Buches über Rousseau*) ist wohl geeignet, das Buch als solches zu rechtfertigen und die allgemeine Aufmerksamkeit seinem Inhalt zuzuwenden. Daß Rousseau geisteskrank war, ist einer großen Anzahl seiner Zeitgenossen sehr wohl bekannt gewesen und wird von seinen Biographen mehr oder weniger eingehend berücksichtigt, aber die Art seiner Geisteskrankheit ist von niemand richtig bestimmt worden. Man wußte nicht, wann dieselbe begonnen hat, man war nicht im stande zu sagen, welche Äußerungen und Handlungen unter dem Einflusse eben dieser Geisteskrankheit standen, welche nicht, und dieses Nichtwissen mußte zu einer falschen, oft empörend ungerechten Beurteilung Rousseaus führen. Möbius, der nicht nur Arzt, sondern auch Philosoph ist, der in Rousseau nicht nur den interessanten Kranken sieht, sondern sich mit der ganzen Persönlichkeit des großen Denkers und Dichters vertraut gemacht hat, konnte hier am besten die lange erwünschte Klarheit schaffen, er konnte mit Hilfe unserer heutigen psychiatrischen Kenntnisse die Krankheit Rousseaus als Verfolgungswahn bestimmen und scharf umgrenzen. An Stoff fehlte es nicht. In allen seinen Schriften, vor allem in seinen zahlreichen Briefen, beschäftigt sich Rousseau eingehend mit sich selbst, immer wieder legt er sein ganzes Fühlen und Denken mit größter Offenheit dar. Möbius konnte zugleich mit den äußeren Vorgängen in Rousseaus Leben die Entwickelung und die Wandlungen seines Innern Schritt für Schritt verfolgen, er konnte die Vorboten der Krankheit mit Sicherheit als solche erkennen, konnte den Ausbruch des Leidens feststellen und endlich den weiteren Verlauf desselben bis zu Rousseaus Tode in all seinen Windungen auf das genaueste verfolgen. Wie ganz anders erscheint da manches, als es uns früher dargestellt worden ist. Wie vieles, was unerklärlich, tadelnswert sein sollte, erscheint als krankhaft bemitleidenswert. Je mehr sich Möbius mit Rousseau beschäftigte, desto größer wurde seine Bewunderung dieses in so vielen Beziehungen wirklich guten Menschen. Durch das ganze Buch geht ein so warmer, herzlicher Ton, daß jeder davon ergriffen werden muß, es ist nicht nur das Mitleid, welches uns den armen Jean-Jaques, wie Rousseau sich selbst oft nennt, liebgewinnen läßt, es ist die Bewunderung seiner nie wankenden Wahrhaftigkeit, seiner zufriedenen Genügsamkeit, seiner kindlichen Liebenswürdigkeit und Heiterkeit bis zum Ende, die uns, ganz abgesehen von der Hochachtung vor dem großen Philosophen, zum Menschen Rousseau hinzieht, ihn uns von Herzen liebenswert macht.

Möbius beginnt mit der frühesten Kindheit Rousseaus. Die Mutter starb bei der Geburt Jean-Jaques', und der Knabe wuchs während der ersten acht Jahre seines Lebens unter der Leitung seines Vaters, eines excentrischen, wahrscheinlich aus einer nervös beanlagten Familie stammenden Mannes auf. In welcher Weise die Erziehung während dieser Zeit beschaffen gewesen sein mag, geht am besten daraus hervor, daß der Vater mit dem siebenjährigen Kinde ganze Nächte hindurch Romane, Geschichtswerke, Komödien 2c. las. Mit dem neunten Lebensjahre begann das unruhige Wanderleben, welches Rousseau mit verhältnismäßig kurzen Unterbrechungen bis zu seinem Ende geführt hat. Er kam zunächst zu einem Pastor Lambercier nach Bossey, wo er zwei Jahre lang eine strenge, aber verständige Erziehung genoß, blieb dann längere Zeit in Genf im Hause seines Onkels sich selbst überlassen, kam danach zu einem Stadtschreiber, später zu einem Graveur in die Lehre, verließ endlich sechzehnjährig auf eigne Faust seine Vaterstadt und wanderte wohlgemut in die weite Welt.

Durch einen katholischen Pfarrer, der in dem jungen Menschen eine gute Beute seiner Kirche sah, wurde Rousseau nach Annecy zu Frau von Warens gewiesen, jener wunderbaren Frau, die er uns, ohne ihre Fehler und Schwächen zu verhüllen, so außerordentlich anziehend geschildert hat und mit der sich auch Möbius eingehender beschäftigt, da sie als „Beschützerin, Lehrerin, Freundin und Geliebte“ den allergrößten Einfluß auf Rousseau ausübte. Sie schickte Rousseau nach Turin, wo er nach längerem Kampfe zur katholischen Kirche übertrat und dann, da sich danach niemand um ihn bekümmerte, eine Dienerstelle zunächst bei einer Gräfin Vercelli, später bei einem Herrn von Solar annahm. Nach einigen Monaten kehrte er zu Frau von Warens zurück, besuchte in Annecy das geistliche Seminar, beschäftigte sich eingehend mit Musik, unternahm dann, zum Teil in recht wunderbarer Gesellschaft, größere Irrfahrten durch die Schweiz, besuchte flüchtig Paris und traf 1732 in Chambery wieder mit Frau von Warens zusammen. Jetzt folgte eine verhältnismäßig ruhige Zeit. Rousseau arbeitete etwa zwei Jahre als Sekretär bei der Landvermessung, widmete sich dann ganz der Musik, bis er 1735 unter Erscheinungen erkrankte, die ihn das Schlimmste befürchten ließen. Er schildert seine Beschwerden sehr anschaulich in einer Weise, die Möbius den Schluß erlaubt, daß es sich in der Hauptsache um ein nervöses Leiden, um das, was man heute als Neurasthenie bezeichnet, gehandelt habe. Einzelne der damals aufgetretenen Erscheinungen kehren in Rousseaus späteren Klagen und Schilderungen immer wieder.

*) J. J. Rousseaus Krankheitsgeschichte von P. J. Möbius. Leipzig, Verlag von F. C. W. Vogel. 1889. 191 S.

Zur Beförderung seiner Genesung zog Frau von Warens mit Rousseau auf das Land im Thale Les Charmettes und hier verlebte er in innigem Verkehr mit der geliebten Frau, in steter Bewunderung der unerschöpflichen Natur, in fleißigem Studieren der verschiedensten wissenschaftlichen Dinge jene Zeit, die er als „das kurze Glück seines Lebens“ in den Bekenntnissen so reizend schildert. Der innige Verkehr mit Frau von Warens erlosch im Jahre 1740 und nach einem längeren Aufenthalt in Lyon siedelte Rousseau im Herbst 1741 nach Paris über, wo er mit kurzen Unterbrechungen bis zum Jahre 1762 lebte.

In diese Zeit fällt das erste Auftreten Rousseaus als Apostel, der mit begeisterter Beredsamkeit die Rückkehr zur Natur predigt, fällt sein harter Kampf mit der ganzen damaligen Gesellschaft. Auf wenigen Seiten gibt uns Möbius eine meisterhafte Schilderung der geistigen Entwickelung Rousseaus. Er schildert eingehend, welchen Einfluß auf diese Entwickelung die körperlichen Leiden Rousseaus, seine steten Todesgedanken haben mußten und hatten, berührt das Verhältnis zu Therese Levasseur, mit der Rousseau bis zu seinem Tode zusammen lebte, und verweilt ausführlicher bei den „Freunden“ Rousseaus, vor allem Grimm und Diderot, die einen so großen und verhängnisvollen Einfluß auf sein ganzes Leben hatten. Mit der allergrößten Offenheit, mit vollster Hingabe und Liebe kam der enthusiastische Rousseau allen denen entgegen, die er seiner Freundschaft für würdig hielt, und unendlich niederdrückend mußte es gerade für ihn sein, über kurz oder lang zu empfinden, daß seine Gefühle nirgends erwidert wurden, daß Mißgunst, Eifersucht, Haß da vorwalteten, wo er Liebe, treue Teilnahme erwartet hatte. Es kam zu einem vollständigen Bruch mit der Clique der „Philosophen,“ die nun kein Blatt mehr vor den Mund nahmen und den armen Jean-Jaques mit Verleumdungen und allen erdenklichen Kränkungen verfolgten. Diese Verfolgung, die immer eifriger, immer schändlicher wurde, je mehr Rousseau an Ansehen gewann, je mehr Anhänger seine Lehren zu finden schienen, ist zweifellos als die eigentliche Ursache seiner im Keim von vornherein vorbereiteten Krankheit anzusehen, sie half sie vorbereiten, sie brachte sie zum Ausbruch und sie gab ihr vielleicht auch das eigentliche Gepräge.

Als Abschluß dieser ganzen Zeit sind die vier Briefe anzusehen, die Rousseau 1762 an Herrn von Malesherbes schrieb und in denen er zu seiner Rechtfertigung diesem von ihm hochverehrten Manne sein ganzes Innere, sein Werden, Denken und Fühlen darlegt. Diese schönen Briefe, die Rousseau am besten kennen, verstehen und bewundern lehren, bilden in vorzüglicher, fast wörtlicher Übersetzung einen ganz besonderen Schmuck des Möbiusschen Buches.

Nachdem Rousseau Paris verlassen hatte, drangen Kränkungen und Leid von allen Seiten in verstärktem Maße auf ihn ein. Am 11. Juni 1762 wurde der „Emil“ als staatsgefährlich und gottlos in Paris, am 19. Juni in Genf verbrannt. Rousseau wurde von Yverdon in der Waadt, wo er bei alten Freunden herzliche Aufnahme gefunden hatte, verjagt und mußte auf preußisches Gebiet, nach Motiers flüchten. Hier lebte er anfangs trotz der entehrendsten Schmähschriften, die namentlich von Genf aus veröffentlicht wurden, leidlich ruhig, bis der Geistliche die Bevölkerung gegen ihn aufhetzte und Rousseau fliehen mußte. Von Motiers nach der Petersinsel des Bieler Sees, von da nach Basel, von da nach Straßburg, nirgends fand der Unglückliche, den zu allem Unheil auch seine körperlichen Leiden gerade damals besonders heftig quälten, Ruhe und so entschloß er sich mit schwerem Herzen, nach England auszuwandern, wohin ihn der Philosoph Hume eingeladen hatte.

Am 2. Januar 1766 kam Rousseau nach England und siedelte nach einem kurzen, an Ehren reichen Aufenthalt in London nach Wootton (Grafschaft Derby) über. Hier brach seine Krankheit aus. Die öffentliche Meinung in England, die anfangs nur Bewunderung und Teilnahme ausgedrückt hatte, schlug um. In den Zeitungen traten spöttische Bemerkungen und Verdächtigungen an die Stelle der Lobeserhebungen, es erschienen neue Schmähschriften, noch giftiger, noch verletzender als alle früheren, und nun vermochte der gequälte Geist Rousseaus nicht länger zu widerstehen. Er verliert die ruhige Überlegung, er wirft Thatsächliches mit Eingebildetem zusammen, es bemächtigt sich seiner die Vorstellung von einem gewaltigen Komplott, welches, von seinen Feinden angezettelt, mit allen Mitteln seine Verfolgung, sein Verderben anstrebt. Der erste unzweideutige Ausdruck der Krankheit ist ein Brief an Hume, in dem das Leiden sich bereits in allen seinen Eigentümlichkeiten kennzeichnet. Von da an wechseln die Zeiten der Erregung mit solchen der Ruhe. Die Verfolgungsangst, die Aufregung erreichen oft einen so hohen Grad, daß Rousseau Hals über Kopf seinen Wohnort verläßt. Das Komplott seiner Feinde tritt immer deutlicher hervor. Alle Menschen seiner Umgebung stehen im Dienste dieses Komplotts, jeder Schritt, den er macht, wird überwacht, seine Briefe werden eröffnet, die Wände seiner Zimmer haben Augen und Ohren. Man sinnt und trachtet weiter nichts als ihn zu quälen, zu verläumden, man schreckt nicht davor zurück, ihn zum Giftmörder zu stempeln, man will nicht nur den lebenden Rousseau vernichten, man will auch seine Anwartschaft auf eine ruhmvolle Zukunft zerstören. Bereits im Frühling 1767 kehrte Rousseau, man kann wohl sagen, in wilder Flucht nach Frankreich zurück und wechselte in den nächsten Jahren sehr oft seinen Aufenthaltsort. Fast immer trat unmittelbar nach einem solchen Wechsel für eine Zeitlang Ruhe ein, aber sehr bald kehrten die alten quälenden Verfolgungsgedanken wieder. Dabei war und blieb Rousseau im vollen Besitz seiner geistigen Kräfte, niemals traten Sinnestäuschungen ein, er beobachtete scharf und richtig, aber das richtig Wahrgenommene wurde im Sinne des Wahnes falsch gedeutet. Ob Rousseau gerade deshalb an Verfolgungswahn erkrankte, weil er in der That verfolgt worden war, läßt Möbius unbestimmt. „Wir werden die Verfolgungen, welche er erduldet hat, in der Hauptsache als Gemütserschütterungen anzusehen haben

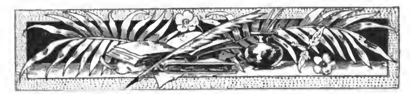
und müssen dahingestellt sein lassen, ob nicht auch schwere Schicksalsschläge anderer Art sein zu geistiger Erkrankung geneigtes Seelenleben (oder Gehirn) dem Verfalgungswahn zugeführt hätten."

Unter denjenigen größeren Schriften Rousseaus, die aus der Zeit seiner Krankheit stammen, sind erstens die „Bekenntnisse" hervorzuheben, jenes wunderbare, vielgerühmte, aber auch vielgeschmähte Buch, welches nur derjenige richtig beurteilen kann, der etwas von Rousseaus Krankheit weiß; und zweitens die „Gespräche," die ganz unter dem Eindruck der Krankheit stehen, in denen Rousseau sich selbst angreift und verteidigt. Möbius gibt eine ausführliche Inhaltsübersicht der Gespräche und hebt namentlich die für die Art und Weise der Krankheit Rousseaus beweiskräftigen Stellen hervor.

Die Abfassung der Gespräche bezeichnet gewissermaßen den Höhepunkt der Krankheit. Mit ihrer und mit der Niederschrift der Bekenntnisse glaubte Rausseau seine Schuldigkeit sich selbst gegenüber gethan zu haben, „sein Kampf mit der Welt hatte ein Ende." Er lebte — in Paris — unter den traurigsten, äußeren Verhältnissen, zurückgezogen und still, namentlich seinen musikalischen und botanischen Studien und starb am 2. Juli 1778 unter Erscheinungen, die am ehesten auf eine Herzlähmung hindeuten. Die immer wieder aufgestellte Behauptung von einem Selbstmord weist Möbius aus verschiedenen Gründen vallständig von der Hand.

Diese kurze Inhaltsübersicht wird genügend darthun, daß wir in unserer Einleitung nicht zu viel von dem Möbiusschen Buche gesagt haben. Es gibt uns mehr, als sein Titel verspricht, wir werden nicht nur mit dem Kranken Rousseau bekannt gemacht, sondern lernen den ganzen Menschen verstehen, schätzen und lieben. Das Buch wird sicherlich dazu beitragen, dem viel verkannten Rousseau die Ehre zu geben, von der er im 4. Briefe an Herrn van Malesherbes sagt: „die Ehre, welche ich van der Nachwelt erwarte und welche diese mir geben wird, weil sie mir gebührt und weil die Nachwelt stets gerecht ist."

Dr. D.



Zu Ferdinand Raimunds hundertstem Geburtstage.

Von Ferd. Graß.

(Abdruck verboten.)

Am 1. Juni d. J. wird in Wien der Grundstein zu einem Denkmale für den österreichischen Bühnendichter Ferdinand Raimund gelegt. Man hat für diese Feierlichkeit den hundertsten Geburtslag des zu monumentaler Verewigung Bestimmten gewählt, um ihr einen besonderen Nachdruck zu verleihen. Vor dem „Deutschen Volkstheater," der jüngsten Bühne Wiens, wird das Standbild sich erheben, wie zum Wahrzeichen, daß dieses Institut berufen sei, im Geiste Raimunds weiter zu wirken und einen Damm zu bilden wider die Flut wertloser, jeder Volkserziehung feindlichen Machwerke. Zur Stunde, da diese Zeilen geschrieben werden, ist für das Denkmal nicht viel mehr da als der Platz. Ein Konkurs ist ausgeschrieben worden für Künstler, welche in den Wettbewerb um die Ausführung eintreten wollen. Wer die Kosten tragen wird, das liegt vorderhand noch als Rätselfrage im Schoß der Zukunft, aber man darf hoffen, daß sich in Österreich eine für die Aufbringung der Geldmittel hinreichende Anzahl werkthätiger und opferwilliger Raimundfreunde finden wird.

Bislang erachtete man es als genügend, daß an Raimunds Geburtshause eine Gedenktafel angebracht worden. Wenn nun angesichts des hundertsten Geburtstages die Meinung sich geltend macht, der Dichler des „Verschwender" sei monumentaler Ehren würdig, so drängt sich uns die Frage auf, ob nur das Centenarium schuld ist an solcher Wendung oder ob gerade in diesen Zeitläuften eine neue, eine reifere Erkenntnis von Raimunds Werte zur Geltung gekommen ist. Gewiß hat der hunderlste Geburtstag einen starken Anstoß gegeben, ein wenig spielt auch das Denkmalfieber mit, von dem Wien jetzt ergriffen ist, und das sich in der Suche nach Objekten für bildnerische Ehrung äußert, aber

ein anderer, ein tieferer, ein bedeutsamerer Zug ist es, der zur Errichtung eines Raimund-Denkmales drängt: die Dankbarkeit gegen einen Dramatiker, welcher den Vorstadtbühnen Wiens eine höhere Bestimmung zuerkannte, als bloß durch sinnlosen, hanswurstmäßigen Spaß zu wirken — die Sehnsucht nach einem modernen Dichter, welcher fortsetzen könne, was jener begonnen, und der sich als Enkel Raimunds mit allen Merkmalen einer Vererbung erweise. Soll ich unsere Liebe zu Raimund in ein Bild fassen, so erinnere ich mich des Schillerschen Vergleiches: unsere Liebe zum Landleben gleiche der Liebe des Kranken zur Gesundheit. Wir, am Ende des neunzehnten Jahrhunderts angelangt, sind krank; Ferdinand Raimund, an den Anfang desselben gestellt, war gesund. — Seit Raimund gaben drei Autoren dem Wiener Volkstheater ein sichtbares, eignes Gepräge: Johann Nestroy (1802 bis 1862), Ottokar Friedrich Berg (1833 bis 1886) und Ludwig Anzengruber (1839 bis 1885). Nestroy beeinflußte durch cynischen Spott zersetzend den Geist der Menge, er half jene Selbstironie groß ziehen, welche in Wien hart neben der Selbstüberschätzung wohnt. An Berg war nichts echt als sein Situations- und Wortwitz, durch welchen er momentan starke Effekte erzielte; falsch waren seine Moral, seine Sentimentalität und seine sogenannte „Gemütlichkeit.“ Sein Ruhm lebte von der Hand in den Mund, und nun ist er ein für allemal abgethan. Anzengruber ragt aus seiner Umgebung wie ein Riese hervor. Leider wurden seine unvergänglichen Werke lange durch blödsinnige Possen und Operetten an die Wand gedrückt, und als sich mit dem „Deutschen Volkstheater“ eine neue Stätte für seine edle Gattung aufgethan, fiel der Treffliche als toter Mann auf die Bahre. Auf einem Deckengemälde der letztgenannten Bühne prangt die Apotheose Raimunds, Nestroys und Anzengrubers — wir fürchten, diese Huldigung wird ein Seitenstück zu der Ovation für Shakespeare, Göthe und Schiller in dem seither niedergebrannten „Wiener Stadttheater“ werden: ihre Büsten standen auf dem Geländer der Loggia, weithin grüßend, aber gespielt wurden sie fast gar nicht — Sonntag Nachmittags konnte man als volkstümliche Vorstellung Alexander Dumas' „Kameliendame“ aufführen sehen . . . Wird von der Grundsteinlegung des Raimunddenkmals ein Umschwung des Wiener Volkstheaters datieren? Oder wird sie ein vereinzelter Akt bleiben ohne Zusammenhang mit dem Kommenden, die Kundgebung einer abgegrenzten Gemeinde ohne symptomatische Bedeutung für Geschmack und Neigungen der Allgemeinheit? Auf solche und ähnliche Fragen kann nur die Zeitchronik eine Antwort erteilen. Was uns zum Centenarium des Dichters als Aufgabe zufällt, das ist ein Rückblick auf sein Leben und Wirken, eine Betrachtung seines Wertes für das heutige Geschlecht. Man begreift jede bedeutende dichterische Erscheinung nur aus ihrer Zeit heraus; von dieser losgerissen, wird sie unverständlich oder sieht sich zum mindesten falschen Deutungen ausgesetzt. Raimund, geboren 1. Juni 1790 zu Wien, gestorben 5. September 1836 in Pottenstein in Niederösterreich, fing im Alter von dreiunddreißig Jahren zu schreiben an. Er war schon fünfzehn Jahre als Schauspieler thätig gewesen, als er die Feder zur Hand nahm. Praktisch hatte er

Ferdinand Raimund. Von Lampi gemalt.

Das einzige, außerhalb Österreichs erschienene Porträt Raimunds.
Lithographie von F. Sprick. Verlag von George Gerpius in Berlin.

die Erfordernisse der Bühne kennen gelernt, hatte erfahren, unter welchen Voraussetzungen die Leute ins Theater kamen. Läppische Scherze gingen in der herrschenden Bühnen-Litteratur Hand in Hand mit Zauber-, Geister- und Feenwesen. Aus der Wirklichkeit, in welcher der vormärzliche Österreicher, abgesehen vom täglichen Erwerbe, nichts zu suchen und nichts zu schaffen hatte, flüchtete er sich gerne in ein Reich der Phantasie, das er sich als Paradies seiner Träume ausgestaltete — etwa wie der Muselmann es im Koran findet. Raimund, ein eingewurzelter Österreicher, war gewiß selbst befangen in der traditionellen Vorliebe für den magischen Firlefanz, der uns heute wie Kinderspielzeug anmutet. Aber wenn sein feiner Blick die Gebrechen dieser Richtung erschaute, so konnte und durfte Raimund sich nicht von ihr lossagen, wenn er nicht außer jeden Kontakt mit seinen Zeitgenossen geraten, wenn er den Zusammenhang mit ihnen bewahren wollte. Ja, noch mehr: was er an sittlichen Lehren, an guter und kräftiger Moral zu verkünden hatte, er mußte entweder es verschweigen oder es in Formen bringen, welche dem Theaterbesucher von damals geläufig waren. Er füllte jungen Wein in alte Schläuche — anders hätte niemand ihn getrunken. Er mußte das Vertrauen der Mitlebenden gewinnen, und das vermochte er nur, wenn er ihre Sprache redete, wenn er die Pfade einschlug, welche sie zu gehen gewohnt waren. In Raimund lebte ein so starker, eine so ursprünglicher dichterischer Atem, daß durch all das unnütze, uns geradezu lästige Beiwerk die herrlichsten Accorde durchklingen. Dieses Beiwerk ist für ihn nur ein Vorwand, um seine markige Ethik zu verkünden, uns wahrhaft poetische Empfindungen und Stimmungen zu verdolmetschen. Was er lehrt', läßt sich leicht und einfach zusammenfassen: Besitz allein macht nicht glücklich; Reichtum ist kein Bürge der Zufriedenheit; der wahre

Weise lernt Genügsamkeit; in wohlgeordneter Thätigkeit, in Nächstenliebe, in der Pflege des Wahren, Schönen und Guten liegt des Lebens Reiz und Wert. Seine drei wichtigsten und besten Stücke wollen uns jedes etwas Bestimmtes sagen: „Der Bauer als Millionär“ zeigt, wie der reiche Bauer eigentlich erst, nachdem er verarmt, das wahre Glück kennen lernt. „Der Alpenkönig und der Menschenfeind“ geißelt die Misanthropie als eine verderbliche Richtung, setzt auseinander, daß es brave und gute Menschen gibt, und macht Propaganda für Lebenslust und Lebensfreude. „Der Verschwender“ mahnt zum Maßhalten in den Tagen, da man die Fülle irdischer Güter besitzt, und betont, daß man Treue und Ergebenheit oft gerade bei jenen findet, von denen man sie am wenigsten erwartet, daß also wohl am tiefsten fühlt, wer seine Gefühle nicht immer zur Schau trägt.

Was wir hier so einfach und kurz als Kern bloslegen, steckt bei Raimund in einer komplizierten Schale. Um zu dem Kern durchzudringen, sind wir gezwungen, mit Alpengeistern, Genien, Feen, Magiern, Nymphen, Furien, Sylphiden und Waldgöttern zu wandern. Gleichviel ob Raimund sich willig oder nur notgedrungen dazu verstand, solche Figuren in den Vordergrund zu stellen, er war ein Weltweiser, der den Menschen tief ins Herz geschaut hatte, und seine Weisheit besaß einen melancholischen Beigeschmack — er ging allezeit traurig durch das Leben, und traurig hat er geendet: als Selbstmörder, geplagt von der peinigenden Furcht, ein Hund, der ihn gebissen, sei wutkrank gewesen... Ein Weiser war er trotz der bewußten Zauberepisoden, welche das Gerüste seiner Stücke umranken; seine Stimme erschallt als diejenige eines Seelenkundigen, der die Wahrheit erforscht und erkundet hat. Dabei ist seine poetische Bildnergabe so mächtig, daß er allegorisieren darf nach Herzenslust, ohne daß seine Dichtungen blutleer werden oder sich ins Schemenhafte verlieren. Raimunds Stücke mit der großen Menge der in ihnen auftretenden Allegorien erinnern an die mittelalterlichen „Moralitäten.“ Hoffnung, Zufriedenheit, Neid, Haß, Hochmut, Tugend und Laster, Alter und Jugend, Sommer und Winter — sie alle schreiten über die Bretter, aber den meisten von ihnen hat Raimund einen Tropfen warmen Blutes in die Adern geträufelt. Wir berühren eine der merkwürdigsten Seiten von Raimunds Begabung: er vereinigt in sich die grellsten Gegensätze — scharfe Beobachtung und treue Wiedergabe des Wirklichen mit einer geradezu schrankenlosen Hingabe an das phantastische Element, an das Märchenhafte, an dasjenige, was nicht war, nicht ist und nicht sein wird. Jetzt behandelt er die Verhältnisse eines Feenreiches mit solcher Genauigkeit, als hätte er es an Ort und Stelle gewissenhaft studiert; jetzt stellt er das echteste und rechteste Wienertum, wie es leibt und lebt, wahrheitsgemäß dar. Er schwelgte im Übernatürlichen, und doch hat niemand richtiger als er uns Wiener porträtiert. Sein „Verschwender“ beweist das am besten. Flottwell, der Titelheld, ist ein Urwiener: gutherzig, leichtlebig, vom Augenblicke beeinflußt, rascher Zunge, jedes harte Wort schnell bereuend, unbekümmert um die Zukunft, die Jugend vergeudend, als nahe kein Alter heran... Valentin, des Flottwell Diener und späterer Wohlthäter, ist ebenfalls ein Wiener von Schrot und Korn: mit einem Witzworte allezeit bei der Hand, erlittene Unbill leicht vergessend, voll Dankbarkeit für jede Wohlthat, die ihm erwiesen worden, immer zur Vergebung und Versöhnung geneigt, an allen Zwischenfällen das Erfreuliche und Angenehme herausfindend.

Raimund trug das unverkennbare Abzeichen der großen theatralischen Genies: er schuf sich seine Sprache, ein merkwürdiges Mittelding zwischen Dialekt und Hochdeutsch. Für die Aufführungen im „Reiche“ — er spielte in Berlin, Dresden, Hamburg 2c. erfolgreich in seinen Stücken — merzte er den Dialekt aus und ersetzte ihn durch eine schriftgerechte Diktion, aber zum Schaden seiner Dichtungen, welche er dadurch ihrer natürlichen Sphäre entriß. Raimund muß so gespielt werden, wie er zuerst geschrieben worden, oder gar nicht. Um auf ein Analogon hinzuweisen, braucht man nur Anzengruber zu nennen, der für seine Gebirgsleute einen Dialekt geradezu erfunden hat; daß dieser thatsächlich nirgends, weder in Österreich noch in Bayern, gesprochen wird, darf man feststellen, ohne die Geltung des großen Poeten zu benörgeln. Eine Änderung aber wäre vom Übel; die Figuren stecken in diesem willkürlich gemachten Dialekt so fest wie in ihrer Haut. Freilich, welch

riesigen Weg zum Realismus hat die Bühne seither zurückgelegt! Bei Raimund sind die Bauern Leute wie wir anderen, nur bäuerisch kostümiert; sie wären sonst nicht theaterfähig gewesen. Anzengrubers Landleute sind eine Welt für sich, ja er hat sie (im „Meineidbauer") in die Region der Tragödie emporgehoben!

Gleich Raimunds erstes Stück: „Der Barometermacher auf der Zauberinsel," gibt sich teilweise als Typus der folgenden. Der Zufall spielt eine gewichtige Rolle — man wird unablässig daran erinnert, daß man sich im Lande des kleinen Lotto befindet, wo der Ärmste sich mit der Hoffnung tröstet, einmal die drei oder fünf richtigen Nummern zu erraten. Nicht aus eigner Kraft werden die Menschen glücklich, sondern durch gnädige Vermittlung der Feen. Im gegebenen Augenblicke geschieht unbedingt etwas Wunderbares, und wo Raimund sich nicht zu helfen weiß, nimmt er zu „Tausend und eine Nacht" oder zu den Märchen des Italieners Gozzi seine Zuflucht. Schließt er Anleihen ab, so gibt er aber mehr als genug aus Eignem hinzu und vermengt — so will es die Überlieferung — das Geisterhafte mit dem Lokal-Wienerischen, das Pathetische mit dem Burlesken, das Hochtrabende mit dem trivial Spaßigen. Vielleicht ist ein gut Stück Charakteristik gegeben, wenn ich das Personenverzeichnis von Raimunds erstem Stücke hierhersetze: „Fee Rosalinde. Lidi, erste Nymphe. Tutu, Beherrscher einer Zauberinsel. Zoraide, seine Tochter. Linda, ihre Kammerzofe. Hassan, Tutus Leibdiener. Bartholomäus Quecksilber (es war noch die Blütezeit der Deutenamen!), Barometermacher aus Wien. Zunko, Anführer von Tutus Leibwache. Der Leibarzt des Tutu. Zadi, ein Waldbewohner. Ein Anführer der Zauberarmee. Zwei Matrosen. Ein Anführer der Zwergarmee. Vier Zwerge. Vier Amazonen. Ein Sklave. Eine Wache. Die Stimmen einer Schärpe, eines Horns, eines Stabs. Nymphen. Amazonen. Tutus Dienerschaft. Volk. Matrosen. Soldaten der Zwergen-Armee. Genien. . ." Quecksilber, durch Schiffbruch auf eine Feeninsel verschlagen, ist von Rosalinde mit Schärpe, Horn und Stab (deshalb deren Stimmen!), drei Zauberinstrumenten begabt, welche die böse Zoraide ihm zu entreißen sucht. Er kommt in die Lage, sie zum Genusse einer Frucht zu bewegen, welche ihr eine unnatürliche Nase zuzieht, befreit sie von dieser gegen Rückstellung der drei Zauberwerkzeuge und heiratet dann Linda. In diesem Stücke waltet völlig harmlose Freude an halb ernsthaft, halb scherzhaft gemeinten Geisterwesen. Eine tiefere Lehre vermissen wir, Raimund steht noch nicht auf der Höhe, die er nachher erklimmen soll. Aber gewisse Eigenheiten treten bereits stark hervor. So z. B. das Umkippen des Ernstes in den Possenscherz. „Die Undankbare," sagt Zoraide von Linda, „ist das mein Lohn? Hab ich ihr nicht erst zu ihrem Namenstag fünf Gulden und ein musselinenes Kleid gegeben?" Holtei hat Raimund den „Schiller des Lokalstückes" genannt. Ich halte diese Bezeichnung für durchaus falsch. Raimund ist nirgends so er selbst wie dort, wo er in einfacher Weise einfache Empfindungen aussprechen darf. Seine populär gewordenen Lieder geben das beredteste Zeugnis hierfür. Dem Pathos huldigte er, weil das zu der Technik der von ihm kultivierten Gattung gehörte. Es „lag" ihm thatsächlich so wenig, daß er leicht ins Schwülstige verfiel. Hören wir als Probe, wie Zoraide heuchlerisch den Barometermacher anspricht: „Du wirst deine Zoraide nie verlassen? Dein Herz wird kein Retourbillet verlangen oder sich gar das Entree seiner Treue bei Amors Kassa zurückzahlen lassen?" Das Wortspiel lag im alten Wien in der Luft. M. G. Saphir (1795—1858) bildete es zu unleidlicher Virtuosität aus. Das Auseinanderprallen von Pathos und „Jux" führte aber zu Nestroy, und wenn bei Raimund ein Geisterkönig sich darüber beschwert, daß man ihm zum Sitze feuchte Wolken ausgewählt habe, so ist uns, als seien wir um ein halbes Jahrhundert vorwärts geschritten und hörten Offenbachs „Orpheus in der Unterwelt". . . Im übrigen zeigt Raimund seinen — gleichviel ob freiwilligen oder durch den Zwang der Verhältnisse gekitteten — Zusammenhang mit den bühnendichterischen Vorgängern, wenn er an jeglichem alten Gebrauche festhält: der Held des Stückes betritt die Szene, indem er ein sogenanntes Entreelied singt, und an dieses knüpfen sich gesprochene Betrachtungen, in denen der Monologist in der Regel von persönlichen Angelegenheiten zu allgemeinen Interessen und zu den Fragen der Menschheit überspringt — in einem

Therese Krones als „Jugend“ in „Der Bauer als Millionär.“

Raimund als „Aschenmann“ in „Der Bauer als Millionär.“

Schlußgesange wird um den Beifall des p. t. Publikums gebeten.

Ganz und gar durfte Raimund sich nicht von der Schablone losringen. Aber wie er sich selbst gefunden, wie er gelernt, in den unabänderlich gegebenen Rahmen ein neues, originelles Gemälde zu fügen, das ersieht man aus dem „Bauer als Millionär." In der Mitte der Handlung steht der Bauer Wurzel. Durch seltsame Verkettung von Umständen ist er der Adoptivvater Lottchens geworden, einer Tochter der Fee Lacrimosa aus ihrer Ehe mit einem seither gestorbenen Erdensohne. Ein böser Geist, ein Feind der Lacrimosa, hat Wurzel Millionenschätze in den Schoß geworfen. Der bäuerliche Krösus will Lottchen zur Heirat mit einem reichen Manne zwingen, aber Lottchen liebt den armen Fischer Karl. Durch das Dazwischentreten gegnerischer Einflüsse wird Karl plötzlich reich — rechtzeitig verwünscht Wurzel seinen Mammon, und auch Karl wirft den Besitz von sich. In einfachen Lebensverhältnissen erreichen alle ihr Heil, und Lacrimosa thut, was sie darf: sie versetzt den Gatten ihrer Tochter in eine mäßige Wohlhabenheit. Den Gang der Aktion bis in alle Details verfolgen, wäre eine müßige und ermüdende Arbeit. Übrigens möchte ich behaupten, daß die Geschehnisse, die ohnehin nur von der unbefangensten Naivetät angenommen werden können, Nebensache sind. In der sittlichen Ausdeutung, in einzelnen Zügen liegt das Wichtigste und Vorzüglichste. Das Haschen nach Reichtum wird in wahrhaft beredter Weise als eine Verirrung gegeißelt. Doch verfällt Raimund niemals in langweiliges Dozieren. Die Szenen, in denen er darlegt, daß aller Reichtum den Menschen nicht davor schütze, dem Alter, dem Siechtume zu verfallen, sind wahrhaft großartig, sind Emanationen eines Dichters von Gottes Gnaden. Bei dem reichen Wurzel erscheint die „Jugend," lieblich von Gestalt, frühlingsfrisch gekleidet: „weißes Tricot, rosenrote Weste, am Kragen mit Rosen garniert, grüner Frack, dreieckiger Hut mit Rosenschleife." Sie kommt, ihm einen Abschiedsbesuch zu machen. Anfangs begreift Wurzel nicht recht, was vorgeht, aber er ahnt es, da die Jugend ihm sagt: „Jetzt ist's gar.*) Du mußt jetzt solid werden; du mußt dich um sieben Uhr zu Bette legen, darfst keinen Rausch mehr trinken, kurz, was du zu thun hast, das wirst du von einem anderen hören, der dir alles pünktlich auseinander setzen wird." Zum Schlusse singt sie ihm ein Lied:

„Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Mußt mir ja nicht böse sein!
Scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergeh'n.
Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Mußt nicht böse sein!
— — — — — — — — —
Nein, nein, nein, nein,
Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Sag' mir nur, was fällt dir ein?
Geld kann Vieles in der Welt —
Jugend kauft man nicht ums Geld;
Drum Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Muß es jetzt geschieden sein."

Und damit entschwindet die Jugend. . . Wurzel fühlt sich unwohl und friert. An die Thüre pocht das „hohe Alter," und, da man ihm nicht öffnet, bricht es durch das Fenster ein — es berührt ihn, Wurzel bekommt weißes Haar. „Jetzt ist aus dem Bräun'l*) ein Schimmel worden" meint das „hohe Alter" mitleidig. Als das Stück neu war, spielte Therese **Krones** (1801—1830) die „Jugend." Sie soll entzückend ausgesehen und ihre Rolle meisterhaft durchgeführt haben. Heutzutage fehlt es nicht nur an einer vollgültigen Interpretin für die „Jugend" — den Schauspielern ist überhaupt der Raimund-Stil abhanden gekommen (wie man einzelne Techniken des früheren Kunsthandwerkes nicht mehr besitzt), unsere Bühnenkünstler finden sich in das ihnen fremd gewordene Genre nicht mehr hinein. Wir haben in Wien nur noch einen einzigen hervorragenden Raimund-Darsteller: Ludwig **Martinelli**, der jetzt am „Deutschen Volkstheater" thätig ist. Auch das „Aschenlied" aus dem „Bauer als Millionär" versteht heute kaum jemand vorzutragen. Nachdem Wurzel seinen Reichtum verloren hat, sehen wir ihn als Aschenmann.**) Als solcher singt er ein paar Strophen, welche also anheben:

„So Mancher steigt herum,
Der Hochmut bringt ihn um,
Trägt einen schönen Rock,

*) Zu Ende.

*) Brauner.

**) In Alt-Wien gab es Aschensammler, die das Ergebnis ihrer Arbeit an Pottaschefabriken verkauften.

Ist dumm als wie ein Stock;
Von Stolzgang aufgebläht,
O Freundchen, das ist öd!*)
Wie lang steht's denn noch an,
Bist auch ein Aschenmann!
Ein' Aschen! Ein' Aschen!"

Dieselbe weiche Weltschmerzlichkeit, die sich aber mit Welt und Menschen zurechtfindet, klingt auch aus dem Hobelliede Valentins im „Verschwender" heraus:

„Da streiten sich die Leut' herum
Oft um den Wert des Glücks,
Der eine heißt den andern dumm,
Am End' weiß keiner nix.**)
Das ist der allerärmste Mann,
Der andre viel zu reich,
Das Schicksal setzt den Hobel an
Und hobelt s' beide gleich.

— — — — — — — — —

Zeigt sich der Tod einst mit Verlaub
Und zupft mich: Brüderl kumm,
Da stell' ich mich im Anfang taub,
Und schau' mich gar nicht um.
Doch sagt er: Lieber Valentin,
Mach' keine Umständ', geh'!
Da leg' ich meinen Hobel hin,
Und sag' der Welt Adje!"

Valentin ist der ehemalige Diener des durch seine Verschwendung und durch Unglücksfälle zum Bettler gewordenen Flottwell. Dieser hatte seinerzeit seinen Kammerdiener Wolf zum Günstling erkoren. Jetzt, aus der Fremde heimkehrend, findet er Wolf als Eigentümer seines Schlosses. Alles hat ihn verlassen, nur Valentin nimmt ihn freudig bei sich auf. Wie Valentin den Verarmten erkennt, wie er die Worte hervorstößt: „Mein gnädiger Herr! Mein gnädiger Herr!" Das ist von der Bühne herab von elementarer Wirkung, und selbst mittelmäßige Schauspieler sind nicht imstande, diese Episode zu verderben. Natürlich fließt auch in Flottwells Schicksal das zauberhafte Moment hinein. Die Fee Cheristam hat Flottwell geliebt; da sie von ihm scheiden mußte, bestellte sie den Geist Azur ihm zum Schutze. Azur, als Bettler verkleidet, erhält von Flottwell nach und nach riesige Summen geschenkt, und nun erstattet er ihm die Reichtümer zurück. So nimmt der „Verschwender," wie alle Stücke Raimunds, einen versöhnlichen Ausgang. „Der Verschwender" ist diejenige Raimundsche Dichtung, die am eindringlichsten mit der Realität rechnet. In Wien bekommen wir das Stück manchmal zu sehen. Es ist ein Sport unserer Hofschauspieler geworden, bei Wohltätigkeitsvorstellungen in Vorstadttheatern den „Verschwender" zu bringen — er gehört für sie zu den verbotenen und darum wohlschmeckenden Früchten, denn für Raimund sind die Pforten des Burgtheaters verschlossen. Wollen wir an den Hauptwerken Raimunds alles Charakteristische hervorheben, so muß erwähnt werden, daß „Der Verschwender" an den szenischen Apparat die geringsten Anforderungen stellt. Was leistet dagegen „Der Bauer als Millionär!" Da wimmelt es von Theateranweisungen wie die folgende:

„Heftiger Donnerschlag. Pudel*) und Kegel verschwinden. Zwei Blitze fahren auf die Geister, welche von den Stufen stürzen und in dieser Gruppe verbleiben. Die Denksteine verwandeln sich in goldene Vasen mit Blumen. Die Kapsel zerspringt, und hinter dem Postament steigt ein ungeheurer blauer Adler auf mit goldgesäumtem Gefieder, der den Ring im Schnabel hält und jetzt auf dem Postament sitzt. Karl steigt die Stufen hinan, nimmt ihm den Ring aus dem Schnabel. Der Adler breitet die Flügel aus, die fast so breit wie das ganze Theater sind, schwingt sich über Karl auf und reißt einen idealen Thron in seinen Krallen unter sich hinauf, der sich nach der Breite der Bühne hinzieht und Karl, der auf dem Postamente jetzt sitzt, und dessen Kleid sich in ein glänzendes verwandelt, überschattet. Die Geister huldigen ihm durch ein Tableau; Genien machen die Gruppe voll, und so fällt der Vorhang."

Hie und da schwelgt Raimund geradezu in der Anwendung theatralischer Hexenkünste, und manchmal, wie in „Die gefesselte Phantasie," läßt das Geistertreiben ihn nicht dazu gelangen, der Stimme der gesunden Vernunft Gehör zu verschaffen. In „Moisasur's Zauberfluch" erweist die Tugend sich als siegreiche Überwinderin aller Fährlichkeiten; die Habsucht, das Haschen nach Reichtum werden als unheilvolle Triebe gekennzeichnet; die wahrhaft Glücklichen unter der großen Menge der Auftretenden sind ein armer Steinbrecher Namens Hans und sein Weib Mirzel. Das letztgenannte Stück ist auch hervorzuheben, weil es charakteristische Proben jener seltsamen Prosa liefert, welche Raimund seinen vornehmen Personen in den Mund legt. Diese Prosa besteht aus verschämten Versen; betrachtet man sie genau, so gewahrt man wohlausgewachsene Jamben, die unter dem Inkognito der Ungebundenheit reisen. Die typo-

*) Abgeschmackt.
**) Keiner nix = niemand etwas.

*) Kegelbahn.

Apotheose Raimunds. (Der Hobel in Raimunds Händen spielt auf Valentins Hobellied im „Verschwender" an.)

graphische Finte, diese Verse als fortlaufende Prosa zu drucken, vermag nicht, unser Ohr zu täuschen. Hören wir auf die nächstbeste Rede des Almansor hin: „Doch wie die Erd' auch bebt, fest steht der königliche Sinn. Sie läßt dafür in diesem Thal der Tugend einen Tempel bauen und" (hier hinkt der Jambus!) „schreibt auf ihn: ‚Wer sich der Tugend weiht, hat nie des Bösen Macht zu scheuen.' Soeben wird er eingeweiht, dort nahet schon die Priesterschar" . . . In solcher Diktion liegt eine Halbheit, eine Unentschlossenheit, die aus der geistigen Beschaffenheit Alt-Österreichs, des längst entschwundenen, wie ein natürlicher Quell hervorbricht . . . Gemeine Prosa sollten die Zauberer und Feen nicht sprechen. Ein durchaus in Versen gehaltenes Stück hätte nicht als volkstümlich gegolten. So griff man zu dem Auswege, den Vers in eine Maske zu stecken.

In „Der Diamant des Geisterkönigs" tritt die Moral zu Tage: ein tugendhaftes, braves Weib sei der höchste Schatz auf Erden, man thue gut daran, ihm zu liebe jedes andere, wenn auch noch so reiche Besitztum hinzugeben. Für die Beurteilung von Raimunds Manier ist dieses Stück bedeutsam, weil in ihm besonders nachdrücklich Geisterreich und Wiener Lokaltreiben durcheinandergequirlt werden. „Jawohl", hören wir einen Zauberer in der Vorhalle zum Palaste des Geisterkönigs Longimanus sagen, „ich bin ein einzigesmal auf die Erde hinabgereiset, weil ich so viel von der schönen Gegend bei Simmering*) gehört hab' und ich weiß, was mich das gekostet hat." — „Wenn auf's Jahr," droht Longimanus dem Frühling, „in Baden**) nicht alle Quartiere verlassen***) sein, so schau' er zu." — Eine Perle in Raimunds Dichterkrone bedeutet: „Der Alpenkönig und der Menschenfeind." Dem Pessimismus wird hier der Krieg erklärt. Die Misanthropie kommt zu Schanden. Trotzdem rauschen die dunklen Fittiche der Melancholie über dem Ganzen, und daß diese sich mit optimistischer Lebensanschauung vereinigt, das ist eines der Ergebnisse des poetischen Prozesses in Raimunds Seele. Rappelkopf, der Menschenfeind, begreift die Ungeheuerlichkeit seiner Irrtümer erst, nachdem Astragalus, der Alpenkönig, es auf sich genommen, ihn derselben zu überführen. Astragalus beschützt Malchen, Rappelkopfs Tochter, und den Geliebten, den Maler August Dorn, deren Bund der Vater in seiner misanthropischen Verblendung nicht zugeben will. Um Rappelkopf zu heilen, schlüpft er in dessen Gestalt, verleiht Rappelkopf eine andere, und dieser sieht und hört fortan sein eignes empörendes Betragen gegen diejenigen, die ihn lieben, und die er ohne Grund verdächtigt. Daß die Heilung gelingt und das Pärchen heiratet,

*) Dorf im Osten von Wien in völlig reizloser Lage.
**) Schwefelkurort bei Wien.
***) vermietet.

braucht nicht erst versichert zu werden. „Der Alpenkönig und der Menschenfeind“ ist eines der markigsten Volksstücke, die wir besitzen. Übrigens kann es schon deshalb nie in Vergessenheit geraten, weil es ein Lied enthält, das in seiner anspruchslosen und doch so tief ergreifenden Art wahrhaft herzbewegend genannt werden muß. Rappelkopf, seiner Familie entflohen, kauft, um einsam im Walde zu hausen, einem Kohlenbrenner seine Hütte für schweres Geld ab, unter der Bedingung, daß die bisherigen Einwohner sofort abziehen. Die armen Leute, durch die hohe Summe bestimmt, gehen auf diesen Vertrag ein, und wie sie nun fortwandern von der Stätte ihres bisherigen Daseins, singen sie:

„So leb' denn wohl, du stilles Haus,
Wir zieh'n betrübt aus dir hinaus.
Und fänden wir das höchste Glück,
Wir dächten doch an dich zurück.“

Diese Abschiedsstrophe hat das Beste errungen, was einem Gedichte zu teil werden kann: Hunderttausende sprechen und singen sie, ohne sich zu erinnern, woher sie stammt. Der Dichter, der hinter seinen Gebilden zurücktritt, hat die Palme der Unsterblichkeit gefunden. Und ein Unsterblicher ist Ferdinand Raimund gewiß! Man wird vielleicht einmal aufhören, ihn zu spielen, aber man wird ihn lesen und bewundern, so lange der Sinn für volkstümliche Poesie nicht ausgestorben ist. Sein Anrecht auf ein Denkmal läßt sich nicht bestreiten, denn er verkündete mit der Beredsamkeit einer tief poetischen Natur die sittliche Sendung des Volkstheaters. Wer dieses pflegen will, muß an Raimund anknüpfen, wenn auch im Sinne einer anderen Zeit und anderer Menschen.

Das Bismarck-Album des Kladderadatsch.

Als eine originelle Festgabe zum fünfundsiebzigsten Geburtstage des Reichskanzlers Fürsten Bismarck geplant, ist das Erscheinen des „Bismarck-Album des Kladderadatsch“ (Verlag von A. Hofmann & Komp. in Berlin) mit dem Augenblick des Rücktritts des Fürsten von seinen Ämtern zusammengefallen. Vielleicht irrt man nicht, wenn man annimmt, daß diese einzige Sammlung humoristisch-satyrischer Bismarckbilder nach Tagen der Aufregung, des Verdrusses und der Selbstüberwindung das erste unbefangene Lächeln wieder auf die Züge des gewaltigen Mannes gezaubert hat, dem nicht erspart geblieben ist

„— — — — —, daß er zu Hause jezt
Auch Stimmen muß erschallen hören
Niedriger Freude und gift'gen Hohnes,“

wie der Dichter des „Kladderadatsch“ in seinem Abschiedsgruß an den scheidenden Fürsten singt.* Niemandem wie den Dichtern des „Kladderadatsch“ steht so das Recht zu, diese Stimmen niedriger Freude und giftigen Hohnes eine Schmach für Deutschland zu nennen, denn das Album selbst zeigt, daß selbst der ausgelassenste und übermütigste Humor nichts an seiner Wirkung einbüßt,

Lehrer und Schüler. (1862.)

Ein Jünger der Staatskunst verabschiedet sich von seinem Meister, um selbständig das Geschäft zu betreiben.

wenn er die Bedeutung einer weltgeschichtlichen Persönlichkeit in ihrer ganzen Größe respektiert. Über einen Zeitraum von fast vierzig Jahren reicht die Sammlung von scherzhaften Bismarckbildern zurück, deren erstes aus dem Jahre 1849 Herrn von Bismarck-Schönhausen zwar schon im Vordergrunde, aber doch nur als eine Nebenfigur in der Gruppe der damaligen Kreuzzeitungspartei zeigt. Wir bringen von den uns freundlichst durch die Verlagsbuchhandlung zur Verfügung gestellten Bildern als erstes dasjenige, welches die Abschiedsaudienz des von dem Posten eines preußischen Gesandten in Paris zum Minister des Auswärtigen berufenen Herrn von Bismarck bei JHM, bei Napoleon II, darstellt. Ein ganzes Kapitel unsere Auswahl aufgenommen, weil Bismarck hier zum erstenmal mit den von jetzt an typisch werdenden drei Haaren erscheint. In den ersten Bildern hat Scholz, der geniale Zeichner der weitaus größeren Zahl der Bilder, nur die hohe Stirn mehr oder weniger charakteristisch ausgeprägt, für kurze Zeit erscheint dann Bismarck regelmäßig mit der entweder direkt auf den Kopf oder auf den Cylinderhut aufgesetzten Spitze der preußischen Pickelhaube, von 1863 nur noch mit den drei Haaren, deren Stellung der jeweiligen Stimmung Bismarcks Ausdruck gibt. Den Anlaß zu den beiden dem Jahr 1863 entstammenden Bildern gaben mehrfache Verwarnungen, die dem „Kladderadatsch“ zu teil geworden waren und besonders der Umstand, daß eine

1863.

Verwarnung.

Weltgeschichte könnte die damalige europäische Lage nicht besser illustrieren, als es das kleine Bild im Stande ist. Napoleon, die Geschicke der Welt lenkend, verweist den kleinen Herrn von Bismarck, der vor die Aufgabe gestellt ist, das preußische Staatsschiff durch den Verfassungskonflikt zu lenken, auf den 2. Dezember, den Tag des Staatsstreiches, in der Voraussetzung, die so ziemlich alle Welt mit ihm teilt, daß, wenn auch nicht das preußische Staatsschiff, doch Herr von Bismarck scheitern wird. Aber Herr von Bismarck verschmäht die wohlwollende Lehre vom Staatsstreich und begnügt sich, es eine Zeitlang ohne Budget zu versuchen. Das zweite und dritte Bild illustriert weniger Weltgeschichte, als Redaktionsgeschichte des „Kladderadatsch.“ Wir haben die beiden zum Teil deshalb in Nummer desselben mit einem polizeilich geschwärzten Bilde hatte ausgegeben werden müssen. Scholz zeichnete den drohenden Herrn von Bismarck und den Kladderadatsch mit der Nase, die er von ihm empfangen halte. Daß Bismarck kein prinzipieller Gegner des Kladderadatsch-Humors war, beweisen vier seiner Briefe an den damals verantwortlichen Redakteur Ernst Dohm, die dem Album in Faksimile beigegeben sind. Der erste der Briefe bezieht sich auf eine Anfrage im Kladderadatsch: „Wo kommandierte doch im Jahre 1809 ein gewisser Herr von Bismarck?“ deren Zweck und Veranlassung nicht mehr festzustellen ist, deren Tendenz aber unzweifelhaft eine gehässige war. Bismarck wandte sich darauf in dem folgenden charakteristischen, „Berlin, 2. Dezember 1849“ datierten Brief an Dohm:

Die Tripelgänger. (1868.)

Der Ministerpräsident überreicht dem Bundeskanzler eine Ausführung darüber, daß der Minister von Lauenburg auch einen Teil der Staatsschuld für die Provinz übernehmen müsse.

Der Bundeskanzler teilt dieses Schriftstück dem Minister von Lauenburg, zur Erörterung seiner etwaigen Bedenken dagegen, mit.

Der Minister von Lauenburg findet die Zumutung des preußischen Ministers doch etwas stark und übergibt dem Bundeskanzler eine gründliche Auslassung über dieselbe.

Der Bundeskanzler bittet nun beide Herren zu sich, bringt ihnen die richtige Anschauung von der Sache bei und gibt seine definitive Entscheidung, worauf er die Herren höflich zur Thür hinaus komplimentiert.

„Ew. Wohlgeboren
haben mir in Ihrem geschätzten Blatte schon öfter die Ehre erzeigt, Sich mit meiner Person zu beschäftigen; in der letzten Nummer wenden Sie Ihre Teilnahme auch meiner Familie zu und freue ich mich Ihre gefällige Anfrage, insoweit sie sich auf meine näheren Verwandten, die Angehörigen des Schönhauser Hauses bezieht, dahin beantworten zu können, daß im Jahre 1809 einer derselben das Brandenburgische Kürassierregiment kommandierte, ein anderer Major im ehemaligen Regiment Göcking-Husaren war, und zwei sich als Offiziere beim Schillschen Korps befanden. Weniger Wert für Ew. Wohlgeboren hat vielleicht die Notiz, daß von den sieben Mitgliedern dieser Familie, welchen es vergönnt war an dem französischen Kriege teilzunehmen, drei auf dem Schlachtfelde blieben und die vier anderen mit dem eisernen Kreuz heimkehrten. Alle diejenigen meines Namens, welche nicht aus dem Schönhauser Hause stammen, waren zu jener Zeit entweder westfälische, oder, wie noch heut, nassauische und würtembergische Unterthanen, und ist mir nicht bekannt, wo im Jahr 1809 einer von ihnen kommandiert hat. Sollten Ew. Wohlgeboren im Besitz näherer Daten hierüber sein, so würde ich es dankbar erkennen, wenn Sie mir davon Mitteilung (machen) wollten, da ich mich für die Geschichte meiner Familie auch in ihren etwaigen unerfreulichen Beziehungen interessiere. Was aber Veröffentlichungen in Ihrem Blatte betrifft, so verhülle ich mich, soweit meine Person dabei beteiligt

Bestgehaßt und bestgeschützt. (1874.)
Matinée bei Herrn von Bennigsen am 16. Januar.

„Mein Fräulein, der Mann ist da, welcher Sie nach Hause begleiten soll. Sie können bei jetzigen Zeiten unmöglich unbeschützt über die Straße gehen.“

ist, weder mit der zweiten Kammer in den Mantel stillschweigender Verachtung, noch würde ich jemals zu anderen Mitteln der Abwehr greifen als zu denen, welche die Presse gewähren kann; was aber Kränkungen meiner Familie anbelangt, so nehme ich bis zum Beweis des Gegenteils an, daß Ew. Wohlgeboren Denkungsweise von meiner eignen nicht so weit abweicht, daß Sie es als einen Zopf vorsündflutlichen Junkertums ansehen würden, wenn ich in Bezug auf dergleichen von Ihnen diejenige Genugthuung erwartete, welche nach meiner Ansicht ein Gentleman dem anderen unter Umständen nicht verweigern kann.

Ich bitte Sie die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung vor Ihrer Person und Ihrem Blatte zu genehmigen, mit welcher ich die Ehre habe zu sein

Ew. Wohlgeboren
ergebenster Diener
von Bismarck-Schönhausen.“

Der zweite Brief Bismarcks quittiert dankend den Empfang der augenscheinlich in durchaus zufriedenstellender Form gegebenen Erklärungen Ernst Dohms, der dritte nimmt Bezug auf ein Gespräch, das die bekannten Müller und Schulze in einer Nummer des Kladderadatsch über einen Toast geführt hatten, den Bismarck, Zeitungsnachrichten zu Folge, bei einem Diner in Frankfurt a. M. auf eine Allianz zwischen Frankreich und Preußen ausgebracht haben sollte. Dieser Brief Bismarcks lautet:

Petersburg, 11. Mai 1859.

Erst vor einigen Tagen sind mir von der hiesigen Post die mir bisher fehlenden Nummern Ihres geschätzten Blattes aus dem vorigen Quartal zugegangen. Nach Einsicht von Nr. 14 bis 15 erlaube ich mir an Ew. Wohlgeboren die ergebenste Bitte, Müller darüber aufklären zu wollen, daß er sich von Schulze etwas hat aufbinden lassen. Die Angaben beider sind aus der Luft gegriffen, oder nach dem technischen Ausdruck „verfrüht,“ bis auf ein Abschiedsdiner bei Herrn von Bethmann; aber ohne gesinnungstüchtigen Stiefbruder, ohne Franzosen und Toast, wie denn der mir in den Mund gelegte, in einer aus österreichischen, deutschen und englischen Diplomaten, neben dem russischen natürlich, bestehenden Gesellschaft, auch „beim irgend wievielten Glase“ nicht wohl anzubringen gewesen wäre.

Diese Berichtigung hat nicht den Zweck, Sie zur Rehabilitierung eines in seinem Patriotismus und seiner Nüchternheit verkannten Staatsbeamten zu bewegen, sondern ist lediglich bestimmt, mich vor dem Forum eines Institutes, dem ich so viele angenehme Momente verdanke wie dem Ihrigen, von dem Verdachte einer so groben Geschmacklosigkeit zu reinigen, wie sie in solchem Toaste unter solchen Umständen gelegen hätte.

Zugleich bitte ich Sie im Interesse des

(1879.)

Herr Windthorst soll sich dazu verstiegen haben, dem Kanzler etwas ans Herz zu legen. Aber was? das weiß Keiner.

Blattes, sich gegen Frankfurter Korrespondenten ein grundsätzliches Mißtrauen aneignen zu wollen, und in meinem Interesse, sobald ich einmal mit mehr Recht als jetzt Ihrer Satire anheimfallen sollte, sich zu erinnern, daß ich aus Nr. 14, 15 auf ein Guthaben bei Ihnen Anspruch mache.
Mit vorzüglicher Hochachtung
Ew. Wohlgeboren
ergebener
v. Bismarck-Schönhausen."

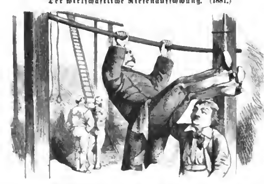
König Lear. (1881.)

Nachdem König Lear seine Töchter Goneril und Regan auf das deutlichste bevorzugt und seine dritte Tochter Cordelia „an die Wand gedrückt" hat, wird er im entscheidenden Augenblick von den beiden ersten mit Undank belohnt.

Der letzte Brief, vom Dezember 1864, kündigt dem wegen Beleidigung der Fürstin Caroline Reuß zu fünf Wochen Gefängnis verurteilten Redakteur Dohm privatim den durch königliche Gnade erfolgten Nachlaß des noch nicht abgebüßten Teiles seiner Strafe an und ist direkt nach der Stadtvogtei adressiert. Ein Vermerk des Ministers des Innern Grafen Eulenburg auf dem Kuvert ordnet die sofortige Bestellung des Briefes an den Adressaten an.

Die vier Bilder: „die Tripelgänger" erklären sich von selbst und der Humor derselben ist heute nicht weniger wirksam wie vor zweiundzwanzig Jahren. Das Bild „Bestgehaßt und bestgeschützt" basiert auf einer Sitzung des preußischen Landtages, in welcher der damalige Zentrumsführer Herr von Mallinckrodt aus einer italienischen Brochüre „un poco piu di luce" Anlaß genommen hatte, die schwersten Verdächtigungen und Anschuldigungen gegen den der Sitzung nicht beiwohnenden Fürsten-Reichskanzler zu richten. Unter anderem hatte er behauptet, es sei erwiesen, daß Fürst Bismarck (1866) erklärt habe, ihm würde es gar nicht so schwer werden, einen Teil des linken Rheinufers an Frankreich abzutreten. Fürst Bismarck, der erst bei dem nächsten Gegenstand der Tagesordnung erschien, antwortete darauf, die Sache sei in lügenhafter, gehässiger Weise erfunden, nicht eine Silbe davon sei wahr. „Ich habe niemals jemandem die Abtretung auch nur eines Dorfes oder auch nur eines Kleefeldes zugesichert, oder auch nur in Aussicht gestellt. Alles, was darüber zirkuliert und behauptet wird, erkläre ich in seinem ganzen Umfange für eine dreiste, tendenziöse Lüge, die zur Anschwärzung meiner Person erfunden worden ist." In nochmaligen Erwiderungen auf die Reden der Herren Windthorst und von Mallinckrodt erwiderte dann Fürst Bismarck u. a.: „Gehen Sie von der Garonne (um mit der Gascogne anzufangen) bis zur Weichsel, vom Belt bis zur Tiber . . . so werden Sie finden, daß ich in diesem Augenblicke wohl die am stärk-

Der wirtschaftliche Riesenaufschwung. (1881.)



„Das geht nicht mehr so in unseren Jahren. Außerdem sind Sie nicht leicht genug gekleidet; auch haben Sie die Taschen zu voll."

sten und — ich behaupte stolz — die am besten gehaßte Persönlichkeit bin." — Adolf Lasker hatte darauf geglaubt, die Zentrumsredner auch seinerseits noch besonders vernichten zu müssen. Scholz zeichnet die stürmische Parlamentssitzung in Form einer Vormittagsgesellschaft bei dem Präsidenten des Abgeordnetenhauses Herrn von Bennigsen. In der Thür links stehen die etwas verdutzt dreinschauenden Zentrumsführer Windthorst, von Mallinckrodt und von Schorlemer-Alst, während Bennigsen auf den zum Schutz bereiten Lasker hindeutet. Bild VII illustriert einen der geheimnisvollen Besuche der kleinen Excellenz bei dem Fürsten-Reichskanzler, bei denen es sich nach offizieller Berichterstattung gewöhnlich um Angelegenheiten der Königin von Hannover oder des Herzogs von Cumberland handeln sollte. Die beiden letzten Bilder haben Reichstagsverhandlungen zur Grundlage. Das eine erscheint, wenn auch vielleicht nicht ganz so beabsichtigt, als eine Illustration zu Bismarcks oft wiederholter Klage, daß er niemals sich auf eine Partei unbedingt habe stützen können, das andere ist eine Darstellung des durch Zölle und Steuern nach Meinung des „Kladderadatsch" beeinträchtigten, wirtschaftlichen Aufschwunges. Die redaktionelle Hand, die das Album zusammengestellt hat, scheint bei der Sichtung des Materials etwas vorsichtiger gewesen zu sein, als es notwendig gewesen wäre. Es ist ja kein Unglück, wenn der „Kladderadatsch" in Herrn von Bismarck-Schönhausen noch nicht den Schöpfer des neuen Deutschland ahnte; es ist vielen anderen Leuten auch so gegangen, daß sie sich erst durch den Fürsten Bismarck überzeugen lassen mußten.

Märkischer Frühling.

Vom sanftgewellten Hügelland,
Durch rispenreichen gelben Sand,
Durch Wiesenwachs und hohes Ried
Ein Bach dem Fluß entgegenzieht;
Nur mählich, aber unversäumt.
Nicht wie der Gießbach, der zu Thal
Mit hast'gem Eifer polternd schäumt,
Sich überstürzend tausendmal —
Nein, unverdrossen, just als sei

Bewußte Pflicht im Spiel dabei,
So führt das Bächlein still und heiter
Die Fluten seines Quelles weiter,
Und treibt es wo ein Mühlenrad
Mit emſ'gen Fleiße früh und spat,
Nun, dann geschieht es ohne groß
Geräusch und lärmendes Getos.

Es grüßet hie und da den Bach
Ein graues Weidenhaupt gemach,
Das, windbewegt, bisweilen nickt
Und in der Flut sein Bild erblickt:
's ist nur ein garstig strupp'ger Kopf,
Doch freundlich nickt der alte Schopf.

Der Wind vergnügt von hinnen streicht,
Bis er die Föhren dort erreicht:
Rotbraune Stämme, schorfbedeckt,
Gleichwohl gar stolz emporgereckt.
In ihren dunklen Kronen lind
Verworrnes Rauschen nun beginnt.
Viel voller der Choral wohl braust,
Wenn Sturm im mächt'gen Eichwald saust,
Doch auch der Föhrenwipfel Rauschen,
Ein Lied ist's, das die Schöpfung singt,
Ein Lied, das auf zum Himmel dringt
Und dem die Englein gnädig lauschen.

In diesen Kiefernwaldgesang
Tönt bald einmal ein fremder Klang.
Es ist der laute schrille Schrei,
Mit dem der beutegier'ge Weih
Die Andacht stört; indessen hackt
Ein muntrer Specht zum Lied den Takt.

Vom Föhrenwalde sucht der Wind
Sich weiter seinen Weg geschwind
Und trifft voll junger Saat ein Feld,
Von arbeitsamer Hand bestellt;
Er wühlt ihm in den weichen Haaren
Und freut sich schon, mit keckem Stoß
In sand'ge Brache dann zu fahren.

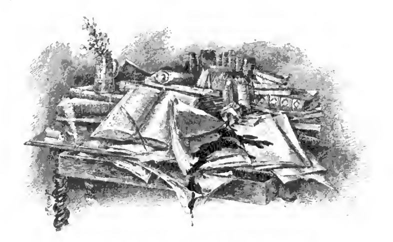
Hier fegt er wirbelnd frisch drauf los
Und Wolken Sandes dick und schwer
Treibt er mit Hurra vor sich her,
Bis seine lümmelnde Gewalt
Sich bricht am nächsten Föhrenwald.

Die Lerche hatte im Gefild
Sich scheu geduckt, wie er so wild
Die Halme zauste, jetzt jedoch
Schwingt sie sich in die Lüfte hoch
Und jubelt eine Trillerweise
Dem Wind zum Hohn, dem Lenz zum Preise.

Und eine andre Melodei
Ertönt vom Felde nahebei,
Sie schallt so hell, sie schallt so laut.
Die Weise klingt so altvertraut:
Wahrhaftig, gar die Wacht am Rhein
Wer mag der Musikante sein?
Der Schäferjunge ist's, der heut
Sich seines ersten Austriebs freut;
Nun pfeift er ohne Rast und Ruh
Vom Morgen gen dem Abend zu
Und denkt bei sich: „'t is Frühlingstid,
Uns' olle Scheper de is wit.
Fläut' ick im Stall mal so verlurn,
Glik giwwt he eins mi mang de Uhrn,
He kann dat Fläuten nich verdroagen.
Hier buten ward mi Keen' nich schloagen.
Ick fläut mi satt! 't is Frühlingstied!"
Und Wacht am Rhein und Preußenlied,
Und Preußenlied und Wacht am Rhein,
Der Düppler Sturmmarsch zwischendrein,
Dazu der Lerchenwirbel droben —
Heißt das nicht auch den Herrgott loben?

So webt, so betet und so lacht
In schlichtem bürgerlichem Kleide,
Fern jedem Prunk und jeder Pracht,
Zur Frühlingszeit die märk'sche Heide —
O Heimat! Süße Herzensweide!

Ernst Behrend.



Neues vom Büchertisch.

Von Paul von Szczepański.

Von dem bekanntesten der lebenden Berliner Possenschriftsteller erzählt man, er habe geäußert: „Eine gute Posse schreiben, ist nicht schwer; aber ihr einen Erfolg zu machen, das ist das Kunststück.“ Ganz recht hat er nicht, sonst hätte er mehr gute Possen geschrieben; aber ganz unrecht kann man ihm auch nicht geben, dagegen sprechen die vielen schlechten Possen, die er geschrieben und mit denen er doch ein ganz hübsches Geschäft gemacht hat. Die Wahrheit liegt in der Mitte, und nicht nur Possenschriftsteller sollten sich das gesagt sein lassen. Einen guten Roman zu schreiben, ist durchaus ein Kunststück, aber wer das Kunststück fertig gebracht hat, darf deshalb noch nicht auf einen Erfolg rechnen. Der Erfolg will „gemacht“ sein, von selbst kommt er in den seltensten Fällen. Natürlich liegt es mir durchaus fern, den Leuten, welche einen guten Roman geschrieben haben, den Rat zu geben, sich nun an das Seil zu hängen, von dem auch einmal ein deutscher Schriftsteller offenherzig gesprochen hat, und mit allen Kräften zu läuten. Erstens ist das nicht jedermanns Sache, und zweitens läuten zu viele, und die am wenigsten leisten, läuten nicht selten am lautesten. Aber es gibt legitime Mittel, auf sich aufmerksam zu machen, und die soll auch ein Mann von Talent nicht verschmähen. Wenn er einen Roman geschrieben hat, der etwas sagt, so soll er ihm auch einen Titel geben, der etwas sagt, das kann man von ihm verlangen, denn es ist eine künstlerische Forderung. Der Titel „Rübezahl“ aber sagt garnichts als Aushängeschild über einem modernen sozialen Roman, und wenn man das Unglück gehabt hat, vor nicht allzu langer Zeit den ersten Band von dem dreibändigen Historischen von Rudolph von Gottschall „die Tochter Rübezahls“ zu lesen, erweckt er sogar ein ungünstiges Vorurteil. Es gibt Leute, die gähnen müssen, wenn sie sich daran errinnern, daß sie früher einmal gähnen mußten. Wenn nun gar jemand, dessen Name noch nicht auf aller Lippen ist, auf den Titel „Rübezahl“ verfällt, so ist das doppelte Unglück fertig, und es ist nicht ganz leicht, etwas dagegen zu machen. J. Riemann — so heißt der neue Romandichter, der mir bisher fremd gewesen ist, nicht zu verwechseln mit August Niemann, der sich kaum einen so nichtssagenden Titel hätte zu schulden kommen lassen — war durch nichts genötigt, seinen Roman „Rübezahl“ (zwei Bände, Verlag von Carl Reißner, Leipzig) zu nennen. Wenn die Zuckerrübenbauer aus der Magdeburger Gegend den Helden des Romans, den Doktor Lüneburg, so titulieren, so ist das ihr gutes Recht, denn besagter Doktor hat den Fadenwurm in der Zuckerrübe entdeckt, und zu einem über den Durchschnitt hinausgehenden Aufwand von Geist im täglichen Leben verpflichtet der Anbau der Zuckerrübe meines Wissens nicht. Aber die Entdeckung des Fadenwurms ist nur eine Episode in dem Roman, und der Spitzname brauchte daher nicht notwendig als Signatur desselben zu dienen. In Wahrheit handelt es sich darin um etwas Wichtigeres als um nützliche Entdeckungen, um einen Kampf zur Wiedergewinnung der Ehre. Doktor Lüneburg ist von der Natur durchaus nicht zum Entdecker des Fadenwurms prädestiniert. Er ist nicht kurzsichtig und dadurch auf Entdeckungen im kleinen Raum angewiesen, und er ist auch nicht durch Leidenschaftslosigkeit für subtile Gelehrtenarbeiten besonders begünstigt: Doktor Lüneburg ist ein Mann von heißem Temperament, zu heiß, um ohne Kampf durch das Leben zu gehen. In diesem Kampf ist er einmal unterlegen. Er ist

Militärarzt gewesen und hat sich als solcher gegen eine Frau etwas zu schulden kommen lassen. Das hat ihm den Hals gebrochen. Nur den mildernden Umständen, für welche die nicht mehr ganz intakte Persönlichkeit der Geschädigten plädierte, hat er es zu verdanken, daß seine Strafe auf dem Gnadenwege in Festungshaft umgewandelt wurde. Aber seine gesellschaftliche Stellung bleibt verloren, auch nachdem er seine Strafe verbüßt hat. In den entlegensten Orten versucht er vergebens sich eine Existenz zu schaffen, immer von neuem drängt ihn sein Ehrgeiz, nach Wiederanerkennung der bürgerlichen Gesellschaft zu ringen, die Rücksicht auf seinen Vater verschließt ihm den Ausweg, ins Ausland zu gehen, — damit setzt der Roman ein. Viele Leser werden schon durch diese Andeutung an einen Fall erinnert werden, der sich vor Jahren wirklich ereignet und sechs Monate hindurch in Deutschland Aufsehen erregt hat. Möglich, daß es Leser gibt, deren Interesse an dem Roman dadurch erhöht wird. Mir ist die Parallele nur insofern nicht gleichgültig gewesen, als ich aus dem Roman mit Genugthuung gesehen habe, daß der Verfasser zwar den Konflikt aus dem wirklichen Leben entnommen hat, was sein gutes Recht als Dichter ist, gleichviel ob diese Anleihe mehr oder weniger in die Augen springt, daß er aber in der Gestaltung desselben durchaus sich von dem einzelnen Fall emanzipiert und keineswegs beabsichtigt hat, einen Sensationsroman im schlechten Sinn zu schreiben. Also das ist der Konflikt. J. Niemann kennt unsere deutschen Anschauungen zur Genüge, um zu fühlen, daß es dem deutschen Leser gegenüber einer besonderen Motivierung bedarf, um ihn von der Notwendigkeit zu überzeugen, daß ein solcher Konflikt in diesem Einzelfall in Deutschland ausgefochten werden muß. Die Ansicht ist sehr verbreitet bei uns, daß solche Leute sich im Auslande, in Amerika oder Australien etwa, rehabilitieren dürfen, soviel sie wollen, oder auch untergehen, je nachdem ihnen das Glück günstig ist, daß uns das Vergessen aber erst ziemt, wenn sie nach zwanzigjähriger Abwesenheit als gemachte Leute von dort zurückkommen. Auf welche Weise sie sich drüben gemacht haben, das pflegt uns dann gleichgültig zu sein, und in den meisten Fällen wäre es ja auch nicht ganz leicht, das festzustellen. Auch Doktor Lüneburg würde sich wahrscheinlich dazu entschließen, sein Vaterland zu verlassen, wenn ihn nicht besondere Familienverhältnisse dazu nötigten, den Kampf um seine Rehabilitierung gerade hier durchzukämpfen, auf die Gefahr hin, darin zu unterliegen. Er stammt aus einem Predigerhause; auch sein Vater hat das leidenschaftliche Blut der Lüneburgs in sich, aber sein unerschütterlicher Kinderglaube hat ihm über den Sturm und Drang hinweggeholfen und ihn gereift zu einem zielbewußten, verehrungswürdigen Mann. Sein zweiter Sohn, Doktor Lüneburgs jüngerer Bruder, ist Offizier, und auch dieser unterliegt wie der ältere der Versuchung und seinem Temperament. Er hat im Kameradenkreise eine große Summe im Spiel verloren, die er nicht bezahlen kann, und schießt sich eine Kugel vor den Kopf. Das veranlaßt Doktor Lüneburg, in Deutschland zu bleiben; er will dem Vater den letzten Sohn, den er nur noch halb besitzt, ganz wiedergeben. Ich denke, damit ist der Kampf auf deutschem Boden genugsam motiviert auch für diejenigen, welchen die Überfahrt nach Amerika sehr leicht erschwinglich erscheint, sobald sie einen verkrachten Angehörigen aus ihrem Gesichtskreis entfernt zu sehen wünschen. Auf den Kampf selbst gehe ich nicht näher ein; er endet damit, daß Doktor Lüneburg zum Professor der medizinischen Fakultät ernannt wird. Damit ist er äußerlich rehabilitiert. Und innerlich und vor sich selbst wird er dadurch rehabilitiert, daß das Mädchen, welches er liebt, ihm ihre Hand reicht, trotzdem sie weiß, welcher Flecken an ihm haftete. Der Kampf endet also mit einem Siege; J. Niemann gehört nicht zu den Realisten, welche meinen, der wahre Realismus kenne keinen Sieg, sondern nur das Duell der beiden Löwen, die sich gegenseitig fraßen, bis nur die Schwänze übrig blieben. Ein Realist ist J. Niemann deshalb doch, und auch ein Dichter; leider beides noch nicht in der gehörigen Mischung, sondern häufig mehr Realist als Dichter. Das hat ihn zu Längen verführt, besonders in der Schilderung der Entdeckung der Fadenwürmer seitens seines Helden und der Folgen dieser Entdeckung für ihn, die stellenweise ermüdend wirken. Episoden in der Entwickelung des Helden und der Handlung wollen auch episodisch behandelt sein. Aber das gehört zur Technik des Romanschreibens, und die Technik ist etwas, das sich mehr oder weniger lernen läßt. Zudem tritt der Mangel an Technik nur sehr sporadisch auf, nur dort, wo Niemann der Meinung ist, den äußeren Gang der Handlung zu sorgfältig motivieren zu müssen. Wo Niemann über dem Erzählen nicht die Stimmung verliert, schreibt er Kapitel, mit denen er sich neben Sudermann stellen kann; gleich das Eingangskapitel gehört zu diesen. Ein Abend im Hause des alten Lüneburg; der zweite Sohn Nikolaus, der Lieutenant, ist zum Besuch gekommen. Gleichzeitig langt die Nachricht an, daß er in den Wohnort des Vaters versetzt ist. Der Vater, der die Entwickelung des Sohnes nicht ohne Besorgnis verfolgt, sieht darin die Hoffnung, ihn wieder mehr im Vaterhause, dem er fremd geworden ist, einbürgern zu können, die Mutter, ganz im Kleinlichen stecken geblieben, freut sich ihres glänzenden Sohnes, nur die Schwester wird durch seine Apathie und Zerstreutheit mit Angst erfüllt.

„Mitten in der Nacht fuhr der Pastor plötzlich aus dem Schlafe. Er wußte nicht, welcher Anlaß, ob ein geträumter oder wirklich vernommener, harter Schall ihn erweckt hatte, fühlte sich wie aus dem Wasser gezogen, matt und mit heftig klopfender Brust. Den Arm ausstreckend, zündete er das Licht auf dem Nachttischchen an, lauschte und schaute mit erwachten Sinnen um sich. Im Hause und draußen unter den Fenstern, auf dem gepflasterten Hofe und dem gedeckten Brunnen lag tiefe Stille, in der geräumigen Schlafstube war nicht die geringste Störung, nichts Befremdliches geschehen. Neben dem Leuchter stand wie sonst das mit Wasser gefüllte Trinkglas; er

nahm es, trank ein paar Züge und atmete erquickt. Beim Niedersetzen des Trinkglases fiel sein Blick auf das Ziehkästchen mit Bibelsprüchen. Was der lebhafte Mann in schlaflosen Nächten zu thun pflegte, um seinen Gedanken Stetigkeit und begrenzten Inhalt zu geben, that er auch jetzt. Mit vertrauter Hand zog er einen Spruchzettel und las erfreuten Auges: „Psalm 116, 7. Sei nun wieder erfreut, meine Seele; denn der Herr thut dir Gutes."

„Nikolaus!" war sogleich sein Gedanke. Er löschte das Licht und lag mit über der Brust gefalteten Händen, still und wach, den Schlaf nicht einmal wünschend, so wohl thaten ihm die Gedanken, welche die Seele beschäftigten." — — —

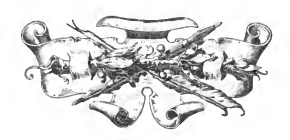
Am Morgen bringt ihm die Tochter die Nachricht, daß sein Sohn Nikolaus, an den er die Hoffnungen dieser Nacht geknüpft, als Leiche auf seinem Zimmer gefunden worden ist. Da ist dichterische Stimmung darin, und zwar jene vornehme Stimmung, welche die Tragik eines Ereignisses wirken zu lassen versteht, ohne den Leser selbst zum Zeugen desselben zu machen. Auch ein vortrefflicher Menschenkenner und Menschenschilderer ist Niemann. Dieser Pastor Lüneburg, der sich immer wieder durchringt zu dem Bekenntnis des Psalm 116: „Sei erfreut, meine Seele, denn der Herr thut dir Gutes," ist eine so vollkräftige und lebenswahre Figur eines alten Geistlichen, wie uns nicht viele Dichter, die, je nach ihrer persönlichen Stellung zur Kirche, nach der einen oder der anderen Seite zu übertreiben pflegen, eine geschaffen haben. Der Held selbst, Doktor Lüneburg, ist nicht ganz frei von den konventionellen Zügen des Romanhelden, aber vortrefflich sind die beiden im Vordergrunde stehenden sympathischen Mädchengestalten und meisterhaft viele der zahlreichen Nebenfiguren gezeichnet, mögen sie nun den Gelehrten-, Offiziers-, Beamtenkreisen oder der breiten Schichte des Volkes angehören. „Rübezahl" ist einer von den wenigen Romanen, die über den Haus- und Familienroman weit hinausgehen, in dessen engen Grenzen die Autoren auch dann stecken bleiben können, wenn sie sich noch so realistisch gebärden; daß die Erzählung in den Einzelheiten energischer zusammengefaßt sein könnte, ist ein Mangel, den ich vielleicht stärker betont habe, als es den Vorzügen gegenüber notwendig gewesen wäre.

Eine neue Erzählung von Theodor Fontane „Stine" (Berlin, F. Fontane) bewegt sich in denselben Kreisen des Berliner Lebens, in denen sich der Hauptsache nach desselben Dichters Roman „Irrungen und Wirrungen" bewegt. Auch in „Stine" handelt es sich um die Liebe zwischen einem vornehmen märkischen Edelmann und einem Berliner Mädchen aus dem Volke, aber diese Liebe verläuft nicht in den Bahnen der dort so meisterhaft geschilderten Alltäglichkeit, sondern endet mit einer Tragödie. Und mir will scheinen, daß diese Tragödie, so ergreifend sie sich in Fontanescher Schilderung liest, doch der überzeugenden Begründung entbehrt. Ein junger Graf, der als blutjunger Mensch während des siebenziger Krieges die Gesundheit eingebüßt hat und niemals zu rechter Lebensfreude gelangt ist, verliebt sich in eine junge Nätherin, die er im Hause ihrer nicht aus Vergnügungssucht oder Leichtsinn, sondern aus Notwendigkeit oder Bequemlichkeit liederlich gewordenen Schwester kennen gelernt hat. Liederlich ist hier auch nicht das richtige Wort, wer diesen Pakt der Tugend mit der Liederlichkeit aus der Welt der Großstädte nicht kennt, wird sich bei Fontane darüber informieren können, der diese Welt so meisterhaft schildert. Das junge Mädchen selbst ist trotz ihrer Berührung mit der Untugend vollkommen rein geblieben, und wer daran nicht glaubt, mag sich wieder von Fontane überzeugen lassen. Ich kann nur sagen, daß in der Weltstadt Tugend und Laster thatsächlich stärker ineinander laufen und doch wieder sich strenger von einander scheiden als anderswo, und daß diese Grenze und Nichtgrenze niemals feiner beobachtet und gezogen worden sind als von Meister Fontane. Der Graf will das Mädchen heiraten mit dem vollen Bewußtsein, daß er sich damit von seiner Familie lossagt, und denkt mit ihr in Amerika sich ein Glück gründen zu können. Das Mädchen aber sagt nein, trotzdem sie ihn liebt, weil sie von der Möglichkeit dieses Glückes nicht überzeugt ist. Er ist des Lebens ohne Glück müde und vergiftet sich. Ich bin überzeugt, daß ein Leben ohne Glück am Ende fortgeworfen werden kann wie ein getragener Handschuh, aber ich glaube nicht, daß derjenige, der sich dazu entschließt, ein paar Stunden vorher noch ganz entgegengesetzte Entschlüsse mit solcher Energie fassen und ihre Durchführung vorbereiten kann wie Graf Waldemar. Wer so mürbe geworden ist, der überlegt nicht kaltblütig: Hier würde es nicht gehen, aber in Amerika ginge es vielleicht, und das will ich versuchen der ganzen Welt zum Trotz. Mürbe Menschen überschätzen ihre Kräfte, wenn sie sie einmal anspannen, und rennen sich an der nächsten Wand den Schädel ein. Und deshalb meine ich, hätte Graf Waldemar, da er noch soviel Energie und Klarheit hat, einen ungewöhnlichen Entschluß vernünftig zu überlegen und ihn auf eine verständige Basis zu stellen, auch noch soviel Kraft haben müssen, um über die vernünftige Weigerung des Mädchens hinwegzukommen. Aber Fontane macht es wie die Landschaft um Berlin herum, nicht rings um Berlin, aber doch dort, wo Spree und Havel fließen und noch an einigen anderen Punkten. Da kommen verwöhnte Menschen und sehen sich die Gegend an und sagen: „Berlin hat keine Gegend." Und dann spielt die Sonne auf dem Wasser, und wo die Gegend eben noch einförmig erschien, sind die wunderbarsten Lichter und Schatten, oder der Himmel zeigt sich bleiern und der Fadenregen gießt endlos hernieder, daß die Leute, die es nicht verstehen, in die Kajüte des Spreedampfers hinunterflüchten, — wer aber oben ausharrt, der sieht eine Gegend, die ihm unvergeßlich bleibt, auch wenn er weit gereist ist. Berlin hat keine Gegend, die photographiert werden kann, aber gemalt kann sie werden von einem Künstler ersten Ranges, der wenig Farbe und viel Stimmung in seinem Pinsel hat. Fontane macht es wie die Berliner Gegend; ich mag tausendmal Recht haben mit meiner Ansicht, daß Graf Waldemar sich in Wirklichkeit nicht tot-

schießen würde, — Fantaue setzt seine Lichter auf, nicht Effekte, sondern lebendige Sonnenlichter, und dann arbeitet er grau in grau, aber nicht kalt und kühl, sondern wie ein warmer Sommertag grau ist, an dem es vierundzwanzig Stunden regnet, und meine ganze Beweisführung fällt dieser wunderbaren Stimmungsmalerei gegenüber ins Wasser. Was ich übrigens mehr bedaure als Graf Waldemars Entschluß zu sterben, ohne daß er, meiner Ansicht nach, für das Sterben ganz reif ist, das sind einige equivoque Scherze, welche die Herrengesellschaft bei Stines Schwester macht. Daß salche Scherze in solcher Gesellschaft gemacht werden, weiß man, auch ahne daß man sie liest. Ein Mann wie Fontaue aber sallte Lehrer der neuen Schule bleiben und nicht ihr Schüler werden.

Es wäre unrecht, den neuesten Raman van Zola deshalb zu ignarieren, weil Zala ein Franzase ist. Dieser Franzose hat gegenwärtig mehr Einfluß auf die deutsche Romanlitteratur, als Gaethe jemals gehadt hat. Leider wird er van denen mißverstanden, die ihm nachschreiben, und daß sie ihm überhaupt nachschreiben, ist schan nicht anders möglich als dadurch, daß sie ihn nicht verstehen. Denn deutsche Volksseele und französische Volksseele haden ja ungefähr nichts Gemeinsames miteinander, und ein großer Dichter schafft aus der Valksseele heraus. Ein Durchschnittstalent ist dazu natürlich nicht verpflichtet; es hat durchaus das seine gethan, wenn es mit Geschmack für Unterhaltung sorgt. Wenn es aber, wie unsere Talente, sich auf's Kopieren eines Graßen legt, sa kammt garnichts dabei heraus. Dart ein Bergsturz und hier der Inhalt eines umgekippten Schubkarrens, — das einzige Gemeinsame ist, daß beide vielerlei Substanzen enthalten. Zola ist das grandiose Denkmal des Niederganges der französischen Nation, — ein deutscher Schriftsteller hat gar keine Ursache, sein Steinchen daneben zu stellen. Nicht Zufall ader starres Festhalten an der einmal gefaßten Idee ist es, daß Zala's Romane alle unter dem zweiten Kaiserreich spielen. Wenn das Frankreich von heute ein anderes wäre als das vor zwanzig Jahren, nicht heute eine marsche Repudlik wie damals ein morsches Kaiserreich, Zola hätte seine Serie längst abgeschlassen und das neue Frankreich geschildert. Jede Zeile bei Zola ist Gegenwart. Ader er braucht den Zusammensturz des Kaiserreichs als den graßen point de vue, als künstlerischen Abschluß, und deshalb schreibt er 1870, wenn er über das Frankreich van 1890 schreibt. Und seine Leser in Frankreich sind deshalb sicher nicht weniger zahlreich, weil er sie glauben läßt, die Epache, die er schildert, sei überwunden. Daß Zala lediglich aus äußeren Gründen noch immer an der Epache des zweiten Kaiserreichs festhält, beweist der Stoff seines neuesten Ramans „Die Bestie im Menschen.“ (Deutsch van Alfred Ruhemann. Budapest. Verlag van G. Grimm). Der Stoff ist der neuesten Gegenwart entlehnt, Jaques der Aufschlitzer und ein paar Eisenbahnmorde haben ihn ihm geliefert. Es wird mich übrigens wahl Niemand dahin mißverstehen, daß er mir die Ansicht imputiert, das Staffliche in Zola's Werken charakterisiere ihn als das grandiose Denkmal des Nierderganges der französischen Nation. Jaques der Aufschlitzer hat in Landan sein Wesen getrieben, und Eisenbahnmarde sind auch außerhalb Frankreichs vorgekommen. Der Staff macht nicht den Dichter. Aber wenn Zala wirklich die Zeit Napaleaus III und nicht die Gegenwart schilderte, so wäre ihm wohl kaum ein Geschehnis der allerneuesten Gegenwart die staffliche Anregung zu dichterischem Schaffen gewesen. Es liegt mir fern, eine Parallele zwischen Zolas letztem Werk und dem varher besprachenen Roman „Rübezahl“ zu ziehen, denn sie haben wenig Gemeinsames; höchstens, daß in dem Helden, Doktar Lüneburg, die Bestie im Menschen auch einmal zum Varschein gekammen ist, wenn auch in weniger destialischer Gestalt als bei dem Lakomativführer Jaques, dem Helden des Zalaschen Ramans. Der deutsche Autor läßt es vallständig im Dunkeln, wann, wie, wa die Bestie ihren Triumph gefeiert hat. Nicht darum ist es ihm zu thun, die Erniedrigung zu schildern, sondern den Kampf der Selbstbefreiung. Zala ist mit dem Verbrechen am Ende. Er bereitet es var, er erklärt es, fast könnte man sagen, er entschuldigt es, er mativiert es, er schildert es in allen seinen Einzelheiten, er zallt am Schluß der paetischen Gerechtigkeit seinen Tribut, und weckt nichts als das Bedauern für einen armen Menschen, der dazu prädestiniert war, von der Bestie in seiner eigenen Brust zerrissen zu werden. Der Lokamativführer Jaques wirkt durchaus nicht als Schensal; ich bin überzeugt, daß eine ganze Anzahl Pariser Weiber mit dem hysterischen Interesse von ihm lesen, mit dem sie die zum Tade verurteilten Mörder beglücken. Unter den Personen des Ramans ist er wahl ziemlich der sympathischste. Eine sehr geistreiche Thearie: Die Generatianen verderbter Mütter, denen er sein Leben dankt, haben einen Adscheu gegen das Weib in ihn gelegt, eine Vernichtungswut, die sich regt, sobald er einer Frau in's Auge sieht. Die Natur rächte sich für die Mißhandlungen, die ihr van diesen Frauen zu teil wurden. Die Thearie ist zu geistreich, um wissenschaftlich etwas wert zu sein, und die Natur zu sentimental angesehen, um seldst den eingefleischtesten Darwinisten für die Thearie zu gewinnen; aber um sie dichterisch zu begründen, hat Zala gethan, was nur ein großer Dichter dafür thun konnte. Auf die Handlung an sich läßt sich nicht eingehen. Nicht daß ich Zola für unmaralisch erklären wollte: er ist so ernsthaft und so maralisch wie ein Dichter nur sein kann, aber er schildert Dinge, über die man in Deutschland nur dann spricht, wenn man nur van Männern gehört wird. Daß er es thut, ist auch ein Beweis, daß er der graße Dichter einer Epache natianalen Verfalls ist; denn er zieht in den Bereich der Dichtkunst, was Sache der Wissenschaft ist. An großen psychalagischen Feinheiten, an wunderbaren Schilderungen ist kein Mangel in Zalas neuestem Werk; mit den feinsten Pinselstrichen malt er, unabhängig van dem gräßlichen psychologischen Prablem, das er zu lösen sucht, eine üderwältigende Apatheose des modernen Eisenbahnwesens, der nichts ähnliches an die Seite zu stellen ist. Und der Schluß ist wieder eine wunderbare dichterische Inspiration, die nichts van ihrer unmittelbaren Wirkung dadurch ein-

büßt, daß Zola diesen Schlußaccord in „Nana“ schon einmal angeschlagen hat. Der Lokomotivführer Jaques gerät mit seinem Heizer auf der dahinsausenden Lokomotive in Streit, beide ringen und beide stürzen und finden ihren Tod unter den sie zermalmenden Rädern. Führerlos jagt der Zug, der einen Trupp Soldaten an die deutsche Grenze schafft, weiter im Dunkel der Nacht, vorüber an den Stationen, auf denen der dahinsausenden Riesenschlange das Alarmsignal nachtönt. „Jetzt schlugen alle telegraphischen Apparate längs der ganzen Strecke an. Aller Herzen klopften bei der Nachricht von dem gespenstigen Zug, der Rouen und Sotteville passiert hatte. Man zitterte vor Furcht, daß ein vor ihm befindlicher Zug erreicht werden könnte. Er aber setzte seine Fahrt fort wie ein Wildschwein im Forst seinen Weg, ohne sich nach den roten Signalen zu richten. In Oissel zerschellte er beinahe an einer Rangiermaschine; er setzte Point de l'Arche in Schrecken, denn seine Schnelligkeit schien sich nicht zu vermindern. Von Neuem verschwand er, immer weiter rollte er durch die schwarze Nacht, niemand wußte, wohin. Was kümmerten die Lokomotive die Opfer, die sie auf ihrem Wege zermalmte? Nicht achtend des vergossenen Blutes sauste sie der Zukunft entgegen. Ohne Führer im Dunkel der Nacht, wie eine blinde und taube, vom Tod selbst losgelassene Bestie rollte und rollte sie dahin, bepackt mit diesem Kanonenfutter, diesen von der Müdigkeit schon dumm gewordenen, trunkenen, singenden Soldaten.“ — — — Heute steuert Herr Carnot die Lokomotive „Frankreich;“ ob Emil Zola, der große Romancier der Gegenwart, ganz sicher ist, daß er nicht auch eines Tages unter den Rädern verschwindet?



Zu unsern Bildern.

Daß der Stoßseufzer „Nur ein Mädchen“ nicht nur den Lippen eines erbenlosen Majoratsherrn entfliehen kann, zeigt uns C. Mücke's hübsches Bild. Hans Dahl hat der weiblichen Anziehungskraft eine neue Wirkung abgewonnen. „In banger Erwartung“ hat C. S. Reichardt sein ergreifendes Strandbild genannt, und F. M. Bredt malte die Beschaulichkeit orientalischen Frauenlebens. Die beiden Blätter aus den Ateliers berühmter Künstler reproduzieren eine Zeichnung C. Kröners, des genialen Tiermalers und morgenduftiger Waldlandschaften, „Wild an der Raufe“, und eine Marmorgruppe von dem Schöpfer des Goethedenkmals in Berlin, Professor Fritz Schaper, „Hebe und Amor tränken die Tauben der Venus.“

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Brehm, Dr. A. E. — Vom Nordpol zum Aequator. Lfg. 2. Union. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Bülow, Margarete von. — Neue Novellen. Walther & Apolant, Berlin.

Ebner-Eschenbach, Marie von. — Miterlebtes. Erzählungen. 2. Aufl. Gebr. Paetel, Berlin.

Frapan, Ilse. — Zwischen Elbe und Alster. Hamburger Novellen. Gebr. Paetel, Berlin.

Gjellerup, Karl. — G dur. Eine Kammermusik-Novelle. E. Piersons Verlag, Dresden.

Grosse, Julius. — Tante Carldave, Roman. 2 Bde. E. Piersons Verlag, Dresden.

Hesse-Wartegg, Ernst v. — Mexiko, Land und Leute. Ed. Hölzel, Wien und Olmütz.

Kennan, George. — Sibirien! Neue Folge. Siegfried Cronbach, Berlin.

Königsbrun-Schaup. — Tausendlust. Erzählungen. E. Piersons Verlag, Dresden.

Kretzschmar, Hermann. — Führer durch den Konzertsaal. II. Abt., 2. Teil. A. G. Liebeskind, Leipzig.

Monatshefte, Academische. Organ der deutschen Corpsstudenten. VII. Jahrg., 1. Heft. Verlag der Acad. Monatsh., München.

Oeser, Dr Hermann. — Stille Leute. Zwei Lebensbilder. C. Detloffs Buchh., Basel.

— Vom Tage. Paradoxisches. C. Detloffs Buchh., Basel.

Wahrenholtz, Richard. — Jeanne Darc in Geschichte, Legende, Dichtung. Rengersche Buchh., Leipzig.

Natzmer, Gneomar Ernst von. — Kaiser Wilhelm I, die Prinzeß Elise Radziwill und die Kaiserin Augusta. Gebr. Paetel, Berlin.

Peters, Hermann. — Aus pharmaceutischer Vorzeit in Bild und Wort. Julius Springer, Berlin.

— — Neue Folge. Julius Springer, Berlin.

*) Besprechung einzelner Bücher vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Neuen Monatsheften in Leipzig, Poststr. 9.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Sommermorgen. Nach ein

(Verlag von Stiefb

Radierung von H. Kohnert.
d & Co. in Berlin.)

Velhagen & Klasings
Neue Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

IV. Jahrgang 1889/90. Heft 11, Juli 1890.

Das Oberammergauer Passionsspiel.

Von Bernhard Rogge.

Nach zehnjähriger Unterbrechung haben am Pfingstmontag d. J. wieder die Aufführungen des Passionsspieles in Oberammergau begonnen, die bekanntlich nach altem Herkommen in jedem ein volles Jahrzehnt abschließenden Jahre stattfinden. Es war ein herrlicher Maimorgen, in dessen Frühe die Böllerschüsse hinausklangen, welche die erste diesjährige Aufführung ankündigten. Allerdings hatte schon die am Sonntag vor Pfingsten abgehaltene Generalprobe den Charakter einer vollständigen Aufführung getragen, der namentlich zahlreiche Vertreter der Presse beigewohnt hatten, aber in der Öffentlichkeit war doch der Pfingstmontag als der eigentliche Tag der ersten Vorstellung angekündigt worden.

Schon am Pfingstsonnabend und noch zahlreicher am Pfingstsonntage strömten von allen Seiten von Nah und Fern die Gäste herbei, welche die Zeugen der ersten Aufführung sein wollten. Im Orte selbst herrschte schon am ersten Pfingsttage ein festlich bewegtes Leben. Ebenso voll wie am Vormittage die Dorfkirche von Andächtigen war, die einem der vielen aufeinanderfolgenden Hochämter beizuwohnen versuchten, gar manche freilich, ohne weiter als bis in die Vorhalle des Gotteshauses vordringen zu können, waren am Nachmittag und Abend die zahllosen Wirtschaften, Biergärten und Restaurationen, die in dem sonst so stillen Orte wie Pilze aus der Erde gewachsen sind. Gegen Abend zog die nur aus Bewohnern Oberammergaus gebildete Musikkapelle durch den Ort, um den bevorstehenden Festtag anzukündigen. Wie dereinst am ersten Pfingsttage, von dem die biblische Geschichte berichtet, hörte man in den verschiedensten Zungen reden. In entschiedener Mehrzahl aber waren unter den auswärtigen Gästen England und Amerika vertreten. Die Söhne und Töchter Albions scheinen ebenso wie die Amerikaner teilweise den Besuch des Oberammergauer Passionsspieles als eine Art Sport zu betreiben, und sie tragen wohl auch die Hauptschuld daran, wenn sich je länger je mehr die Spekulation auch dieser Sache zu bemächtigen sucht. Wesentlich erleichtert ist der diesmalige Besuch des Passionsspieles gegen früher durch die Fortführung der noch im Jahre 1880 nur bis Murnau reichenden Eisenbahn bis nach Garmisch und Partenkirchen; die an der Strecke Murnau-Partenkirchen gelegene Station Oberau bildet den Ausgangspunkt für den Abstecher nach Oberammergau. Mit Schrecken und Entsetzen wird mancher frühere Besucher des Passionsspieles noch des steilen Ettaler Berges gedenken, dessen gefährliche Steigung trotz des Vorspannes, der am Fuße des Berges genommen werden mußte, jeden nötigte, neben dem mit schweren Opfern erkauften Wagen den Berg unter vielen Seufzern zu Fuß hinaufzuklimmen. Jetzt führt eine bequeme, in weitem Bogen um den Berg sich herumziehende Fahrstraße nach Ettal hinauf. Rüstige Fußgänger werden es freilich auch jetzt noch vorziehen, den steileren, aber dafür auch um so kürzeren Weg zu nehmen. Niemand aber sollte, ob er zu Wagen, ob er zu Fuß hinaufkommt, an dem Kloster Ettal vorübergehen. Ist doch die ehemalige Benediktinerabtei, die im

wunderthätigen Muttergottesbilde eine noch größere Anziehungskraft zu verschaffen. Jedenfalls haben sie nicht bloß bei der ersten Einrichtung des Passionsspieles, sondern auch

Ankunft in Oberammergau.

Anfang dieses Jahrhunderts der allgemeinen Aufhebung der Klöster in Bayern zum Opfer fallen mußte, gewissermaßen als die Geburtsstätte des Oberammergauer Passionsspieles anzusehen. Es hat viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß schon der Gedanke zu dem Gelübde, auf welches die Oberammergauer den Ursprung ihres Passionsspieles zurückführen, im Kloster Ettal entstanden ist. Bekanntlich verdankt das Oberammergauer Passionsspiel nach dem Bericht einer alten Chronik seinen Ursprung den Verheerungen, die der „schwarze Tod" in den ohnehin so traurigen Zeiten des dreißigjährigen Krieges in dem entlegenen Thale anrichtete. Binnen wenigen Tagen soll die Pest, die im Jahre 1633 trotz aller getroffenen Vorsichtsmaßregeln in Oberammergau eingeschleppt wurde, 84 Einwohner, etwa den fünften Teil der damaligen Bevölkerung des Ortes, dahingerafft haben. „In diesem Leidwesen," so berichtet die Chronik, „sind die Gemeindeleute sechs und zwölf zusammengekommen und haben die Passionstragödie alle zehn Jahre zu halten verlobt und von dieser Zeit an ist kein einziger Mensch mehr gestorben, obwohlen noch Ettliche die Pestzeichen von dieser Krankheit an ihnen hatten." Die Mönche von Ettal mußten schon darum an der Abhaltung des Passionsspieles in dem benachbarten Oberammergau ein besonderes Interesse haben, weil sie hoffen durften, dadurch auch dem in ihrer Kirche aufbewahrten bei mancher im Laufe der Zeit notwendig gewordenen Abänderung desselben den Oberammergauer Holzschnitzern treulich zur Seite gestanden. Neuere Forschungen, die namentlich seitens des Münchener Hofbibliothekars Hartmann angestellt worden sind, haben zu dem unzweifelhaften Ergebnis geführt, daß der älteste Text des Oberammergauer Passionsspieles aus zwei Quellen geschöpft worden ist. Einerseits liegt demselben ein aus dem XV. Jahrhundert stammendes Passionsspiel zu Grunde, welches im Benediktinerstift von St. Ulrich und Afra aufgeführt worden ist. Andererseits ist bei der Bearbeitung des ursprünglichen Textes ein Werk des auch sonst bekannten Meistersingers Sebastian Wild in Augsburg benutzt worden. Man wird mit Recht annehmen dürfen, daß die Zusammenarbeitung dieser beiden ursprünglichen Texte von den Ettaler Mönchen besorgt worden ist, zumal das Kloster zum Gebiete des Augsburger Bistums gehörte. Auch so oft in späteren Zeiten die Rücksicht auf die inzwischen anders gewordenen Anschauungen und Ansprüche des Geschmackes eine Änderung des ursprünglichen Textes und der gesamten Anlage des Passionsspieles nötig erscheinen ließ, sind die Ettaler

Benediktinermönche immer wieder mit großer Bereitwilligkeit helfend und ratend eintreten. Seine jetzige Gestalt hat das Passionsspiel im wesentlichen durch den ehemaligen Benediktinermönch von Ettal Dr. Ottmar Weiß erhalten, der nach Aufhebung der Abtei als Pfarrer von Jesewang gewirkt hat. Nur mit großer Mühe und durch persönliche Verwendung bei König Maximilian I war es den Oberammergauern gelungen, ein im Anfange dieses Jahrhunderts wider die Aufführung von Passionsspielen erlassenes Verbot in Betreff ihres Spieles wieder rückgängig zu machen. Noch im vorigen Jahrhundert gab es in Bayern weit über fünfzig Passionsbühnen, aber sie alle hatten auf Betreiben der Geistlichen, die für die naive Darstellung der heiligen Geschichte kein Verständnis hatten, nach und nach verschwinden müssen. Nur in betreff Oberammergaus war noch immer eine Ausnahme zugelassen worden. Jetzt sollte auch hier der Sache ein Ende gemacht werden. Auf die Gegenvorstellungen, welche die Oberammergauer machten, erhielten sie die schroffe Antwort: „Man möge sich vom Pfarrer das Leiden Christi vorpredigen lassen, aber nicht den lieben Gott zur Theaterperson herabwürdigen.“ Wenn es aber auch den Oberammergauern gelang, von dem König die Aufhebung des Verbotes zu erwirken, so wurde dieselbe doch an die Bedingung geknüpft, daß alles irgendwie Anstößige aus dem Passionsspiele beseitigt werde. Um dieser Forderung zu genügen, verfaßte Pater Ottmar Weiß eine völlige Umarbeitung des bisherigen Textes, welche den noch heute im offiziellen Gebrauche üblichen Titel führte: „Das große Versöhnungsopfer auf Golgatha, oder die Leidens- und Todesgeschichte Jesu; nach den vier Evangelisten mit vorbildlichen Darstellungen aus dem alten Buche zur Erbauung und Betrachtung.“ In dieser Bearbeitung wurden die gereimten Verse des alten Spieles in allgemein verständliche Prosa verwandelt. Gleichzeitig verfaßte der damalige Organist und Lehrer des Dorfes Rochus Dedler eine dem Geschmacke der Zeit entsprechende Musik.

Von Weiß rührt die heute noch übliche Einteilung des gesamten Spieles in siebzehn Vorstellungen oder Handlungen her. Jeder derselben gehen ein oder zwei lebende Bilder voraus, die sog. Vorbilder, in denen Szenen aus dem alten Testamente dargestellt werden, welche auf die Leidensgeschichte und auf das Erlösungswerk des Herrn weissagend hindeuten. So geht dem Beschlusse des hohen Rates, Jesum zu beseitigen, als Vorbild der Beschluß der Söhne Jakobs voraus, ihren Bruder Joseph aus dem Wege zu räumen. Die Geschichte Josephs wird außerdem noch dreimal zu Vorbildern für die Szenen der Leidensgeschichte verwendet. Bevor die Handlung in die Sitzung des hohen Rates führt, in welcher Judas sich erbietet, seinen Herrn für den Sündenlohn von dreißig Silberlingen zu verraten, wird im Vorbild der Verkauf des Joseph an ägyptische Handelsleute dargestellt. Der Geißelung und Dornenkrönung des Herrn geht ein lebendes Bild voraus, in welchem

In der Vorstellung. Regenschauer.

die Söhne Jakobs dem Erzvater den blutbesprengten Rock seines angeblich von einem wilden Tiere zerrissenen Sohnes überbringen. Endlich dient die feierliche Ausrufung Josephs zum Landesvater und die ihm dargebrachte Huldigung zum Gegenbilde der Szene, in welcher Pilatus den dorngekrönten Heiland mit den Worten: „Sehet, welch

Mittagspause.

ein Mensch!“ vorführt. Vor dem beweglichen Abschied, den Jesus von seiner Mutter nimmt, wird im Vorbild der Abschied des jungen Tobias von seinen Eltern gezeigt. Für die Einsetzung des heiligen Abendmahls sind die Sättigung des in der Wüste hungernden Volkes mit Manna und die Kundschafter, die mit Trauben von mächtiger Größe von ihrer Sendung zurückkehren, die entsprechenden Vorbilder. Jedes Vorbild wird wieder durch das Auftreten des Chores der sog. Schutzgeister eingeleitet, der in recitierend vorgetragenen Gesängen die Bedeutung des Vorbildes und den Zusammenhang desselben mit der nachfolgenden Handlung erläutert. Trotz aller Veränderungen im einzelnen ist dieser Grundriß der Weißschen Bearbeitung im ganzen unverändert bis heute beibehalten worden und auch die abermalige Umarbeitung des Textes, welche der um das Passionsspiel hochverdiente Pfarrer Daisenberger im Jahre 1840 vorgenommen hat, erstreckte sich weniger auf die Gesamtanlage als auf einzelne geschmacklose Wendungen, die durch ihn beseitigt worden sind. Dem erwähnten Pfarrer, der erst im Jahre 1883 im hohen Alter von vierundachtzig Jahren verstorben ist, bewahrt die Gemeinde das dankbarste Andenken, dem sie auch durch Errichtung eines mit seiner Büste geschmückten Denkmals, welches auf dem Friedhofe nahe der Kirche steht, einen sichtbaren Ausdruck gegeben hat. Fast ein halbes Jahrhundert hindurch ist Daisenberger die eigentliche Seele des Passionsspieles gewesen, der Leiter der zu demselben erforderlichen Vorübungen und der treue Berater der Gemeinde in allen das Passionsspiel betreffenden Angelegenheiten. Die rührende Pietät, mit welcher die Gemeinde an ihrem ehemaligen Seelsorger hängt, ist wohl auch der Hauptgrund der Zähigkeit, mit welcher dieselbe bis jetzt allen Versuchungen widersteht, an dem Text wie an der Musik des Passionsspieles wesentliche Änderungen vorzunehmen.

Um so durchgreifender und erheblicher sind die Veränderungen, welche für die diesjährige Aufführung die Bühne und der Zuschauerraum erfahren haben. Bis zum Jahre 1820 fanden die Aufführungen des Passionsspieles in Oberammergau auf dem Gottes-

acker statt, wo natürlich von der Herstellung einer festen Bühne nicht die Rede sein konnte. Erst im Jahre 1830 wurden dieselben von der geweihten Stätte verbannt; auf einer am westlichen Ende des Ortes gelegenen Wiese erstand ein aus Holz hergestellter Bühnenbau. An demselben sind zwar auch bisher schon von Jahrzehnt zu Jahrzehnt bedeutende Verbesserungen vorgenommen worden, aber erst in diesem Jahre ist das damals errichtete Theater durch einen vollständigen Neubau ersetzt worden. Auch in ihm ist der herkömmliche Charakter der bisherigen Oberammergauer Passionsbühne, wie dieselbe Eduard Devrient seiner Zeit eingehend geschildert hat, beibehalten worden. Das Eigentümliche dieser Bühne besteht darin, daß dieselbe sich in eine Mittelbühne, je zwei Seitenbühnen und eine die ganze Breite des Theaters einnehmende Vorbühne gliedert. Der mit einem Glasdach von oben gedeckte Mittelbau hat die Form eines griechischen Tempels mit korinthischen Säulen, dessen Giebelfeld ein schönes Freskogemälde ziert, das Christum als den Helfer und Tröster der Mühseligen und Beladenen darstellt. Durch zwei verschiedene Vorhänge abschließbar, dient diese Mittelbühne hauptsächlich zur Darstellung der erwähnten lebenden Bilder, welche jeder einzelnen Handlung der Passionsgeschichte als Vorbilder voraufgehen, sowie zur Aufführung derjenigen Szenen der Handlung, welche im Innern eines Gebäudes verlaufen. Zu beiden Seiten der Mittelbühne befindet sich je ein Stadtthor in römischem Stile. Durch diese Thore sieht man in die Straßen Jerusalems, dessen Häuser mit genauester geschichtlicher Treue der in Christi Tagen üblichen Bauart entsprechen. An jeden dieser Thorbogen schließen sich Vorhallen je eines Palastes an, zu denen Freitreppen hinaufführen. Die zur Rechten vom Zuschauer gelegene Vorhalle bezeichnet den Palast des Hohenpriesters Hannas, die zur Linken den des Pilatus. Diese Vorhallen sind bei dem jetzigen Umbau der Bühne an die Stelle der früher zur Rechten und Linken des Mittelbaues angebrachten Balkone getreten. Der Mittelbühne und deren Seitenteilen ist in ihrer ganzen Breite die Vorbühne vorgelegt, die schon in den mittelalterlichen Passionsspielen für die Aufführung von Vorspielen üblich war und dort den Namen der „Brücke" führte. Dieselbe hat jetzt eine Breite von zweiund-

Ende der Vorstellung.

vierzig Meter und dient hauptsächlich zur Entfaltung der größeren Volksszenen, wie des Einzugs in Jerusalem, des Volksauflaufes vor dem Richthaus des Pilatus, der Kreuztragung u. s. w. Die Vorbühne wird zu beiden Seiten von Kolonnaden in griechischem Stile abgeschlossen, aus denen der Chor der Schutzgeister vor dem Beginn jeder neuen Handlung in friedlich gemessenem Schritte heraustritt, um auf der Vorbühne im Halbkreis Aufstellung zu nehmen und die Vorbilder, sowie die ihnen entsprechenden Szenen der Leidensgeschichte mit seinen Gesängen erläuternd einzuleiten. Der Gesamteindruck der Bühne in ihrer neuen Gestaltung ist ein geradezu großartiger zu nennen. Die an die Mittelbühne sich anschließenden Bauten sind nicht bloß, wie es früher der Fall war, kulissenartig gemalt, sondern plastisch ausgeführt und gewähren Wien gemalt worden, so daß naturgetreue Landschaftsbilder aus Palästina, Ägypten, der Sinaihalbinsel, welche an die Doré'sche Bibel erinnern, vor den Blicken des Zuschauers sich entfalten. Auch in Betreff der Verwandlungen der Kulissen und der szenischen Einrichtungen sind unter Leitung des Obermaschinenmeisters der königlichen Theater zu München, Herrn Karl Lautenschläger, alle die Mittel zur Anwendung gebracht worden, deren man sich heute in modernen

Abreise von Oberammergau.
(Oben: Die alte und die neue Straße.)

in ihrer Gesamtheit den Anblick einer wirklichen Stadt. Die Dekorationen für die Mittelbühne, welche je nach den zur Darstellung kommenden lebenden Bildern sowie nach den einzelnen Szenen der Passionsgeschichte wechseln, entsprechen allen Anforderungen eines hauptstädtischen Theaters der Neuzeit. Die Örtlichkeiten, an welchen die betreffenden biblischen Ereignisse sich abspielen, sind, soweit es möglich war, nach photographischen Aufnahmen von den kaiserlichen Hoftheatermalern Burchard & Co. in Schauspielhäusern bedient. Ebenso ist auf die Erneuerung der Kostüme die größte Sorgfalt verwendet worden. Dieselben sind zum Teil mit geradezu verschwenderischer Pracht ausgestattet. Das Gewand, in welchem der Hohepriester Kaiphas mit dem aus zwölf Edelsteinen gebildeten Amtsschild auf der Brust, mit dem hörnerartigen Kopfputz auf dem Haupt, majestätisch einherschreitet, macht in seiner historischen Treue denselben zu einer großartigen Erscheinung. Fast noch kostbarer ist das Kostüm des

Petrus (Jakob Hett).
(Nach einer im Verlag der Kunst- und Verlagsanstalt Oberammergau erschienenen photographischen Aufnahme von Carl Stockmann.)

Pilatus. Mit goldenem Brustharnisch und Scharlachmantel angethan, ein goldenes Stirnband auf dem Haupt, einen Feldherrnstab in der Rechten, steht der römische Staatsmann vor uns und erinnert in seiner reichen Ausstattung lebhaft an die Römergestalten des großen Rubens, wie sie auf dem Cyklus des Decius Mus in der Liechtensteingalerie zu Wien abgebildet sind. — Doch wir kehren nach diesen Abschweifungen zu dem Beginn des Passionsspieles zurück, für welchen, Punkt acht Uhr, wiederum durch Böllerschüsse das Zeichen gegeben wird. Dieselben werden auf einem südlich vom Orte belegenen Hügel gelöst, den König Ludwig II mit einer stattlichen Kreuzigungsgruppe hat schmücken lassen. Schon eine halbe Stunde vorher war der etwa 4000 Personen fassende Zuschauerraum nahezu bis auf den letzten Platz gefüllt. Auch er hat bei dem Umbau des Theaters wesentliche Verbesserungen erfahren. Dahin rechnen wir vor allem, daß sämtliche Plätze ohne Ausnahme numeriert und mit Lehnen und Klappstühlen versehen sind, wodurch jedes Gedränge vor dem Beginn der Vorstellungen vermieden wird. Jeder weiß nun bestimmt, wo er seinen Platz zu finden hat. Die sämtlichen Plätze des Zuschauerraumes steigen von dem unmittelbar vor der Vorbühne liegenden Orchester aus amphitheatralisch empor. Die dem Orchester zunächst liegenden Plätze, etwa 2000 an der Zahl, befinden sich unter freiem Himmel, dem Regen wie der Sonne ausgesetzt. Je nachdem dieselben der Bühne gerade gegenüber oder mehr seitwärts von derselben liegen, steigt der Preis von einer Mark auf fünf Mark. Auf den billigeren Plätzen überwiegt natürlich die ländliche Bevölkerung. Über den höher gelegenen Plätzen wölbt sich ein mächtiges Dach, das gegen die Ungunst der Witterung Schutz gewährt. In diesem bedeckten Raume beträgt der Preis eines Platzes, je nach der Lage zur Mittelbühne, zehn Mark, acht Mark und sechs Mark. Je höher hinauf gelegen, um so köstlicher ist der Ausblick, welchen die Plätze des Zuschauerraumes auf die Berge gewähren, die den Hintergrund des Theaters bilden. Freilich ist dieser Vorteil nur eine geringe Entschädigung für den Übelstand, daß durch die weite Entfernung von der Bühne auch viele Worte der Handlung verloren gehen, zumal wenn die „Aktores,“ so heißen in Oberammergau die Darsteller der sprechenden Rollen, nicht mit einer besonders lauten und deutlichen Stimme begabt sind. Bei den ersten Strichen des Orchesters, das, beiläufig bemerkt, ebenfalls ausschließlich aus Bewohnern Oberammergaus zusammengesetzt ist, legt sich die bis dahin in dem weiten Zuschauerraume herrschende Unruhe. Alles

Johannes (Peter Rendl).
Nach einer im Verlag der Kunst- und Verlagsanstalt Oberammergau erschienenen photographischen Aufnahme von Carl Stockmann.)

lauscht den Klängen der Ouverture, die freilich von musikverständigen Kennern längst als ein elendes Machwerk verurteilt worden ist. Doch haben sich die Oberammergauer bis jetzt nicht entschließen können, dieses Vermächtnis ihres ehemaligen Schulmeisters Rochus Dedler durch ein geeigneteres Musikstück zu ersetzen. Kaum sind die letzten Töne der Ouverture verklungen, als der aus zwölf männlichen und zwölf weiblichen-Mitgliedern bestehende Chor der Schutzgeister mit farbenprächtigen griechischen Gewändern angethan, die Stirnen mit goldenen Diademen geschmückt, unter Anführung des in Scharlach gekleideten Chorführers Jakob Rutz aus den Kolonaden zur Rechten und Linken der Vorbühne hervortritt, vor der Mittelbühne Aufstellung nimmt, und der Chorführer in recitativ vorgetragenem Gesange den Prolog anhebt, der zur ernsten Betrachtung des heiligen Spieles mahnt. Ergreifend ist es, wenn dann der Vorhang der Mittelbühne sich hebt, und das erste Vorbild aus dem alten Testamente sichtbar wird, das die Vertreibung der ersten Eltern aus dem Paradiese darstellt, um an die Schuld des gefallenen Geschlechtes zu erinnern, die in dem Leiden und Sterben des Erlösers gesühnt werden sollte. Der Vorhang senkt sich, um bald darauf wieder aufzugehen und ein Kreuz zu zeigen, um welches her anbetende Gestalten knieen. Auch der Chor sinkt vor dem Zeichen der Versöhnung anbetend in die Kniee, während hinter der Szene sich ein Chorgesang von Knabenstimmen vernehmen läßt:

„Ew'ger, höre deiner Kinder Stammeln!
Weil ein Kind ja nichts als stammeln kann,
Die beim großen Opfer sich versammeln
Beten dich voll heil'ger Ehrfurcht an.

Unwillkürlich stimmt dieser wie von Engelstimmen begleitete Anblick des Kreuzes zur Andacht; Sündenfall und Versöhnung sind durch diese beiden einleitenden Bilder dem Zuschauer vor Augen gestellt. Über der ganzen Versammlung lag von diesem Augenblicke an eine weihevolle Stimmung ausgebreitet, die auch in der feierlichen Stille, welche in dem weiten Raume herrschte, zum Ausdruck kam. Die eigentlich dramatische Handlung beginnt nun mit dem Einzug in Jerusalem. Ein Auftritt von geradezu überwältigender Wirkung. Schon während der Vorhang noch herabgelassen ist, hört man hinter demselben ein Durcheinander von Stimmen, erst einzeln und entfernt, dann näher kommend und immer stärker werdend. Der Vorhang hebt sich, man sieht hinten zur rechten Seite der Mittelbühne aus den Kulissen Kinder hervorbrechen, Knaben, Mädchen, sie tragen Palmenzweige, winken

nach rückwärts und rufen: „Hosianna, Hosianna.“ Es folgen Weiber und Männer, den Ruf verstärkend, eine ganze Bevölkerung, alt und jung, schwillt nach und nach zu einem Strome an, der bald das ganze Theater überflutet. Da breiten sie die Kleider auf den Weg, da ziehen sie, jubilierend und Palmen schwingend, über den Hintergrund der Mittelbühne, um dann tief hinten in der Straße zur linken wieder zu erscheinen und dieselbe langsam abwärts der Vorbühne zu zu ziehen. Und immer mehr Volks ergießt sich von rechts, immer lauter wird das Rufen, immer gespannter harren wir der Erscheinung dessen, dem dieser Jubel gilt. Da wird er endlich ganz im Hintergrunde sichtbar, um von der Straße zur rechten her über die Mittelbühne zu ziehen und dann aus der zur linken auf die Vorbühne herauszutreten. Der in Jerusalem einziehende Jesus sitzt quer auf einer Eselin, die Johannes am Zügel führt. Eine tiefe Bewegung ging durch die Versammlung. Was man so oft gehört und gelesen, was man so oft auf dem Bilde geschaut, das sieht man in lebendiger Gestaltung vor sich. Diese Szene des Einzuges allein ist schon von so großartiger Wirkung, daß man über ihr gern manche Ausstellungen vergißt, zu denen die späteren Szenen vielfache Veranlassung geben; sie wird freilich an Großartigkeit des Eindruckes von keiner späteren übertroffen und erreicht. Wir wüßten derselben nichts an die Seite zu stellen, was wir je von dramatischer Darstellung gesehen haben. Man nehme die Volksszenen im „Cäsar,“ in der „Jungfrau von Orleans,“ im „Egmont,“ im „Tell,“ sie erscheinen im Vergleich zu diesem Einzuge in Jerusalem selbst auf den großen Bühnen in Wien, München, Berlin matt und dürftig, nur als eine schwache Andeutung der Sache. Hier ist vollständige Wirklichkeit.

Judas (Johann Zwink).
(Nach einer im Verlag der Kunst- und Verlagsanstalt Oberammergau erschienenen photographischen Aufnahme von Carl Stockmann.)

Auf der Vorderbühne angelangt, steigt der Heiland von dem Esel ab, das um ihn her dicht gedrängte Volk nach allen Seiten freundlich grüßend und segnend, und fordert seine Jünger auf, mit ihm in das Haus seines Vaters zu gehen. Inzwischen hat sich hinter dem herabgelassenen Vorhang der Mittelbühne die letztere in eine Vorhalle des Tempels zu Jerusalem verwandelt. Der Vorhang geht wieder auf, und man sieht im Vordergrunde der Halle die Käufer und Verkäufer, die Geldwechsler und Händler, die den Tempel durch ihr unheiliges Treiben schänden. Entrüstet schreitet der Herr wider dasselbe ein mit den Worten: „Was sehe ich hier? So wird das Haus meines Vaters verunehrt! Ist das Gotteshaus oder ist es ein Marktplatz?“ Er stößt die Tische der Wechsler um und öffnet einen Korb mit Tauben, die nun lustig über das Theater

Herodes (Johann Diemer).
(Nach einer im Verlag der Kunst- und Verlagsanstalt Oberammergau erschienenen photographischen Aufnahme von Carl Stockmann.)

Überlieferung in keiner Weise etwas Verletzendes, und das hier benutzte Motiv entspricht auch in sofern der geschichtlichen Wahrheit, als es zeigt, wie die niedrigsten sündlichen Leidenschaften in Bewegung gesetzt werden, um den Tod des Herrn herbeizuführen. Es kann nun unmöglich unsere Aufgabe sein, dem Leser alle einzelnen Szenen des mit einer Unterbrechung von 1½ Stunde von 8 Uhr morgens bis ½6 abends währenden Passionsspieles vorzuführen, nur in aller Kürze sei der weitere Verlauf des Spieles hier angegeben. Dasselbe gliedert sich in drei Abteilungen, von denen die beiden ersten je sieben, die letzte, einschließlich einer allegorischen Darstellung der Himmelfahrt, vier Handlungen umfaßt. Die erste Abteilung bringt in sieben Vorstellungen den Verlauf der Leidensgeschichte vom Einzug in Jerusalem bis zur Gefangennehmung in Gethsemane zur Darstellung. Nach ihr tritt die erwähnte längere Pause ein. Die zweite Abteilung reicht von der Gefangennehmung Jesu bis zur Verurteilung zum Kreuzestod durch Pilatus. Die dritte kürzere aber innerlich ergreifendste Abteilung enthält die Hinausführung nach Golgatha, die Kreuzigung mit der Kreuzesabnahme und Grablegung, sowie endlich die Auferstehung. Nur in Betreff der letzteren hat das Passionsspiel bei der diesmaligen Aufführung eine wesentliche Kürzung erfahren. Man hat die Vorbilder: Jonas, der vom Walfisch ans Land gesetzt wird, und den Durchzug der Kinder Israel durch das Rote Meer, welche früher der Auferstehungsszene vorangingen, gänzlich beseitigt und man hat daran sehr wohl gethan, zumal das erste dieser Vorbilder an großer Geschmacklosigkeit litt. Auch die langatmigen Verhandlungen, welche zwischen der Priesterschaft und den Grabwächtern gepflogen wurden, um die Thatsache der Auferstehung nicht ruchbar werden

hinflattern. In geschickter Weise wird die Wut der geschädigten Tempelkrämer zu einer Schürzung des dramatischen Knotens benutzt, die zum Verständnis der menschlichen Entwickelung des großen Dramas wesentlich beiträgt. Die in ihrem Gewerbe durch den Herrn geschädigten Händler sind es, die von da ab als die erbittertsten heimlichen Feinde des Propheten aus Nazareth auftreten, und sie werden wiederum von den Pharisäern und Schriftgelehrten benutzt, um das Volk gegen Jesum aufzustacheln. Auch die ersten Verhandlungen mit Judas dem Verräter werden durch einen dieser Händler angeknüpft. Ist damit auch ein Motiv in die weitere Entwickelung der Leidensgeschichte hineingetragen, von welchem die biblische Darstellung derselben nichts weiß, so hat doch hier die Abweichung von der biblischen

zu lassen, sind sehr zum Vorteil des Gesamteindrucks beseitigt worden. Unserem Gefühle würde es mehr entsprechen, wenn man überhaupt darauf verzichtete, den Vorgang der Auferstehung darstellen zu wollen und wenn auf dieselbe ebenso wie auf die Himmelsahrt nur durch einen Schlußgesang des Chores hingewiesen würde. Beschränkt sich doch mit gutem Grunde auch die biblische Erzählung darauf, die Auferstehung nur als geschehen zu berichten, während sie den geheimnisvollen Vorgang selbst verden Herrn zu verraten, der ganze Vorgang schon in dem Gesange des Prologes weit und breit erzählt; dabei wirken die häufigen Wiederholungen der im Recitativ wiederkehrenden Strophen in hohem Maße ermüdend. Zuweilen artet auch der moralisierende und sentimentale Ton, der in dem Text der Gesänge vorwaltet, geradezu in geschmacklose Trivialitäten aus. So, wenn es zum Beginn der zweiten Abteilung heißt:

„Begonnen hat der Kampf der Schmerzen
Im Garten von Gethsemane,

Bestellung des h. Abendmahl.
(Nach einer im Verlag der Kunst- und Verlagsanstalt Oberammergau erschienenen photographischen Aufnahme von Carl Stockmann.)

hüllt läßt. Wenn irgendwo, so wäre hier ein enger Anschluß an die Bibel und ein ehrfurchtsvolles Vorübergehen an dem heiligen Geheimnis am Platz. So gut wie in dieser letzten Abteilung hätten aber auch unter einigen der früheren gar wohl manche Kürzungen vorgenommen werden können. Die Gesänge des Chores sind teilweise von einer geradezu unerträglichen Länge und Langweiligkeit. Sie beschränken sich vielfach nicht darauf, die Vorbilder einleitend zu erklären, sondern sie greifen oft schon der nachfolgenden Handlung vor. So wird vor der Verabredung, die Judas mit dem Hohen Rate trifft und in welcher er sich erbietet,

O, Sünder nehmet dies zu Herzen
Vergesset diese Szene nie."

Oder wenn zu dem Vorbild des unschuldigen Nabots, der durch falsche Zeugen zum Tode verurteilt wird, welches der Verurteilung Jesu vor Kaiphas vorausgeht, der Chor an die Richter die Mahnung richtet:

„Ihr mächt'gen Herrscher dieser Welt,
Zum Wohl der Menschheit aufgestellt,
Vergeßt bei Übung eurer Pflicht
Des unsichtbaren Richters nicht!
Bei ihm sind alle Menschen gleich,
Sie mögen dürftig oder reich,
Geadelt oder Bettler sein: —
Gerechtigkeit gilt ihm allein."

Vor der Szene, welche das verzweiflungsvolle Ende des Judas darstellt, wird als

Das h. Abendmahl.
(Nach einer im Verlag der Kunst- und Verlagsanstalt Oberammergau erschienenen photographischen Aufnahme von Carl Stockmann.)

Vorbild der flüchtige Brudermörder Kain gezeigt, und gerade dieses lebende Bild ist eins der erschütterndsten, aber fast wird der Eindruck, den dasselbe machen muß, in sein Gegenteil verwandelt, wenn dazu der Chor singt:

„Dies soll der Sünde Spiegel sein;
Denn kommt die Rache heute nicht,
Will noch der Himmel borgen,
So fällt das doppelte Gericht
Auf eure Häupter morgen."

Diese Beispiele unerhörter Geschmacklosigkeiten ließen sich mit leichter Mühe noch verzehnfachen.

Wir glauben, diese Mängel, an denen das Passionsspiel leidet, im eignen Interesse der Oberammergauer nicht verschweigen zu dürfen. Der Eindruck desselben würde noch viel überwältigender sein, wenn die Gesänge des Chores etwa um die Hälfte verkürzt würden.

Unter den Szenen der heiligen Leidensgeschichte bildet natürlich die der Kreuzigung selbst den Höhepunkt. Schon die ihr unmittelbar vorangehenden Handlungen, die Zusammenrottung des Volkes vor dem Hause des Pilatus, um mit dem immer stürmischeren Rufe: „Ans Kreuz mit ihm, ans Kreuz" die Verurteilung dessen zu fordern, dem man noch soeben Hosianna zugejauchzt hatte, die schauerliche Wahl, in welcher Barrabas, „das gräuliche Bild eines vollendeten Bösewichts," wie Pilatus ihn nennt, dem Heiland vorgezogen wird, das endliche Erliegen des Landpflegers nach allen seinen vergeblichen Versuchen, den Heiland zu retten, und vor allem die Hinausführung auf Golgatha unter Begleitung der von den Priestern zu leidenschaftlichem Hasse aufgereizten Volksmenge, sind von tief ergreifender Wirkung. Die gespannte Erwartung, mit welcher die Zuschauer fast atemlos der Kreuzigungsszene entgegensehen, wird noch dadurch erhöht, daß der Chor vor der Darstellung derselben in Trauerkleidern erscheint. In Worten, die von einer sanften Klagemusik begleitet sind, fordert der Chorführer auf, nach Golgatha zu gehen und zuzuhören, wie dröhnende Hammerschläge den Heiland ans Kreuz fesseln. In diesem Augenblicke hört man hinter dem Vorhang die Hammerschläge, mit denen an dem Herrn und den mitgekreuzigten Schächern die Annagelung vollzogen wird. Der Vorhang geht auf, und es zeigt sich uns die Schädelstätte, auf

welcher die Kreuze mit den beiden Schächern bereits aufgestellt sind. Mit zurückgebundenen Händen hängen die Todesgefährten Jesu da. Das Marterholz mit dem Heiland liegt noch am Boden und wird nun langsam aufgerichtet und fest gekeilt. Über zwanzig Minuten hängt der Darsteller des Heilandes am Kreuze. Die Verteilung seiner Kleider unter die Kriegsknechte, das Würfeln um seinen Rock, die Spottreden und Verhöhnungen der Hohenpriester, die sieben Worte, die der Heiland am Kreuze spricht, die Verfinsterung des Himmels über seinem Haupte, das Erbeben der Erde im Augenblicke seines Verscheidens, alles das vollzieht sich vor unseren Augen und Ohren mit so täuschend getreuer Nachbildung des biblischen Gerichtes in allen seinen Einzelheiten, daß wir es vergessen, in Oberammergau zu sein und uns auf Golgatha versetzt glauben. Auch die darauf folgende malerisch schöne, vorsichtige Kreuzesabnahme, bei der offenbar die Darstellungen von Rubens und Dürer zum Vorbild dienen, muß sich jedem, der sie einmal gesehen, unvergeßlich einprägen. Dasselbe darf man auch von der Fußwaschung und der Einsetzung des heiligen Abendmahls behaupten, von wie vielen Seiten auch gerade gegen die Darstellung der letzteren scheinbar berechtigte Bedenken erhoben worden sind. Für mich wenigstens lag gerade über dieser Handlung eine so heilige Weihe ausgebreitet, daß jede störende Empfindung darüber vergessen wurde. Die Meßopferidee wird nur ganz leise in den Worten des Chores angedeutet:

„Ich stifte mir ein neues Mahl,
Dies spricht der Herr, und überall
Soll auf dem ganzen Erdenrunde
Ein Opfer sein in diesem Bunde."

Unter den „Aktores" nimmt selbstverständlich der Darsteller des Christus die erste Stelle ein. Zum drittenmal wird diese

Christus am Ölberg (Josef Maier).
(Nach einer im Verlag der Kunst- und Verlagsanstalt Oberammergau erschienenen photographischen Aufnahme von Carl Stockmann.)

Rolle in diesem Jahre von dem Bildschnitzer und Bildschnitzwarenverleger Josef Maier gegeben, der in seiner edlen, man darf sagen vornehmen Erscheinung zum Darsteller des Christus wie geschaffen ist. Seine Sprache zeichnet sich vor der aller anderen „Aktores" durch tadellose, fast dialektfreie Reinheit und Deutlichkeit aus und ist selbst bei den vom Kreuze herab leise gesprochenen Worten weithin verständlich. Vor allem aber ist sein stummes Spiel in Mienen und Geberden unübertrefflich. Jede Bewegung ist edel und würdig und oft von wahrhaft erhabener Grazie. Die Szene, in welcher er den Jüngern die Füße wäscht und ihnen dann Brot und Wein bei der Einsetzung des Abendmahls darreicht, wird ihm nicht leicht der geübteste Schauspieler nachmachen, und dabei ist er doch frei von allem Haschen

nach schauspielerischem Effekt. Erschütternd ist sein Zusammenbrechen unter den rohen Mißhandlungen der Kriegsknechte und beim Tragen des Kreuzes, großartig der Eindruck seiner Erscheinung und der körperlichen Ausdauer während der Kreuzigung selbst. Ganz wunderbar ist es, wie der von der schwierigen Stellung am Kreuz angegriffene Dulder unmittelbar nach der Abnahme vom Kreuze die Leichenstarre nachahmt. Wie er endlich im Schoße seiner Mutter liegt, das ist ein Bild, das einer Rietschelschen Pietà an Schönheit und plastischer Vollendung nichts nachgibt. Eine sehr üble Zugabe zu den Oberammergauer Passionsspielen ist nur der schwärmerische Kultus, den Engländerinnen und Amerikanerinnen mit dem Darsteller des Christus treiben.

Die sehr bedeutende und wichtige Rolle des Kaiphas wird schon zum viertenmale von dem jetzt 54jährigen Bürgermeister Johann Lang meisterhaft gespielt. Übrigens liegt auch die äußere Leitung des ganzen Passionsspieles in den Händen des hochgebietenden Gemeindeoberhauptes von Oberammergau. Ebenfalls zum viertenmale spielt der Bildschnitzer Jakob Hett den Petrus. Sein ehrwürdiges graues Haupt mit der hohen Stirn und der kahlen Glatze macht ihn in seiner äußeren Erscheinung zu dieser Rolle besonders geeignet. Nur ist leider die Stimme des schon betagten Mannes dem weiten Raume der Oberammergauer Bühne nicht mehr vollständig gewachsen. Zu den anziehendsten Erscheinungen unter den Aktores gehört ohne Zweifel Thomas Rendl, der Darsteller des Pilatus, als solcher in diesem Jahre zum zweitenmale auftretend. Edel in der Haltung, markig in der Sprache, ist der stattliche, breitschultrige Mann mit dem braunen Vollbart, in dem reichen goldenen Schuppenpanzer, mit weißem Unterkleid und rot leuchtender Toga, dem goldenen Reif im braunen gewellten Haare, den reichen Kniespangen und Sandalen, eine der idealsten Gestalten des ganzen Stückes: ein Römer, wie ihn die besten alten Bildwerke zeigen. Dabei ist Thomas Rendl ein Mann von seltener Schlichtheit und Einfachheit. Er versieht augenblicklich die Stelle

Die Geißelung.
(Nach einer im Verlag der Kunst- und Verlagsanstalt Oberammergau erschienenen photographischen Aufnahme von Carl Stockmann.)

eines Pförtners und Hausverwalters in der Villa der Frau von Hillern, die sich in Oberammergau niedergelassen hat, und man fragt sich unwillkürlich, wie ein Mann von diesem Stande und Bildungsgrade dazu kommt, mit solcher Vollendung den vornehmen Römer zu spielen. Gerade er ist, wenn irgend einer der „Aktores,“ ein Beweis dafür, wie die Anlage zur dramatischen Kunst in Ammergau gewissermaßen in der Luft liegt und eine angeborene ist. Ob Rendl-Pilatus in die Vorhalle seines Palastes hinaustretend nach dem Begehren der Hohenpriester fragt, ob er die jüdischen Ankläger des Heilandes wegen ihrer plötzlichen Sorge um des Kaisers Macht und Ansehen verspottet, ob er sich in der Frage: „Was ist Wahrheit?“ als aufgeklärten Skeptiker zeigt, ob er endlich nach langem Kampf zwischen seiner Pflicht und der Furcht vor des Kaisers Ungnade dem Drängen des fanatisch aufgehetzten Volkes nachgibt und den Stab über Christus bricht, — immer behauptet er die gleiche Würde.

Ecce homo (Josef Maier).
(Nach einer im Verlag der Kunst- und Verlagsanstalt Oberammergau erschienenen photographischen Aufnahme von Carl Stockmann.)

Neu besetzt ist bei der diesmaligen Aufführung die Rolle des Judas, welche von dem früheren bewährten Darsteller Lechner, der sie wegen seines hohen Alters aufgeben mußte, auf den Maler Johann Zwink übergegangen ist. Es sei hier beiläufig bemerkt, daß der Figur des Judas trotz aller Mühe, die der Darsteller sich gab, die That des Verrates und den verzweifelten Ausgang des Verräters psychologisch zum Verständnis zu bringen, im Bewußtsein der ländlichen Besucher des Passionsspieles immer noch etwas komisches anhaftet, wahrscheinlich in Erinnerung an die mittelalterlichen Passionsspiele, in denen das Auftreten desselben zu allerhand possenhaften und humoristischen Auslassungen benutzt zu werden pflegte. Der ländliche Teil der Zuschauer begleitete das Abtreten des Judas auch da mit Lachen, wo weder der Text noch das Spiel des Darstellers irgend welchen Anlaß dazu bot. Fast noch zu jugendlich ist der kaum zwanzigjährige Darsteller des Johannes, Peter Rendl, aber derselbe erfaßt seine Rolle mit solcher Wärme und Innigkeit, daß er allem Anschein nach bei künftigen Aufführungen des Passionsspietes zu noch bedeutenderen Aufgaben berufen scheint. Nach seiner ganzen Erscheinung und nach seinem sicheren und doch sehr bescheidenen Auftreten hat er alle Anlage, unter den „Aktores“ dereinst eine hervorragende Stelle einzunehmen. Auch die Rolle der Maria war diesmal neu und jedenfalls diesmal viel besser als im Jahre 1880 besetzt. Rosa Lang, die Tochter des Bürgermeisters und Hohenpriesters Kaiphas, verbindet mit einer schönen und vornehmen Erscheinung ein volles und wohltönendes Organ.

Gern verweilten wir, wenn der Raum es uns gestattete, noch eingehender bei den lebenden Bildern, in deren plastischer Darstellung unter Leitung des Zeichenlehrers und Vorstehers der Oberammergauer Kunstschule Ludwig Lang, der Kunstsinn jener Dorfbewohner am meisten zum Ausdruck kommt. Die Gruppierung der Bilder, bei denen zuweilen über 400 Personen zusammenwirken, die Sicherheit, mit der bis auf die vierjährigen Kinder herab jeder Darsteller Stellung und Haltung geraume Zeit hindurch unbeweglich zu wahren weiß, die wirkungsvolle Zusammenstellung der Farben in den Gewändern sind oft geradezu staunenswert. Die volle Hingabe mit der die gesamte Bevölkerung an dem Passionsspiele beteiligt ist, findet gerade in ihnen ihre volle Bethätigung.

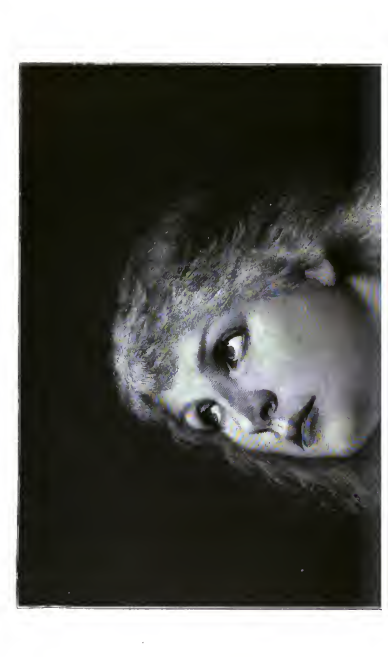
Marmorne Kreuzigungsgruppe.
Geschenk König Ludwig II an Oberammergau.
Photographische Originalaufnahme von Josef Albert in München.

Noch ist das Oberammergauer Passionsspiel, — den Eindruck habe ich trotz aller Klagen über Ausbeutung der Gäste, empfangen, — für die Mehrzahl der Ortsbewohner nicht eine willkommene Gelegenheit zu leichtem Gelderwerb, sondern die Ausübung einer von den Vätern überkommenen Pflicht, und gerade darin liegt die Erklärung für die Anziehungskraft, welche dasselbe noch immer auf Tausende und Abertausende ausübt. Aber man darf sich freilich auch darüber nicht täuschen, daß den Oberammergauern schon jetzt die Gefahr sehr nahe gerückt ist, sich durch den aus dem Zuzug der Fremden erwachsenden Geldgewinn auf falsche Bahnen verlocken zu lassen. Namentlich liegt in dem Herzuströmen der Engländer und Amerikaner, eine sehr starke Versuchung, den nächsten Zweck desselben aus den Augen zu verlieren, und die Leiter des Spieles haben allen Anlaß, ihren ganzen Einfluß dahin geltend zu machen, daß alles, was an Spekulation erinnert, von diesem von den Vätern ihnen überkommenen Erbe fern gehalten werde.

Spruch.

Von Frida Schanz.

Rauschenden Bächen wird auch die Tiefe nicht fehlen.
Lieber zu viel als zu wenig Schwung! — —
In kleinen Herzen, in niederen Seelen
Wohnt keine Begeisterung!



Vertrauen. Nach dem Gemälde von Gabriel Max.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Der blöde Herr.

Roman von Hobrecht.

Die drei Städte Altstadt, Löbenicht und Kneiphof Königsberg haben während des XVI. und XVII. Jahrhunderts — bis des großen Kurfürsten eiserne Hand endgültig durchgriff — mit ihrer Landesherrschaft wie in einem beständigen kleinen Kriege gelebt, der bald hier, bald da heller aufbrannte. Und wenn einmal wegen hartnäckiger Friedensliebe des Landesherrn das Feuer auszugehen drohte, so besorgten die Städte das Geschäft allein untereinander. Man wohnte sich eben allerseits zu nahe. Aber aus diesem Nahewohnen folgte zugleich für die Parteien etwas anderes, dem wir in den zeitgenössischen Chroniken kaum weniger häufig begegnen, als den Händeln: Alles, was im Schloß einem Ereignis gleich sah — Hochzeit, Begräbnis, Geburtstag, Ein- oder Ausreise befreundeter Fürstlichkeiten — fand in den benachbarten Bürgerschaften ein fröhliches oder trauerfeierliches Widerspiel; und wenn man just um den Pfennig für notwendige Dinge erbittert gezankt hatte, verpuffte man leichten Herzens den Gulden für Ehrenschüsse, Festkleider, Laub- und Blumenschmuck — den Trunk nicht zu vergessen.

Wer gewöhnt ist, die Welt mit etwas scheelem Blick anzusehen, könnte sagen, beide Lebensäußerungen wären in der Wurzel nicht gar weit auseinander gelegen und unter allen bewegenden Kräften wäre Eitelkeit die mächtigste. Wir erinnern uns jedoch lieber daran, daß es der alte germanische Freiheitssinn ist, der sich in dem Bürger oder Bauern dagegen wehrt, etwas als verpflichtend oder belastend für sich oder sein Grundstück anzuerkennen, der um das Kleinste kleinlich und mit Erbitterung zu streiten und daneben im Augenblick Großes in großartiger Weise und sorglos wegzugeben im stande ist. Und hiermit verlassen wir schleunig das Gebiet der Betrachtung und kommen zu unserer Geschichte.

Am 10. Oktober 1573 entwickelte sich in Königsberg zwischen dem Schloß und dem südlichen Ausläufer der Stadt, dem Dorf Haberberg, einer jener festlichen Hergänge, deren oben gedacht wurde. Das Ausschmücken der Häuser mit Laub- und Tannengewinden, das Errichten von Ehrenpforten, die sich alle mehr oder weniger außer Loth und Mittel befanden, das Hinüberziehen von Guirlanden von einer Seite der Straße zur anderen, so daß ein Reiter nur gebückt darunter passieren konnte, war schon am Tage vorher ins Werk gerichtet worden. Auch an Flaggenmasten, Musikemporen und Bühnen für redelustige Professoren oder Ratsverwandte fehlte es nicht. Überhaupt wolle der Leser sich nur erinnern, was er an derlei Veranstaltungen sicherlich selbst innerhalb der letzten zwanzig Jahre gesehen hat — vor dreihundert Jahren hatte man das alles schon; neue Erfindungen sind auf diesem Gebiete nicht gemacht worden.

Heute schlugen die Trommler schon früh am Morgen in allen Quartieren der drei Städte um, doch erst beim dritten male, wie es der Brauch war, fingen die in Feierkleid und Wehr prangenden Bürger an, sich auf den Sammelplätzen einzufinden, und von den Türmen der Stadt schlug die achte Stunde, als die Bürgerkompagnieen gerichtet und geordnet sich in Bewegung setzten, um ihre Aufstellung für den Einzug zu nehmen. Zwischen ihnen ordneten sich die Gewerke und Gilden; ergab sich doch noch eine Lücke, so war sie schnell genug durch Haufen freiwilliger Gaffer ausgefüllt. Es wäre keine leichte Aufgabe gewesen, das, was man jetzt die via triumphalis nennt, ein Weg von beiläufig einer Viertelmeile, zur Zufriedenheit aller Mitfeiernden einzuteilen; aber wie schon gesagt, diese Festlichkeiten waren nicht selten und seit bald fünfzig Jahren galt nun schon eine gewisse Empfangsordnung, die sich in Geltung erhielt, weil — jeder sich dadurch benachteiligt glaubte.

Eine halbe Stunde später rückte in stattlichem Geschwader das vereinigte Fleischhauergewerk der drei Städte vom altstädtischen Markte ab, wo der Sammelplatz gewesen; an der Spitze ritt der Herr Obermeister der Altstädter zwischen seinen Kol-

legen aus dem Kneiphof und Löbenicht, so daß einem jeden sein Recht geschah. Im ganzen war's ein prächtiger Anblick: Mann und Pferd waren im besten Futter, Kleidung, Rüstung und Wehr wohl geputzt, die Reiterei noch durchaus zu loben, da ja jedermann seit dem ersten Frühstück nüchtern war. So bekamen, die auf den Gassen standen, etwas ordentliches zu sehen; denn die Fleischhauer ritten durch den Kneiphof und die Vorstädte, bis wo am Anfange des Haberberges der Haberkrug stand. Dort wollten sie der ankommenden Gäste warten, das heißt, sie saßen ab, banden die Pferde mit den Zügeln zusammen, gaben sie in die Aufsicht einiger vorausgesandter Lehrburschen und waren nicht allzusehr überrascht, als sie hörten, daß die jüngsten Meister schon Tages vorher ein paar Fässer besten Löbenichtschen Bieres hinausgeschafft und nun eben angezapft hatten.

Um neun Uhr fuhren die zur Begrüßung gewählten Ratsherrn, vier von jeder Stadt, in drei Kutschen vom Altstädtischen Rathause ab. Sicherlich waren sie feierlich und glänzend anzusehn; ihnen selbst war's aber keine Lust, in den Wagen zu sitzen, so weitläufig und reich geziert diese auch waren. Wie die armen Herren in ihren Gefährten aus einem Loch des gebesserten Straßendammes ins andere fielen, glichen sie Leuten, die im Fährboot einen Strom passieren, wenn er schwer mit Eis treibt. Auch stellten sich neben dem Seitenstechen allerlei der Seekrankheit verwandte Empfindungen bei ihnen ein; doch galt es fröhlich auszusehen und stolz wegen der Ehre, deren man gewürdigt worden. Dazu ging ihr Weg noch über den Haberberg hinaus dahin, wo der sogenannte Ponarther Damm anfing und sich zur Kräftigung des Reisenden, der diesen bei schlechtem Wetter passieren mußte, der Dammkrug befand. Hier enthoben sich die Ratsherren mit allerlei Äußerungen der Befriedigung ihren Sitzen, überzeugten sich, daß das mitgenommene Flaschenfutter unverletzt geblieben war und überraschten sich gegenseitig mit der Wegekost, die einem jeden von der Frau Eheliebsten heimlich zugesteckt worden. Sie hatten ja nun Zeit, die weiteren Dinge in Ruhe abzuwarten; daran, daß sie vor dem Verlauf einer Stunde gestört würden, war überhaupt nicht zu denken. Im schlimmsten Falle mußte man die heranziehenden Gäste gewahr werden, wenn sie sich noch am anderen Ende des Ponarther Dammes befanden; bis sie den überwunden hatten, verging gewiß eine Viertelstunde — in der Zeit konnte man empfangsbereit sein.

Die Gäste aber, denen der Empfang gelten sollte, waren die Braut des jungen Herzogs Albert Friedrich in Preußen und ihr Vater mit geziemendem Gefolge. Sie kamen, damit in dreien Tagen auf dem Schlosse die Hochzeit in allem Glanze gefeiert würde; seit Wochen waren sie vom Rhein her unterwegs, die letzte Nacht hatten sie auf dem fast drei Meilen entfernten Schloß Brandenburg verbracht, von elf Uhr ab durfte man ihrer auf dem Dammkrug gewärtig sein.

Denen, die auf den Gassen standen, durch welche der Einzug sich bewegen mußte, nicht weniger den Frauenzimmern, die geputzt an den Fenstern saßen, waren diese Umstände wohl bekannt, und als die Glocken die zehnte Stunde verkündet hatten, richteten sich die Blicke aller — je später, je öfter und länger — der Gegend zu, in welcher das Schloß gelegen ist. Von dorther mußte ja der junge Landesherr mit den Herren Regimentsräten und stattlichstem Geleit erscheinen, um der Braut entgegen zu ziehen. Auch diese Herrschaften wollten sich bis nach dem Dammkruge begeben. Vielleicht ritt der junge Herzog, wenn er seiner Ungeduld nicht Herr wurde, noch etwas weiter hinaus — so war es zwischen dem Hofe und den Häuptern der Städte abgeredet worden.

Gegen halb elf lief auch eine Bewegung durch die ganze Linie der Gassen vom Schloß bis zum Haberkruge: Recken der Hälse, allerlei Versuche, der eignen Länge eine Elle zuzusetzen, Rufe „Sie kommen, sie kommen!“ aber es war doch wieder einmal nichts gewesen oder der schon begonnene Auszug war aus irgend welchem Grunde in's Stocken geraten — neues Ausgucken, neues Warten, dazwischen allerlei gewagte Vermutungen und die gewöhnlichen Spottreden über alle Welt und darüber, daß man selbst ein solcher Narr wäre, hier Maulaffen feil zu halten! Vom Platz aber ging niemand.

Doch nun — elf Uhr hatte es schon geschlagen — nun sollte die Sache wirklich in Fluß kommen; ein feierliches Rumpeln schweren Fuhrwerks wurde vernehmlich, und

dort nahte es auch schon: vier Staatskarossen hintereinander! Sicherlich waren sie besser gebaut, auch häufiger im Gebrauch und um vieles besser bespannt, als jene drei Ratskutschen; trotzdem stießen und schwankten sie gefährlich, umsomehr als sie nicht ihre gehörige Belastung hatten: die ankommenden Gäste sollten ja beim Einzuge darin auch Platz finden. Jetzt waren sie nur halb besetzt von dem Landhofmeister Truchseß zu Waldburg, dem Oberburggrafen von Kreitzen und den Amtshauptleuten zu Fischhausen und Tapiau sowie deren Weibern in großem Putz. Aber die ärgerliche Bewegung des Fuhrwerks allein war doch wohl nicht Schuld daran, daß sie allesamt aussahen, als hätten sie sich eben gezankt, mit gekniffenen Lippen und gerunzelten Stirnen und immer gerade an den Nasen herunterschauend. Und die Herren, die unter Führung des Obermarschalls Joachim von Bork zu Pferde nachfolgten, führten sogar einen lauten, erregten Diskurs untereinander, fochten mit den Armen und machten ihren mutigen Tieren viel unnütze Not mit Sporen und Zügelzerren. Den jungen Herzog suchten die Zuschauer vergebens in dem Zuge! Kurz vor dem Köttelthor warf noch einer der Kavaliere sein Pferd herum: „Und ich bringe ihn doch noch!“ rief er fast zu laut, indem er sich mit der flachen Hand auf den Schenkel schlug, daß es klatschte; dann sprengte er zurück auf dem Wege nach dem Schloß. „Ein forscher Kerl, der Lehndorf!“ sagten die Leute, die herumstanden und sahen ihm bewundernd nach.

Aber nach Verlauf einer kleinen halben Stunde kam er in eben solcher Hast und allein zurück; wie er vorüberjagte, sah er aus, als wäre er auf der Flucht, dunkelrot war er im Gesicht und als ihm ein tiefhängendes Laubgewinde den Federhut glatt vom Kopf strich, schien's, als wollte er das harmlose Grün in hellem Zorn zerreißen. Ein gefälliger Mann, der den herabgefallenen Hut aufhob, sauber abwischte und dem Reiter hinaufreichte, benutzte die Gelegenheit zu fragen, ob denn Seine fürstlichen Gnaden nicht mit hinausreiten wollten? Der grimmige Junker aber drückte ohne sonderlichen Dank den Hut mit der Faust in die Stirn: „Er ist wieder einmal nicht recht — —!“ schrie er im Davonsprengen; mehr war nicht zu verstehen, doch schien es denen, die ihn überhaupt hören konnten, zu genügen. Mit Kopfnicken und Achselzucken bedeuteten sie sich, daß sie wohl wüßten, um was sich's handle.

„Wehe dir Land, des König ein Kind ist!“ sagt der Prediger Salomo; der Satz gilt auch umgekehrt: „Wehe dem Kinde, das berufen wird, ein Land zu regieren!“ Vierzehn Jahre alt war Albert Friedrich gewesen, als er im Jahre 1568 am gleichen Tage Vater und Mutter verloren hatte. Die es gut mit ihm meinten, waren dafür, daß ihm ein Vormund und Regent bestellt, aber die Mehrzahl unter den Oberräten des Landes glaubte, ihren Vorteil darin zu finden, wenn der junge Herr alsbald für mündig erklärt würde. Sie beriefen sich deshalb auf seine vorzüglichen Gaben, auf seinen feurigen Geist; man mußte ihnen darin Recht geben und es geschah nach ihrem Willen. Aber natürlicher Scharfblick und lebhafte Empfindung hatten hier eigentlich nur dazu geführt, daß das arme Fürstenkind vor der Zeit teil nahm an Sorgen, Leiden, selbst Demütigungen, an denen die letzten Regierungsjahre seines Vaters so überreich waren. Mit dem redlichsten Willen, seinem Lande gutes zu thun und das Reich Gottes in der Kirche zu fördern, stand Herzog Albrecht während seiner ganzen Regierung zwischen einem selbstsüchtigen, zuchtlosen Adel und einer Geistlichkeit, die an Unduldsamkeit, Streitsucht und wildem Eifer nirgends in den Kreisen des reinen Luthertums übertroffen wurde. Er war nicht ohne Schuld: seine Ungeschicklichkeit in wirtschaftlichen Dingen war ihm dort, seine Neigung zu theologischen Grübeleien hier stets hinderlich und schwer mußte er für beides büßen. Voll innerer Empörung und doch ganz ohnmächtig mußte er's mit ansehen, wie seine Räte auf Anrufen des Adels durch polnische Oberlehnsherrschaft gerichtet und fast vor seinen Knieen, die sie umklammert hatten, auf den Sandhaufen geschleppt wurden, und noch zwei Jahre vor seinem Tode zwang man ihn, als evangelischen Bischof nach Königsberg den Mann zu berufen, den er wegen Unbotmäßigkeit und ganz unleidlicher Zänkereien erst zwölf Jahre früher des Landes hatte verweisen müssen. Demütig hatte er die Verzeihung des unverbesserlichen Streittheologen zu erbitten, der eben erst wieder von seiner Gemeinde zu

Braunschweig in schwerem Unfrieden geschieden war.

Es soll dem Leser nicht zugemutet werden, sich näher in die theologischen Kämpfe einzulassen, welche, die evangelische Kirche tief schädigend, zu jener Zeit in ganz Deutschland und nirgends heftiger als im Herzogtum Preußen sich abspielten. Osiandristen und Flacianer, Sakramentierer und Philippisten und — nach dem Ausdruck eines ehrlichen Chronisten — „alle dergleichen Irrlehrer, so sich auf ‚isten‘ endigen“ tobten hier gegeneinander, und der gute Herzog versuchte, aus diesem Hexenkessel die Wahrheit auszuscheiden und so den Frieden zu gewinnen, statt vor allem mit eisernem Szepter Gehorsam zu erzwingen. Diesen aber zu verweigern, arbeiteten sich Adel und Geistliche, sonst oft feindlich genug untereinander, immer in die Hände.

Tief sank die Vorstellung der seinem Vater angethanen Unbill in das Herz des jungen Albert Friedrich, wenn er, wie oft geschah, gezwungen war, bei solchen demütigenden Verhandlungen gegenwärtig zu sein; bitter mußte sein kindliches Herz gekränkt werden, wenn er Zeuge war, wie auch seine Mutter, die Herzogin, bei gelegentlichen Händeln mit dem übermächtigen Hofadel, einzelne Mitglieder desselben schriftlich und mündlich um Verzeihung zu bitten hatte. So waren bei dem Tode der Eltern Haß und Mißtrauen die Empfindungen, die er denjenigen entgegenbrachte, auf welche er sich stützen sollte. Dabei stand er Aufgaben gegenüber, die auch neben reifer eigener Kraft immer noch treumeinende Gehilfen verlangt hätten. Fand sich aber ein Mensch in seiner Umgebung, zu dem er Vertrauen fassen wollte, so war die einmütige Arbeit der Regimentsräte wie der Hofgeistlichkeit darauf gerichtet, denselben zu beseitigen.

Jener streitbare Bischof — Mörlin — war gestorben, als der junge Herzog siebzehn Jahre zählte; noch im Tode hatte er nur darauf gedacht, einen Nachfolger zu benennen, der im ganzen Reiche seiner Friedlosigkeit wegen bekannt und bisher noch aus jedem Amt wegen gänzlicher Unverträglichkeit verabschiedet worden war: Heßhusius war der Name dieses Würdigen. Albert Friedrich, einer natürlichen Regung folgend, wünschte einem Hofgeistlichen, Magister Voit, der dem sterbenden Herzog Albrecht ein liebevoller Tröster gewesen war, das Bistum zu verleihen; vor dem Heßhusio hatte ihn aber noch sein Oheim Georg Friedrich von Ansbach besonders gewarnt. Darüber entbrannte ein langer erbitterter Streit, der, wie immer, zu Ungunsten des jungen Herzogs — durch Aushungern — entschieden wurde.

Im Juli 1573 wurde Heßhusius zum Bischof von Samland ernannt — schon im Februar desselben Jahres hatten sich bei Albert Friedrich die ersten Spuren des Gemütsleidens gezeigt, welches fortan mehr und mehr sein ganzes langes Leben verdunkelte und sich besonders in tiefer Niedergeschlagenheit, Menschenscheu und seltneren Ausbrüchen leidenschaftlichen Zorns äußerte; im Volksmunde führte er seitdem den Namen des „blöden Herrn.“ Und gerade, als sich diese Krankheit in ihm vorbereitete, hatten seine Abgesandten für ihn um die Hand der Prinzessin Marie Eleonore von Cleve geworben, diese auch zugesagt erhalten. Gesehen hatten sich die Brautleute im Leben nicht, doch waren alle Verhandlungen zur Zufriedenheit beider Teile ausgefallen und um die Mitte des Oktober sollte die Hochzeit zu Königsberg gefeiert werden.

So war Herzog Wilhelm von Cleve, den seine Zeitgenossen den Reichen nannten, der Brautvater, mit seiner Tochter zu Anfang des Monats September vom Niederrhein nach der Pregelstadt aufgebrochen, um sie dem unbekannten, an Jahren etwas jüngeren Bräutigam zuzuführen: ein wunderlicher Herr, dieser Herzog von Cleve! In seiner Jugend hatte er sich auf die Seite der Evangelischen geschlagen, und, auf deren starke Bundesgenossenschaft vertrauend, die Hand ausgestreckt nach dem Herzogtum Geldern, das er mit einigem Schein des Rechts beanspruchen durfte. Dafür hatte ihn Kaiser Karl tüchtig auf die Finger geklopft und die Strafe wäre noch um vieles härter gewesen, wenn der Herzog nicht schleunigst wieder ein eifriger Katholik geworden wäre. Der hatte doch eigentlich nur voreilig nach fremdem Gut gegriffen, aber er sprach von den Schlägen, die ihn betroffen hatten, stets als habe er sie als ein Märtyrer um seines Glaubens willen erlitten, meinte nun ein für allemal im Jagen nach geistlichem Ruhm genug gethan zu haben und richtete sein ferneres Leben allein nach den Regeln der Utilität ein.

Ärgerlich wars ihm dabei, daß die weiblichen Glieder seines Hauses, seine Mutter, Gattin, Schwestern, Töchter, mit echt weiblichem Glaubensmut der einmal ergriffenen neuen Lehre treu blieben, und sich immer unverhohlen dazu bekannten, wodurch seine gute Absicht, sich in die Zeit zu schicken, nicht selten etwas ins Gedränge kam. Darum hatte er sich auch nicht allzuschwer dazu entschlossen, die einzige noch ledige Tochter nach dem fernen Herzogtum Preußen zu verheiraten: was sie dort der alleinseligmachenden Kirche zum Ärgerniß that, wurde ihm am Rhein sicher nicht zugerechnet.

Die Tochter selbst war von Kindheit an ernst gerichtet, früh geprüft, da sie schon einen ersten Bräutigam verloren, ehe sie ihn kennen gelernt hatte, ohne große Leidenschaften, mit starkem Pflichtgefühl, recht dazu geschaffen, das lange schwere Leben, dem sie entgegenging, mit Ehren zu tragen.

Erst als die Reisenden sich der preußischen Grenze schon näherten, war ihnen eine Nachricht von dem mehr und mehr hervortretenden Gemütsleiden des Bräutigams geworden. Herzog Wilhelm, der ein behäbiges und genußreiches Leben für sich selbst immer wohl zu schätzen wußte, ging diesmal auch in zärtlicher Fürsorge um das Schicksal seiner Tochter weiter, als eigentlich in seiner Art war. Er stellte ihr frei, gleich wieder mit ihm umzukehren und das Verlöbnis zu brechen oder wenigstens die Vermählung auszusetzen, bis Herzog Albert Friedrich völlig wieder genesen sei; er wurde sogar dringend und beweglich in seinen Vorstellungen und versprach, sichs nie merken zu lassen, wenn ihm auch die Tochter ganz und gar als eine alte Jungfer im Hause bleiben sollte. Aber Maria Eleonore blieb fest und entschlossen; sie nahm, was ihr bevorstand, wie eine Fügung, der sie nicht ausweichen durfte. In ihrem Gespräch mit dem Vater gedachte sie eines Liedes ihres Oheims Johann Friedrich von Sachsen, des Mannes ihrer Base Dorothee Sibylle:

„Wie's Gott gefällt, so gefällt mir's auch
In allen meinen Sachen;
Was Gott ersehen hat einmal —
Wer kann es anders machen?
Drum ist umsunst Weltwitz und Kunst,
Es hilft kein Haarausraufen;
Man murr' oder beiß' — Soll's sein, so sei's!
Wird doch sein'n Weg auslaufen."

„und ich will nicht weniger tapfer sein, Herzvater, als der Oheim von Sachsen, der in unserer Kirche längst ein Heiliger geworden wäre, wenn wir solches Rühmen eines Menschen nicht gegen Gottes Gebot hielten. Soll's sein, so sei's." Nun war der alte Herr etwas in Eifer geraten: „Wenn dein Oheim auf meinen Rat gehört hätte, wäre ihm viel Kummer erspart geblieben, und seine Kinder säßen heute noch warm unter dem Kurhut. Und da ich selbst vor Zeiten um des Glaubens willen gelitten habe, so durfte er wohl etwas auf meine Worte geben. Nun — er hat seinen Willen gehabt und du sollst den deinen auch haben, mein Kind. Die Frauenzimmer in unserer Familie thun's einmal nicht anders!"

Damit war diese Sache entschieden; die Reise wurde fortgesetzt und heute war man von der letzten Station, dem Schloß Brandenburg, nach guter Rast um zehn Uhr aufgebrochen, um noch außerhalb Königsbergs von dem Bräutigam in Empfang genommen zu werden. Nun war der aber gerade an diesem Morgen vom Geiste der Schwermut mehr als je heimgesucht worden, was auch die Veranlassung gewesen sein mag. Einige sagen, man habe dem jungen Herrn das weiße Pferd, auf dem er hinausreiten wollte, nicht gebracht und dann sei er durch eine anmaßende Äußerung des Oberburggrafen so heftig erzürnt worden, daß er weder durch Bitten noch durch ernsten Zuspruch vermocht werden konnte, das Schloß zu verlassen. Während von Brandenburg her Braut und Schwiegervater nahten, durch die Straßen der Stadt der Hofstaat ihnen entgegenzog, saß er selbst allein im verfinsterten Gemach, in dumpfem Brüten vor sich hinstarrend.

So war die Begrüßungsfeierlichkeit, welche sich endlich viel später als beabsichtigt draußen auf dem Dammkruge entwickelte, ein wunderliches Gemisch ärgerlicher und lächerlicher Momente. Der Herzog von Cleve, von der Fahrt über den Ponarther Damm weidlich zusammengeschüttelt, hatte sich vor allem mit einer gehörigen Erfrischung getröstet; der Oberburggraf aber, dem es obgelegen hätte, dafür zu sorgen, war durch die Widerspenstigkeit seines jungen Herrn so außer sich geraten, daß er darüber alles vergessen hatte. Mit tief herabgezogenen Mundwinkeln musterte Herzog Wilhelm die Reihe leerer Flaschen, welche von dem Früh-

stück der Königsberger Ratsherren zurückgeblieben war und nun — wie er meinte: auf nüchternen Magen, obwohl er doch in Brandenburg gut vorgelegt hatte — mußte er die Anreden der Regimentsräte und der Abgesandten der drei Städte über sich ergehen lassen; es wurde ihm kein Wort geschenkt, alles war ja wohl vorbereitet und fleißig einstudiert. Freilich stieß von den schönen Reden, die alle die Gegenwart des Bräutigams vorausgesetzt hatten, bei dessen Ausbleiben die größere Hälfte gewissermaßen in die leere Luft und es war lustig zu beobachten, wie einige der Redner, das Ungeschickte wohl empfindend, mit Stocken und Stammeln die gegenstandslosen Worte vorbrachten, für die sie nicht so schnell bessere fanden, während die anderen mit eherner Stirn und im vollsten Brustton den jungen Herzog anpredigten, der nicht da war. Eine bewundernswerte Fassung behielt die Braut; mit freundlich ernstem Gesicht und ohne eine Miene zu verziehen, hörte sie alles an, während ihr Vater ungeduldig von einem Fuß auf den anderen trat, hier und da mit den Fingern schnippte, einmal sogar durch gewaltiges Niesen einen Redner zu erschüttern versuchte.

Als die Reden zu Ende waren, gab es einen neuen Aufenthalt, da die Fleischhauer vom Haberkruge her melden ließen, sie wären noch nicht alle wieder in den Sattel gekommen und es würde damit wohl noch ein Weilchen dauern. Da sie den Zug anführen sollten, so war dagegen nichts zu thun; den Herzog von Cleve freute der Zwischenfall nicht wenig und er meinte: das wären brave Leute, die wohl wüßten, wie man einen Fürsten zu ehren habe.

Zuletzt kam der Zug doch in den Gang und es war hohe Zeit, da er noch an drei oder vier Stellen halten mußte, um Sängern oder Rednern von der Universität und der Geistlichkeit Gelegenheit zu geben, daß sie ihre Begrüßungen anbrächten. Es verlief alles sehr langsam, aber doch auch ohne ein Unglück; selbst an der grünen Brücke, neben welcher auf einem Prahm grobes Geschütz zum Salut aufgestellt war, ging es diesmal gnädig ab. Noch vor zwanzig Jahren war hier beim Einzuge des Königs von Polen dessen Leibpage von einer Stückkugel erschossen worden, da aus Versehen der Konstabel ein Rohr mit einer scharfen Kartusche geladen hatte. Heute waren vorsichtigerweise die Geschütze nicht gegen die Brücke, sondern mit der Mündung stromabwärts gerichtet worden und dann gingen nur wenige von den Stücken los, weil diesmal der Konstabel die Flaschen verwechselt und in einige Zündlöcher Branntwein statt des Zündpulvers geschüttet hatte.

Von der Batterie des Schlosses aber knallten die Kartaunen, wie sichs gehörte und als bei ihrem Dröhnen ein alter eisgrauer Diener zu Herzog Albert Friedrich in die Kammer trat und ihn treuherzig bat, doch seiner Braut bis zur Treppe entgegenzugehen — „sie wäre ja doch so viele Meilen weit hergekommen, um ihr Wort zu halten“ — da erhob der junge Herr sich schweigend und schritt hinunter an die unterste Stufe in den Flur, der schon mit großen Laternen dämmernd erleuchtet war. Fast gespenstisch erschien die schlanke jugendliche Gestalt mit dem schwermütigen alten Gesicht und den starren Augen. Der armen Prinzessin gab es einen Stich ins Herz, als sie, an der Hand des Oberburggrafen die äußerste Schwelle überschreitend, ihren künftigen Eheherrn zuerst gewahr wurde. Doch faßte sie sich tapfer. Schweigend folgte der lange Zug, es war, als getraue sich niemand die Stille zu durchbrechen.

An einer Thür, die zu den für die Prinzessin bestimmten Gemächern führte, blieb Albert Friedrich stehen. Mit großer natürlicher Anmut, die zu dem starren Gesichtsausdruck sonderbar stimmte, verbeugte er sich und sagte mit leiser, auffallend tiefer Stimme: „Beliebt es meiner verehrten Braut, sich vorerst hierher zurückzuziehen?“

Maria Eleonore wandte sich, ehe sie durch die Thüre schritt, nach ihrer Begleitung zurück: „Das Fräulein von Hönningen?“ sagte sie, zwischen allen den fremden Gesichtern umhersuchend. „Das Fräulein von Hönningen!“ ging der Ruf rückwärts von Mund zu Mund und „Brigitte, wo steckst du?“ erscholl auch die kräftige Stimme Herzog Wilhelms, der eben mit dem Amtshauptmann von Tapiau wegen einer Erfrischung noch vor der Tafel in Unterhandlung treten wollte. Aber die Gerufene gab keine Antwort, von den Begleitern der Clevischen Herrschaften erinnerte sich niemand, sie später, als auf dem Tannkruge gesehen zu haben; es hatte auch niemand mit ihr zu-

sammen während des Einzuges im Wagen gesessen. Wies auch gekommen war, man mußte sie vergessen haben. „Wer von den Herren ist so freundlich —?“ fragte der Clevesche Herzog laut und zugleich rief der Oberburggraf, über die Brüstung gebeugt, nach dem untern Flur hinab: „Herr Stallmeister Markwart, das gnädige Fräulein von Hönningen ist durch einen bösen Zufall auf dem Dammkrug zurückgeblieben. Wollet Euch darum bemühen, daß sie alsbald sicher hieher gebracht und zu Ihrer Fürstlichen Gnaden der Prinzessin geführt werde.“

Aus den letzten Personen des Zuges, die noch bis an die Treppe nicht gekommen waren, löste sich eine lange etwas schwere Figur; man hörte die bespornten Hacken aneinanderschlagen, als einziges Zeichen, daß der Auftrag vernommen war, gleich darauf schloß sich die äußere Flurthür hinter dem Hinausschreitenden.

Draußen blieb der Stallmeister Markwart noch einen Augenblick auf der Rampe stehen: „Ob das Weibervolk wohl Ordnung halten kann!“ murrte er; „und das muß unsereins nachher zurechtbringen — es ist um des Teufels zu werden!“

Während es im Schlosse wegen der tiefeingeschnittenen Fenster schon stark dunkelte, herrschte draußen noch die Helle des Tages, allerdings eines ziemlich lichtlosen Spätherbsttages. Auf dem weiten Schloßhofe bewegten sich Bediente und Stallknechte; bald hatte Herr Markwart jemand gefunden, der ihm sein Pferd, einen kräftigen Mausegrauen, wieder herbeibrachte, welchem Sattel und Zeug noch nicht abgenommen waren. Während des Aufsitzens stieß er ärgerlich einzelne Worte aus, daß der Knecht meinte, es solle ihm etwas gesagt werden und noch mit der Hand am Zügel fragte, was der Herr befehle. Der schrie unwirsch: „Mach' daß du in den Stall kommst!“ und ließ dabei den ungeduldigen Gaul so steigen, daß der Knecht weit zur Seite flog. Dann gings zum Westthor hinaus und den Berg am sogenannten Danziger Keller hinunter, daß die Funken stoben. Die Gangart verlangsamte auch nicht; denn es war des Stallmeisters Angewohnheit, während er für andere selten ein Wort übrig hatte, im Ärger lange Gespräche mit sich selbst zu führen und so seinen Zorn hübsch lebendig zu erhalten. Das mußte dann natürlich das Pferd merken. Was er aber alles an despektierlichen Redensarten durch die weißen Zähne preßte oder in den noch jugendlichen rotblonden Bart brummte, soll niemand erfahren haben, am wenigsten das Fräulein von Hönningen.

Brigitte von Hönningen, aus einem verarmten niederrheinischen Adelsgeschlecht, dessen Glieder in allerlei Hofdienst ihren Unterhalt suchten, nur wenige Jahre jünger als die Prinzessin Maria Eleonore, war von dieser halb als Zofe, halb als Gespiel aufgenommen worden und hatte es, da sie ein keckes munteres Wesen besaß, Lieder zu singen verstand und sich vor grämlichen Gesichtern nicht fürchtete, bald dazu gebracht, daß sie ein verzogenes Kind des Cleveschen Hofes war: die Prinzessin ließ sie gerne gewähren und Herzog Wilhelm war für das muntere Fräulein um den Finger zu wickeln. So fanden alle anderen bald ihren Vorteil darin, sich gut mit ihr zu stellen. Als ihre Herrin sich dem Herzog Albert Friedrich verlobte, verstand sichs für Brigitte von selbst, daß sie dieselbe auf das preußische Abenteuer begleitete und voll Mut und Lust, die Welt zu sehen hatte sie die Reise angetreten. In den weiten, einsamen Haiden der Neumark war sie doch etwas zaghaft geworden, und als nun gar die Nachricht von der Schwermut des jungen Preußenherzogs anlangte, hätte sie's am liebsten gesehen, wenn es nach Herzog Wilhelms Meinung und die Reise schleunigst wieder heimwärts gegangen wäre. Am Rhein begann jetzt die frohe Zeit der Weinlese; der graue Himmel hier, die Stille und Einsamkeit, die Rede der Menschen, die sie stets nur halb verstand, beklemmten ihr das Herz und auch als weiterhin über der Weichsel das Land wieder freundlicher aussah, blieb ihr immer als dunkles Ziel der Hof des Trübsinnigen vor Augen. Sie gab sich redlich Mühe, ihre Prinzessin nichts merken zu lassen, aber Maria Eleonore war nicht so leicht zu täuschen, und Brigitte, welche der hohen Braut zum Trost mit auf die Reise gegangen war, empfand es oft genug, daß das Verhältnis sich umgekehrt habe, wenn sie sich, zumal in langen Dämmerstunden, in den Arm der Prinzessin geschmiegt fand und deren kühle Hand wie zum Schutz auf ihrem Scheitel ruhend fühlte.

Ganz war indessen der angeborene Mut

des Fräuleins nicht zu beugen; dazu hatte sie die Gabe des Kobolds, das Lächerliche zu erkennen, es selbst zu genießen und anderen mitzuteilen. So kam's, daß sie oft mitten in der Bangigkeit des Heimwehs hell auflachte und ihrer Umgebung, die ihr noch eben Trost hatte zusprechen wollen, nun selbst zu Lachen und Fröhlichkeit verhalf.

Auch heute hatte sie bei der Begrüßung auf dem Dammkruge mit großem Vergnügen die geschraubte Feierlichkeit der höfischen, den fadenscheinigen Anstand der städtischen Würdenträger beobachtet und die krausen Reden derselben, soweit es ungestraft geschehen konnte, mit allerlei schiefen Gesichtern und neckischen Gebärden begleitet. Doch war sie noch zu jung und zu gesund, als daß ihr die unendlichen Vorträge nicht zuletzt Langeweile und Überdruß hätten erregen sollen und neben der langen Weile empfand sie einen rechtschaffenen Hunger. Sie stand einer Thür so nahe, daß es ihr nicht schwer werden konnte, das niedere Gastzimmer, in dem die Empfangsfeier sich abspielte, zu verlassen. Bei der Anfahrt hatte sie neben und hinter dem weitläufigen Kruggebäude einen Baumgarten gesehen; an den dachte sie wieder und es stellten sich bei ihr gewisse freundliche Vorstellungen von Äpfeln oder Birnen ein — hier konnte die Sache, bei der Ausdauer der Redner, noch recht lange währen. So schob sich das Fräulein geschickt der Thüre zu und befand sich gleich darauf, von niemand bemerkt, im Freien, das heißt in dem großen Flur, der das Haus quer durchschnitt.

Dem Gedränge von Menschen, Fuhrwerk und Pferden, welches die Vorderseite des Kruges belagerte, zu entgehen, schritt sie durch die Hinterthür über einen nicht allzu sauberen aber leeren Hof, in welchem noch vom Gastzimmer her einzelne besonders volltönende Redewendungen wiederklangen, über die Tenne einer Scheune fort und war nun wirklich in dem Garten. Ein richtiger Baumgarten war's, der Boden ein einziger dichter Grasteppich, darauf in Reihen starke Obstbäume aller Art verteilt. Aber die Zeit der Kirschen war längst vorüber und die reichlichen Blätter, die unter den Apfel- und Birnbäumen auf der Erde lagen, ließen's von weitem erkennen, daß hier schon mit Schütteln und Pflücken Ernte gehalten war. Ein Paar als unerreichbar in den Spitzen der Bäume sitzengebliebene leuchtende Früchte waren — eben unerreichbar; ein Versuch Brigittens, ihnen mit Steinwürfen beizukommen, mußte bald aufgegeben werden — es hatten sich daran wohl schon bessere Kräfte versucht. Auch die letzten Pflaumen waren schon mit Knitteln, die zum teil noch in den Ästen hingen, heruntergebracht worden. Das kleine Fräulein ging, die Blicke steil nach oben gerichtet, langsam weiter wenn sie stolperte, schalt sie kräftig, doch blieb sie guter Laune; sie fühlte sich in die lustigen Tage ihrer Kindheit versetzt und hoffte noch immer, daß ihr Kinderglück ihr auch in diesem Garten treu bleiben würde.

Und richtig, dort am Ende, neben dem aus Strauch und Knitteln geflochtenen Zaun, der den Garten von einem Ackerstück trennte, stand noch ein ungeplünderter Pflaumenbaum, eigentlich nur ein Wildling mit langen spitzigen Dornen, die Früchte wenig besser als die Schleeberen, aber auch die sind zur Not eßbar, wenn sie einen tüchtigen Nachtfrost durchgemacht haben. Krekeln nennt man in Preußen dies Gewächs und die Kinder pflegen sich seiner anzunehmen, wenn nichts Besseres mehr im Garten zu haben ist. In solcher Lage war Brigitte: sie versuchte eine der dunkelblauen, fast kugelförmigen Pfläumchen, die unter dem Baum im Grase lagen — „in der Not frißt der Teufel Fliegen!" sagte sie mit verzogenem Mund und nahm eine zweite. Natürlich sahen die Früchte, die in den Zweigen hingen, mit weißlichem Duft überzogen, noch um vieles besser aus. Brigitte wollte den Baum schütteln, der derbe Stamm blieb für ihre Kräfte unbeweglich, aber in einer für sie erreichbaren Höhe teilte er sich in mehrere breitausladende Äste, eine Art natürlichen Altans bildend; dort konnte man, sitzend oder stehend, soviel Pflaumen erreichen als man wollte.

Brigitte sah sich um — es war ganz still und einsam in dem Garten — sie faßte ihr Kleid zu beiden Seiten mit den Fingerspitzen und machte eine übertriebene Verbeugung: „Erlauben Eure pflaumenbäumliche Durchlaucht Liebden, daß ich denenselben in dero Krone steige?" Jetzt umschlossen ihre kleinen Hände die nächsterreichbaren Zweige und dann — flink wie ein Eichhorn und mit solcher Zierlichkeit, daß auch der dicke

braune Frosch im Grase nichts zu sehen bekam, was er nicht sehen sollte, saß sie oben und hatte sich nach einigem Drehen und Wenden zur Zufriedenheit eingerichtet.

Ganz gelassen langte sie sich eine Pflaume nach der anderen, immer die schon geplatzten aussuchend, schnippte, wenn sie die geöffnete Frucht in den Mund geschoben, den Stein mit zwei Fingern über den Zaun weg und betrachtete die Gegend: abgeerntete Felder und Wiesenstückchen, hie und da mit Gänseherden und weidendem Vieh besetzt, gegen den Horizont begrenzt von dem Wasserspiegel des Haffs, das, wie der Himmel darüber, kalt und grau erschien. Doch regte sie, wie's wohl den meisten sangesfähigen Menschen geht, der weite freie Blick zum Singen an und mit halber Stimme ließ sie jedesmal, wenn sie sich nach einer neuen Pflaume ausstreckte, ein paar Zeilen einer endlosen Ballade hören, sodaß sie selbst Ort und Zeit darüber vergaß.

Wie lange sie so gesessen, wußte sie nicht; daß sie mit ihren Gedanken eine Weile meilenweit entfernt gewesen, merkte sie, als sie plötzlich auf der anderen Seite des Zaunes verschiedene menschliche Wesen sah, von denen sie beobachtet wurde und deren Herankommen ihr völlig entgangen war: Kinder, auch ein paar Knechte und Mägde, die sich breit auf den Zaun lehnten und den fremden Vogel mit dreisten Blicken betrachteten. Allerdings gewährte das Fräulein von Hönningen ein wunderliches Bild, wie sie mit ihrer kleinen zierlichen Figur, in Gewändern, die ihrem gegenwärtigen Publikum sicherlich als einer Fee oder einer Prinzessin würdig erschienen, in den Ästen des Pflaumenbaumes hockte und sang; dazu war ihr beim Hinaufsteigen das Hütchen zur Erde gefallen, ihr etwas bleiches Gesicht mit den feinen klugen Zügen, die großen dunkeln Augen und das reiche tiefschwarze Haar kamen deshalb voll zur Geltung.

Die Zuschauer verhielten sich stumm, aber sie stießen sich mit den Ellenbogen und deuteten mit den Fingern. Dem Fräulein wurde es plötzlich unheimlich, etwas wie Furcht, als sei sie auf bösen Wegen ertappt, überkam sie. Mit einem entschlossenen Sprung war sie am Boden, faßte ihr Hütchen und flog über den glatten Rasen der Scheune zu; ein wieherndes Gelächter folgte ihr nach. Als sie über den Hof und durch den Flur nach der Vorderseite des Kruges geeilt war, bemerkte sie zu ihrem größten Schrecken, daß dort alles leer war, kein Mensch, kein Wagen oder Pferd; nur neben dem Ziehbrunnen stand eine derbe Person, die, mit der Hand die Augen bedeckend, in der Richtung nach Königsberg ausschaute und von dorther, aber aus weiter Ferne, waren die Töne der Kesselpauken vernehmlich. Die berittenen Fleischhauer erwiesen den einziehenden Gästen am Haberkrug ihre Ehrfurcht.

Mit wenigen Sätzen hatte Brigitte die Frau am Brunnen erreicht: „Sie sind alle fort — und haben mich hier allein gelassen!“ rief sie fast weinend vor Erregung und mit aufgehobenen Händen.

Die Krügerfrau — sie war es zweifellos nach Tracht und selbstbewußter Haltung — sah das verstörte kleine Wesen einen Augenblick erstaunt an, dann sagte sie gutmütig: „Aber so was! Sitzen geblieben. Ja, ja — es ging zuletzt ein bißchen Hals über Kopf. Nu, nu, kleines Fräulein, wir sind hier nicht aus der Welt und wer Euch verloren hat, wird Euch auch wieder nachholen.“

„Das kann lange dauern, nicht wahr?“ fragte Brigitte.

„Sie werden nun nicht früher an Euch denken, als bis sie auf dem Schloß angekommen sind. Ein paar Stunden werden vergehen, da müßt Ihr schon aushalten; aber kommt hinein in die Stube, wir werden naß hier draußen.“

In der That änderte sich gerade jetzt das Wetter, das bisher günstig genug gewesen war; es fielen die ersten Tropfen eines kalten Sprühregens. Das Fräulein folgte, vor Kälte leicht schaudernd, der Krügerfrau in's Haus. Sie war über ihr Mißgeschick äußerst entrüstet und, da sie ihrer Prinzessin oder dem Herzog Wilhelm, von deren gutem Willen sie zu wohl überzeugt war, die Schuld nicht beimessen konnte, so richtete sich die Fülle ihres Unwillens gegen das ganze Herzogtum Preußen und seine Bewohner, seine Würdenträger vor allem. Mit zusammengezogenen Brauen stand sie am Fenster und starrte durch die blinden Scheiben in die verödete Landschaft und in Gedanken hielt sie dazu eine sehr ungnädige Rede über das ungehobelte Volk, bei dem

man noch übler aufgehoben war als im Mohrenlande. Sie sollen's zu hören kriegen!

Nun kamen aber, sich vor dem Regen bergend, ein paar Knechte und Mägde ins Zimmer — die Gesichter hatte sie ja am Gartenzaun schon gesehen, als sie auf dem Baume saß. Sie sprachen untereinander in einer ganz unerhörten Sprache — wie sie sich nur selbst verstehen konnten? — Natürlich galt ihr Reden, ihr häßliches Gekicher und Gelächter dem Fräulein, das sich wie verkauft und verraten vorkam und deren zornige Stimmung schnell einem unheimlichen Angstgefühl Platz machte.

Die Krügerfrau, die noch am vertrauenswürdigsten aussah, hatte sich mit einem Spinnrade an den Herd gesetzt, in die Ecke dahinter schob sich Brigitte und glaubte bei dem Schnurren des Rades und der zunehmenden Dunkelheit, in welcher die Gesichter mehr und mehr verschwammen, in irgend einem märchenhaften Abenteuer befangen zu sein. Sie drückte sich schaudernd in sich selbst zusammen und — der gute Freund, der ihr schon über manche schwere Stunde hinweggeholfen, war ihr auch hier treu: die körperliche Ermüdung war stärker als die Furcht; Schlaf schloß ihr die Augen.

„Fräuleinchen, hier ist Einer vom Schloß!"

Das Fräulein hatte die Worte schon ein paarmal gehört, ehe sie wieder völlig erwacht war, und auch dann mußte sie sich einen Augenblick besinnen, um ihre Lage und ihre Umgebung ganz zu verstehen. Vor ihr stand, einen Kienspahn hochhaltend, die Krügerfrau, die sich keine Mühe gab, ein gutmütiges Lachen zu unterdrücken; neben der, von dem roten Licht scharf beschienen, eine große, breitschultrige Figur, im Wams von grauem Tuch mit Silber gestickt und hochheraufgehenden Reitstiefeln, den reichbefiederten Hut in der Hand; aus den blauen Augen des regelmäßigen jugendlichen Gesichts, dem rötlichblondes Haupt- und Barthaar recht wohl standen, zuckte es wie ein leiser Spott. Weiter im Hintergrund war, als begleitender Chor, die neugierige Gesellschaft der Knechte und Mägde undeutlich sichtbar — der Ausdruck einer gewissen Heiterkeit machte sich auch in ihren breiten Gesichtern bemerklich. Wenige Menschen nehmen's harmlos hin, wenn über sie gelacht wird; Brigitte von Hönningen gehörte entschieden nicht zu diesen wenigen. Dazu hatte sie die richtige Empfindung, daß, der hier vor ihr stand um sie abzuholen, auf höheren Befehl handelte, sie sich also durchaus nicht um seine Gunst zu bemühen brauchte. Und da er außer einer ziemlich ungeschickten Verbeugung kein Lebenszeichen gab, so wandte sie sich recht ungnädig gegen die Krügerfrau:

„Einer vom Schloß? Wer ist denn der Herr?"

Die Frau lachte: „Aber Fräuleinchen, das ist ja der Herr Stallmeister!"

Herr Hans Markwart war bekannt dafür, daß ihm das böseste Pferd keine Angst machte, er wußte auch, wenn's nötig war, mit der Klinge wohl umzugehen und behauptete unter Seinesgleichen seinen Platz, ohne daß es ihm viel Mühe machte. Aber den Frauenzimmern, zumal den jungen, gegenüber konnte er ein gewisses Gefühl von Beklemmung niemals los werden und da er ihnen eine höhere Stufe in der Rangordnung menschlicher Geschöpfe doch keineswegs einräumte, so ärgerte er sich über seine Befangenheit, erschien ungeschickter als er in der That war und gelangte sogar in den Ruf eines mürrischen Gesellen, obwohl er von Herzen durchaus, was man nennt, ein guter Kerl war.

Jetzt hatte er's wieder vergessen, sich gehörig bei der jungen Dame einzuführen und die hatte ihn das deutlich genug merken lassen; er schämte sich und stolperte weiter:

„Der Herzogliche Stallmeister Markwart — habe den Befehl — den Befehl, das — das vergessene Fräulein aufs Schloß zu bringen."

Brigitte verzog den Mund spöttisch: „Das vergessene Fräulein — Danke für den Titel, Herr Stallmeister. Aber wo ist der Wagen?"

Hans Markwart erschrak nicht wenig: „Der Wagen? Ja, daran — wahrhaftig — daran habe ich nicht gedacht!" Er hatte wirklich nicht einen Augenblick überlegt, auf welche Weise das „vergessene Fräulein" den Weg nach dem Schlosse zurücklegen sollte, war nur so in seinem Ärger dahin geritten und befand sich nun wieder in höchst verdrießlicher Verlegenheit. Es ist eine schlimme Seite in unserer menschlichen Natur, daß wir es wie eine Genugthuung empfinden, wenn der, dem wir Verkehrtes zutrauen, nun auch verkehrt handelt. Mit

einem lustigen Gelächter nahm das Fräulein von Hönningen die Nachricht entgegen, welche zu ihrer Vorstellung von den „wilden Menschen“ im Herzogtum Preußen durchaus stimmte.

„Hat der Herr Stallmeister vielleicht gemeint, mich an seinem Arm bis auf's Königsberger Schloß zu führen?“ fragte sie und während sie ganz wohlgefällig ein allerliebstes Füßchen zeigte, fügte sie hinzu: „ich fürchte, für Eure Wege und Straßen sind meine Schuhe nicht eingerichtet.“

Herr Markwart war rot vor Ärger geworden; er wandte sich an die Krügerfrau: „Wollt Ihr uns Euren Wagen und Pferde geben, Frau Rimke?“

„Ich thät's wohl gerne, Herr Stallmeister, aber mein Mann ist mit Pferd und Wagen nach der Stadt, Bier zu holen,“ war die Antwort.

„So muß ich zurück zum Schloß einen Wagen zu besorgen und das Fräulein noch um soviel länger warten. Was an mir liegt, daß es nicht zu lange dauert, soll geschehen.“ Mit diesen Worten und einer linkischen Verbeugung wollte der Stallmeister sich wieder entfernen.

War's eine Regung der Gutmütigkeit oder die Absicht, noch weiter zu kränken? — Brigitte fragte mit gutgespielter Einfalt: „Aber woran habt Ihr denn eigentlich gedacht, Herr Markwart? Sollte ich mich wohl gar auf Euer Pferd setzen?“

„Nun — unsere jungen Damen würden sich davor auch nicht gerade fürchten!“ gab er etwas kurz zurück.

„Fürchten?“ rief sie nun ihrerseits ärgerlich. „So will ich Euch zeigen, daß ich mich nicht fürchte. Ich werde mich zu Pferde setzen; Eure langen Stiefel werden den Marsch doch aushalten!“

Damit hatte sie rasch eine früher bei Seite gelegte Hülle um die Schultern geworfen und sich durch eine leichte Handbewegung als bereit zur Reise gemeldet. Der Stallmeister schritt ohne ein Wort voraus, Frau Rimke und ihre Leute folgten hinter dem Fräulein her, um soviel als möglich von dem Abenteuer zu sehen.

Die Sonne war eben untergegangen, der Regen hatte aber aufgehört, nachdem er den Himmel für das erste Mondviertel rein gemacht hatte; so war's hell genug draußen. Hans Markwart löste die Zügel seines Pferdes aus dem Ringe, daran sie befestigt waren, stellte das Tier gehörig und legte seinen zusammengefalteten Mantel wie ein Kissen über den Sattel, während Brigitte, unter der Thür stehend, bedächtig zusah; beim Anblick des ungewöhnlich großen Pferdes wurde ihr doch wieder etwas bänglich zu Mute.

Der Stallmeister aber gewann, da er seines gewohnten Amtes waltete, seine Fassung zurück — auf diesem Boden war er sicher. „Ein Damensattel ist's zwar nicht,“ sagte er belehrend, „aber Ihr könnt den Fuß in dieser Riemschleife stützen und mit der Hand den Sattelknopf fassen; die Zügel behalte ich in der Hand und der Falbe ist zuverlässig.“ Damit hielt er seine große Hand so, daß das Fräulein sich derselben beim Aufsteigen als Tritt bedienen sollte. Brigitte nahm von der Krügerfrau ausführlicher Abschied, als wohl unter anderen Umständen geschehen wäre, dann setzte sie ihren kleinen Fuß in die behandschuhte Rechte Herrn Markwarts und fühlte sich im nächsten Augenblick mit solchem Schwung in den Sattel gehoben, daß sie einen leisen Schrei ausstieß. Der Stallmeister hatte sich im Gewicht verrechnet und das Fräulein wäre beinahe über den Sattel geflogen.

„Flederwisch!“ stieß er durch die Zähne heraus.

Brigitte hatte die Empfindung, daß etwas Despektierliches über sie gesagt worden sei: „Was meint Ihr?“ fragte sie scharf.

„Ich meine, das Fräulein hat nur leichtes Gewicht,“ entgegnete er.

„Wieviel muß man denn hier zu Lande wiegen?“ fragte sie wieder.

„Ich wiege fünf Stein, das weiß ich,“ war des Stallmeisters Antwort und damit schritt er rüstig voran, und der Falbe folgte am langen Zügel getreulich nach; bei dem ersten Schritt, den er machte, faßte das Fräulein mit beiden Händen den Sattelknopf, doch merkte sie bald, daß sich's auf dem breiten Rücken ihres Tiers ganz gut saß. Das Gespräch hatte aufgehört; als der Dammkrug schon in einiger Entfernung lag, schallte von daher ein Chor von Menschenstimmen mit Lachen vermischt herüber, die Worte waren nicht zu verstehen, aber Herr Markwart mußte das Lied kennen, da er still vor sich hin lachte.

„Was singen die Leute da?" fragte Brigitte mißtrauisch.

„Hm!" antwortete der Stallmeister etwas verlegen, „das ist so ein dummes Lied — wenn die Zigeuner auf den Jahrmarkt kommen, werden sie damit angesungen." Damit war die Unterhaltung wieder zu Ende und jeder dachte sich sein Teil. Die Reise ging aber gut von statten, schon in einer Viertelstunde war das Dorf Haberberg erreicht, dort war die Straße menschenleer, weil die Leute, wie man durch die erleuchteten Fenster bemerken konnte, beim Abendessen saßen. In der Vorstadt waren's auch die Schenken, welche die Menschheit, die sonst vielleicht den Wanderern unbequem geworden wäre, abseits des Weges hielt.

An der grünen Brücke gab's eine Störung; der Konstabel der auf dem Pregel schwimmenden Batterie hatte sich, seit der Einzug vorüber war, immer noch bemüht, die Stücke, die nicht losgegangen waren, zu entladen und als ihm mit einigen auch dies nicht glücken wollte, hatte er sich entschlossen, diese abzuschießen, aber ein einmal verstopftes Zündloch kann sehr widerspänstig sein und zudem war der Konstabel nach so langem Dienst nicht mehr recht taktfest. So verzog sich das Geschäft über Gebühr, aber gerade in dem Augenblick, da der Stallmeister und das Fräulein von Hönningen die Brücke passierten, entlud sich noch das eine Geschütz mit gewaltigem Krachen.

Der Falbe sprang mächtig zur Seite, doch ließ Herr Markwart die Zügel nicht fahren; das Fräulein aber griff mit beiden Händen tief in die wallende Mähne des Pferdes und zugleich rutschte sie, in dem natürlichen Bestreben aus der unsicheren Lage zu kommen, nach vorn herunter, sodaß ihr Begleiter sie auffangen und sicher auf ihre Füße stellen konnte.

„Das ist ja ein unverständiges Volk hier!" schalt Brigitte, bei der sich Schreck und Ärger die Wage hielten.

„Ho, Hans, ho!" rief der Stallmeister, den Hals des schnaubenden Pferdes klopfend; „er ist schon wieder ganz ruhig, Fräulein, wollet Euch nur wieder aufsetzen."

„Nicht um die Welt!" entgegnete sie mit vollster Überzeugung; „wer weiß, welchen schönen Veranstaltungen wir noch begegnen — hier ist ja alles möglich — und das nächste mal komme ich wohl nicht so glücklich auf festen Boden."

Ohne Rücksicht auf ihre zierlichen Schuhe zu nehmen, schritt sie ganz tapfer neben dem Begleiter her, der es aufgab, ihren Entschluß zu ändern; dabei gab sie ihrem Unwillen noch immer in halblauten Reden Ausdruck, über welche Hans Markwart gelacht hätte, wenn er sich bei dieser Sache ganz frei von Schuld gefühlt hätte. Nun ging's wieder eine Weile leidlich; in der Kneiphöfischen Langgasse aber mußte das Fräulein möglichst nahe den Häusern gehen, wo es am saubersten war — einen Bürgersteig gab es nicht —, und der Stallmeister führte sein Pferd in der Mitte der Straße, so daß die beiden etwas auseinander kamen. Hier waren wieder mehr Menschen in Bewegung und es dauerte nicht lange, so hatte ein kecker Geselle, der wohl nebenbei nicht ganz nüchtern war, im Vorbeigehen Brigitten unter's Kinn gefaßt, um ihr dreist in das erschrockene Gesicht zu sehen. Sie kreischte ganz kräftig auf, und im Augenblick war Herr Markwart an ihrer Seite, faßte den Zudringlichen beim Kragen, ließ ihn ein paarmal sich um sich selbst drehen und endlich in der Gosse landen.

„Fräulein," sagte er dann, „es ist besser, ich steige zu Pferde und Ihr setzt Euch hinter mich auf die Kruppe. Wenn Ihr fest in meinen Gurt greift, könnt Ihr nicht fallen und ich bringe Euch sicher durch — dort voraus ist noch zügelloses Volk — mein Falber wird sich wohl Bahn machen."

Jetzt fing auch der Geselle, der sich langsam aus der Gosse wieder erhoben hatte, ein lautes Schimpfen und Schelten an, Stimmen aus der Entfernung antworteten ihm, das brachte Brigitten zum Entschluß. Ihr „Wie Ihr wollt!" war kaum zu verstehen, da sie die Zähne zusammenbiß, ihre Angst zu bekämpfen. Da hatte sich auch der Stallmeister flink in den Sattel geschwungen und das Fräulein, das auf seine linke Fußspitze treten mußte, hinter sich gesetzt. Als er fühlte, daß ein paar kleine zitternde Hände krampfhaft in seinen Gurt gefaßt hatten, machte er den Riemen der schweren Peitsche los, die vorn am Sattel hing. „Nur mutig festgehalten!" rief er rückwärts gewandt, dann gab er dem Pferde die Schenkel, das es weitausgreifend vorwärts stürmte. „Platz da, Platz da!" er-

tönte seine kräftige Stimme ein paarmal, dazwischen etwas wie das Sausen eines Peitschenhiebes. Brigitte hatte den Kopf gegen den breiten Rücken Herrn Markwarts gedrückt und aus Furcht die Augen halb geschlossen, doch konnte sie's bemerken, daß verschiedene menschliche Figuren, die dem braven Falben zu nahe gekommen waren, auf die Seite geschleudert wurden.

Noch einmal gings über eine Brücke, dann wieder mit klappernden Hufen durch ein paar Straßen, jetzt durch ein gewölbtes Thor, mit dessen Wächter der Stallmeister einen Gruß tauschte, während er die Zügel anzog und das Pferd gemächlich gehen ließ.

„Wir sind auf der Schloßfreiheit," sagte er, „und in ein paar Minuten an Ort und Stelle; wie ist's Euch ergangen, Fräulein?"

„Ganz gut!" sagte Brigitte leise aufseufzend und mit zitternder Stimme. Ohne ein Wort weiter zu wechseln, gelangten sie über den Schloßhof und zum Haupteingange. Abgestiegen warf Herr Markwart die Zügel einem herzuspringenden Knechte zu und führte das Fräulein über die Rampe hinein in den weiten Flur. In dem Augenblick kam die große Treppe herab ein älteres behäbiges Frauenzimmer, die Kammerfrau der Clevesc̈hen Prinzessin; das Fräulein von Hönningen lief auf sie zu und fiel ihr in die Arme: „Gott sei Dank, Susanne, daß ich hier bin!" rief sie in leidenschaftlichem Tone.

Susanne zog das verschüchterte kleine Wesen an sich und führte sie die Treppe hinan: „Nun, nun," sagte sie tröstend, „komm nur, Brigittchen, die Prinzessin wartet schon und nach einer Herzstärkung wird dir auch zu Mute sein."

Während die beiden, aneinandergelehnt, langsam die Stufen hinanstiegen, blieb der Stallmeister allein mitten im Flur stehen. Er sah nachdenklich auf seine bespritzten Reitstiefel; dann sagte er halblaut: „Wenn man so weit her gekommen ist, sollte man's wenigstens verstehn, Schöndank zu sagen." Hatte das Fräulein es gehört? — in dem gewölbten hohen Raum schallten auch leise gesprochene Worte — auf dem ersten Treppenabsatz stand sie still und wandte sich um:

„Es war eine grausame Geschichte, Herr Stallmeister, aber Ihr sollt schön bedankt sein!" damit ging sie weiter ihres Weges. Hans Markwart aber schwenkte grüßend seinen Hut: „Na," sagt er trocken, „warum geht's denn nun?" Dann ging er wieder hinaus, sich zu überzeugen, daß der Falbe sein Recht erhielt. —

Am vierten Tage nach dem Einzuge der Braut fand auf dem Königsberger Schlosse die Trauung des herzoglichen Paares statt, nicht öffentlich und in der Kirche, sondern in einem kleinen Saale vor wenigen Zeugen. Keine Bitte, keine Vorstellung, noch weniger ungeschickte Einschüchterungsversuche hatten den jungen Herzog dazu vermocht, sich von dem Samländischen Bischof Heshusius trauen zu lassen, der sonst seiner Stellung nach eigentlich für diesen Akt berufen war. Der Bischof von Pomesanien, der zweiten preußischen Diözese, Dr. Venetus aus Riesenburg, vollzog die Trauung. Für die Freunde und Anhänger des Heshusius war dies ein genügender Grund, die ganze Feier der Öffentlichkeit zu entziehen und die Gemütsverfassung Albert Friedrichs kam dem nur entgegen.

Das neuvermählte Paar erschien auch nicht bei der großen Hochzeitstafel, die mit allem Prunk für zahlreiche Gäste ausgerüstet war. Trotzdem muß es an derselben zuletzt sehr lustig hergegangen sein; Herzog Wilhelm von Cleve, der Brautvater, gab sich alle Mühe, seine Rührung über den Abschied von der Tochter zu ertränken und schwankte zwischen thränenreicher und ausgelassener Trunkenheit auf und ab. Noch ehe man ihn zu Bette brachte, gelang es ihm, den Bürgermeistern des Kneiphofs und Löbenichts — ehrenhaften Biedermännern! — die Bärte lichterloh anzuzünden und gleich darauf warnte er unter vielem Schluchzen die ganze Gesellschaft, sich vor dem Jagen nach geistlichem Ruhme zu hüten, da er selbst vor Zeiten für solche Ruhmsucht schwer habe büßen müssen.

Am anderen Morgen trat er dann mit etwas schwerem Haupt seine Rückreise an und nun war es für lange Zeit sehr stille im Königsberger Schloß. Der junge Herzog verließ seine Zimmer nicht; vorgezeichnete Bilder in Farben auszumalen, war seine liebste Beschäftigung. Die Herzogin unterhielt sich in ihren Gemächern mit unendlicher Handarbeit und dem Lesen geistlicher Schriften. Auch ein paar geistliche Lieder von großer Tiefe der Empfindung sind von ihr wohl in jener Zeit verfaßt worden.

Für das lebhafte Fräulein von Hön-

ningen war dies alles eine Prüfung. Als der Oheim des Herzogs, der alte Markgraf von Ansbach, im Laufe des November zu einem Besuch nach Königsberg kam, erklärte sie, mit diesem Herrn zurückreisen zu wollen ins Reich — sie könne hier nicht leben, das Singen habe sie schon verlernt, sie verlerne am Ende auch noch das Reden und dann sei es all aus mit ihr. Der alte Markgraf redete ihr für jetzt die Reise aus: an den Rhein, wo ihre Freundschaft wohne, ginge sein Weg nicht, die Jahreszeit werde auch rauh, sie möge nur bis zum Frühling warten, da fände sich mit holländischen Schiffen gute Gelegenheit für Gröningen oder Rotterdam. Und durch die Aussicht auf eine lustige Seefahrt ließ sie sich bewegen, zu bleiben. Wollte es ihr in dem freudlosen Einerlei des täglichen Lebens dann zu schwer werden, so schloß sie die Augen und malte sich in Gedanken das Glück der Stunde aus, wenn sie auf einem guten holländischen Kuffschiffe neben der goldbemützten Kapitänsfrau am Steuer stehend, hinaussegeln würde aus dem Pregel in das Haff und weiter — immer weiter, wie es im Märchen heißt.

Früh und streng fiel in diesem Jahre der Winter ein, die erste Schlittenbahn, welche zu Anfang des Dezember fest war, blieb bis in den März hinein liegen; sie lag auf den Wegen noch als eine massive Eisdecke, als die Felder schon schneefrei waren und während man noch mit Schellengeläute im Schlitten fuhr, lauschte man schon nach dem ersten Lerchenwirbel. Denn dem harten Winter folgte der Frühling zeitig genug und gleich mit einer gewissen Beständigkeit. Gegen das Ende des Februar schwenkten sich die Dohlen in Scharen mit ihrem jauchzenden Ruf über den Türmen und Dächern des Schlosses.

„Der Lithauer schreit; es gibt weiches Wetter," sagten die Leute und sie behielten Recht. Der frostklare oder schneegraue Himmel machte einem bewegten wechselnden Gewölk Platz, das vor weichen westlichen und südlichen Winden lustig daher fuhr; bald klapperte und plätscherte der geschmolzene Schnee in den Dachrinnen, die kahlen Bäume und alle Gebäude fingen an schwarz und feucht auszusehn. Ist's eigentlich ein schöner Anblick? Aber er macht das Herz hoffnungsfroh, durch das hohle Brausen des Thauwindes glaubt man die Lerche zu hören, hinter allem Schmutz und Schlamm der Schneeschmelze blumige Wiesen und wehendes Birkengrün zu sehen; den Zusammenhang, welchen die Vernunft sich erst durch eine ganze Kette von Schlüssen allmählich klar macht, empfinden die Sinne in einem Augenblick.

Auch das Fräulein von Hönningen hatte wieder etwas von ihrer früheren Heiterkeit im Gesicht, als sie von einem Zimmer der Herzogin aus das lichtgesäumte Gewölk betrachtete, welches rasch über das Schloß hinzog. Es war heute Fastnacht — Fastelabend heißt's dort — der Tag, der sonst die lustige Faschingszeit abschließt, wie's Brigitte in ihrer rheinischen Heimat oft genug mit einigem Bedauern erlebt hatte. Hier konnten die nachfolgenden Wochen nicht trüber und freudloser werden, als die vergangenen gewesen waren und — hinter ihnen lag die Osterzeit, eisfreie Ströme und Seeküsten, die einlaufende Frühjahrsflotte und dann — dann — das Fräulein warf den flüchtigen Wolken eine Kußhand zu. Im gleichen Augenblicke aber trat sie erschrocken etwas vom Fenster zurück: der Reiter, der sein Pferd dort unten auf dem Schloßhof tummelte, konnte sie gesehen haben, sich einbilden, sie habe ihn gegrüßt. Gott sei Dank, er war ganz mit sich beschäftigt! Wer war er denn? Brigitte sah näher zu; aber was sollte das bedeuten? Trieb hier einer seinen Fastnachtsscherz ganz auf eigne Hand? Und noch dazu — jetzt konnte sie das Gesicht erkennen — der ernsthafte Herr Stallmeister Markwart, den sie seit ihrem abenteuerlichen Einzug nicht wieder gesehen hatte! Oberhalb in Federhut und Wams, wie gewöhnlich, trug er vom Gürtel an ein langes faltiges Frauengewand und damit saß er wie eine Dame auf dem Quersattel. Er war, wie der erfahrene Leser leicht erraten hat, damit beschäftigt, ein Pferd für den Dienst der jungen Herzogin zuzureiten und dazu gehörte auch, daß das Tier sich an das flatternde Reitkleid gewöhnte. Aber närrisch genug erschien die Amazone mit dem mächtigen rotblonden Bart; das Fräulein von Hönningen, dem der Vorgang jetzt auch verständlich wurde, mußte hell auflachen und drückte das Gesicht nahe an die Scheiben, um sich nichts von dem sonderbaren Bilde entgehen zu lassen.

Eben jetzt parierte der Stallmeister das Pferd mitten in einem kurzen Galopp, und nun stellte er's regelrecht, klopfte ihm den schlanken Hals und schien mit seiner Arbeit recht wohl zufrieden. Es war ganz natürlich, daß er dabei nach den Fenstern der Herzogin hinaufsah, ob sie etwa die Fortschritte ihres Zelters beobachte. So mußte er das Fräulein bemerken, das ihr Gesicht fest gegen das Glas gepreßt hatte, so daß es in grünlicher Farbe und breit verzogen erschien. Wollte sie ihm eine Grimasse machen? Natürlich mußte Hans Markwart das recht unpassend finden, darum wandte er sein Pferd, das Fräulein aber fuhr, rot vor Ärger, zurück ins Zimmer: „Unausstehlich!“ schalt sie; „als wenn ich mich nach ihm umgesehen hätte!“ Von dem Schauspiel, welches sie just gegeben, hatte sie keine Vorstellung.

Da trat die Herzogin herein: „Mache nicht solch finsteres Gesicht, Kleine,“ sagte sie freundlich und strich über Brigittens zusammengezogene Brauen: „du sollst heute noch deine Fastnachtslust haben. Der Herzog fühlt sich so wohl, wie seit lange nicht, er will eine Ausfahrt im Schlitten machen und mir sein Jagdschloß Neuhausen zeigen. Du wirst mit der Susanne vorausfahren, ihr mögt dafür sorgen, daß wir ein gelüftetes Zimmer mit Feuer im Kamin vorfinden. Und vergiß es nicht, ein fröhliches Gesicht vermag viel; hilf mir, den trüben Sinn des kranken Herrn zu erheitern, so gewinnst du selbst am ersten deinen guten Mut wieder.“

Das Fräulein küßte der Herzogin gerührt die Hand, versprach, ihr bestes zu thun und ließ sich noch genaueres über die Abfahrt sagen, die gleich nach dem Mittagessen stattfinden sollte. Als sie während des Gesprächs flüchtig durchs Fenster hinausblickte, konnte sie eben noch sehen, wie der Stallmeister in dem gewölbten Portal verschwand, welches zu den herzoglichen Marställen und Remisen führte. —

Aber schon nach ein paar Stunden, da sie zur festgesetzten Zeit mit der Kammerfrau Susanne auf die Rampe hinaustrat, fand sie ihn wieder. Er stand im Wolfspelz mit losen offenen Ärmeln und eine Pelzmütze mit Reiherfeder auf dem Kopfe neben dem Schlitten, der nach der Mode der Zeit irgend einen Vogel Greif oder sonst ein fabelhaftes Tier darstellte.

Hans Markwart gehörte zum engeren Kreise des herzoglichen Hofstaates und zu den wenigen, denen der arme Herzog volles Vertrauen schenkte. Sein Vater war schon vor Zeiten in des Herzog Albrechts Diensten gewesen; der hatte ihn dann mit einem Gütchen an der Ermeländischen Grenze belehnt, wo es wichtig war, zuverlässige und unerschrockene Leute zu haben. Als der alte Markwart starb, war der junge Hans zu jung, um der Wirtschaft vorzustehen, seine Mutter, eine ungewöhnlich rüstige energische Frau, auch durchaus nicht geneigt, das Regiment abzugeben; so kam er als Leibjunge und Stalljunker an den Hof des alten Herzogs, wurde, obwohl einige Jahre älter als der Erbprinz Albert Friedrich, dessen Spielkamerad und Begleiter bei allen Ausflügen und so blieb's auch, als aus dem Prinzen ein Herzog, aus dem Leibjungen ein Stallmeister wurde. Daß er den Angriffen entging, denen alle ausgesetzt waren, die des Herzogs Vertrauen genossen, daß er nicht, wie mancher andere, durch den allmächtigen Oberburggrafen vom Hof entfernt wurde, verdankte er zum großen Teil seiner Maulfaulheit. Er redete nicht von dem, was er that, er gehorchte stets dem Befehl seines Herrn, aber ließ sich nicht in Wortgefechte oder Erörterungen mit denen ein, die etwas anderes von ihm haben wollten. Und da er sich auch nicht um die Gunst der Herren Regimentsräte bewarb, die ihm wohl hätte förderlich sein können, so hielt man ihn für etwas dumm, entschuldigte ihn, weil er's nur verstand, einem Herrn zu dienen, und ließ ihm um so lieber seinen Dienst, als er in demselben alle Sorgfalt und besondere Geschicklichkeit bewies.

Heute also wollte der Stallmeister den Schlitten, in welchem Brigitte mit der Kammerfrau fahren sollte, selbst lenken.

Das Fräulein und Herr Markwart begrüßten sich als ein paar Menschen, die sich schon aneinander geärgert hatten; nur verstand sie das um vieles besser als er, der bei aller guten Absicht, gleichgültig auszusehen, bis unter die Haare rot wurde, während sie durch ein Gespräch mit ihrer Begleiterin — über nichts — völlig in Anspruch genommen schien. Und so blieb es auch während der Fahrt, die sonst lustig genug gewesen wäre; die beiden Frauenzimmer im Schlitten hatten sich soviel zu

erzählen, daß der Stallmeister, der hinten auf der Pritsche saß, es nimmermehr verstanden hätte, sich hineinzumischen, selbst wenn er's gewollt hätte und das war nicht der Fall — ihn ärgerte das stolze Gethue der kleinen Person, die noch dazu die Federn ihres Hutes immer um sein Gesicht spielen ließ, so daß er kaum genügend auf die Pferde achten konnte.

Nach einer kleinen Stunde kam Neuhausen in Sicht, ein Schloß noch vom Orden angelegt; die ziemlich breite Bodensenkung, in deren Mitte ein fleißiges Mühlenwasser lief, bildete auf dieser Seite ursprünglich die Befestigung, später hatte man aus derselben, wie aus manchem alten Stadtgraben, Gartenanlagen gemacht, die mit einem größeren Wildgehege zusammenhingen; weiterhin im Frühling mußten hier die Nachtigallen schlagen und die Holztauben gurren. Die Zimmer, in welchen der Herzog — wie vor ihm seine Eltern — zu wohnen pflegte, lagen gegen diese Anlagen hinaus und hatten selbst unmittelbare Ausgänge nach denselben. Aber schon beim Herankommen konnte man sehen, daß hier noch alles den Winterschlaf hielt; Thüren und Fenster waren mit schweren Läden verschlossen, kein Zeichen des Lebens ließ sich wahrnehmen.

Auch auf dem inneren Schloßhof rührte sich nichts, obwohl der Stallmeister die Knallpeitsche ein paarmal kräftig erschallen ließ; der lenkte also seinen Schlitten, nachdem er die Frauenzimmer bei dem Haupteingange hatte aussteigen lassen, nach den Stallungen hin, um dort, wie er sagte, dem faulen Gesindel Beine zu machen — er wolle dann bald wieder zur Hand sein.

Mit Mühe öffneten Brigitte und ihre Begleiterin die schwere Thür und mußten noch eine Weile auf dem großen Flur stehen, im Zweifel, durch welche Zimmerthür Eingang zu suchen sei, bis endlich — mit recht wenig verhehltem Mangel an Beflissenheit — die Frau Kastellanin erschien.

Frau Findeklee war jedenfalls entschlossen, dem neuen Wesen, welches sich am Königsberger Hofe ihrer Meinung nach in ungehöriger Weise breit zu machen anfing, mit allem Schwergewicht ihres behäbigen Körpers zu widerstehen. Der Aufforderung, ein paar von den herzoglichen Zimmern zum Empfange der Herrschaft in Ordnung zu bringen, setzte sie die ganz treffende Bemerkung entgegen: herzogliche Zimmer wären hier alle, auch die, welche sie selbst benutze, und ihr Wohnzimmer wäre stets in Ordnung; der Herr Oberburggraf halte sich gerne da auf, wenn er käme. Sie wisse auch nicht, ob der Herr Oberburggraf damit zufrieden sein würde, wenn sie ohne seinen Befehl hier Veranstaltungen treffe — kurz der Herr Oberburggraf war ihr eine sehr bequeme Karte, um sie gegen das ausländische Gesinde auszuspielen. Aber sie meinte doch auch, dem Respekt vor der Herrschaft wie den Geboten der Gastlichkeit genug zu thun, wenn sie die Thür zu ihrem Wohnzimmer öffnete und das ließ allerdings an Sauberkeit, Wärme, Behagtichkeit kaum zu wünschen übrig, nur machte der strenge Geraniengeruch, die große Katze auf dem Lehnstuhl, die etwas beklommene Luft in dem mit Hausrat überfülltem Raume einen keineswegs herzoglichen Eindruck.

Die drei Frauenzimmer — Frau Susanne mit überlegenem Kammerfrauentächeln, Frau Findeklee mit grämlichem Phlegma, Brigitte mit immer steigender Ungeduld — verhandelten noch auf dem Flur, als Herr Markwart dazu kam und, ohne sich mit Worten aufzuhalten, zur That schritt; er konnte das freilich, da ihm des Ortes Gelegenheit völlig bekannt war. Mit dem Schlüssel, den er rasch aus dem Zimmer der Kastellanin geholt hatte, erschloß er eine der dunkelbraunen Eichenthüren in der Tiefe des Flurs; der Raum dahinter war dunkel, aber der Stallmeister hatte bald mit einigen kräftigen Griffen die Fensterladen geöffnet und Licht eingelassen.

Seine Begleiterinnen und Frau Findeklee folgten ihm auf dem Fuß; die letztere machte noch mit einer kaum zu erwartenden Beweglichkeit einen Versuch, dem Eindringling die Wege zu verlegen; als der aber durch nichts aufzuhalten war, schlug sie die Arme ineinander und sagte mit scheinbarem Gleichmut, sie hoffe, der Herr Stallmeister werde keine Unannehmlichkeit mit dem Herrn Oberburggrafen haben und daß die allergnädigste Frau Herzogin gerade an diesem Zimmer großes Gefallen finden werde, könne sie durchaus nicht glauben.

Dagegen war kaum etwas zu sagen: Herrn Markwart hatte die Gewohnheit in den Raum geführt, den der junge Herzog

Beim Bier. Nach dem Ge

Digitized by Google

..mälde von E. Harburger.

zu benutzen pflegte, wenn ihn, noch in seinen gesunden Tagen, ein Jagdausflug oder der Wunsch, den hofmeisternden Regimentsräten zu entgehen, Neuhausen besuchen ließ. Ein rechtes Junggesellenzimmer: die Ausstattung spärlich und von einfachster Art, an den Wänden zwischen einigen ganz eingedunkelten Bildern Jagd- und Fischereigerät, dicker Staub überall. Brigitte hustete bedenklich, Frau Susanne schüttelte den Kopf; der Stallmeister öffnete die Verbindungsthür zur Rechten. Auch in dem anschließenden Raume herrschte Finsterniß; aber hier zeigte sich, sobald die Laden geöffnet waren, ein ganz anderes Bild.

Wohl entspringt es aus dem Wunsche, das Andenken Verstorbener gegenwärtig und lebendig zu erhalten, wenn man die Orte, an denen sie hauptsächlich walteten und wirkten, möglichst lange in dem Zustande beläßt, in dem sie der Abgeschiedene zuletzt gesehen hat. Es soll so aussehen, als könne der in jedem Augenblick herzutreten und seine gewohnte Arbeit oder Unterhaltung wieder aufnehmen. Kaum jemals entspricht der Erfolg der freundlichen Absicht; was man sichtbar erhält, ist doch nur die äußerste Schale, die naturgemäß dem Verfall geweiht ist. Den Hausrat, der nicht mehr gebraucht wird, bedecken Staub und Rost, von den unbenutzten Polstern und Geweben nehmen Motten Besitz, die Luft, nicht mehr bewegt von kräftig atmenden Menschen, wird dumpf und stickig. Auf solchem Boden sprießt kein heiteres Gedenken; ein erkältendes Grauen weht uns an, so daß wir gerne hinauseilen ins Freie: die Stätte, an welcher der Tote in gewissem Sinne fortexistieren sollte, wurde nur für die Lebendigen unerträglich gemacht.

Der kleine Saal, welchen der Stallmeister und seine weiblichen Begleiter betraten, hatte mit einem paar anschließender Zimmer jahrelang und bis zu ihrem Tode der Mutter Herzog Albert Friedrichs zum Aufenthalt gedient; von hier hatte man sie vor bald fünf Jahren hinausgetragen zur Fürstengruft im Königsberger Dom und seitdem war die gute Frau Findeklee bemüht gewesen, der Zeit innerhalb dieser Räume Stillstand zu gebieten; auch sie hatte nur erreicht, daß jeder Hineintretende sich angeweht fühlte, als befände sich die Leiche noch hier, daß jede laute Rede verstumme, jeder Fuß zögernd auf den moderduftenden Teppichen sich fortbewegte. Und doch war es hier vor fünf Jahren freundlich und behaglich gewesen und noch war alles, wie damals, vorhanden.

„Kalt, kalt! und eine Luft, daß man nicht atmen kann!" stöhnte das Fräulein von Hönningen.

Frau Findeklee empfand das, wie eine Kränkung: „Meine hochselige Frau Herzogin hat sich hier manches Jahr sehr wohl befunden!" knurrte sie.

„Wir machen ein tüchtiges Feuer im Kamin," tröstete der Stallmeister.

„Wenn nur der Modergeruch nicht wäre!" klagte Frau Susanne.

„Dafür ist Kaddik gut," meinte Herr Markwart.

Brigitte zog ein Gesicht: „Kaddik? Was ist Kaddik?" fragte sie.

„Ein gutes preußisches Mittel für üble Gerüche und unartige Kinder," rief Frau Findeklee spitz; „Sie sollen es bald kennen lernen."

Damit ging sie hastig hinaus, der Stallmeister folgte ihr, um das Anfeuern des Kamins anzuordnen, während das Fräulein und die Kammerfrau neugierig die verblichene Pracht der Zimmerausstattung musterten.

Bald erschien Herr Markwart wieder, gefolgt von ein paar Dienstmägden, welche Lasten von mächtigen Holzklötzen herbeischleppten und sich weidlich abmühten, in dem geräumigen Hohl des Kamins einen Scheiterhaufen zu errichten und in Brand zu setzen — zuerst ohne Erfolg; denn die kalte Luft im Schornstein wehrte dem Durchzug, der Rauch schlug zurück ins Zimmer, und die kaum entfachte Flamme wurde wieder erstickt. Endlich, mit Hilfe von entzündeten Strohbündeln, gelang es, der Flamme Bahn zu machen, prasselnd schlug die Lohe in den schwarzen Schlund hinauf, den eben zurückgestoßenen Rauch wieder aufsaugend, so daß die beiden Hofdamen und der Stallmeister, die dem nachdenklichen Geschäft des Feuermachens zugesehen hatten, fast erschrocken zurückfuhren.

Jetzt kam auch Frau Findeklee, in der einen Hand ein brennendes Licht, in der anderen ein paar Zweige grünen Wachholders tragend. „Hier ist Kaddik," sagte sie spöttisch, „und so wird's mit ihm ge-

macht, wenn die Herrschaften etwas lernen wollen." Mit diesen Worten hielt sie einen der Zweige in die Flamme des Lichts, so daß die grünen Nadeln und das harzige Holz sich knisternd entzündeten und puffend graue Wölkchen eines fetten aromatischen Rauches ausstießen; dann schwenkte sie den Zweig in der Luft hin und wider und zog so den Rauch in langen sich verschlingenden Fäden hinter sich her, und — man mußte es wohl zugeben — war das Mittel für zartgewöhnte Lungen vielleicht auch etwas grob und beißend, im Verein mit der lodernden Herdflamme brachte es in den lange verödeten Raum Leben und menschliches Behagen.

Brigitte aber fand an dieser Art des Räucherns großes Gefallen: mit schnellem Griff hatte sie der überraschten Frau Findeklee das Licht und die Wachholderzweige aus den Händen genommen und verstand es, das Anzünden und Schwenken in einen anmutig phantastischen Tanz umzubilden, wobei sie zwischen den schwankenden Rauchfäden wie zwischen Blumenketten sich durchwand, jetzt auf einer Fußspitze sich drehend, wie eine Spindel, jetzt in feierlicher Bewegung dahinschreitend. Frau Susanne und der Stallmeister schauten ihr mit behaglichem Lachen zu; die Kastellanin aber, erst verblüfft, weil sie so ohne weiteres außer Thätigkeit gesetzt wurde, riß über die absonderliche Erscheinung die Augen immer weiter auf: „Sieht sie nicht aus, wie eine Hexe oder ein Zigeunerkind?" brummte sie halblaut vor sich hin.

„Und was stehst du hier und hältst Maulaffen feil?" so fuhr sie jetzt plötzlich gegen die geöffnete Flurthür los. Da stand mit weitoffenem Munde das Schauspiel betrachtend eine nicht gar große Gestalt im schwarzen Schülermantel, Bücher unter dem Arme, den zerknüllten Hut in der Hand. Unter dem nach Art der Gelehrten schlecht gepflegten Haupthaar zeigte sich das bleiche ziemlich verfallene Gesicht eines wohl dreißigjährigen Menschen, dessen verschwommene Augen und stark gerötete Nase von einer wilden Vergangenheit sprachen.

Bei den strengen Worten der alten Frau Findeklee schreckte der Mensch zusammen und war im nächsten Augenblick verschwunden.

„Das war doch Euer Samuel — wie geht's ihm?" fragte der Stallmeister gutmütig.

„Mein Samuel, ja wohl!" entgegnete die Frau Kastellanin grämlich; „ein Samuel sollte er werden, das war mein Wille. Nun, Ihr seht, was die bösen Buben in Königsberg mit der Zeit aus ihm gemacht haben!"

„Er wohnt jetzt hier bei Euch?"

„Ja doch; der Herr Kaplan Zippelins hat sich seiner angenommen — bei dem studiert er nun — ich gebe mir Mühe, ihn wieder herauszufüttern und sehe zu, daß er vor neuen Versuchungen bewahrt bleibt. Aber da kommt die allergnädigste Herrschaft!"

Vom Schloßhof erklang Peitschenknall und Schellengeläut; es war kaum noch Zeit, die Ankommenden auf dem Flur zu empfangen. Dem Stallmeister und der Kastellanin, die sich dazu auf den Weg machten, begegnete das herzogliche Paar schon unter der Hausthür. Albert Friedrichs edelgeformtes Gesicht hatte durch die rasche Bewegung in frischer Luft gewonnen, was ihm sonst fehlte, Leben und Farbe, und die Herzogin, die den jüngeren Gemahl stets mit einer fast mütterlichen Sorglichkeit beobachtete, ließ in ihren sonst eher resignierten Zügen den Ausdruck freudiger Hoffnung erkennen. Durch die dienstfertig Herantretenden von den winterlichen Hüllen befreit, schritten die beiden Hand in Hand über den Flur nach dem Saal, an dessen Eingang Brigitte und Frau Susanne warteten.

Eintretend und rasch umherblickend rief Maria Eleonore in beinahe fröhlichem Tone: „Das habt Ihr gut gemacht! Hier ist's hell und warm!"

Ein tiefes Stöhnen, wie aus der Brust eines schwer Leidenden, war der Nachhall dieser heitern Worte; Albert Friedrich hatte die Hand der Herzogin losgelassen; die anderen zurückwinkend, stürzte er in das anschließende Zimmer — einst das Schlafzimmer seiner Mutter — dessen Fensterläden noch verschlossen waren und worin also tiefe Dämmerung herrschte. Die erschreckten Begleiter konnten sehen, da die Verbindungsthür nur durch schwere zurückgeschlagene Vorhänge ausgefüllt war, daß er sich dort neben der breiten Bettstatt in einen Sessel warf und so, den Kopf in beide Hände gedrückt, teilnahmlos verharrte. Bei dem plötzlichen Anblick dieser Räume, die er seit Jahren nicht wieder und zuletzt im Leichen-

gepränge gesehen, hatte sich die alte Schwermut seiner aufs neue überwältigend bemächtigt. So erklärten sich auch wohl die anderen den seltsamen Hergang, aber zu helfen wußte niemand.

Während Frau Findeklee flüsternd dem Stallmeister bemerklich machte: das wäre nicht geschehen, wenn man die Herrschaften in ihr behagliches Zimmer geführt hätte, waren Frau Susanne und Brigitte mit tröstendem Zuspruch um die Herzogin bemüht, die sich auf eine der Polsterbänke niedergelassen hatte.

„Wer von euch spielt auf der Laute?“ fragte die hohe Frau, indem sie auf das zierlich und reich gearbeitete Instrument deutete, das auf einem Seitentischchen lag; „man hat mir gesagt, daß der Herzog ein großer Liebhaber der Musik sei.“

„Ich wollte, mein Lehrer hätte mehr Gewalt über mich gehabt,“ sagte Brigitte aufrichtig; „er konnte mich nie so weit bringen, die Noten zu lernen.“

Der Stallmeister aber wandte sich lebhaft an die Kastellanin: „Euer Samuel versteht sich ja auf die Kunst; hat er nicht noch im letzten Frühjahr dem gnädigen Herrn vorgespielt, als wir hier zur Jagd waren?“

Frau Findeklee sah nicht besonders freundlich aus, als sie erwiderte: „Lautespielen ist neben Trinken und Wirtshauslaufen ziemlich alles, was er in Königsberg gelernt hat. Vom Herrn Kaplan ist es ihm ganz verboten, wenigstens solange der ihm Unterricht gibt.“

„Ich denke, der Herr Kaplan wird nichts dagegen haben, wenn Euer Sohn ein paar ernsthafte Weisen zum Troste seines kranken Herrn spielt.“ Maria Eleonore hatte die Worte in sanftem Ton und doch mit einer gewissen Bestimmtheit gesprochen, sodaß in der Seele der Frau Kastellanin der Respekt vor dem Geistlichen und der vor der weltlichen Herrschaft miteinander kämpfte. Ehe es hier zur Entscheidung kam, war der Stallmeister hinausgeeilt, den Musikanten zu suchen; und da er dessen Gewohnheiten kannte, brachte er ihn auch in wenigen Augenblicken herbei. Er führte ihn fast wie einen Gefangenen, indem er den Zipfel seines Mantels in der Hand behielt; doch schien Herr Samuel Findeklee nicht ganz ungern zu kommen, wenn er auch gegen seine Mutter eine entschuldigende Gebärde machte, als folge er nur höherer Gewalt. Vor der Herzogin machte er einen ungeschickten Kratzfuß und schielte dabei nach dem Fräulein von Hönningen hinüber, die ihm die Laute entgegenhielt. Die Worte der hohen Frau: „Ihr sollt mit Eurer Mutter Erlaubnis etwas zur Erbauung Eures Herzogs spielen,“ hatte er kaum vernommen, als er schon hastig das Instrument an sich riß. Sobald er aber auf einem niedern Sessel Platz genommen und die Laute vor sich auf die Knie gelegt hatte, veränderte sich sein ganzes Wesen: die Menschen um ihn her gingen ihn nichts mehr an, sicher und zart handhabte er die Wirbel und schlug er die Saiten an; die Augen nach der Decke gerichtet, lauschte er den Tönen und sein verschwommenes Gesicht wurde lebendiger und freundlicher, je mehr es ihm gelang das Instrument in eine reine Stimmung zu bringen.

Das war nicht ganz leicht und es verging mehr als eine Viertelstunde darüber, während Frau Findeklee gelegentlich durch ein kurzes Aufwerfen des Kopfes und Schulterzucken ihre Unzufriedenheit zu erkennen gab, sodaß der vorsichtige Stallmeister die ganze Breite seines Körpers zwischen sie und den Musikanten schob. Nun aber machte das scheinbar planlose Suchen zwischen den Saiten einer Reihe voller Akkorde Platz und diese gingen über in eine zusammenhängende Weise. Ob zu seinem Glücke, ist zu fragen — jedenfalls hatte aber die Natur dem verdorbenen Studenten eine ungewöhnliche musikalische Begabung verliehen und hier zeigte sich's wieder einmal, daß keine andere Kunst die Herzen der Menschen, Wasserböen gleich, zu lenken vermag, wie die Tonkunst; über die Gesichter der Anwesenden zog ein freudiger Schein, selbst Frau Findeklee schlug mit einem Seufzer die Arme ineinander und hörte andächtig ihrem Sohne zu. Als der aber in seinem Spiel eine Pause machte, wurden die anderen erst gewahr, daß der Herzog leise unter die Thür des Nebenzimmers getreten war; mit verschränkten Armen, die Augen träumerisch in die fernste dunkle Ecke des Saales gerichtet, stand er unbeweglich auf der erhöhten Schwelle. Vorsichtig winkend bedeutete die Herzogin den Spielmann, fortzufahren und, von den Klängen der Laute

wie von einer unsichtbaren Macht gezogen, schritt Albert Friedrich langsam vor bis an den Tisch, hinter welchem seine Gemahlin Platz genommen hatte.

Wieder hatte Samuel Findeklee seine Weise geendet, mit leichten Griffen ließ er noch ein paar verschwebende Akkorde nachklingen, da streckte der Herzog die Hand gegen ihn aus und sagte: „Singe!“

„Ein Lied, Herr Student,“ sagte auch die Herzogin, indem sie klüglich so that, als käme der Wunsch von ihr; „wer so lieblich spielen kann, wird auch ein Lied zu singen verstehen.“

„Ach, du lieber Gott!“ seufzte Frau Findeklee; „wenn ich denke, was mein Samuel in seinen unschuldigen Kinderjahren für ein Sänger war! Aber das wilde Leben! Und das Biersaufen!“ Und wirklich bewiesen die wenigen Worte, die ihr Sohn zu seiner Entschuldigung hervorstotterte, daß seine heisere Kehle zum Singen nicht mehr taugte.

„Nun denn, Brigitte!“ rief die Herzogin, „sing' du uns ein Lied, Kind! Ich habe dich lange nicht gehört.“

„Das macht der lange Winter!“ sagte das Fräulein von Hönningen; „was soll ich singen?“

„Laß es etwas fröhliches sein,“ entgegnete ihre Herrin leise; „wir könnens alle gebrauchen.“

Brigitte sah einen Augenblick wie überlegend nach der Decke: „Ich weiß ein Lied, das heißt Lätare und Lätare heißt Freuet Euch! Das will ich singen. Seht zu, Herr Student, ob Ihr mein Lied mit der Laute begleiten könnt.“ Sie stellte sich an den Tisch, dem Herzog gegenüber, und ohne sich sonst zu rühren, die Augen aufwärts gerichtet, sang sie wie ein Schulkind. Auch ihre Stimme hatte noch etwas Unfertiges, gleich der eines Knaben, aber sie war kräftig genug und gerade durch die Kunstlosigkeit ihres Vortrages zum Herzen sprechend.

Samuel Findeklee lauschte den ersten Tönen mit schiefgehaltenem Kopfe, hatte aber gleich die passende Tonart auf seiner Laute gefunden und bei der Einfachheit der Weise war er schon bei dem zweiten Verse im stande, eine volle Begleitung zu geben; doch blieb er, wie es der Begleitende soll, immer nur ein dienender Bruder. So sangen und spielten die Beiden, als wären sie seit lange aneinander gewöhnt.

Mit stillem Lächeln, wie man einen alten lieben Bekannten begrüßt, hörten die Herzogin und ihre Kammerfrau zu; Frau Findeklee und der Stallmeister machten erstaunte Gesichter, die erstere besonders beobachtete mit hellem Verwundern die wachsende Lebendigkeit ihres Samuel. Den tiefsten Eindruck machte das Lied auf den kranken Herzog, sein starrer Blick belebte sich und sein bleiches Gesicht begann sich zu färben, die Finger der Linken markierten den Takt auf dem Tische, einzelne Stellen bezeichnete die leicht gehobene Hand; selbst die sonst streng geschlossenen Lippen bewegten sich ein paarmal, als wollten sie sprechen oder in den Gesang einstimmen.

Das Lied Brigittens lautete:

Weil noch die Drossel schweiget
Im kahlen Buchenschlag,
Kein Veilchen auch sich zeiget
Am frost'gen Gartenhag,
So schüren wir die Flammen
Auf unserm Herd mit Fleiß
Und rücken nah zusammen
In seinen hellen Kreis.

Wohl fährt in grimmem Spiele
Der Wind den Schlot herab
Und ladet auf der Diele
Rings Glut und Aschen ab —
Doch rufen wir: willkummen!
Er ist uns wohlbekannt:
Mit seinem hohlen Brummen
Führt er den Lenz in's Land.

Indem wir dies betrachten,
Wird uns die Sicherheit:
Will Trübsal uns umnachten —
Sie währt nur kurze Zeit.
Aus Finsternis und Bangen
Die Hoffnung tritt herfür —
Das Alte ist vergangen,
Neues steht vor der Thür!

Bringt denn vom Saft der Trauben,
Dazu ein weißes Brod;
Für die, so Wunder glauben,
Gibts keine Erdennot.
Bedenket auch am Ende,
Wie kurz ein Erdentag:
Reicht liebend euch die Hände,
Weil's noch geschehen mag.

Die Sängerin schwieg, eine kurze Stille trat ein, dann rief der Herzog: „Eine Kanne Malvasier, Frau Findeklee, für Eure Gäste! Von meiner Mutter selig her ist noch welcher im Keller.“ Dabei setzte er sich auf die Bank neben die Herzogin, deren Hand er freundlich erfaßte, und streckte die Füße gegen das Feuer, wie einer, dem es nach kalter Fahrt behaglich werden will.

Daß der Wein noch im Keller lag, wußte die Kastellanin, aber sie wußte auch, daß der Herr Oberburggraf, wenn er das Schloß besuchte, mit Vorliebe von demselben trank. Um doch nicht geradeaus zu widersprechen, sagte sie mit scheinbarer Zuthulichkeit:

„Gnädigste Herrschaft ist kalt geworden im Schlitten; wird nicht ein heißes Würzbier besser sein als der Wein? Auch der Herr Oberburggraf trinkt es gern, wenn er am Wintertag hierherkommt.“ Mit der letzten Bemerkung hatte sie's versehen: „Kann Schemper trinken, wenn er Lust hat!“ grollte der Herzog. Frau Findeklee wollte sich noch nicht geben; sie gab zu bedenken, ob man den auserwählten Wein nicht für besondere Gelegenheiten aufheben sollte? Da fuhr Herr Albert Friedrich, durch den Widerstand gereizt, in die Höhe: „Willst du mir den Trunk versagen, alte Unke?“ rief er mit dröhnender Stimme; „den Wein muß ich haben, oder ich will nicht Herzog von Preußen sein.“

Vor Schreck zusammensinkend, murmelte die Kastellanin: „Wie Fürstliche Gnaden befehlen!“ Im Hinausgehen machte sie dann ihrem Unmut mit den Worten Luft: „Nun wird man wirklich bald nicht mehr wissen, wer in Preußen zu befehlen hat!“ Ihre Prüfungen hatten aber für heute noch kein Ende erreicht: als sie mit dem Wein zurückgekommen war und denselben der Herrschaft in feinen venetianischen Gläsern, den Begleitern in blanken Zinnbechern gereicht hatte, ließ der Herzog zuerst sein Glas an das seiner Gemahlin anklingen, dann hob er's, den anderen zunickend, zum Munde, fing aber in demselben Moment einen sehnsüchtigen Blick des Studenten Sannel auf, den die strenge Mutter leer hatte ausgehen lassen und der nun mit gehobener Nase und die Lippen leckend zusah.

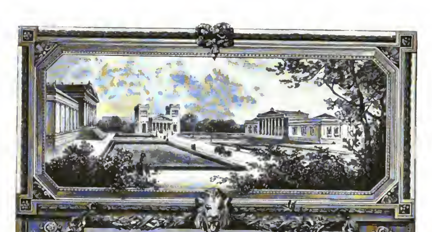
Albert Friedrich kam ihm zu Hilfe: „Einen Becher für unsern Spielmann, Frau Findeklee!“ rief er, und die Alte wagte es jetzt nicht mehr, dagegen etwas einzuwenden, wenn sie auch beim Einschenken alle mögliche Vorsicht gebrauchte; der Sohn aber faßte das Trinkgefäß mit beiden Händen und sog daran gierig wie ein verdurstetes Kind.

Wenn er übrigens nun auf ein längeres Gelage gerechnet hatte, so war er im Irrtum gewesen. Obwohl von Natur eher leidenschaftlich und auf kräftigen Genuß gerichtet, war der Herzog durch Mißtrauen gegen seine Umgebung früh gelehrt worden, sich selbst zu beherrschen. Er war mäßig aus Gewohnheit, Maria Eleonore unterstützte ihn darin klüglich, auch mahnte heute die hereinbrechende Dunkelheit draußen bald, daß es Zeit wäre, auf den Heimweg zu denken.

Als die beiden Schlitten durch die schweigende Waldlandschaft hinfuhren, mußten voranreitende Haiducken mit Stocklaternen den Weg erhellen. Dem kleinen Fräulein von Hönningen war's zu Mute, als erlebe sie ein märchenhaftes Abenteuer. Von den vorüberhuschenden Schatten der Bäume erschien der Wald wie lebendig und ein paarmal begleiteten Rudel von Wild, durch den ungewohnten Lichtglanz aufgeregt, in geringer Entfernung die Reisenden; Gespenstern gleich erschienen und verschwanden sie zwischen den Stämmen. Wie Brigitte im innern Schloßhof zu Königsberg wieder festen Boden betrat, seufzte sie behaglich auf, als wäre sie irgend einer unbekannten Gefahr glücklich entronnen.

Der Herzog aber brachte die Erinnerung an ein paar frohe Stunden nach Hause; es war natürlich, daß er gleiche Freuden auf derselben Stelle wieder suchte und in den nächstfolgenden Wochen, da auch das Wetter fortfuhr sich freundlich zu entwickeln, wurden die Ausflüge nach Schloß Neuhausen zum öfteren wiederholt, zuerst noch im Schlitten, als die kräftiger wirkende Sonne die Eisdecke des Weges zerstörte, zu Pferde. Die häufige Bewegung in freier Luft und der Verkehr mit Menschen, die ihm behaglich waren und sich ohne selbstsüchtige Nebenabsicht bestrebten, seinen Trübsinn zu verscheuchen — selbst bei der alten Frau Findeklee überwog bald die angeborene Gutmütigkeit die Furcht vor dem Oberburggrafen — alles trug dazu bei, den gemütskranken Jüngling heiterer zu stimmen. Es war eine jener immer seltener auftretenden Perioden, in denen es schien, als könne das Leiden Albert Friedrichs noch einmal ganz gehoben werden.

(Schluß folgt.)



Der Königsplatz in München.

Münchener Feuilleton.

(Abdruck verboten.)

(München im Sommer. — Charakterzug der Münchener. — Die Hofgesellschaft. — Der Prinz-Regent. — Grundzug der Münchener Geselligkeit. — Die schöne Litteratur und ihre Vertreter. — Die „neueingerichtete Schaubühne.“ — Aus dem Kunstleben. — Die bauliche Entwickelung Münchens. — Die Erhöhung des Bierpreises.)

Der jüngst als Botschafter zu Rom verstorbene Mariani, der einige Jahre lang die französische Republik am hiesigen Hofe vertrat, antwortete einst auf die Frage, wie es ihm in München gefalle, „j'aime beaucoup les environs.“ Dieser französische Scherz spricht die ernste Herzensüberzeugung jedes echten Müncheners aus. Bis zur Ermüdung oft wird München eine Kunststadt genannt, allein viel mehr, als für ihre Museen und Ausstellungen schwärmen seine Bewohner für die Natur, die sie umgibt, für ihre grünen Seen und blauen Berge und am allermeisten — für die Bierkeller, welche eine so wunderbare innere Kühlung gegen die Hitze des Sommers darbieten. — So ist eigentlich der Sommer die wahre „Saison“ Münchens, die Zeit der Ausflüge, der Ausstellungen, der Fremden.

Der Hang zum Natürlichen, ja Naturwüchsigen bekundet sich in jeder Lebensäußerung des Publikums, er bestimmt den Geschmack von der Bauernkomödie und Freilichtmalerei bis zu Buffalo Bills „Wildem Westen,“ er beherrscht alle Klassen der Bevölkerung und wird für gewisse Verfeinerungen der Sitte ein stetes Hindernis bilden.

Innig hängt damit ein sehr lebhafter Abscheu gegen allen Zwang, insbesondere auch den gesellschaftlichen, zusammen und wohl in keiner

anderen Stadt gleicher Größe wird das „Salonleben" so wenig aufrichtige Verehrer haben, als in der bayerischen Hauptstadt. Selbst in der Hofgesellschaft, welche noch am meisten den romanischen gesellschaftlichen Gepflogenheiten folgt, scheint man erleichtert aufzuatmen, wenn das letzte Picknick abgetanzt ist und mit dem letzten Geigenstrich zerstiebt die „große Welt" in ihre Bestandteile. Nur ein kleines Häuflein schart sich noch zum Lawn tennis auf einem öffentlichen Platze und während des lieben langen Sommers sieht man sich nur mehr „en petit comité."

Auch der Prinz-Regent, mit welcher Pflichttreue er auch aller Obliegenheiten seiner hohen Stellung waltet, ist offenbar kein sonderlicher Freund der steifen Etikette. Er ist seiner Gewohnheit, fleißig Künstlerateliers zu besuchen, treu geblieben und findet auch sonst Gelegenheit genug, weiteren Kreisen der Bevölkerung in leutseliger Weise näher zu treten. Insbesondere wird eine solche Annäherung auch durch zahlreiche Einladungen zur Tafel gefördert, bei denen, gegen die frühere Übung, nicht nur Hofleute, hohe Beamte und Offiziere, sondern auch die Sommitäten der Kunst, Wissenschaft und Litteratur, ja zuweilen auch der schlichte Bürger als Komiteemitglied eines Balles, oder aus sonst einem Anlaß freundliche Berücksichtigung findet. Nach Aufhebung der Tafel pflegt der hohe Herr seine Gäste in seine Wohnräume zu bescheiden, welche voll von den neuen Gemälden hängen, die er nach sorgfältiger Auswahl seinem Privatbesitz einverleibte. Während dann bei der Cigarre das Gespräch einen ungezwungeneren Ton anschlägt, ist allen Gelegenheit geboten, die Vielseitigkeit der Interessen und Kenntnisse, die ganze Fülle des Wohlwollens und die angeborene Vornehmheit des Wesens des Sohnes König Ludwig I kennen zu lernen.

Die angenehmste Zeit des Jahres ist wohl dem Regenten die Zeit seiner Jagdausflüge im Gebirge, denn er ist ein großer Nimrod vor dem Herrn. Auch hierzu ergehen die Einladungen nicht nach der Hofrangliste. Der Prunk und Zwang des Hofes ist auch von diesen Veranstaltungen verbannt. Das alte Schloß in Berchtesgaden, das Jagdhaus zu Oberstdorf im Allgäu u. a. a. O. sind von einer primitiven Einfachheit der Einrichtung, welche seltsam gegen die überladene Pracht des vorausgegangenen Regimes absticht. Mancher der geladenen Jagdgäste mag übrigens einigermaßen über die Anforderungen überrascht sein, die an die physische Leistungsfähigkeit gestellt werden. Der Regent selbst ist von einer Frische, einer Ausdauer, einer Abhärtung, um die ihn die Mehrzahl seiner Altersgenossen beneiden mag. Keine Stunde ist ihm zu früh, kein Weg zu steil, „kein Sturm und auch kein Regen verleidet ihm den Gang." Dabei trägt er das „echte" Gebirgskostüm, die sogenannte Kocheljoppe, die Lederhosen mit den bloßen Knieen, die nägelbeschlagenen Gebirgsschuhe. Eines der besten Bilder, die wir von ihm besitzen, von Franz Defregger, stellt den Regenten in dieser Nationaltracht dar und in der Schnitzschule zu Berchtesgaden befindet sich sogar eine lebensgroße Statue von ihm aus Holz in derselben kleidsamen und zweckentsprechenden Gewandung.

Die Abneigung gegen den Zwang ist auch bestimmend für die Art der Zusammensetzung der hiesigen Gesellschaft. Es gibt wohl kaum eine zweite Stadt in Deutschland, in der die verschiedensten Stände so ungezwungen miteinander verkehren, wie in München. Es mag dies einer der Gründe sein, warum sich auch Fremde schnell heimisch unter uns fühlen. Nicht nur die Männerwelt der verschiedensten Berufsarten mischt sich am Biertisch und in zahllosen Vereinen, auch dann, wenn der Hinzutritt des weiblichen Elements engere Schranken bedingt, kann man hier nicht von abgeschlossenen Beamtenkreisen, Offizierskreisen, Professorenkreisen, Künstlerkreisen, Kaufmannskreisen 2c. 2c. reden. Es sucht und besucht sich, was sich gegenseitig anzieht und gefällt. Wir haben weder politische, noch litterarische Salons, weil die Frauen sich nicht mit Politik und die Männer sehr wenig mit schöner Litteratur beschäftigen, aber durch alle Kreise fluktuiert eine gewisse Vorliebe für das künstlerische Element hindurch und selbst die Hofgesellschaft verhält sich hiergegen nicht grundsätzlich ablehnend.

Unter den Künstlern tritt gesellschaftlich Lenbach am meisten hervor, dessen prachtvolle Villa an sich eine Sehenswürdigkeit ist und zuweilen im Winter „ganz München" zu einem Kostümfest, zu einer Operettenaufführung oder dergleichen versammelt.

In derselben Straße, unweit von Lenbach, befindet sich das viel bescheidenere Heim Paul Heyses und auch er sieht zuweilen Gäste bei sich, um ihnen eines seiner neuen Dramen vorzulesen, oder sie sonst des Reizes seiner unvergleichlichen Unterhaltung teilhaftig zu machen, die den Feinheiten seines geschriebenen Stiles nichts nachgibt.

Leider ist das Interesse für die schöne Litteratur in München viel geringer, als das für Kunst und Musik. Die sogenannte „ernste Männerwelt," die so ungemein viel Zeit zum Besuch der Cafés und abendlichen Stammtische erübrigt, findet keine Muße zur Lektüre von Dichtungen, und das Kunstgewerbe, das unerschöpflich in der Erfindung neuer Kneipzimmer ist, wird sehr selten mit der Einrichtung von Hausbibliotheken bemüht.

Die Plejade aufstrebender Schöngeister, welche einst König Max II, der Bruder des Regenten, an seinen Hof zog, ist sehr zusammengeschmolzen und neben Heyse können nur der ganz unsichtbare Graf Schack und Hermann Lingg genannt werden, dessen siebzigster Geburtstag im vergangenen Winter in sehr würdiger Weise gefeiert wurde. Henrik Ibsen sieht man einsam durch die Straßen wandeln, und auch Große, Wilhelm Hertz und Martin Greif, mit dessen entsetzlich langweiligen Dramen das arme Theaterpublikum viel geplagt wird, leben hier.

Das Niveau des litterarischen Nachwuchses aber ist etwas gesunken und der größten Notorietät beim Publikum erfreuen sich zur Zeit einige Dialektdichter, wie Maximilian Schmidt,

Peter Auzinger und insbesondere ein Subalternbeamter im Ministerium des Innern, Benno Rauchenegger, dessen derbe Komik viele Verehrer hat. Auch einen Realisten vom reinsten Wasser — Conrad, den Herausgeber der in Leipzig erscheinenden „Gesellschaft," haben wir in unsern Mauern. Er besitzt ein hervorragendes feuilletonistisches Talent und man kann ihm Geist, Frische und Kühnheit nicht absprechen. Allein die obscönen Seiten seiner Münchener Romane „Was die Isar rauscht" u. a. haben ihn unbeliebt gemacht und seine Bilder von München sind höchstens in Äußerlichkeiten ähnlich.

Alle Versuche, diese disparaten litterarischen Elemente zu einem Ganzen, zu einem litterarischen Kreis und Mittelpunkt zusammenzufügen, sind gescheitert, seit das selige „Krokodil," das schließlich die Form wöchentlicher Caféschlachten angenommen hatte, heimgegangen ist.

Bisher wollte es oft den Anschein gewinnen, als sei auch das ohnedem nicht sehr lebhafte Interesse des Münchener Publikums für das Theater mehr ein Interesse an den darstellenden Künstlern, als an der dramatischen Litteratur. Wie viel latenter Sinn aber doch auch noch für eine erstere Richtung vorhanden ist, das bewies der beispiellose Erfolg, den Sudermanns „Ehre" im vergangenen Winter hier gehabt hat. Es ist schnell zum Repertoirestück des zweiten hiesigen Theaters, des Gärtnertheaters, geworden, nicht wegen, sondern trotz seiner zum Teil etwas bedenklichen Grundidee. Was den Münchenern daran imponierte, war der Griff ins volle Leben, die zu Grunde liegende scharfe Beobachtung, einige lebenswahr gezeichnete Figuren, kurz ein gewisser gesunder Realismus.

Das k. Hof- und Nationaltheater hat seit lange mit keiner seiner Novitäten so viel Glück gehabt. Man ging kühl über Bulthaupt, Lindau, Jaffé und andere zur Tagesordnung über und weder eine ausgegrabene Oper von Spohr, noch die neueste von Neßler wußte dauernd zu fesseln. Am öftesten scheint im Winter das Ballet „Die Puppenfee" aufgeführt worden zu sein und den tiefsten Eindruck machte besonders auf die Damenwelt das Gastspiel des Kammersängers Alvary, eines Sohnes Achenbachs. In der That geht durch alle seine Leistungen ein echt künstlerischer Zug und eine Jugendfrische, die einem um so sympathischeren Eindruck machte, da sie hier anfängt zu den Seltenheiten zu gehören. Die Zahl der Jahre ist nicht spurlos an unsern berühmten Wagnerdarstellern vorübergegangen und hat, so möchte es scheinen, was sie ihren Stimmen an Umfang und Rundung nahm — ihrer äußeren Gestalt hinzugefügt. Auch die Theaterillusion hat ihre Grenzen und wenn die Jugend der einzige Fehler ist, von dem man sicher geheilt wird, so ist sie auch die einzige Tugend, welche Fleiß, Ausdauer und Talent nicht zu ersetzen vermögen.

Auch die Intendanz des k. Hof- und Nationaltheaters empfand übrigens schon vor einiger Zeit das Bedürfnis, dem erlahmenden Publikum etwas neues zu bieten und da die Rücksichten, welche ein Hofinstitut begreiflicherweise zu nehmen hat, sie verhinderten, auch ihrerseits Kapital aus der herrschenden realistischen Strömung zu schlagen, zog sie weitere Konsequenzen aus der meines Erachtens an sich nicht glücklichen Tendenz, das deutsche Nationaltheater zu einem litterarhistorischen und ethnographischen Museum zu stempeln, das seine Wurzeln mehr in der Vergangenheit, in der gelehrten Forschung und im Auslande hat, als im nationalen Leben der Gegenwart.

Vielleicht, daß man die Zeichen der Zeit nicht ganz richtig deutete, indem man eine sich zuweilen fühlbar machende ablehnende Haltung des Publikums nicht sowohl gegen „Shakespeare und kein Ende," als gegen viele unberechtigte Ausgrabungen, Experimente mit dem Zwischenvorhang und anderen Äußerlichkeiten suchte.

Alle, die sich dafür interessieren, haben sich inzwischen über die sogenannte „neueingerichtete Schaubühne" aus einer Flut von Besprechungen, insbesondere aus der Broschüre*) eines der Väter dieses Gedankens unterrichten können. Am 1. Juni 1889 fand die erste Aufführung von „König Lear" auf der neueingerichteten Bühne statt, deren Wesen darin besteht, daß die Szene aus zwei Teilen besteht, aus einer Vorderbühne ohne Dekoration und Requisiten und aus einer drei Stufen höher gestellten Mittelbühne mit veränderlichen Dekorationen, mit Requisiten und einem eignen ziehbaren Vorhang.

Das Entzücken, welches Rudolph Genée über die Wirkung dieser neuen Veranstaltung äußert, wurde bei der Aufführung des „Lear" ziemlich allgemein geteilt. In der That kam dadurch „das ganze Drama in seiner einheitlichen Größe" zur vollen Geltung.

Allein schon die Aufführung anderer Stücke Shakespeares auf der neueingerichteten Bühne erregte Bedenken unter den Schauspielern und im Publikum, und ehe er das erste Werk eines deutschen Klassikers — Götz von Berlichingen — in dieser Weise dem Publikum vorführte, empfand der Generalintendant das Bedürfnis, in einem Artikel in den Münchener Neuesten Nachrichten weitere Kreise „über den Entwickelungsgang" der neuen Schaubühne aufzuklären.

Der „indirekte Urheber des Unternehmens," schreibt Freiherr von Perfall, „ist — der Zwischenvorhang. Mehr als zwanzig Jahre hindurch, so lange ich die Münchener Hofbühne leite, erregte mir derselbe immer von neuem den heftigsten Widerwillen. Zur Bekämpfung dieses nicht selten alle Illusion zerstörenden Gegenstandes machte ich Versuche mit den verschiedensten Verwandlungsarten bei offener Szene, doch stand der alte Feind immer wieder in anderer Gestalt vor mir. Da, als ich es fast aufgegeben, das rechte zu finden, erschienen im Jahre 1887 die vielbesprochenen Abhandlungen von Rudolf Genée ‚Die Natürlichkeit und die historische Treue in den theatralischen Vorstellungen' und fast zu gleicher Zeit brachten die ‚Bayreuther Blätter' hochinteressante Mitteilungen über den Plan

*) Die Entwickelung des Szenischen Theaters und die Bühnenreform in München von Rudolph Genée. Mit Illustr. Stuttgart 1890. Cotta.

einer völlig neuen Bühneneinrichtung, den der große Architekt Schinkel bereits im Jahre 1817 entworfen hatte, ohne ernstliche Beachtung zu finden. Unter dem Eindruck dieser Schriften kam die Idee in mir zur Reife, auf einer neu zu schaffenden Bühne von dem Wege moderner Inszenierung großer Dramen abzuweichen."

Um die für eine Götzaufführung erforderlichen 29 Verwandlungen ohne Verzug für das Publikum durchzuführen, erschien außer den bisherigen Neueinrichtungen die Herstellung einer dritten Vorrichtung zum Hängen von Dekorationen notwendig.

Nichtsdestoweniger blieb die Anwendbarkeit der neuen Bühne für die Werke der deutschen Klassiker nicht unbestritten, und die Stimmen erhoben sich lauter, welche erklären, die ganze Erscheinung werde verschwinden, wie sie gekommen sei.

Nicht ganz mit Unrecht machen die Gegner geltend, daß der Wegfall des Zwischenvorhanges und der Verwandlungen nur um nicht minder große anderweitige Nachteile erkauft werden konnte, daß das beständige Treppen auf und ab der Schauspieler störend wirke, daß das Spiel im leeren Raume, ohne alle Requisiten, Künstler und Publikum ermüde, daß die Rückkehr zur primitiven Einfachheit früherer Zeiten unserm verwöhnten Geschmack und den Fortschritten der Technik widerspreche.

Die Sache ist noch zu neu, als daß sich schon mit Bestimmtheit erkennen ließe, ob der Beifall, den sie fand, lediglich der Überraschung über das Neue, oder die Ablehnung, der sie begegnete, dem zähen Festhalten am Hergebrachten zugeschrieben werden muß. Aber es scheint mir doch jetzt schon so viel fest zu stehen, daß die neue Einrichtung nur auf einige Stücke Shakespeares und nur auf solche des alten Repertoires mit Erfolg ausgedehnt werden kann, die an sich nicht auf einem sehr realen Boden spielen und bei denen die Stimmung des altertümlichen Stiles durch eine archaistische Ausstattung entsprechend gesteigert wird. Aber Benedix und Moser auf der neuen Shakespearebühne spielen zu wollen — wie es geplant gewesen sein soll — wäre eben so stilwidrig, als es seinerzeit lächerlich war, die Helden Griechenlands und Roms in Allongeperücken darzustellen. Die dramaturgischen Archäologen sollten doch nicht ganz vergessen, daß auch der kategorische Imperativ des Zeitgeschmackes und die Pflege der zeitgenössischen Litteratur nicht ohne Existenzberechtigung sind und daß sich weder die Räder der Zeit, noch die des Thespiskarrens rückwärts schrauben lassen.

Auch der letzte Winter förderte wieder mannigfache Erscheinungen zu Tage, die beweisen, welch ungemeine Regsamkeit hier auf künstlerischem Gebiete herrscht, wenn schon keine so viel und so allgemein von sich sprechen machte, wie Sudermanns „Ehre" und wenn schon in den Ateliers vor allem fleißig für die zweite Auflage des Münchener Salon gearbeitet wurde, der am 1. Juli eröffnet werden wird.

Ein sehr unerfreuliches Intermezzo bildete im Münchener Kunstleben die anfänglich ablehnende Haltung, welche die ultramontane Kammermajorität zu der schließlich doch bewilligten Regierungsposition von 100000 Mark zum Ankaufe von alten und neuen Kunstwerken einnahm. Die wenig sachliche Behandlung dieser für Bayern so wichtigen Angelegenheit, die Begriffsverwirrung und selbstgefällige Borniertheit der ultramontanen Parteiführer brachte die öffentliche Meinung in einem hier seltenen Grade in Wallung und die ohnedem in Sachen der Kritik sehr empfindliche Künstlerschaft gab ihrer Entrüstung durch eine Katzenmusik, durch eine Reihe grober Zeitungsartikel und durch sehr viele gute und schlechte Witze Ausdruck.

Mit vollem Rechte konnte der den kranken Kultusminister Freiherrn von Lutz bei den denkwürdigen Debatten vertretende Minister des Äußern, Freiherr von Crailsheim, hervorheben, daß die Behauptung des Ranges einer ersten Kunststadt für München nicht nur ein ideales, sondern auch ein sehr erhebliches materielles Interesse in sich schließt.

Die Millionäre sind außerordentlich dünn gesät in der bayerischen Hauptstadt und die Künstler und Kunstverbreiter gehören (neben den Bierbrauern) zu den wenigen Ständen, die viel Geld verdienen und schnell unter die Leute kommen lassen in einer Weise, die vielfach der Kunst selbst wieder zur Förderung dient. Ihnen ist es unter anderem hauptsächlich zu danken, daß die Monotonie der Mietkasernen zuweilen durch einen originellen Neubau unterbrochen wird. Wenn auch nicht alle in der Lage sind, sich Paläste zu bauen, wie Lenbach, so gibt es doch eine ganze Reihe reizender Künstlerheime, von oben bis unten angefüllt mit Kunstwerken, Altertümern, ja zuweilen sogar mit — neuen Bildern.

Überhaupt ist die Baulust hier eine so große, daß man beständig von einem bevorstehenden Häuserkrach spricht. Wie König Ludwig I und Maximilian II ihren Namen an zwei Hauptstraßen der Stadt geknüpft haben, so werden wir demnächst eine Prinz-Regentenstraße erhalten. Und zwar hat der regierende Herr für dieselbe nicht nur den Namen, sondern auch die Summe von 300000 Mark zur Herstellung der Brücke gespendet, die ihren Abschluß bilden soll. Sie wird die rauschende Isar gerade an der Stelle überwölben, wo auf dem jenseitigen Hügel nach den Ideen Richard Wagners sich das Wagnertheater hätte erheben sollen.

Leider birgt die glänzende Außenseite der neuen Stadtteile den Wurm eines tiefen sozialen Schadens in sich; durch die immer größere Ausdehnung der sogenannten eleganten Viertel wird der weniger bemittelte Teil der Bevölkerung immer mehr aus den bisherigen Wohn- und Werkstätten verdrängt und was er dagegen eintauscht, kommt dem Früheren selten gleich. Die bauliche Entwickelung unserer Großstädte gleicht eben vielfach der Einrichtung der modernen Wohnungen: parkettierte Salons, stilvolle Renaissancespeisezimmer bei ungenügenden Wirtschaftsräumen und dunkeln, nicht immer menschenwürdigen Dienstbotengelassen.

Vielleicht hat die Verdrängung aus dem

alten liebgewordenen Reste bei den letzten Reichstagswahlen so manchen den beiden Sozialdemokraten Vollmar und Birk zugetrieben, welche in der politisch so harmlosen bayerischen Haupt- und Residenzstadt zum allgemeinen Staunen aus der Wahlurne hervorgegangen sind.

Vielfach wurde im Volke die Niederlage des Großbrauers Sedelmaier gegen den „Zapfenwirt" Birk mit der inzwischen erfolgten Erhöhung des Bierpreises in Verbindung gebracht. Es hieß, das Mißvergnügen über seinen Mißerfolg habe den „Spaten" veranlaßt, seinen bisherigen Widerstand gegen die bereits vor Jahren geplante Preiserhöhung aufzugeben.

Die verhältnismäßige Ruhe, mit welcher die Bevölkerung diese harte Maßregel trägt, die zu der Erhöhung der Fleischpreise und Wohnungsmieten hinzugetreten ist, läßt am besten die Milderung erkennen, welche die Sitten erfahren haben. Früher pflegten Erhöhungen der Bierpreise in München stets von kleinen Revolutionen begleitet zu sein, und ich erinnere mich noch, daß man von Offizieren sprach, welche zwei Kriege und einen Bierkrawall mitgemacht hatten.

Der Strömung der Zeit gemäß, beschränkte man sich heutigen Tages auch dieser Maßregel gegenüber darauf, — zu striken. Man enthielt sich des Bieres der 25 Brauereien, welche den Bierpreis erhöht haben, trank Hofbräu, Weißbier, gar kein Bier....

Lange scheint freilich dieser heldenmäßige Entschluß nicht durchgeführt worden zu sein; in den Gewohnheiten der Münchener Bevölkerung hat er gar keine Spuren zurückgelassen, und wenn auch Gambrinus nicht, wie jüngst jener Fremde meinte, König von Bayern war, so herrscht er doch nach wie vor unumschränkt so ziemlich über alle Münchener.

*

Die Befreiung von Schleswig-Holstein.

Von Gottlob Egelhaaf.

1. Die Vorgeschichte bis 1863.

Der dritte Band des vaterländischen Geschichtswerkes von Heinrich von Sybel, dessen zwei erste Bände wir in dieser Zeitschrift (März 1890) besprochen haben, befaßt sich mit der Befreiung Schleswig-Holsteins vom Dänenjoch. Wir hoffen, es den Lesern dieser Blätter zu Dank zu machen, wenn wir ihnen den Hauptinhalt dessen, was Sybel uns hierüber zu erzählen weiß, in gedrängter Kürze vorführen.

Es waren zwei Fragen, von welchen die Entscheidung des Geschicks der Elbherzogtümer abhing: die Frage der Thronfolge und die Frage der Verfassung. Hinsichtlich der Thronfolge war für Dänemark das „Königsgesetz" vom Jahre 1660 maßgebend, nach welchem der Staat eine absolute Monarchie sein und das Königtum auch in der weiblichen Linie des Oldenburger Hauses vererben sollte. Was aber für Dänemark galt, hatte keine Bedeutung für Schleswig-Holstein, hinsichtlich dessen die agnatische Erbfolge feststand, wo also nach dem Erlöschen der männlichen Linie des Oldenburger Hauptstamms die beiden vorhandenen Zweiglinien in betracht kamen, und zwar zuerst die ältere Linie von Sonderburg-Augustenburg, dann die jüngere Linie von Sonderburg-Glücksburg. Was sodann die Verfassungsfrage anging, so hatten die beiden Herzogtümer bei ihrem Übergang an die dänischen Könige im Jahre 1460 sich das Recht gewahrt, „up ewig ungedeelt" beisammen zu bleiben und ihre eigenen Gesetze und Einrichtungen zu behalten.

Von dem Augenblick an, wo es feststand, daß weder König Friedrich VI, noch sein Vetter Christian (VIII), noch dessen Sohn Friedrich (VII) den Oldenburger Mannesstamm durch Nachwuchs erhalten würden, wurde die Frage brennend: was soll werden, wenn der Hauptstamm in männlicher Linie ausgestorben sein wird? Die nächste Antwort war: dann vollzieht sich die Trennung der Monarchie — in Kopenhagen folgt die Schwester Christians (VIII), die Prinzessin Charlotte, bezw. ihre Nachkommenschaft, zunächst ihr Sohn Prinz Friedrich von Hessen; in Kiel aber folgt Prinz Christian von Augustenburg. Man begreift aber wohl, daß König Friedrich VI eine solche Auflösung der Monarchie um jeden Preis zu verhindern strebte, daß die Erhaltung des Gesamtstaates sein Programm ward. Zur Erreichung dieses Zieles bot sich als einfachster Ausweg dar, daß man den Augustenburgern, deren Erbrecht in Schleswig-Holstein unzweifelhaft war, auch die Thronfolge im Königreich übertrug; da die Prinzessin Charlotte dem König Friedrich gleichgültig war und eine Partei für sie auch im Lande nicht bestand, so hätte sich ein Verzicht von ihrer Seite wohl erreichen lassen. Gleichwohl wurde dieser Ausweg, welcher alle Schwierigkeiten zu ebnen verhieß, nicht betreten, einmal, weil der König die Augustenburger mit altem Hasse haßte, dann, weil

die lex regia vom Jahre 1660 eben ein Ganzes war und man nicht wohl einen Teil, die Erbfolgebestimmungen, abändern konnte, ohne eine allgemeine Durchsicht des Gesetzes hervorzurufen; dann aber war namentlich das Gebot, daß Dänemark eine absolute Monarchie sein solle, kaum gegen den Geist des XIX. Jahrhunderts zu halten. Dieses Bedenken fiel erst weg, als die Ereignisse des Jahres 1848 auch Dänemark in die Reihe der konstitutionellen Staaten eingeführt hatten. Vorläufig hielt also König Friedrich VI an der weiblichen Erbfolge fest und suchte nur durch praktische Maßregeln den Gedanken, daß die dänische Monarchie ein untrennbares Ganzes sei, zu kräftigen, auch den Satz, daß wenigstens für Schleswig die weibliche Linie erbberechtigt sei, der öffentlichen Meinung mundgerecht zu machen.

Vielleicht hätten die Bestrebungen des Königs das Volk der Herzogtümer nicht sehr erregt, wenn nicht in Dänemark selbst eine Partei erstanden wäre, welche im wesentlichen dasselbe Ziel, wie Friedrich VI, aber mit viel mehr Rücksichtslosigkeit erstrebt hätte. Unter den Nachwirkungen der Julirevolution bildete sich in Kopenhagen eine demokratische Partei unter der Führung von talentvollen Advokaten und Professoren wie Orla Lehmann, Madwig, Bischof Monrad, und strebte nicht bloß die Demokratisierung Dänemarks an, sondern dessen Vergrößerung bis zur Eider. Wohl war 1830 Schleswig zu zwei Dritteln deutsch; aber wenn man um tausend Jahre zurückging, so ergab sich, daß das Land nur dänisch gewesen war; und eine Nachwirkung dieser Thatsache war es noch, daß Schleswig als alte „Mark" Karls des Großen niemals zum deutschen Reiche selbst gerechnet worden war. Die Lehmann und Genossen wollten das, was seit 800 geschehen war, wieder umstoßen, sie wollten die Südgrenze des dänischen Volkstums wieder dahin verschieben, wo sie dereinst gestanden hatte, daher empfingen sie den Namen der *Eiderdänen*. *Ihr Eingreifen in den Lauf der Dinge ward nun verhängnisvoll.* Die Schleswig-Holsteiner hätten sich möglicherweise auch mit der Thronfolge der weiblichen Linie ausgesöhnt, vorausgesetzt daß sie dadurch keinen Grund zur Klage bekamen, daß also der bestehende Zustand, wonach sie ein einziges Land mit bestimmten Sonderrechten waren, unter der neuen Dynastie ebenso erhalten blieb wie unter der alten. Die Politik der eiderdänischen Partei setzte aber allen in dieser Richtung etwa gehegten Hoffnungen ein jähes Ende; dem Losungswort: Schleswig-Holstein bis zur Königsau! ward ein anderes entgegengestellt: Dänemark bis zur Eider! Damit flossen die an sich gänzlich getrennten Fragen der Thronfolge und der Verfassung der Herzogtümer ineinander; in den Herzogtümern erfüllte man sich, je schneidiger die Eiderdänen vorgingen, desto mehr mit dem Gedanken: uns rettet vor Zerreißung, vor Dänisierung Schleswigs nichts als die Hochhaltung des Grundsatzes der agnatischen Erbfolge; daher ist unser Schlachtruf: in Schleswig-Holstein gehört das Erbe der Oldenburger dem Haus Augustenburg!

Es würde uns nun viel zu weit führen, wenn wir dem Kampfe, welcher sich von jetzt an entspann, auch nur in seinen Hauptphasen folgen wollten. König Christian VIII setzte, als er 1839 seinem Vetter Friedrich VI folgte, dessen Politik im wesentlichen fort, umsomehr, als Prinzessin Charlotte seine zärtlich geliebte Schwester war; Schleswig suchte er mehr und mehr zu dänisieren; das besondere schleswig-holsteinische Heer ward aufgelöst und mehrere der neugebildeten schleswigschen Bataillone in dänische Städte verlegt; zugleich aber strebte der König die Ansicht zu erwecken, daß er die alte Verbindung der beiden Herzogtümer, an welcher selbst die dänische Bevölkerung Schleswigs festhielt, nicht zu lösen beabsichtige; im Dezember 1842 gab er dem schleswigschen Landtage sogar eine ausdrückliche Zusicherung in diesem Sinne. Nachdem Christian VIII sich aber versichert hatte, daß die Großmächte in ihrer Mehrzahl die Erhaltung des dänischen Gesamtstaates, „der Integrität Dänemarks," als eine europäische Notwendigkeit ansahen, weil dadurch die Aufrollung schwerwiegender Fragen verhindert werde, berief er einen Staatsrat zur Untersuchung der Erbfolgefrage und veröffentlichte dessen Ansicht in Form eines offenen Briefes an seine Unterthanen vom 8. Juli 1846. Laut dieses Manifestes betrachtete er die Erbfolge des Königsgesetzes als gültig auch für Schleswig (dessen Stände 1721 die lex regia anerkannt haben sollten) und für Lauenburg; für Teile von Holstein sei die Sache zweifelhaft; aber das Bestreben des Königs sei darauf gerichtet, den Gesamtstaat unter allen Umständen zu erhalten. Mit dem „offenen Brief" war die Kriegserklärung an die Herzogtümer erlassen, welche in der Hoffnung, daß ihre Verbindung mit Dänemark in absehbarer Zeit von selbst ein Ende haben werde, bisher alles schweigend ertragen hatten, nun aber zum nachdrücklichsten Widerstande sich erhoben; der Versicherung des Königs, daß er zwar den Gesamtstaat erhalten, aber das geltende Verfassungsrecht nicht umstoßen wolle, schenkte niemand Glauben, und auch im übrigen Deutschland war man allgemein, an den Höfen wie im Volke, für das Erbrecht Augustenburgs, welches allein den Grundsätzen des Fürstenrechts und den deutschnationalen Interessen entsprach. Der Gegensatz wurde vollends schroff, als Christian VIII am 20. Januar 1848 starb und mit seinem — persönlich rohen und mißachteten — Sohn Friedrich VII ein Mann an's Ruder kam, welcher, da ihm die gesamte Fürstenschaft wegen seiner morganatischen Ehe mit einer liederlichen Putzmacherin, der „Gräfin" Danner, mit Abneigung gegenüberstand, umsomehr nach der Gunst der hauptstädtischen Massen strebte und also kurzweg als Anhänger des eiderdänischen Standpunktes gelten konnte. Als der König im März 1848 die wirkliche Einverleibung Schleswigs betrieb und 15000 Mann zur Besetzung des Landes ausrüstete, da setzten die Herzogtümer unter dem Vorantritt des Hauses Augustenburg der Gewalt die Gewalt entgegen, und es entbrannte ein mehrjähriger Krieg, welcher 1850 mit der Preisgabe der Herzogtümer endigte. Am 8. Mai 1852 wurde das *Londoner Proto-*

koll von allen Großmächten unterzeichnet, durch welches die Erbfolge in ganz neuer Weise geregelt wurde. Den Herzog Christian von Augustenburg bewog man durch Anwendung stärksten Drucks nicht etwa zum Verzicht auf sein Recht — denn von einem solchen wollte Friedrich VII in überfeiner Klugheit gar nicht sprechen lassen —, sondern zum Gelöbnis, daß er nichts gegen die Nachfolge seines Vetters, des Prinzen Christian von Glücksburg thun würde. Diesem nämlich, welcher die hessische Prinzessin Luise, die Tochter Charlottens, zur Frau hatte, sollte der Thron des Gesamtstaates zufallen, sodaß also auch die wirkliche Linie der Oldenburger — welche Luisens Bruder Friedrich vertrat — leer ausging und der jüngste Zweig des alten Stammes, die Glücksburger, ans Ruder kommen sollte. Ausdrücklich wurde der Gesamtstaat als europäisches Bedürfnis bezeichnet; die dänische Regierung verpflichtete sich aber, *Schleswig nicht zu inkorporieren, in Schleswig die beiden Nationalitäten gleich zu behandeln und überhaupt keinen Landesteil hinter anderen zurückzusetzen*: ein Versprechen, das für die spätere Entwickelung der Dinge sehr wichtig geworden ist. Das Protokoll wurde vom deutschen Bunde nicht anerkannt, weil es der Legitimität widersprach, und der Verzicht des Herzogs von Augustenburg war wohl auch namens seiner volljährigen Söhne geleistet, von diesen selbst aber nicht unterzeichnet worden. Aus dem allen ergibt sich, daß die in London vollzogene Neuordnung noch auf recht schwachen Füßen stand; das schlimmste aber war, daß das Protokoll mit Abscheu zurückgewiesen ward sowohl von dem schleswig-holsteinischen Volk als von den Eiderdänen, welche als letztes und höchstes Ziel das anstrebten: eine skandinavische Union, eine staatliche Vereinigung aller Skandinavier, herbeizuführen, deren Hauptstadt Kopenhagen sein sollte und welcher man Schleswig als Morgengabe darbringen wollte; *von dem Gesamtstaat mit Holstein und Lauenburg, d. h. von einem nicht rein dänischen Gesamtstaat, wollten diese Politiker nichts wissen*, vollends nichts von einem solchen Gesamtstaat unter dem Szepter einer neuen deutschen Dynastie; man war froh, daß endlich das Erlöschen des oldenburgischen Hauses bevorstehe und so Raum werde für eine rein skandinavische Politik. So war das Londoner Protokoll ein bequemes Auskunftsmittel für die nächste Zeit in einem Stadium großer Verlegenheit; aber es war auch nichts mehr, es war vor allem kein Meisterstück der Diplomatie; kaum abgeschlossen, wurde es von den nächst Beteiligten grimmig angegriffen; es bot keinerlei Bürgschaften für die Zukunft. Vor allem ließ sich nun die eiderdänische Partei durch das Protokoll in keiner Weise auf ihrer verhängnisvollen Bahn aufhalten. Entgegen allen Pflichten, welche, wie oben bemerkt ist, Dänemark gegen die Herzogtümer übernommen hatte, ging man mit schreiender Ungerechtigkeit gegen die Schleswig-Holsteiner vor: man säuberte die Kollegien des Landes von deutsch gesinnten Beamten, ließ durch eifrige dänische Pfarrer und Lehrer die Schleswiger danisieren und handhabte in den Herzogtümern eine schrankenlose Polizeigewalt, während in Dänemark selbst die demokratischen Grundsätze herrschten und die Presse, sowie das Vereinsleben völlig frei waren. So hielt man das Versprechen, alle Teile der Gesamtmonarchie und beide Nationalitäten gleich behandeln zu wollen! Im Oktober 1855 wurde eine Gesamtverfassung entworfen, welche über den Provinziallandtagen einen Reichsrat, ein Gesamtparlament, schuf, in dem die dänischen Stimmen ein erdrückendes Übergewicht haben sollten; und als der Deutsche Bund, dessen Glieder Holstein und Lauenburg waren, sich dieser Verfassung widersetzte, erklärte Friedrich VII im November 1856 mit cynischem Hohne: er werde dem Bund willfahren und also die Verfassung für Holstein und Lauenburg aufheben und in diesen Ländern wieder absolut regieren; für Dänemark und Schleswig aber, welche den Bund nichts angingen, werde er die Verfassung weiterhin in Kraft lassen. Infolge dieser Erklärung floß den Eiderdänen nur neues Wasser auf ihre Mühle: in Schleswig hatten sie so wie so alle Macht an sich gerissen, in Holstein-Lauenburg aber verkündigte jetzt der absolute Herzog, was *ihnen* gut dünchte, als sein Gesetz. In solcher Weise zog sich der Streit durch lange Jahre hin, und man muß es dem Könige nachrühmen, daß er jede, sei es europäische, sei es innerdeutsche Verwickelung — den Krimkrieg, den italienischen Krieg, den Verfassungsstreit in Preußen, den Gegensatz Österreichs und Preußens in der deutschen Reformfrage — klug zur Verteidigung seiner Stellung zu nutzen wußte. Wohl knirschten 45 Millionen Deutsche über das dänische Gewaltregiment in den Herzogtümern: aber die Frage war an sich so verwickelt, die ganze Sachlage so verfahren, die europäische Politik so reich an Zündstoffen, daß es nicht gelingen wollte, die Lösung der Schwierigkeiten mit kühnem und nachdrücklichem Griffe zu unternehmen. Am Ende zerriß Friedrich VII durch das Patent vom 30. März 1863, welches die Einverleibung Schleswigs in das Königreich anbahnte und Holstein nur das Recht ließ, an Dänemark „zu zinsen und zu steuern," alle von ihm selbst beschworenen Verträge und trieb die Dinge zur Katastrophe. Er wagte diesen Schritt, weil er an einen allgemeinen Krieg des Westens gegen den Osten glaubte, in welchem er sich auf die Seite von Frankreich und England schlagen wollte und so ans Ziel aller seiner Wünsche zu kommen hoffte. Nach der Haltung des maßgebenden englischen Staatsmannes, Lord Palmerston, durfte der König sich auch in solchen Hoffnungen wiegen; äußerte sich doch der Lord stets sehr abgeneigt gegen Deutschland und bezeichnete die staatsrechtliche Frage, welche zwischen Dänemark und Deutschland schwebte, höhnisch als eine dermaßen verwickelte, daß nur drei Menschen sie verstanden hätten: davon sei einer, Prinz Albert, tot; ein anderer, ein dänischer Staatsmann, sei verrückt geworden; und der dritte, er selbst, habe den Sachverhalt vergessen. Der Deutsche Bund dürfe über Schleswig so wenig etwas bestimmen wie über Spanien und Marokko; sollten die Deutschen Dänemarks Integrität antasten, so würden sie

nicht mit Dänemark allein zu kämpfen haben. War es angesichts solcher Prahlereien zu verwundern, wenn König Friedrich erklärte: „ich suche keinen Krieg, kann aber die Nachgiebigkeit nicht weiter treiben; mein Heer ist schlagfertig, und mein Panzerschiff Rolf Krake wird nächstens einmal der Stadt Danzig einen Besuch machen!" Er schritt auf der betretenen Bahn ohne Zögern voran, sprach von Dänemark und Schleswig als von „seinem Reich" im Gegensatz zu Holstein und Lauenburg und schickte sich an, dem Gesamt-Reichsrat „seines Reiches" solche Befugnisse zu gewähren, daß die Sonderlandtage von Dänemark und Schleswig nur mehr über Provinzialsachen zu beschließen haben sollten; das Budgetrecht sollte ihnen ganz entzogen werden. Unter solchen Umständen beschloß der Bundestag am 1. Oktober 1863 trotz der Beängstigungen der Küstenstaaten Hannover, Oldenburg und Homburg, die Exekution in Holstein vorzunehmen; die Antwort der Eiderdänen darauf war die Verfassung vom 13. November, welche das Siegel auf ihre Bestrebungen drückte. Es war vergeblich, daß selbst der frühere Minister Bluhme darauf hinwies, daß man mit der Einverleibung Schleswigs und der Aussonderung von Holstein und Lauenburg gerade die Integrität Dänemarks vernichte, welche von allen Großmächten als europäisches Bedürfnis anerkannt worden sei. Es half alles nichts; mit 40 gegen 16 Stimmen, also mit drei Stimmen über der erforderlichen Zweidrittelmehrheit, wurde die Verfassung genehmigt. Aber als der Minister Hall die Verfassung dem König Friedrich nach Schloß Glücksburg brachte, damit er sie unterzeichne, fand er einen sterbenden Mann. „Ich will nicht zeichnen; Christian mag es thun," mit diesen Worten schob der doch bedenklich gewordene Monarch die Verantwortung für einen Schritt, welchen selbst der englische Gesandte in Kopenhagen als die Kriegserklärung an Deutschland ansah, seinem wenig von ihm geliebten Nachfolger zu. Am 15. November starb Friedrich VII: „ein ganz neuer Horizont eröffnete sich für den deutsch-dänischen Streit."

II. Die Befreiung: 1863—1864.

Wir haben bis jetzt der Haltung desjenigen Staates noch keine Erwähnung gethan, welcher doch vor allem in Betracht kam: Preußens, wo seit bald drei Jahren König Wilhelm I das Szepter führte, wo seit Jahresfrist Bismarck die auswärtige Politik leitete. Der wackere König zürnte schon lange über den dänischen Unfug und die deutsche Langmut: Bismarck aber verschloß seine Gedanken, auf welche Art am besten in den Herzogtümern Wandel geschafft werde, vorläufig tief in der Brust und vertrat den Standpunkt, daß, so lange die Gesamtlage Europas nicht günstig sei, man das Mittel eines Krieges gegen Dänemark nicht ergreifen dürfe; deshalb hatte er, ohne der Exekution sich zu widersetzen, doch stets zur Vorsicht gemahnt. Aber gerade um diese Zeit, da Christian IX trotz seines Gerechtigkeitssinnes, trotz seines Wunsches, den deutschen Schleswigern Genüge zu thun, sich durch die härtesten Drohungen bewegen ließ, am 18. November die neue Verfassung zu unterschreiben, gerade damals hatte Bismarck durch seine ebenso entschlossene als klare, ebenso vorsichtige als furchtlose Politik in der polnischen Frage sich Rußlands Freundschaft gesichert; er hatte Österreichs plötzlichen Versuch, Preußen durch die Bundesreform von 1863 lahm zu legen, kaltblütig abgewehrt und sah sich, als Napoleon mit einem male, um seine in der polnischen Frage durch Englands und Österreichs Treulosigkeit erlittene Schlappe zu verhüllen, die Verträge von 1815 für hinfällig geworden erklärte und den Plan eines europäischen alles neu konstituierenden Kongresses in die Welt warf, von Frankreich und England (welchem der Kongreß mit seiner grenzenlosen Perspektive sehr viel Mißtrauen einflößte) gleichermaßen umworben. Was sollte unter diesen Umständen werden, wenn Preußen sich mit Napoleon verständigte! Der österreichische Minister Graf Rechberg hatte jetzt keinen anderen Gedanken mehr, als sich mit Preußen zu verständigen: dieses erschien als der einzig zuverlässige Freund; was liegt jetzt an der Bundesreform, sagte er zu dem preußischen Gesandten Werther; heute gibt es wichtigere Dinge. Ihr habt an den Verträgen von 1815 das gleiche Interesse wie wir. Dazu kam die brausende Begeisterung, die in ganz Deutschland für die Sache Schleswig-Holsteins und für Friedrich (VIII) von Augustenburg herrschte, welcher trotz des Abkommens von 1852 erklärte, sein Vater Christian habe ihm seine Rechte abgetreten, und welcher, von Baden und Coburg sofort offen als rechtmäßiger Herzog anerkannt, von allen Deutschen als solcher wenigstens betrachtet ward. Die deutschen Fürsten, welche noch eben erst dem Kaiser Franz Joseph zugejubelt hatten, erwarteten, daß derselbe sich der von Augustenburg vertretenen Sache der Legitimität annehme; that er es nicht und stand dagegen Preußen für diese Sache ein, was war dann zu erwarten? So war es der dringendste Wunsch Rechbergs, in der schleswig-holsteinischen Frage mit Preußen Hand in Hand zu gehen, um der allgemeinen Interessen des Kaiserstaats willen, wie im Hinblick auf dessen Stellung in Deutschland. Bismarck kam ihm hier durchaus entgegen: „wir haben, sagte er, im Jahr 1848 erlebt, daß es übel ist, einer gegen drei zu stehen; zwei gegen drei ist ein besseres Verhältnis." Arm in Arm mit Österreich konnte man das Wagnis eines Krieges mit Dänemark auf sich nehmen; so sehr es auch ein Wagnis blieb, so war doch jetzt das eingetreten, was Bismarck früher schon als notwendige Vorbedingung eines Krieges bezeichnet hatte: die Stellung Deutschlands zu den Großmächten war eine für die Kriegführung günstige geworden. Von Rußland hatte Preußen nichts zu fürchten; Napoleon sprach davon, daß Schleswig-Holstein preußisch werden und so die deutsche Seemacht gestärkt werden müsse; England schwankte zwischen Begünstigung Dänemarks, Vermittelung seinerseits, Vermittelung seitens Europas, haltlos hin und her; Österreich suchte Anlehnung an Preußen. Bismarck verstärkte nun noch die preußische Stellung, indem er nicht etwa für Friedrich von Augustenburg sich aussprach, dessen Recht er im

Hinblick auf den Verzicht seines Vaters gar nicht anerkannte, sondern am Londoner Protokoll festhielt. Nicht die Thronfolgefrage war also der Punkt, wo er einsetzen wollte, sondern die Verfassungsfrage. Das mußte an den fremden Höfen beruhigend wirken; man sah dort, daß Preußen die beschworenen Verträge nicht zerriß, wie Dänemark dies that, sondern auf sie sein Vorgehen baute. Eine solche Haltung entsprach namentlich der Stimmung in Wien, wo man an den europäischen Verträgen von 1852 festhalten wollte, weil diese Politik auch die Verträge von 1815 stützte, gegen welche Napoleon arbeitete. Endlich hielt Bismarck so die Frage offen, was mit dem befreiten Schleswig-Holstein werden sollte, aus dem den einunddreißigsten deutschen Kleinstaat zu schaffen Bismarck allerdings weder als Aufgabe einer preußischen noch als Aufgabe einer deutschen Politik ansah. Mit den populären Neigungen und Strömungen in Deutschland geriet der preußische Staatsmann bei der von ihm verfolgten Marschlinie freilich in scharfen Konflikt; überall war man davon durchdrungen, daß, wer das Londoner Protokoll und damit Christian IX als rechtmäßigen Herrn der Herzogtümer anerkenne, ohne weiteres auch die Sache der deutschen Nation und der Freiheit verrate. Im Bundestag wollte man denn auch jetzt von keiner Exekution mehr wissen, weil der Begriff einer solchen die Anerkennung des „Protokollprinzen" Christian als Herzogs von Holstein in sich schloß: man wollte einfach Holstein und Lauenburg durch Okkupation sich sichern und es bedurfte allen Nachdrucks seitens Preußens und Österreichs, daß am 7. Dezember mit acht gegen sieben Stimmen doch die Exekution beschlossen ward. Dieselbe wurde dann freilich durch 6000 Sachsen und 6000 Hannoveraner so vollzogen, daß sie thatsächlich eine Okkupation war: überall rief das Volk Friedrich VIII als Herzog aus; er selbst nahm in Kiel seinen Sitz und errichtete daselbst ein Ministerium, das den Bundeskommissären beständig guten Rat bei der Landesverwaltung und namentlich der Stellenbesetzung erteilte und so in der That mitregierte. Der Gegensatz zwischen der Politik der beiden Großmächte und der der Mittelstaaten blieb denn auch bestehen; als die dänische Gesamtverfassung am 1. Januar 1864 in Kraft trat, forderten Preußen und Österreich vom Bundestag, daß er Schleswig als Pfand für die Erfüllung der Verträge von 1852 besetzen solle. Von diesen Verträgen wollte der Bundestag aber eben nichts hören, er lehnte also den Antrag am 14. Januar ab, worauf Preußen und Österreich sofort erklärten, daß nunmehr sie selbst diese Zupfandnahme durchführen würden. Da die Dänen von einem Meer zum andern siebzig feste Werke angelegt hatten und 30000 Mann in diesen Werken hielten, so war gewiß, daß sie Schleswig nicht ebenso ohne Schwertstreich aufgeben würden wie Holstein. Die Stunde war da, wo das Eiderdänenprogramm mit den Waffen aufrecht erhalten werden mußte; daß die Forderung Preußens und Österreichs, daß die Novemberverfassung binnen achtundvierzig Stunden zurückgenommen werden müsse, abgelehnt ward, das bedeutete den Krieg. Ganz Europa mußte jetzt gestehen, daß ein gerechterer Krieg nicht gedacht werden konnte, daß Dänemark mit schnöder Keckheit sich Deutschland gegenüber ins Unrecht gesetzt habe, und so überließ man es seinem Schicksal. Wir alle bewundern die Staatskunst, welche den unausbleiblichen Zusammenstoß Deutschlands mit Frankreich 1870 so lenkte, daß die volle Verantwortung auf Napoleons III Haupt fiel; wir sehen aber aus Sybels Darstellung, daß Bismarck 1864 schon dasselbe Meisterwerk geliefert hat wie 1870. Wir in Deutschland waren alle einig, daß die Elbherzogtümer loskommen mußten vom Dänenjoch, aber daß auch Europa nichts dagegen erinnern konnte, das war bewirkt durch die Halsstarrigkeit der Dänen und durch die Genialität des Staatsmanns, welcher die Fehler des Feindes und jede kleinste Gunst der Lage ohne Zaudern ausnutzte, um das mit heißer Inbrunst und doch mit eiserner Geduld von ihm verfolgte nationale Ziel zu erreichen. Heute, da er uns genommen ist, sehen wir mit doppelter Ergriffenheit, was er uns war schon in den Tagen, da man ihm keinen Funken deutscher Gesinnung zutraute; was alle wünschten, das wußte er allein zu verwirklichen. Ihn stützte aber bei allem seinem Thun der Monarch, welcher ihn auf den Schicksalsposten gestellt hatte, von dem aus er die Welt aus den morschen Angeln hob: als Lord Palmerston in drohendem Tone forderte, daß Österreich und Preußen statt der in einer Besetzung Schleswigs liegenden Bürgschaft sich mit einem durch alle Großmächte auf Dänemark zu übenden Druck begnügen sollten, da befahl Wilhelm I, obwohl Rechberg und der preußische Gesandte in London, Graf Bernstorff, schwere Besorgnis über den sich verfinsternden politischen Horizont äußerten, doch auf der Stelle die Ablehnung des englischen Antrags, welcher nicht die geringste Gewähr für einen Erfolg bot; und in der gemeinsamen Erklärung, welche den Einmarsch der Deutschen in Schleswig begleitete, war deutlich gesagt, daß die beiden Großmächte zwar jetzt noch auf der Grundlage der Verträge von 1852 stünden, daß aber der erste Kanonenschuß diese Verträge umstürzen und eine etwaige fremde Einmischung das Schicksal Dänemarks nur verschlimmern werde. So war die Bahn endlich frei, auf welcher man, ohne irgend einen völkerrechtlich begründeten Vorwurf auf sich zu laden, das, was 1852 falsch behandelt war, wieder gut machen konnte.

Als die 57000 Preußen und Österreicher unter dem achtzigjährigen Feldmarschall Wrangel am Morgen des 1. Februar die Eider überschritten, standen ihnen 40000 Dänen unter dem vortrefflichen General de Meza in einer wohl zehn deutsche Meilen langen, aber stark verschanzten und durch Moräste gedeckten Stellung gegenüber, deren Kernpunkt das Danewerk war. Nirgends hielt man eine rasche Entscheidung für bevorstehend, Kaiser Napoleon meinte, die Deutschen könnten zwei Jahre lang ohne großen Erfolg vor den Wällen des Danewerks liegen. Ganz anders sah Moltke die Sache an: er schlug

war, daß der rechte Flügel Wrangels, das erste Armeekorps unter Prinz Friedrich Karl, die untere Schlei etwa bei Arnis überschreite, sich rasch Flensburgs bemächtige und so das dänische Heer im Rücken abschneide, wodurch dasselbe zur Ergebung gebracht werden könne. Wrangel befolgte leider diesen genialen Rat nicht, er wollte den Stier bei den Hörnern fassen; aber da de Meza sich überzeugte, daß das Zufrieren aller Gewässer den Angriff auf das Danewerk erleichtere und seine aus Sparsamkeit nur zehn Monate unter der Fahne gehaltenen Soldaten an militärischer Tüchtigkeit den Gegnern nicht gewachsen seien, faßte er den Entschluß, das Danewerk zu räumen, um seiner Hauptaufgabe gemäß das einzige Heer Dänemarks zu retten, und wich rechtzeitig nach den Schanzen von Düppel zurück. Dadurch wurde der Krieg in die Länge gezogen und wenigstens die Möglichkeit einer fremden Einmischung offen erhalten, während bei der Durchführung des ursprünglichen dänischen Planes, der auf hartnäckigste Verteidigung des Danewerks gegründet war, unter den gegebenen Verhältnissen eine Katastrophe nicht zu vermeiden gewesen wäre, welche alles zum Ende gebracht hätte. „Die Dänen," schried deshalb Oberst von Blumenthal, „waren klüger als wir; wir kamen mit unserer Umgehung zwei Tage zu spät." Im weiteren Verfolg der Operationen wurde Jütland besetzt, wobon sich Moltke mit Recht eine bedeutende moralische Rückwirkung auf Kopenhagen versprach, weil damit alle Einnahmen vom Festland her stockten, und am 18. April wurden von 16000 Preußen die von 11000 Dänen verteidigten Düppeler Schanzen erstürmt, ein herrlicher Erfolg, welcher das Ansehen Preußens in der Welt gewaltig hob. Nun trat eine Pause in der Kriegführung ein, weil Lord John Russel, der auswärtige Minister Englands, eine Konferenz zur Beilegung des Streites vorschlug. Auf dieser am 25. April eröffneten Konferenz traten die deutschen Mächte mit dem Anspruch hervor, daß die Herzogtümer von Dänemark unabhängig sein müßten: der Vertrag von 1852 sei hinfällig geworden; selbst eine bloße Personalunion mit Dänemark wurde davon abhängig gemacht, daß Christian IX sein Anrecht beweise. Die Dänen ihrerseits hofften immer noch, von Europa unterstützt zu werden; das Erscheinen von drei österreichischen Kriegsschiffen in der Nordsee erzeugte in England eine gewaltige Erregung; wenn die Österreicher in die Ostsee einlaufen würden, so werde ihnen die englische Kanalflotte folgen und der Krieg unvermeidlich sein: das waren die dürren Worte, welche Palmerston an Graf Apponyi richtete. Bei solchen amtlichen Kundgebungen war es kein Wunder, daß die Dänen auf der Behauptung von ganz Schleswig bestanden und nicht einmal eine Teilung zulassen wollten, worauf die Konferenz als aussichtslos abgebrochen ward. Nun aber erstürmte Prinz Friedrich Karl nach den Entwürfen von Oberst Blumenthal (den Sybel freilich so wenig als das Generalstabswerk nennt) am 29. Juni die für uneinnehmbar gehaltene Insel Alsen und machte dabei 2500 Gefangene; auch erbeutete er 108 Kanonen und zwei Kanonenboote. Wie ein Wetterschlag traf diese glorreichste Waffenthat des Krieges das dänische Volk; wenn das Meer Alsen nicht geschützt hatte, so konnte es auch Fünen, ja vielleicht Seeland nicht schützen; im englischen Parlament fand sich am 9. Juli eine Mehrheit, welche der Königin für die Erhaltung des Friedens dankte: damit war alle Hoffnung auf Hilfe von außen zerronnen. So bat Dänemark um Waffenstillstand und trat alle drei Herzogtümer im Wiener Frieden vom 30. Oktober 1864 an den Kaiser von Österreich und den König von Preußen ab. Das Einvernehmen zwischen den beiden Verbündeten war damals sehr herzlich; obwohl sich wegen des Zollvereins Schwierigkeiten zwischen ihnen erhoben, so daß Rechberg aus dem Amte schied, so wechselten doch beide Monarchen die freundschaftlichsten Briefe, und beide meinten es völlig ehrlich; vor allem war König Wilhelm seinem kaiserlichen Neffen innig zugethan und wo er mit ihm zusammengehen konnte, war es ihm eine Herzensfreude.

An dieser Stelle drängt sich uns von selbst eine allgemeine Bemerkung auf. Was waren denn damals, so fragen wir, Bismarcks letzte Gedanken? In einer gut geschriebenen und doch sachlich nicht zutreffenden Besprechung des dritten Sybelschen Bandes von E. Mühling in der Frankfurter Zeitung vom 1. April 1890 ist die Behauptung aufgestellt: Sybel sage uns nirgends deutlich, was Bismarck mit Schleswig-Holstein beabsichtigt habe, namentlich nicht, ob die Einverleibung des Landes in Preußen von Anfang an sein Ziel gewesen sei. An der Beantwortung dieser Frage hänge aber die Entscheidung darüber, ob Bismarck von vornherein zielbewußt die Lösung des vielverschlungenen Knotens beabsichtigt habe oder ob er dem Wanderer zu vergleichen sei, der den Berg nur mit der festen Absicht zu steigen emporklimmt, ohne zu wissen, wohin der Pfad am Ende führt. „Eine die Wahrheit treffende Antwort," meint Mühling, „würde vielleicht den wertvollsten Beitrag zu einer Philosophie der Geschichte liefern, den die Geschichtschreibung jemals beigebracht hat. Denn bei der Bedeutsamkeit der geschichtlichen Individualität Bismarcks würde durch solche Antwort festgestellt werden, ob die Macht der Persönlichkeit in die Geschicke der Völker eingreifen kann oder ob sich die Entwickelung der Nationen nach unerbittlichen Gesetzen vollzieht." Es will uns nun zunächst scheinen, als ob Mühling hier etwas als offene Frage behandelt, was längst entschieden ist. Die Macht großer Persönlichkeiten in der Geschichte ist unzweifelhaft; aber erfolgreich ist sie doch nur dann, wenn die Persönlichkeiten sich in den Dienst derjenigen Ideen stellen, welche ihr Jahrhundert beherrschen und nach Gestaltung ringen; anderenfalls geht das Rad der Geschichte auch über die stärksten Charaktere und größten Geister hinweg. Bismarck nun ist der Bahnbrecher der deutschen Einheit, und daß er dies mit Bewußtsein war, als das Schicksal ihn rief, dafür zeugen die zwei Worte, auf welche Hans Delbrück in seiner vielfach lehrreichen Besprechung des Sybelschen Buches in

den preußischen Jahrbüchern (65, 440) so eben mit Recht wieder hingewiesen hat: „es muß das Wort ‚deutsch‘ statt ‚Preußisch‘ auf unsere Fahne geschrieben werden“ (12. Mai 1859) und: „wenn ich einem Teufel verschrieben bin, so ist es ein teutonischer“ (16. Juni 1866). Was dann die Frage betrifft, wie Deutschlands Zukunft gesichert werden sollte, so hatte sich Bismarck nach Sybel II, 447; III, 321—326, hierüber alle überhaupt in abstracto vorhandenen Möglichkeiten klar vor die Seele gestellt: entweder erstens gemeinsame Beherrschung Deutschlands durch beide Großmächte, oder zweitens Teilung Deutschlands unter sie nach der Mainlinie, oder endlich drittens Ausschluß Österreichs aus Deutschland, dessen neue Verfassung dann je nach den Umständen, unter welchen sich dieser Ausschluß vollzog, mehr bundesstaatlich oder mehr einheitlich ausfallen konnte. Daß es so, wie es war, unbedingt nicht bleiben konnte, stand Bismarck fest; ebenso, daß Preußen bei jeder Neuordnung nicht rückwärts, sondern vorwärts schreiten müsse; und für wahrscheinlich hielt er immerhin, daß es zu einem Krieg mit Österreich kommen werde und nach einer Art von Amputation Österreichs der Zusammenschluß des außerösterreichischen Deutschlands unter Preußen sich zu vollziehen habe. Aber *gewiß* wußte er nicht, auf welchem Weg die nationale Wiedergeburt am Ende zustande kommen werde; deshalb war ihm auch nach einer absolut klaren Stelle Sybels (III, 325), welche Mühling nicht bemerkt hat und welche ihm viele Worte erspart hätte, die Einverleibung Schleswig-Holsteins in Preußen nicht etwa Zweck, sondern nur eines unter vielen Mitteln, aus welchen es je nach den Umständen eins zu wählen galt. Aber höchst interessant ist, daß nach Sybels Angabe (III, 326) Bismarck schon 1864 von der Wahrheit durchdrungen war, *daß es für Preußen der Natur der Dinge nach eine bessere Allianz nicht gebe als die österreichische, sobald man nur zu der entsprechenden Auffassung in Wien gelangt wäre.* Eben deshalb legte er schon am 17. Mai 1864 mit der vollen Offenheit, durch welche er mehr als einmal die Welt in Erstaunen gesetzt hat, dem Grafen Rechberg die Frage vor, ob Österreich in der schleswig-holsteinischen Sache im Sinne der alten Gegnerschaft gegen Preußen oder im Sinne der neuesten Allianz zu verfahren gedenke. Rechberg sagte damals ganz richtig: „jetzt beginnt ein neuer Abschnitt in unserer Politik.“ Indem Österreich die Frage im Sinne seiner alten überlieferten Eifersucht gegen Preußen behandelte — wozu es vor allem durch Schmerling, den Preußenhasser von 1848 und damaligen Minister des Innern, bestimmt worden ist —, zwang es Preußen zum Krieg von 1866. Aber dieser war für Bismarck bloß das unumgängliche Mittel, mit Österreich zu einer klaren Auseinandersetzung zu gelangen, nach welcher er sofort wieder den Gedanken aufnahm, daß Österreich und Preußen durch die Natur der Dinge aufeinander angewiesen seien. *Das Jahr 1879 sah dann die Verwirklichung dessen, was Bismarck schon 1864 gewollt hatte,* den festen Bund des national organisierten Deutschland mit der österreichischen Monarchie.

Der dritte Band Sybels enthält überwiegend die Darstellung diplomatischer Verhandlungen; nur ein kleiner Teil des Raumes entfällt auf die Schilderung kriegerischer Thaten oder einzelner bedeutsamer Persönlichkeiten: ganz fehlen die prachtvollen kulturhistorischen Kapitel, welche Treitschkes Erzählung so reizvoll unterbrechen. Das ist aber durch die Aufgabe bedingt, welche Sybel sich stellt: er schreibt keine „deutsche Geschichte im Zeitalter Wilhelms I,“ sondern „die Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I.“ Von allen Seiten ist aber anerkannt, daß bis jetzt noch niemand die mannigfachen politischen Fäden, welche in jener Zeit fortwährend durcheinander laufen, mit solcher Klarheit zu entwirren und bloß zu legen verstanden hat wie Sybel, und dieses Lob wiegt um so schwerer, als Sybel vielfach der erste ist, dem dieser Gewinn sich überhaupt vor Augen gelegt hat und er als der erste den Pfad durch den Urwald zu bahnen hatte. Sybels spezifische Kunst ist nirgends größer als gerade in dem vorliegenden Bande: alles persönliche, vollends alles anekdotische Beiwerk, dem Plutarch gleichwohl nicht ohne Grund oft mehr Wert beimißt als der Erzählung von Schlachten, ist von Sybel fast vollständig beiseite gelassen. Nur einmal kann er es sich nicht versagen, eine solche Arabeske anzubringen, und auch wir wollen sie unsern Lesern nicht vorenthalten, sie ist allzu charakteristisch: Als Bismarck im Februar 1864 den sofortigen Einmarsch in Jütland verhinderte und erst Österreichs Zustimmung dazu gewinnen wollte, damit nicht die Eintracht der Mächte von Europa sich auflöse, da telegraphierte Wrangel erzürnt an den König, die Diplomaten, welche die schönsten Operationen störten, verdienten den Galgen. Bismarck behandelte seitdem den Feldmarschall bei jeder Gelegenheit als Luft, was dieser nicht lange ertrug. Als beide einmal bei der königlichen Tafel neben einander saßen, fragte Wrangel den Minister: mein Sohn, kannst du nicht vergessen? Nein, war die Antwort. Nach einer kurzen Pause: mein Sohn, kannst du nicht vergeben? Von ganzem Herzen, sagte Bismarck, und sie blieben seitdem gute Freunde.

Wieder daheim. Nach dem Gemälde von A. Dieffenbacher.

Das Ulmer Münster in seiner jetzigen Gestalt.

Zur Vollendung des Ulmer Münsters.

Von Julius Hartmann.

(Abdruck verboten.)

Hoch auf in die Lüfte ragt nun vollendet das größte protestantische Gotteshaus, alle anderen Kirchen der Welt, auch den Dom in Köln noch um fünf Meter, überragend. In kühn durchbrochenem Maßwerk, umrankt von graziösen Wimpergen und Fialen, wie die Spätgotik sie in üppiger Ausgestaltung der alten strengen Formen hervorgebracht hat, so hebt sich der schlanke Helm des gewaltig hohen Turmes vom Blau des Himmels ab, gekrönt mit der Kreuzblume, dem durch die Kunst verklärten Sinnbild des Glaubens, der in den weiten Hallen dieses Doms gepredigt wird, der Religion, welcher hier eine ihrer großartigsten Andachtsstätten erbaut worden ist.

Fünfhundertdreizehn Jahre sind vergangen, seit in der Morgenfrühe des 30. Juni 1377 Ludwig Kraft im Namen und Auftrag des Rates der Reichsstadt Ulm den Grundstein zu diesem Gotteshause gelegt und die zu bauende Kirche der heiligen Jungfrau geweiht hat, gleich der alten, welche draußen vor dem „Frauenthor“ stehend, und in Kriegszeiten, wie eben ein Jahr zuvor, dem Feinde preisgegeben, weder dem kirchlichen Bedürfnis noch dem Machtbewußtsein der Bewohner der Reichsstadt damals mehr entsprach. Sie nannten das gewaltig groß geplante Gotteshaus ihre „Pfarrkirche.“ Eine stolze Bescheidenheit fürwahr! Den Bürgern der machtvoll aufstrebenden Reichsstadt Ulm war ein Dom, der an Größe mit den Bischofsdomen am Rhein wetteiferte, an Flächenraum in deutschen Landen nur vom Kölner Dom übertroffen wurde, in der Weite seiner Hallen selbst diesen überbot, gerade groß genug, um ihre Pfarrkirche zu sein. Was die Macht und der Reichtum gefürsteter Bischöfe unternommen, das wagte auch dieses selbstbewußte Bürgertum, das eben erst, einen Monat zuvor, durch den Reutlinger Sieg der schwäbischen Städte über Graf Ulrich von Württemberg, Eberhards des Greiners Sohn, sich mächtig gehoben fühlte. In Ulm doppelt, das ein halbes Jahr zuvor Kaiser Karls IV Berennung siegreich von seinen Mauern abgeschlagen hatte.

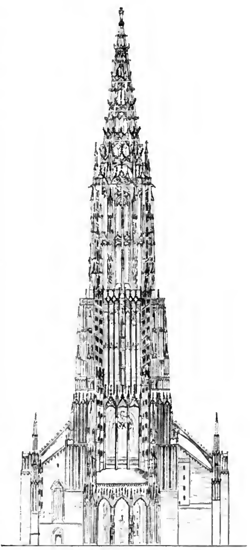
Grabstein des Matthaus Ensinger am Ulmer Münster.
(Aus: Pressel, Ulm und sein Münster. Verlag der J. Ebnerischen Buchhandlung, Ulm.)

Wenn wir hineinsehen könnten in die Tagungen des Rates, in welchen die Häupter der Stadt, die Kraft und Besserer und Habsast mit dem Meister Heinrich den Plan besprachen, das Werk beschlossen! Haben sie ihm, hat er ihnen die ungeheuren Maße vorgezeichnet, in denen der Bau zur Ausführung gelangen sollte? Welch selbstbewußte Sprache mochte wohl von den Lippen dieser gestrengen, ehrenfesten Männer geflossen sein, welch hochgemuter Sinn ihre Brust geschwellt haben, welch zuversichtliches Vertrauen auf die Opferwilligkeit ihrer Mitbürger sie durchdrungen haben. Aber auch in jenen schlichten Meistern, die in der Bauhütte mitten unter den Gesellen selbst Meißel und Hammer führten, welch stolzer Künstlergeist, der, auch vor den gewaltigsten und kühnsten Aufgaben, seiner Leistungsfähigkeit sicher, nicht zurückschreckte und großen Plänen und Aufträgen ein freudiges Ja entgegenbringt.

Wer und woher der Meister war, in welchem der Rat der Stadt Ulm anno 1377 die künstlerische Kraft gefunden hat, ihren großen Kirchenbau zu beginnen, wissen wir nicht. Nur durch einen glücklichen Zufall, der dem Forscher eine alte Münsterrechnung aus dem Jahre 1387 in die Hände spielte, ist uns überhaupt der Name eines Meisters Heinrich, „seligen Werkmanns,“ und der eines jüngeren Meisters Heinrich, „der nu bestellt ist vorden zu dem Werk,“ zur Kenntnis gekommen, und nur einmal noch ist sein Name urkundlich genannt, freilich nicht, daß uns von seinem frommen Werk in Ulm berichtet würde, sondern davon, daß „Meister Heinrich der Kirchenmeister“ mit seinen Steinmetzen und Zimmerleuten und Zeug

und Stücken mit den Städten im Felde gelegen, als in der Döffinger Schlacht der Greiner die Städter aufs Haupt geschlagen und die Scharte von Reutlingen ausgewetzt hat.

Die beiden Heinriche haben tüchtig den Bau gefördert, in dessen Chor schon sechs Jahre nach der Grundsteinlegung zur Not Gottesdienst gehalten werden konnte. Sicher ist, daß der Chor um diese Zeit geweiht worden ist. Hand in Hand mit dem Fleiß der Bauleute ging der fromme Eifer der Bürgerschaft. Zu den Einnahmen, welche die Baupfleger vom Steueramt erhielten, von Strafgeldern und anderen Gefällen, fügte sich noch einmal so viel durch Opfergelder und Schenkungen, und alles wußten die Pfleger zu verwerten, Leinwand und Mäntel, Gewaffen und Geschmeide und was die frommen Männer und Frauen der heiligen Jungfrau zu Ehren und dem Kirchenbau zu Nutzen gespendet haben. Sie haben in ihrer Pflegrechnung alles auf Heller und Pfennig getreulich verrechnet, und die treue Hut alter Archivkasten hat uns manches der Blätter bewahrt, auf denen sie Rechnung ablegten. So eines, das uns aus dem zehnten Jahr des Baues die Summe der Einnahmen im Betrag von 1574 Pfund 2 Schilling 5 Pfenning überliefert, die der Ausgaben mit etwas mehr; — es wären nach unserm Gelde etwa 15 000 Mark, eine beträchtliche Jahressumme nach dem Geldwert jener Zeit. Und daß es der neuen Pfarrkirche nicht an bedienten Altären fehle, wetteiferten die Geschlechter gleich in den ersten Jahren des Baues mit Stiftungen von Altären samt Zubehör und Pfründe, und reich ward da und dort ein Altar ausgestattet, wenn auch nicht jeglicher so fürstlich wie der „Kraftenaltar," der neben vergüldetem Kelch und Patene ein gülden Meßgewand zum rotsammtnen, rotseidenen und weißen erhielt, nebst allen anderen Zuthaten priesterlicher Kleidung, — Spenden, würdig jener Erstlingsgabe von hundert Goldgulden,



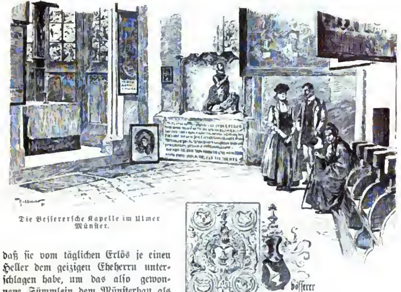
Entwurf des Ulmer Münsterturmes aus dem Jahre 1494.
Das Original befindet sich in der Sakristei des Münsters.
(Nach: Pressel, Ulm und sein Münster. Verlag der J. Ebnerschen Buchhandlung, Ulm.)

welche der Bürgermeister Lutz Kraft am Gründungstage auf den ersten Fundamentstein legte. Daß nicht bloß die Verdienstlichkeit frommer Stiftungen die Geber so eifrig machte, sondern wirkliches Verlangen, dem Dienste Gottes Andachtsstätten zu gründen, mag jene Bedingung uns andeuten, die einer der Stifter für seinen Altar vorschrieb: jeden Sonntag solle das Paternoster, das Ave Maria und der Glaube deutsch gesprochen werden. Gewiß sollten die frommen Worte in deutscher auch dem gemeinen Mann verständlicher Muttersprache ihm selbst und anderen Gläubigen zu wirklicher Erbauung dienen.

Das sind Züge aus dem ersten Jahrzehnt des Baues. Was darin begonnen worden, das führte eine gewaltige künstlerische Kraft weiter, in größeren Maßen noch, als sie ursprünglich gesteckt waren. Ulrich von Ensingen hatte sich im Jahre 1392 den Herren von Ulm mit feierlichem Eidschwur verpflichtet, die nächsten fünf Jahre ihres Kirchenbaues getreuer Meister zu sein, der Mann, den die Mailänder schon zu sich geladen hatten, um sie bei ihrem Marmorbau zu beraten, der dann auch einmal von Ulm aus, nachdem ihm die Herren von Ulm Urlaub gegeben, dem Ruf über die Alpen folgte, um über den Winter 1394 auf 95 denen von Mailand auf etliche Monate zu Diensten zu sein. Höher hinauf türmten sich unter seinem Einfluß die Stockwerke des Gerüstes, selbst am nahezu fertigen Chor, denn höher hat sein kühner Stift die Wände des Schiffs auf dem Plan geführt, länger den Grundriß gestreckt und einen Turmbau vorgezeichnet, der in gewaltigem viereckigem reichgegliedertem Unterbau beginnend, ins Achteck übergehend von kühn durchbrochenem Helm gekrönt werden sollte. Dem Meister Ulrich schreiben die Forscher die endgiltige Gestaltung des Grundrisses zu, der an lichter Weite des Mittelschiffs selbst den Kölner Dom noch überbietend, eine dementsprechende ungeheure Höhe von Schiff und Turm bedingte. Er, wie kein anderer der damaligen Zeit, wäre wahrlich der Meister dazu gewesen. Der Straßburger Münsterturm, den er 1399 nach seinem Abschied von Ulm von der Plattform aus zu bauen angefangen, zeigt den vollendeten Meister, kühn im Planen, groß in der Kunst des Bauens, und kein geringer Ruhm wäre es für das Ulmer Land, dürften wirs als sicher annehmen, was berufene Forscher als sehr wahrscheinlich darstellen, daß Ulrich von Ensingen dem nahen Dorf desselben Namens entstammte, aus welchem der Ulmer Bauhütte auch sonst mancher Steinmetz sich angedingt hat.

Sein Rat hat wohl auch nach der Übernahme des Straßburger Baues dem in Ulm begonnenen Werke nicht gefehlt, vielleicht blieb die Oberleitung bis zu seinem Tode (1419) in seiner Hand und doppelt gern wird er sie geführt haben, wenn seine kunstverständige Tochter Anna des Kirchenmeisters Hans Kun eheliche Hausfrau war, des Meisters echte Tochter, die selbst Meißel und Schlägel ergreift und in der Reihe der Gesellen in der Bauhütte ihre Kunst verwertet, wohl nicht bloß um den Lohn, den die Hüttenrechnungen noch treulich verzeichnen, sondern im Drang und Dienst der Kunst, die in ihrer Familie von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbte und nachmals noch Ulrichs Sohn und Enkel dazu führte, daß sie mit ihrer Meisterschaft dem Werke an U. L. Fr. Pfarrkirche zu Ulm vorstehen sollten.

Als das erste Jahrhundert des Baues sich zu Ende neigte, da war auch der Bau-eifer der städtischen Behörden, wie die Bereitwilligkeit zu freiwilligen Spenden merklich gesunken, beides unter dem Einfluß der unruhigen Zeitläufte, welche die Ulmer wiederholt zwangen, zu Felde zu ziehen und es sogar ratsam erscheinen ließen, in den Bestellungsvertrag, den sie mit des Meisters Matthäus Sohn, dem Moriz Ensinger, anno 1465 schlossen, fürsorglich die Bestimmung aufzunehmen, daß seine Herren den Kirchenmeister „auch zu Schloß und Städten“ sollten verwenden können; er wurde also zugleich als Ingenieur für den Kriegsfall verpflichtet. Kein Wunder, daß der Rat einen Gesandten an die päpstliche Kurie schickte, um die Verwilligung eines Ablasses zu erlangen und des Privilegiums, das Essen von Milch und Schmalz in den Fasten gegen eine Abgabe an Unser Frauen Bau freizugeben, was freilich wieder ohne schwere Kosten und Ablieferung eines Teils der Gelder nach Rom nicht zu gehen schien. Doch fehlte es auch jetzt nicht an willigen Gebern und frommen Freunden des Münsterbaues, und zu diesen mag auch jene Bäckerfrau gehören, von der die Chronik berichtet,



Die Bessererſche Kapelle im Ulmer Münſter.

daß ſie vom täglichen Erlös je einen Heller dem geizigen Eheherrn unterſchlagen habe, um das alſo gewonnene Sümmlein dem Münſterbau als ſicheren Zuſchuß darzubringen.

Trotz ſchwerer Zeit ſtieg der Rieſenbau ſtetig empor. Unter Matthäus Enſinger baute ſich der Turm auf bis zur Höhe des Mittelſchiffs, unter Moriz ſchloß ſich das Gewölbe des Hochmünſters. Selbſt für bedeutſame Werke, welche das Innere des weiten Raumes ſchmücken ſollten, fanden ſich die nötigen Mittel und, was noch mehr wert war, die rechten Meiſter, welche ihre hohe Künſtlerſchaft in den Dienſt des Münſters ſtellen wollten. Da iſt der große Unbekannte, welcher das gewaltige Wandgemälde entworfen und ausgeführt hat, das die große Wand über dem Triumphbogen des Chors, 50 Fuß in der Breite, 60 in der Höhe, beleben ſollte, eine Darſtellung des Jüngſten Gerichts, gewaltig in ſeiner Ausdehnung, über 1666 Quadratfuß, großartig in der Anordnung, meiſterhaft in der Zeichnung, unerſchöpflich in der Charakteriſierung der mehr denn 200 Köpfe, ein Werk, von dem ein berufener Kritiker, Wilhelm Lübke, ſagt, es habe nicht ſeinesgleichen in der geſamten nordiſchen Malerei.

Auch die Schweſterkunſt, die Bildhauerei, ſchuf damals dem Münſter zum Schmuck vielbewunderte Werke. Da ſteht am Eingang des Chors das 90 Fuß hohe Sakramentsgehäuſe, das ſo ſchlank aufſchießt, ſo fein gegliedert, ſo reich mit zierlichen Skulpturen belebt iſt, daß man ſich verwundert fragt, wie ſolche Arbeit in Stein auszuführen möglich ſei, und ſchon die Alten ſagten, es ſei gegoſſener Stein. Der geniale Zug im Aufbau, die unübertreffliche Feinheit in den bildneriſchen Werken weiſen auf den älteren Jörg Sürlin hin. Doch wenn auch dies Kunſtwerk ihm nicht ſicher zugeſchrieben werden kann, ſo hat er mit einem anderen Werke genug geleiſtet, um für alle Zeiten zu den Künſtlern erſten Ranges gezählt zu werden, das herrliche Chorgeſtühl, das von ihm in der unglaublich kurzen Zeit von fünf Jahren, 1469—74, vollendet worden iſt, gleich bewundernswert nach ſeinem eleganten architektoniſchen Aufbau von vollendeter Klarheit und nach ſeinem edlen plaſtiſchen Stil, wie nach dem Reichtum des ornamentalen Schmuckes und der Lebenswahrheit der zahlreichen Geſtalten, der Weiſen und Sibyllen, der Propheten und Apoſtel, der Märtyrer und der heiligen Frauen. Und über all dieſe geſchnitzte Pracht ergießen die Glasgemälde Hans Wilds ihr farbenprächtiges mildes Licht,

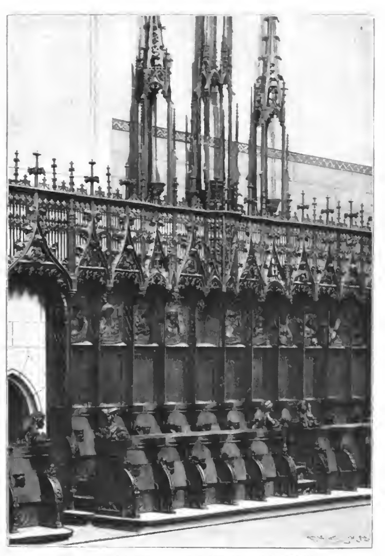
Eitel Besserer. Nach dem Gemalde von Martin Schaffner in der Bessererkapelle des Ulmer Münsters.
(Aus den im Verlage der J. Ebnerschen Buchhandlung, Ulm, erschienenen Münsterblättern.)

diese Meisterwerke der Glasmalerei, von denen schon gesagt worden ist, sie seien mit Licht gemalt.

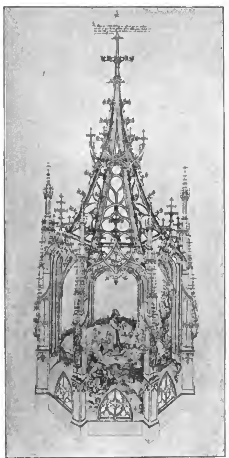
Als diese Fenster eingesetzt wurden, hatte eben ein genialer Meister die Oberleitung des Baues übernommen, Matthäus Böblinger von Eßlingen. Der prächtige Pergamentriß, auf welchem er den Plan zum Turme, wie er vollendet werden sollte, gefertigt hat, zeugt, wie jenes andere Pergamentblatt, auf welchem er den Entwurf des „Ölberges“ für den Münster-Kirchhof gezeichnet, von der künstlerischen Kraft dieses Mannes, von der anmutig graziösen Behandlung und geistvollen Beherrschung der gotischen Formen, wie er sie auch in dem Turm der Eßlinger Frauenkirche bewährte. In Ulm baute er mit aller Energie am Hauptturm bis zum Übergang ins Achteck.

Um dieselbe Zeit lebten in Ulm im Dienste der Kunst zwei große Meister der Malerei, Bartolomäus Zeitblom und Martin Schaffner; im Chor des Münsters, am Eingang zur Neithartschen Kapelle und im Innern der Bessererschen Kapelle, sind die Meisterwerke des letzteren Meisters zu sehen.

Zu beiden Seiten des Chores sind diese zwei Kapellen angebaut, Denkmäler hochverdienter Ulmer Familien, der Besserer und der Neithart. Von letzterer Familie führte ein Heinrich Neithart 1446 den Streit mit Reichenau, welches den Fortbestand des alten Patronats in Ulm beanspruchte, einer glücklichen Lösung dadurch entgegen, daß er einen Kauf zu stande brachte, in welchem das gesamte Besitztum des Klosters in und um Ulm an die Stadt um die für damalige Zeiten große Summe



Ein Teil des Chorgestühls von Jörg Syrlin im Ulmer Münster.



Darstellung des im Jahre 1807 zerstörten Ölberges vor dem Ulmer Münster.
Nach der Originalzeichnung des Matthäus Böblinger.
(Aus den im Verlage der J. Ebnerschen Buchhandlung, Ulm, erschienenen Münsterblättern.)

von 25 000 Gulden überging. Eben dieser Heinrich stiftete die Neithartsche Kapelle und zugleich eine Büchersammlung von 300 Bänden, die ebenfalls im Münster in einer der Chorturmhallen Unterkunft fand und den Familiengliedern, welche lernen wollten, den Predigern und anderen gelehrten Leuten von Ulm offen stehen sollte. Mehr noch als die Neithart haben sich die Besserer unter den Ulmer Patriziergeschlechtern hervorgethan. Um die Zeit der Gründung des Münsters war ulmischer Stadthauptmann und zugleich Oberbefehlshaber der verbündeten Streitkräfte des Städtebundes ein Heinrich und nach ihm ein Konrad Besserer. Beide ließen ihr Leben im Dienste der Stadt. Fünf Jahre vor der Gründung des Münsters war Heinrich Besserer bei Altheim gefallen, elf Jahre nach der Grundsteinlegung verlor der Mann, der neben Ludwig Kraft, dem Bürgermeister, den ersten Fundamentstein zur großen Pfarrkirche seiner Vaterstadt gelegt hatte, Konrad Besserer, Schlacht und Leben bei Döffingen, wo Eberhard der Greiner und sein hier auch gebliebener Sohn, Graf Ulrich von Württemberg, die Scharte von Reutlingen auswetzten. Und als wieder ein Höhepunkt in der Geschichte der Reichsstadt Ulm kam, die Zeit der Einführung der Reformation, da waren es wieder zwei Besserer, Bernhard und Georg, beide Bürgermeister von Ulm, welche sich um die Durchführung des Reformationswerkes die größten Verdienste erworben haben. Einer aus diesem edlen Geschlechte, ein Heinrich Besserer, war es, der vor 1414 die schöne Familienkapelle gestiftet, welche sich auf der Südseite an den Chor anlehnt. Sie ist nicht nur ein Familienheiligtum, in dessen Gruft mancher Sprosse des ehrenfesten, ritterlichen Geschlechtes seine Ruhstatt gefunden, sie ist auch ein Heiligtum der Kunst, insofern darin das Bildnis eines Eitel Besserer, von Martin Schaffners Meisterhand gemalt, verwahrt ist, welches neben Dürers Bildnis des Holzschuher als das hervorragendste Werk der alten deutschen Bildnismalerei bezeichnet werden darf; — ein weißbärtiger Alter in Pelzkappe und pelzverbrämter schwarzer Schaube, ein Kopf von verblüffender Naturwahrheit, eine Eigenschaft, die auch den Köpfen auf Schaffners köstlichen Familienbildern aus der heiligen Geschichte eigen ist. Diese schmücken die Innenseite der Altarflügel am Hauptaltar im Münsterchor, der auch mit anderen Bildern desselben Künstlers, einem prächtigen Abendmahl und einem ergreifenden Christuskopf auf dem Schweißtuch der h. Veronika geziert ist.

Auch der andere große Ulmer Meister, Bartolomäus Zeitblom, schuf damals bewundernswerte Werke seiner Kunst. Wenn auch einige Tafeln in der Sakristei des Münsters ausgesprochenes Zeitblomsches Gepräge tragen, so hat doch das Münster kein anerkannt sicheres Meisterwerk dieses Ulmer Bürgers. Daß er der Ausschmückung des Münsters, das einst in ganz anderer Farbenpracht sich darstellte, als es in unsere Zeit sich herübergerettet hat, mit seinem Pinsel diente, ist wohl sicher anzunehmen.

Merkwürdig, zu welch bescheidenen Diensten die großen Meister sich bereit finden ließen, die in der Geschichte der mittelalterlichen Kunst neben den besten Namen glänzen. Es war ihnen nicht zu wenig, am „Ölberg“ vor dem Münster „das Getter rot anzustreichen, Knöpfe zu vergulden und Gilgen und Blumen zu malen,“ wofür nach einer Hüttenrechnung von 1518 den nebeneinander genannten Meistern „Bartelme Zeytblum und Martin Schaffner“ 28 Pfd. 27 Schill. 6 Heller ausbezahlt wurden.

Das Ulmer Münster im Jahre 1666.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstich von Jonas Arnald.
(Aus den im Verlage der J. Ebnerschen Buchhandlung, Ulm, erschienenen Münsterblättern.)

Es war freilich ein vor anderen herrliches Werk der Plastik und Architektur, dem sie mit ihrer Malkunst so bescheidene Dienste thaten. Ein 70 Fuß hoher turmartiger Aufbau, in der Pyramide dieselben Formen zeigend, dieselben den Kern der Pyramide umrankenden Wimperge, wie sie der Meister auf den glänzenden Riß zum Hauptturm gezeichnet hat. Denn kein geringerer als Matthäus Böblinger hat den „Ölberg“ — eine plastische Darstellung der Gebetsstunde in Getsemane, wie sie das Mittelalter als schmückende Zuthaten zu den Kirchen zu errichten pflegte — für den Kirchhof vor dem Münster entworfen. Eine Originalzeichnung Böblingers, jahrhundertelang verschollen, aber in der ulmischen Familie von Baldinger treulich bewahrt und erst kürzlich unerwartet ans Licht gebracht, gibt uns eine Ahnung davon, welch köstliches Kleinod der Kunst in jener Zeit vor dem Münster stand, eine vielbesuchte Stätte der Andacht in der kurzen Zeit, in welcher es unversehrt den andächtigen Blicken der Gläubigen sich dargeboten. Der Beginn dieses Werkes, dem bald der Bildersturm der Reformationszeit durch die Zerstörung der Hauptfiguren übel mitspielte, fällt in jene Blütezeit der mittelalterlichen Bauperiode des Ulmer Münsters, die an den Namen des Matthäus Böblinger sich knüpft.

Unerwartet sollte dieses Meisters Wirksamkeit in Ulm ein Ende finden. Es mag kein geringer Schrecken gewesen sein, als an einem Sonntag im Jahre 1492 während des Gottesdienstes zwei Steine aus dem Gewölbe des Turmes herabfielen und eine nähere Untersuchung „merkliche Brüche“ feststellte. Dem Baumeister, dem sie vor-

warfen, „daß er nit baß zu der Kirchen Bau geluget," mag es nicht mehr geheuer in Ulm erschienen sein. Man sagt, er sei eilends geflohen. Sicher ist, daß der erwähnte Vorfall ein Zerwürfnis zwischen dem Rat und dem Meister zur Folge hatte. Ein anderer Meister, auch aus Schwaben gebürtig, Burkhard Engelberg von Hornberg, Baumeister an St. Ulrich und Afra in Augsburg, nahm sich des gefährdeten Werkes an. Eine unglaubliche Kühnheit war es auch, einen Turm von dieser gewaltigen Größe so zu erbauen, daß er mit seiner ungeheuren Last auf vier Bogen ruhte. Es muß freilich ein unvergleichlich schöner Anblick gewesen sein, diese freien weiten Öffnungen, welche die drei Vorhallen als einen einzigen weiten lichten Raum überschauen ließen, ehe Meister Burkhard Engelberg seine berühmt gewordene „architektonische Heilkunst" an dem gefährdeten Werke anwandte und die südliche und nördliche Bogenöffnung unterfuhr. Zugleich sah er sich genötigt, die Seitenschiffe durch eine Pfeilerstellung zu teilen, eine Arbeit, welche, zunächst aus Not unternommen, zugleich eine feine künstlerische Wirkung hatte: die hochschlanken, kapitelgekrönten Rundsäulen, die reichen zierlichen Sterngewölbe brachten in die weiten Hallen anmutige Belebung. Es war die letzte künstlerische That der ersten großen Bauperiode. Bald kündete das Notdach, das dem Turmriesen aufgesetzt wurde, die Einstellung des Baues an.

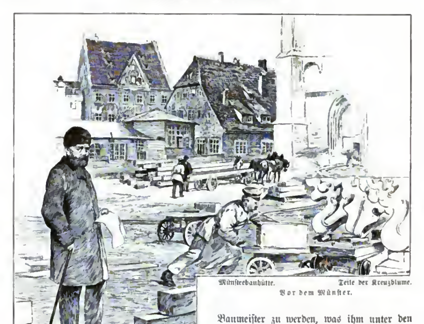
Doch ob auch der Bau der Kirche damals nicht weiter gefördert werden konnte, die Ulmer zeigten doch, daß ihnen das Heiligtum des christlichen Glaubens teuer und wert sei, und eine That war's auch, als an dem denkwürdigen 3. November 1530 die Zünfte auf die Frage, ob sie den Reichstagsabschied von Augsburg annehmen und einen gnädigen Kaiser haben wollten oder nicht, mit einer Mehrheit von sechs Siebenteilen erklärten, alles für die Wahrheit zu wagen. Fürs Münster hatte freilich die Neuerung die Folge, daß mit der „Austreibung der Götzen" manch kunstreicher Altar, manch wertvolles Gemälde verschleudert wurde. Manches aber, was damals blieb, hat eine spätere Zeit mit unglaublicher Barbarei beseitigt. So damals als

Das Ulmer Münster zu Anfang der zweiten Hälfte des XIX. Jahrh.
(Aus den im Verlage der J. Ebnerschen Buchhandlung, Ulm, erschienenen Münsterblättern.)

Napoleon I vom Kienlesberg aus seinen eisernen Gruß auf den Münsterturm sandte, die Kanonenkugel, welche im alten traulichen Wächterstübchen als Andenken an schlimme Zeiten verwahrt blieb. Die Bayern hatten 1802 der Reichsstadtherrlichkeit Ulms ein Ende gemacht. Die kriegerische, der Kunst feindliche Zeit forderte ein schmerzliches Opfer. Böblingers herrlicher „Ölberg" auf dem Münsterplatze war ein Hindernis für die militärischen Übungen der bayrischen Soldaten. So wurde 1807 das vielbewunderte Kunstwerk zerstört. Anders begründet, aber nicht weniger barbarisch, war die Beseitigung eines anderen Kunstwerkes. Das Jüngste Gericht wurde mit anderen alten Gemälden, „weil sie oft Aberglauben nährten, geschmackvoll und für das Auge gefällig mit einer angenehmen altertümlich grauen Farbe überzogen." — Doch es sollten andere Zeiten wiederkommen, in welchen die alte Begeisterung für das Schöne und Erhabene erwachte, auch für das Münster, das mehr und mehr zur Ruine zu werden drohte. Jetzt ist's dem, der den Turm mit dem Notdach gesehen, das mäßige Langhaus jeglichen Schmuckes bar, wie ein Traum, daß der Turm noch einmal so hoch, als ihn die Alten gefördert, in die Lüfte ragt, auf kühn aufstrebendem Oktogon eine Pyramide tragend, welche reich geschmückt wie kaum eine andere höher hinauf die krönende Kreuzblume hebt, als irgend ein anderer Dom; daß Chor und Hauptbau belebt ist von Galerieen mit unendlicher Mannigfaltigkeit des Maßwerkes, von schlanken Pfeilertürmen und kühngeschwungenen Strebebögen, ein ganzer Wald mit dem Blütenschmuck der Kreuzblumen. Das Münster vollendet, so herrlich, herrlicher vielleicht noch als es die Väter geplant, das Gelübde der Ahnen treulich eingelöst von einer der Väter würdigen Bürgerschaft, — das wagte man vor einem Menschenalter noch nicht zu hoffen.

Professor August Beyer, Vollender des Münsters.

Im Jahre 1842 geschahen unter dem Protektorat des damaligen Kronprinzen von Württemberg, des jetzt regierenden Königs Karl, die ersten Schritte zur Errichtung einer neuen Bauhütte. Begeisterte Männer, vor allen Professor Gaßler in Ulm, weckten die Begeisterung der Mitbürger, der Landsleute, die Teilnahme weiterer Kreise, die Gunst gekrönter Häupter. Bald heißt die Losung nicht mehr wie am Anfang: Rettung, Erhaltung des Überkommenen, bald heißt es: Weiterbauen! als erst einmal das Auge sich an den Schmuck der Fialen, der Kreuzblumen, gewöhnt hatte. Es ist das Verdienst des Münsterbaumeisters Thrän, der von 1845 an erst als Stadtbaumeister, dann als Münsterbaumeister die Arbeiten geleitet hatte. An die Vollendung des Hauptturmes wagte man kaum zu denken; es galt fast als Glaubenssatz, daß er die ungeheure Last eines noch einmal so hohen Aufbaues nicht zu tragen vermöge. Dagegen wuchsen in dem kurzen Zeitraume von fünf Jahren, 1875—1880, die beiden Chortürme 300 Fuß (86 m) hoch in die Lüfte, das Meisterwerk und Ehrendenkmal des bald nach Vollendung der beiden Türme hinweggeraffter schaffensfreudigen Meisters Ludwig Scheu. Nun galt es das Letzte noch, das Schwerste und Gewaltigste: den Ausbau des Hauptturmes. Eingehende Berechnungen der Gewichtsmassen, sorgfältigste Untersuchungen des zum Teil auffallend unge-

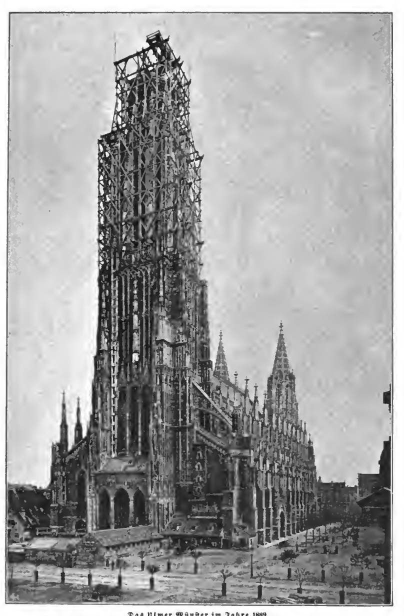


Münsterbauhütte. Teile der Kreuzblume.
Vor dem Münster.

Professor Beyer beim Werk.

nügenden Grundes, sowie der Druckfestigkeit des verwandten Steinmaterials, von Scheu noch begonnen, von seinem Nachfolger fortgesetzt, von bewährten Sachverständigen geprüft, ließen den Ausbau als möglich erscheinen unter Voraussetzung der nötigen Verstärkungsarbeiten am Fundament und im Turm. So ward die Vollendung des Münsters beschlossen, für welche dem Baukomitee der rechte Meister zur Verfügung stand, Professor August Beyer, wie Scheu ein Schüler des verdienten Münsterbeirates, des Hofbaudirektors Egle in Stuttgart. Dem Münsterbaumeister steht bis zur Stunde noch zur Seite der schon unter Scheu bewährte Münsterwerkmeister Wachter.

Eine württembergische Landstadt darf sich rühmen, der beiden Münsterbaumeister, Scheus und Beyers, Heimat zu sein. Beide sind in Künzelsau am Kocher geboren, August Beyer am 30. April 1834. Was dieser als Knabe schon sich wünschte, ein Baumeister zu werden, was ihm unter den sehr bescheidenen Verhältnissen des Elternhauses, vollends nach dem frühen Tode des Vaters, eines ehrsamen Kaminfegermeisters, unmöglich zu werden schien, das hat er doch in beneidenswertem Maße erreicht. Freilich, leicht ist's ihm nicht geworden. Ein mühsamer Weg war's vom einfachen Steinmetzlehrling — auch der Anfang der künstlerischen Laufbahn Ludwig Scheus — zum Schüler der Baugewerkeschule, an die schon der 24jährige als Lehrer berufen wurde. Die Aufnahme von Sürlins Chorgestühl für Egles Werk über das Münster führte ihn in die Gotik ein, eine Studienreise durch Deutschland, Belgien, Frankreich und Italien vollendete die künstlerische Schulung des genialen Mannes. Also vorgebildet, bewährt an manchen bedeutenden Bauten, z. B. den Pragfriedhofsbauten in Stuttgart, der Restauration des Klosters Bebenhausen — so trat er an die herrliche Aufgabe heran, die schönste, die einem Baumeister gestellt werden konnte. Vorsichtig wurden die Unterbauten und Einbauten ausgeführt, kunstvoll auf dem Turmviereck das Gerüste in schwindelnder Höhe aufgerichtet — ohne daß je, wie während der ganzen Zeit des Baues, ein Unfall vorgekommen wäre —

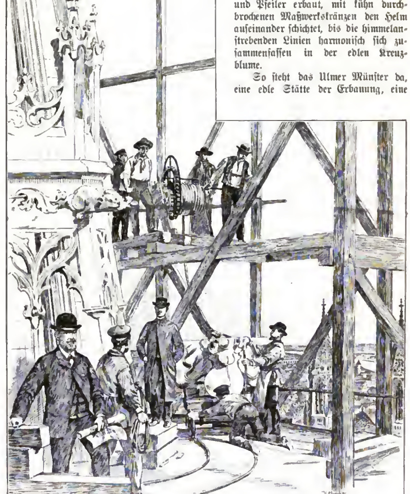


Das Ulmer Münster im Jahre 1889.
(Aus den im Verlage der J. Ebnerschen Buchhandlung, Ulm, erschienenen Münsterblättern.)

und am 30. Juni 1885 der Ausbau des Turmes begonnen. Böblingers Plan zu Grunde legend, hatte Beyer hierfür einen neuen Plan mit den notwendig gewordenen Modifikationen ausgearbeitet.

In der Höhe von 161 m ist der Schlußstein eingefügt. — Das Werk ist vollendet, mit ihm die großartigste Schöpfung des deutschen mittelalterlichen Bürgertums, bei aller Größe schlicht gedacht und doch wieder im Turme mit seiner herrlichen architektonischen Trilogie, dem Viereck, dem Achteck, der Pyramide der ganze Glanz der gotischen Formensprache, die ganze Kunst spätgotischer Technik, die zierliches steinernes Netzwerk über die Fassade spinnt, schlanke Fenstergeschosse und Pfeiler erbaut, mit kühn durchbrochenen Maßwerkskränzen den Helm aufeinander schichtet, bis die himmelanstrebenden Linien harmonisch sich zusammenfassen in der edlen Kreuzblume.

So steht das Ulmer Münster da, eine edle Stätte der Erbauung, eine



Münsterwerkmeister Wachter. Emporschaffen der Kreuzblume auf den Hauptturm.

köstliche Perle der Kunst, der Stolz der Stadt und eine Zierde des deutschen Landes, ausgebaut unter dem Schutz des Reiches. Der Dichter hat Recht, der auch ihm den Dank bringt:

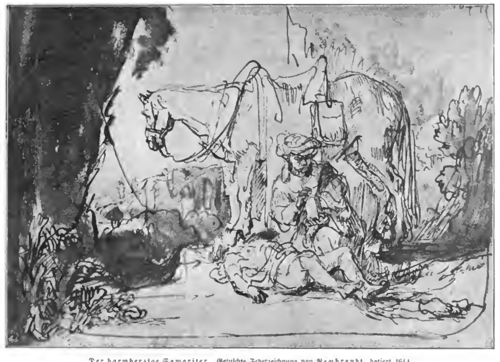
„Und wieder kam das Reich und kam der Friede:
Bis zu der Höhe, wo die Wolken schweben,
Steigt nun die ganz durchbrochne Pyramide,
Von Blumenkränzen wonniglich umgeben, —
Das Wunder, das wir kaum geahnt im Liede,
Darf nun versteinert in den Himmel streben."

Lieder liegen in der Luft — —

(Abdruck verboten.)

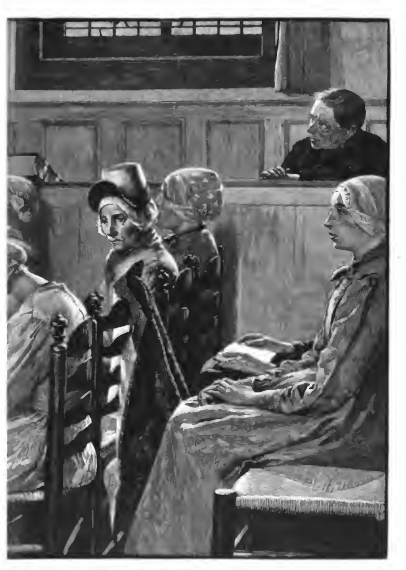
Lieder liegen in der Luft.
Welch ein müßiges Beginnen,
Lieder, Lieder zu ersinnen!
Lieder sind wie Blumenduft.
Über weißen Blütenhängen
Schweben Wolken von Gesängen.
Über jeder armen Gruft
Schwebt ein Sang, dich tief zu rühren.
Hören mußt du ihn und spüren.
Lieder sind wie Blumenduft. — —
Lieder liegen in der Luft.

Frida Schanz.



Der barmherzige Samariter. Getuschte Federzeichnung von Rembrandt, datiert 1644.
Aus „Handzeichnungen alter Meister aus der Sammlung Habich in Cassel," Verlag von Bernhard Nöhring, Lübeck

In der Kirche. Nach dem Gemälde von G. Melchers



ers. (Goldene Medaille der Münchener Ausstellung.)

Das Opernhaus in Paris.

Pariser Feuilleton.

Von T. de Wyzewa.

(Der Salon des Marsfeldes.)

Seit dem 15. Mai hat das Marsfeld die belebte und glänzende Physiognomie des vorigen Jahres wiedergewonnen, das Geräusch zahlloser Wagen verscheucht die gewohnte Stille dieses sonst etwas entlegenen Stadtviertels und die Avenue Rapp ist von neuem voll Bewegung und Leben. Die Kaffeehäuser, deren sich die Besucher der vorigjährigen Ausstellung gewiß noch erinnern werden, haben ihre gastlichen Pforten wieder geöffnet und sind in den Nachmittagstunden von einer beständig wechselnden Menge Schaulustiger überfüllt, so daß man sich nahezu ins vorige Jahr zurückversetzt glauben könnte, wo eben die „große Ausstellung“ im Stadium ihres Eröffnungsglanzes prangte.

Immerhin sind die großen Bauten des Marsfeldes, obgleich noch vorhanden, doch meist öde und leer. Sie bewahren von ihrem einstigen Glanze und der entschwundenen Herrlichkeit kaum mehr den Schatten. Nur der linke Flügel, das Palais des Beaux-Arts, hat seinen früheren Glanz wirklich wiedergewonnen. Dort sind die Werke jener Maler ausgestellt, welche den traditionellen Salon verlassen und aus freien Stücken unternommen haben, einen neuen Salon ins Leben zu rufen. Dieser soll in freierer Weise die modernen Anschauungen und Bestrebungen der Kunst in sich vereinen und zur Geltung bringen, als das in dem Salon des Industriepalastes möglich ist. Das gewagte Unternehmen sieht sich schon in diesem ersten Jahre durch den besten Erfolg gekrönt und hat sich gleich nach seiner Eröffnung die Gunst des Publikums und der Kritik im Sturme erobert. Hier ist es, wo jetzt „ganz Paris“ sich versammelt, um sich dem Kunstgenuß hinzugeben, so daß der alte Salon, auch wohl Salon-

Ländliches Liebespaar. Von Fr. von Uhde.

Bouguereau genannt, verlassen dasteht und nur noch von den Getreuen der alten Schule und den Fremden besucht wird, die der heurigen Mode noch keine Rechnung tragen. Die Menge eilt aufs Marsfeld hinaus, da ihr durch den häufigen Besuch der letztjährigen Ausstellung klar wurde, daß das Marsfeld eigentlich gar nicht so entlegen ist, wie man sich sonst vorstellte. Der neue Salon ist überdies, auch abgesehen vom künstlerischen Wert der ausgestellten Gemälde, schon dadurch für die Besucher bei weitem einladender und angenehmer als der alte, weil die Zahl der Gemälde und Bildwerke in ihm eine wesentlich geringere, der Palast aber viel größer ist, so daß man hier alles behaglicher und gewählter hat einrichten können. Statt der überfüllten engen Räumlichkeiten des Industriepalastes, in denen die Gemälde bis zur Höhe der Decke reichen und die Überzahl das Auge geradezu ermüdet, hat man hier in den geräumigen, wunderbar hellen Sälen die Gemälde wie in den besten Museen, nur in zwei Reihen, vor sich. Überall gewahren wir geschmackvolle reiche Teppichvorhänge, einladende Sessel, Gesträuche und Blumen, welche die Atmosphäre mit ihrem lieblichen Duft erfüllen. Der inmitten des Palastes gelegene Konversationssalon enthält keine Gemälde, er heimelt aber durch seine herrliche Aussicht über den Garten, die parkartigen Anlagen des vormaligen Marsfeldes, auf den gigantischen Eiffelturm, den Fluß mit seinem bewegten Leben und Treiben, den prächtigen Trokaderopalast und Umgebung, sowie durch seine überaus komfortable Einrichtung und sein Buffet die Besucher ungemein an und ladet zu behaglicher Siesta und ruhiger Betrachtung ein.

Wohl hat diese in jeder Weise wohlthuende und gefällige Einrichtung viel zum Erfolg des Neuen Salons beigetragen, es kommt aber auch der Wert der hier ausgestellten Gemälde dem des Alten Salons jedenfalls gleich, wenn er ihn nicht übertrifft. Ein großer Teil seines Reizes läßt sich auf den internationalen Charakter dieser Ausstellung zurückführen. Die fremden Künstler sind hier heimatsberechtigt und zahlreich vertreten, so daß sie in diesem ersten Jahre schon nahezu die Hälfte der Aussteller bilden. Hat sich doch das Ausland vorzugsweise an diesen Salon gewendet: man darf behaupten, daß sich die Trennung der Künstler wesentlich um seinetwillen vollzogen hat. Diese Spaltung entstand, als es sich darum handelte festzustellen, welche Künstler den Pariser Salon fernerhin aus eignem Rechte beschicken dürften, und welche anderen dagegen betreffs Zulassung ihrer Gemälde dieselben zuvor der Zensur der Prüfungskommission unterwerfen müßten. Die Mehrzahl der Mitglieder der alten Societé des Artistes entschied sich dahin, daß die während der allgemeinen Ausstellung von 1889 erteilten Belohnungen die betreffenden Künstler keineswegs von der ferneren Zensur oder Prüfung entbinden sollten. Darnach hätten alle diejenigen, welche früher schon französische oder fremde Medaillen davon getragen, ihr Vorrecht verloren und hätten sich wieder wie die Unbekannten, die Neulinge und namenlose Farbenreiber dem endgültigen Zulassungsausspruch der betreffenden Jury unterwerfen müssen. Nun ist es klar, daß diese Maßregeln in erster Reihe den Fremden galten, und dies um so mehr, als im letzten Jahre jede der fremden Abteilungen eine stattliche Anzahl Belohnungen davon getragen hatte.

Zufolge dieses Beschlusses traten etwa hundert Mitglieder der Societé des Artistes, der allberühmte Meissonier an ihrer Spitze, sofort aus und beschlossen für eigene Rechnung den Salon des Marsfeldes ins Leben zu rufen. Ihnen schlossen sich dann französische wie fremde bekannte Künstler an, die schon lange darauf verzichtet hatten, sich am alljährlichen Salon zu beteiligen. Dieser neuen Gesellschaft ist es nun gelungen, sich in solider, dauernder Weise zu konstituieren. Sie hat fest gesetzt, daß die Zahl der zur Ausstellung gebrachten Werke, anstatt wie beim alten Salon auf zwei beschränkt zu sein, sich bis auf zehn ausdehnen könne, daß dagegen aber weder Medaillen noch Belohnungen irgend welcher Art in Frage kämen. Die Fremden sollen hier, anstatt wie sonst nur mit Mißtrauen, nationaler Scheelsucht und Vorsicht aufgenommen zu werden, ganz kollegial und mit derselben Hochachtung und Rücksicht behandelt

werden, als ob sie Franzosen wären.

Sprechen wir nun zunächst von den fremden Künstlern und beginnen wir mit den Deutschen. Geben doch selbst die leidenschaftlichsten Franzosen zu, daß Deutschland in erster Linie zu den Ländern zählt, in denen eine ernste Evolution bevorsteht, und wo eine künstlerische Renaissance zum Durchbruch zu kommen im Begriff ist.

Die Unternehmer des Neuen Salons hatten anfangs gehofft, daß der größte der deutschen Maler, der berühmte Menzel, sich ihnen anschließen würde; doch hat der alte Meister diesen Erwartungen diesmal leider noch nicht entsprochen; auch Lenbach hat noch davon abgesehen, eins seiner geschätzten und überall gern gesehenen Bildnisse nach Paris zu schicken. Zum Ersatz dafür begegnen wir auf dem Marsfelde dem bekannten von Uhde, mit einem bemerkenswerten, kleinen poetischen Gemälde „Ländliches Liebespaar,“ dessen Lichttöne und Feinheit der Ausführung nichts zu wünschen übrig lassen. Uhde gilt in Frankreich für einen Meister ersten Ranges und wir gestehen, daß wir selten mehr Zartsinn und Tiefe des Gefühls vereint gefunden haben, als bei ihm. Nichts ist einfacher und rührender, als dies arme Paar, das baarhäuptig in der Kälte des Winters seine ermüdeten Glieder im Halbdunkel über die holprige Landstraße dahinschleppt. Gotthart Kuehl ist mehr ein Künstler heiteren Genres, doch kommt er Uhde weder an Tiefe der Auffassung noch durch Stärke des Ausdrucks gleich. Man muß sogar sagen, daß dieser im Grunde ebenfalls zartsinnige Maler nicht ganz den Erwartungen entspricht, die man seinen ersten Gemälden zufolge an ihn stellen durfte. Sein Kolorit ist lebhaft und leicht, auch zeigt er eine richtige Auffassung für das Spiel des Lichtes; aber sein „Inneres der Johanniskirche in München“ ist im Ganzen doch etwas kalt und trocken, wie auch in seinem „Ave Maria“ das junge Mädchen, welches die Orgel spielt, zu wenig Leben und Seele verrät. Meister Liebermann dagegen hat wohl selten etwas Lebendigeres geschaffen, als seinen „Hof eines holländischen Armenhauses.“ Die alten Frauen, welche einem hübschen Blumenbeete gegenüber im Sonnenschein sitzen, sind von wirklich ergreifender Wahrheit und das in ihren Mützen sich spiegelnde Licht belebt gleichsam die ruhig, ergebenen Züge der lebensmüden Gesichter. Dieses Gemälde wird mit Recht allgemein bewundert und zählt fraglos zu den besten der ganzen Ausstellung. Es wären hier noch mehrere deutsche Künstler zu nennen, wenn es der uns zu Gebote stehende Raum erlaubte, wir müssen uns aber darauf beschränken, hier noch den Österreicher

„Ave Maria.“ Von G. Kuehl.

Ribarz zu nennen, der eine Vue d'Auvergne, sowie eine Landszene aus der Normandie geschickt hat, beide sind recht beachtenswert. Die Polnische Malerei ist ehrenvoll durch den geschickten Landschafter Stanislawsky und durch den bekannten Szymanowsky vertreten, dessen Karpatenbauern höchst interessante Figuren sind. Unter den Holländern scheinen der alte Joseph Israel, sowie sein Schüler Artz, ihre vormalige Originalität verloren zu haben. Das Gemälde Israels, „Auf den Markt gehende junge Mädchen,“ ist ein ziemlich mittelmäßiges Werk; dagegen stellt der Maler Mesdag mit seinem Seestück „Vor dem Sturm“ die Ehre der Landsleute Ruysdael's wieder her. Dies Gemälde kann der grandiosen Einfachheit des Ausdruckes, sowie der Geschicklichkeit der Ausführung wegen, mit Recht mit Meisterwerken des XVII. Jahrhunderts verglichen werden.

Die Norweger, Schweden und Dänen fahren fort, sich in der Gunst der Pariser zu erhalten. Schon seit fünf oder sechs Jahren hat sich der Geschmack unseres Publikums den nordischen Malern zugewendet, welche die Landschaft mit einer besonderen Frische und lobenswerten Eigenartigkeit zu behandeln wissen. Im vorigen Jahre haben sie den größten Erfolg davon getragen, und auch in diesem erregen sie immer noch das lebhafteste Interesse. Unserem Bedünken nach

Sonnenuntergang in Finnland. Von A. Edelfelt.

aber doch großartige Szene, die einem schönen Marinestück des Amerikaners Harrison nahezu gleichgestellt werden kann. Zwei Landsleute Harrisons, John Sargent und Donnat sind alte Bekannte; der Letztere ist ein gewissenhafter, geschätzter Maler, dessen Porträts trotz des warmen Kolorits sich ihre Einfachheit bewahrt haben. Der Erstere dagegen ein Künstler, dem, wenn er gehalten hätte was er versprach, eine glänzende Zukunft sicher wäre. Schon vor fünf Jahren hatte er sich durch sein „El Jaleo“, ein spanisches Sittenbild, sowie durch einige Szenen aus dem Pariser Leben, welche den zartsinnigsten Koloristen verrieten, hier aufs beste eingeführt. Leider hat sich der Künstler in London niedergelassen, wo er gegenwärtig zu den gesuchtesten Porträtisten zählt und so ist es gekommen, daß er durch seine allzu schnelle Produktion mehr und mehr der Verflüchtigung verfällt. Die zwei Gemälde, welche er diesmal geschickt hat, sind das Eine banal, das andere — Miß Terry in der Rolle der Lady Macbeth — prätentiös. Beide zeigen eine absonderliche Färbung und einen bizarren Geschmack.

Spanien ist durch Egusquiza, die Schweiz durch Fräulein Breslau, eine talentvolle, geschickte Porträtistin, Italien durch Boldini, einen der begabtesten und besten Maler, vertreten. Boldini's künstlerische Laufbahn ist eigentümlich genug, denn er hat nacheinander alle Stile versucht und alle Schulen mit wunderbarer Geschicklichkeit nachgeahmt. Diesmal hat er sich darin gefallen, die englische Manier zu imitieren. Mehrere seiner großen Frauengemälde würden betreffs Korrektheit der Zeichnung und Feinheit des Kolorits unter die Meisterwerke zählen, wenn ihnen nicht das Individuelle, sowie das wahre Leben abginge. —

haben sie diesen Erfolg mehr ihrer ungewöhnlichen Kunstfertigkeit als genialer Auffassung und Durchführung zuzuschreiben. Weder Salmson und Hagborg, noch Zorn, noch die Landschafter Skredsvig und Österlind sind trotz ihres schätzbaren Talentes originell genug, um mit Uhde oder selbst nur mit Liebermann verglichen zu werden. In diesem Jahr ist Fritz Taulow, ein Norweger, der beliebteste; er hat einige „Effets de neige“ ausgestellt, welche überaus realistisch gehalten sind; aber auch er zeigt wenig Eigenartigkeit, und wir ziehen ihm den Maler Edelfelt vor, welcher schon seit Jahren in Frankreich lebt. Dieser hat eine besondere Begabung, nicht nur für Landschaftsmalerei, sondern auch für die Darstellung von Kindern, die er in reizender Einfalt und Lebendigkeit malt. In diesem Jahre hat er einen prächtigen „Sonnenuntergang in Finnland“ geschickt. England hat zu zahlreiche Ausstellungen in London, um hier stark vertreten sein zu können: die Zahl der englischen Maler, die in Frankreich ausstellt, ist daher immer sehr gering. Weder Millais noch Alma Tadema, noch Burne-Jones haben die Gewohnheit, ihre Gemälde über den Kanal zu schicken, so sehr dieselben auch in ihrem Vaterlande gefeiert und bewundert werden. Nur Henry Moore, ein Landschafter von bedeutendem Talent, hat in diesem Jahr geruht, seinen „Sonnenschein auf dem Meere nach dem Sturm“ auf dem Marsfelde auszustellen, eine einfach gehaltene,

Billigerweise muß Belgien in unserer Reihenfolge zuletzt kommen; kann es doch im Hinblick auf die Kunst fast für ein zweites Frankreich gelten, da die belgischen Maler wie bekannt mehr der Pariser Schule, als den Traditionen Van Eycks und Rubens folgen. Leider vermissen wir bei ihnen, wie bei Boldini, die Originalität; doch sind zwei unter ihnen, die ihrer Geschicklichkeit einen gewissen Anstrich von Originalität zu verleihen wissen: Alfred Stevens, ein alter, schon seit dreißig Jahren in Paris bekannter Maler, der durch seine zahlreichen, oft geschmackvollen Genrebilder höchst beliebt ist, und Brunin, ein Neuling, welcher einige nur in der Farbe etwas zu düster gehaltene häusliche Szenen ausstellt, die, was Sorgfalt im Hinblick auf Dekoration und Ausstattung anbetrifft, von so erstaunlicher Treue sind, daß man Gemälde von Denner zu sehen glaubt und

uns die Luft anwandeln könnte, die Gegenstände einmal durch die Lupe zu betrachten.

Unter den französischen Malern müssen wir zunächst diejenigen ins Auge fassen, welche seit langem keiner Schule mehr angehören, weil sie selbst schon als Ausgangspunkte neuer Tendenzen zur Geltung gelangen. Von diesen Meistern der französischen Kunst haben nur drei Gemälde in den neuen Salon geschickt: Meissonnier, Puvis de Chavannes und Cazin. Die Landschaften des Letzteren zählen übrigens nicht grade zu seinen vorzüglichsten. Wohl sind sie wie immer von einer gewissen melancholischen Poesie, sowie von einfacher Wahrheit durchdrungen, aber keine verrät uns das graziöse Talent, welches wir sonst an Cazin's kunstgeübtem Pinsel zu bewundern häufig Gelegenheit fanden. Meissonnier und Puvis de Chavannes haben jeder nur ein Gemälde ausgestellt, die aber auch wirkliche Meisterwerke sind. Unsere Leser kennen sicherlich längst die minutiöse und elegante Art Meissonniers, welche, obwohl etwas kalt, doch von außerordentlicher Delikatesse, man möchte fast sagen von übertriebener, absichtlicher Zartheit ist. Heute nun bietet uns Meissonnier in seinem „Oktober 1805" eine großartige Komposition, und wir sehen hier zum ersten Mal die minutiöse Ausführung des Einzelnen zu Gunsten des Ganzen ziemlich geopfert. Sei es aber, daß Meissonnier sich nicht hat entschließen können, seine Manier völlig zu ändern, sei es, daß er ihr gegen seinen Willen getreu verblieben ist, in den Einzelheiten der Landschaft, der Haltung der Personen, sowie im Kostüm derselben tritt sie dennoch trotz der Größe des Gemäldes wieder hervor, wodurch das Ganze etwas trocken und kalt erscheint. Auch dürfte die Zeichnung in manchen Teilen der gewohnten nahezu unfehlbaren Sicherheit ermangeln, durch welche sich die älteren Werke des Meisters vor allem als unübertroffen auszeichneten. Puvis de Chavannes ist ebenso sehr Poet, als Maler; sein großes Bild, „Inter naturam et artes," fürs Museum der Stadt Rouen bestimmt, zeigt mehrfach unschöne Einzelheiten, so daß man sich kaum den tiefen Eindruck zu erklären vermag, welchen das Ganze hervorbringt. Und doch ist dieser Eindruck allgemein anerkannt. Ein lieblich wunderbarer Reiz liegt über dieser herrlichen Landschaft, die mit einem Blick auf Rouen abschließt, während in der Ferne noch einige lange und blasse Formen wie unbewegliche Schatten erscheinen. Noch niemals hat Puvis die Außerachtlassung der Genauigkeit in Zeichnung und Kolorit soweit getrieben, wie es ihm auch niemals gelungen ist, eine weichere und dennoch kräftige Ausdrucksweise zu finden, als ihm solches in diesem seinem letzten dekorativen Meisterwerke gelungen ist. Das Museum von Rouen darf sich schmeicheln mit dem Museum von Lyon die zwei charakteristischsten Gemälde dieses bewundernswerten Malers zu besitzen.

Wir dürfen dieser Liste von Meistern noch den hier wohlbekannten Namen des alten Malers Theodule Ribot hinzufügen, der seit 50 Jahren mit Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt ein Genre pflegt, welches wesentlich mit auf dem Eindruck des Kontrastes beruht. Er hat eine Serie Gemälde ausgestellt, auf denen die Figuren sich fast reliefartig von dem tief dunklen Grunde abheben. Um jedoch ein vollendeter Meister zu sein, fehlt ihm die Kraft eigenartiger Manier. Immerhin mag er als wunderbarer Zeichner, ja selbst als Zauberer im Effekte des Lichtes gelten; seine ganze Kunst ist aber nichts weiter als eine Fortsetzung der des Spaniers Ribera. Doch weiß dieser mitunter durch Lebhaftigkeit und Frische auf seinen dunklen Gemälden einen heiteren Ton anzuschlagen, während Ribot sich in Farblosigkeit nahezu verliert und niemals aus den Gegensätzen der schwachen oder starken Fleischtöne auf tief dunklem Grunde hervortritt. Seit kurzem hat er in Deschamps einen Nachahmer gefunden, der ebenfalls die Effekte des Kontrastes zur Geltung zu bringen sucht, ohne jedoch sein Vorbild zu erreichen. Im übrigen sucht er seine Kinderszenen durch leichtere, freundlichere Farben zu erheitern. Sein „Mädchen mit der Ente" ist ein reizendes kleines Bild und gehört zum niedlichsten was man sehen kann. Während nun Deschamps Ribot nur nachahmt, scheint Carrière denselben überholen zu wollen, wobei er dem Farbensinn mehr als gewöhnliches zumutet. Anstatt die Fleischtöne durch dunklen Grund zu heben, ertränkt er sie geradezu in einem düsteren Nebel, so daß die Figuren zu bloßen Erscheinungen

Mädchen mit Ente. Von Deschamps

Porträt von Frl. J. M. Von J. Blanche.

werden. Diese Art Malerei gilt für Chic und findet nicht wenige Bewunderer. Do nun Carrière im übrigen seine Kunst mit großer Geschicklichkeit übt, so daß seine „Fantome," wos Zeichnung onbetrifft, besonders in diesem Jahr gar nichts zu wünschen übrig lossen, so kann er in seinem Genre ols erster „Fantomist" immerhin seine Geltung behaupten. — Wir kommen nun zu derjenigen Gruppe von Molern, die sich in Frankreich die „neue Schule" nennt und von denen sich jeder durch eine besondere Manier und durch Originolität ouszuzeichnen sucht. Sie olle verfolgen auf verschiedenem Weg mehr oder weniger dosselbe Ideal, welches dos Gelehrte mit dem Eleganten, sowie das Naive und Absonderliche verbinden möchte; sie stehen so zu sagen auf halbem Wege zwischen den akademischen Klassikern, deren technische Kunstfertigkeiten sie beibehalten, und den Impressionisten, deren Ungebundenheit sie sich am liebsten oneignen möchten. Diese Gruppe Maler nun ist es besonders, welche gegenwärtig viel Aufsehn macht und die in Frankreich wie auch im Auslande mit dem Namen „lo Jeune Ecole" belegt wird. Man muß gestehen, daß mehrere unter ihnen es wohl verdienen, eine besondere Beachtung zu finden. Wir wollen hier nur die Wichtigsten, unter anderen den wegen seines elegonten Pinsels sehr beliebten Blanche aufführen, der eine Anzohl Porträts ousgestellt hot, von denen jedes in besonderer Monier behandelt worden ist und von denen einige viel versprechen, da sie die Analyse des Chorakters ihrer Modelle im weitesten Sinne zeigen. Ein zweiter, der schon früher unter die Ausgezeichneten und Prämiierten zählte, Herr Roll, scheint im Gegenteil die glücklichen Anlagen und die Kraft zu verlieren, durch die er sich in seinen früheren Gemälden so vorteilhoft auszeichnete, ohne sich doch die Eleganz aneignen zu können, die er erstrebt. Eines seiner Gemälde „Kind mit Wärterin" steht nohezu im Widerspruch mit seinen späteren Leistungen. Wos nun die talentvollen und geschickten Maler

Kind mit Warterin. Von A. P. Roll.

Duez und Gervex anbetrifft, so scheinen auch sie sich durch Verfolgung ihres Ideals, der mit Eleganz verbundenen Wahrheit, zu erschöpfen und dies um so mehr, als sie der nötigen Kraft ermangeln. Der Seltsamste von allen unter ihnen ist fraglos Besnard, ein vormaliger Prix de Rome, der mitunter äußerst gewissenhaft, ja mit nahezu akademischer Vollendung arbeitet, während man dann wieder glauben möchte, er habe es auf eine Mystifikation abgesehen. So gibt er uns in diesem Jahr eine Frauengestalt, auf welche er die ganze Farbenskala verwandte, ohne daß man sagen könnte, was dieser Farbenüberfluß bedeuten soll. Ein fürs Stadthaus bestimmtes Deckengemälde zählt ebenfalls unter die Unbegreiflichkeiten, da die schöne Zeichnung durch das sichtliche Streben nach dem Auffälligen geradezu verdorben wird.

Neben diesen neuen Malern zeigt uns der Salon noch die Arbeiten einiger gewissenhafter Künstler, welche darnach streben, die Natur einfach wieder zu geben wie sie ist, das heißt, ohne romantische Schönfärberei oder befremdende Bizarrerie. Die „Ansichten von Paris“ von Billotte, die Landschaften Jeanniot's, die ländlichen Szenen von Lhermitte sind ihrer Lebendigkeit, sowie der kräftigen Ausführung wegen sehr schätzenswert. Die Landschaften von Sisley, — vormals einer der zügellosesten Impressionisten, — sind gleichfalls recht hübsch und werden ihre Liebhaber finden. Die Jagd- und Tierstücke von Lewis Brown halten den Namen desselben aufrecht, obgleich er noch immer nicht zu derjenigen Anerkennung gelangt ist, die er bei genauer Prüfung verdient. Dagegen zeigt der berühmte Carolus Duran wieder einmal recht deutlich, wie seine Leistungen bedeutend überschätzt werden, denn seine Porträts ermangeln wie immer des wahren Lebens, wofür doch der Farbenreiz unmöglich genügenden Ersatz zu bieten vermag.

Von Gemälden amusanten Genres sei genannt: „Der Spielsaal von Monte Carlo“ von Beraud: die allerliebsten kleinen Genrebilder Anblet's, Courtois und Frappa's sind trotz ihrer Anspruchslosigkeit geradezu erheiternd.

Was die Skulptur anbetrifft, so ist von ihr in diesem ersten Jahre noch nicht viel zu berichten, da sie erst spärlich, um nicht zu sagen ärmlich, vertreten ist. Wir können daher auch nur zwei Statuen von Dalou, dem vormaligen Mitgliede der Kommune, anführen, der heute zu den berühmtesten Künstlern gehört, sowie verschiedene beachtenswerte Gebilde Rodins, eines talentvollen Bildhauers, dessen Ideal sich jedoch ebenfalls leider in Eleganz und Bizarrerie zu verlieren scheint.

Im ganzen zählt der Salon des Marsfeldes zu den markantesten und besten Ausstellungen, die man in Paris seit langem gesehen, denn nur hier findet man die Maler unserer Zeit, sowohl Franzosen als Fremde, welche, den neuen Strebungen Rechnung tragend, der modernen Geschmacksrichtung mehr und mehr entsprechen.

Paris wird von nun ab alljährlich im Mai und Juni seine beiden Salons haben. Sollte es in der Folge gelingen, noch einige derjenigen Künstler in den „Neuen“ herüberzuziehen, die es wie: Renoir, Lagarde, Fantin-Latour ꝛc. bislang für ihre Pflicht erachteten im alten zu verbleiben, so würde das Publikum hier eine ebenso vollständige wie interessante Zusammenstellung aller Arten der zeitgenössischen Malerei finden, wie sie nur irgend zu ermöglichen ist.

Rotseidener Fächer. Gemalt von Fritz Reiß-Leipzig.

Die National-Galerie in London.

Wovon London spricht.

Von Helen Zimmern und Bertha Thomas.

London, im Mai 1890.

(Die Ausstellungen moderner Kunstwerke: Die Sage vom Dornröschen von Burne Jones. Millais. — Alma Tadema. — Dicksee. — Prinsep. — Logsdail. — Gow. — Herkomer. — Goodall. — Riviere. — Swan. — Orchardson. — Collier. — Sargent. — Anna Alma Tadema. — Dorothea Tennant. — Lockhart. — Die Bildhauer. — Ein Kunstwerk der Tapetenwirkerei. — Die Ausstellung der Zeichnungen von Kindern. — Ein englischer Eiffelturm. — Die italienische Oper.)

Der Mai hat uns, wie in jedem Jahr, die Ausstellungen moderner Kunstwerke gebracht, und die Kgl. Akademie, die Grosvenor- und die New Gallery weisen zusammen etwa dreitausend Gemälde und Skulpturen auf, aus denen wir recht gut eine Vorstellung von dem von unsern Künstlern erreichten hohen Grade technischer Fertigkeit gewinnen können. Unter dem vielen Guten und Tüchtigen, das diese regelmäßigen Kunstausstellungen bieten, haben wir indessen nicht das hervorragende Werk zu suchen, welchem der Ehrenpreis der diesjährigen Saison gebührt; sie enthalten nichts, was geeignet wäre, das Jahr 1890 in den Annalen der englischen Kunst zu einem besonders Denkwürdigen zu stempeln. Dies ist der kleinen Gallerie Mr. Agnew's in der Bond-Street vorbehalten, wo eine Schöpfung des zur präraffaelitischen Schule gehörigen Malers Burne Jones, ein Cyklus von vier Gemälden, ausgestellt ist, an welchen dieser vortreffliche Künstler jahrelang gearbeitet hat, deren Vollendung ihm aber auch das höchste Maß künstlerischen Erfolges sichert. Noch nie sind seine eigenartigen Vorzüge so vollkommen zur Geltung gelangt, wie in seinem Cyklus: „Die Sage vom Dornröschen." Mr. Burne Jones ist ein Maler, der bisher ebenso wohl heftigsten Tadel, wie leidenschaftlichste Bewunderung hervorgerufen hat. Mit diesem Werke jedoch ist es ihm gelungen, die feindliche Kritik zum Schweigen zu bringen, und von keiner Seite hört man den sonst gegen ihn erhobenen Vorwurf der Manieriertheit und Excentrizität. Die Behandlung des Gegenstandes ist ihm in glücklichster Weise gelungen, und seine Darstellung zeigt sich vollkommen frei von jenen Nachteilen, mit denen der Maler „litterarischer" Sujets zu rechnen hat. Diese Bilder erzählen dem Beschauer den ganzen Hergang in klarer Weise; die Situationen sind einfach, überall ist der Grundzug die Ruhe, nirgends ist ein Versuch bemerkbar, die der Kunst des Malers gezogenen Grenzen zu überschreiten.

Das erste Bild führt uns das Dornendickicht vor — das verzauberte Buschwerk von wilden Rosensträuchern, welches rings um den Palast emporgewachsen ist, dessen Bewohner noch in dem über sie verhängten Zauberschlafe liegen. Durch dieses düstere Gestrüpp hat sich der Prinz, welcher den Bann zu lösen bestimmt ist, soeben einen Weg gebahnt. Er trägt einen schwarzen Harnisch und steht da mit dem blanken Schwerte in der Hand, die am Boden liegenden Gestalten der fünf ritterlichen Abenteurer betrachtend, welche vor ihm nach dem Palaste ausgezogen waren, indessen von dem die Stätte beherrschenden Schlafe überwältigt worden sind, bevor sie noch die Schwelle betreten hatten. Der Prinz, den wir nur auf diesem Bilde sehen, ist die einzige wachende Person unter den Gestalten des Cyklus. Seine Nebenbuhler gehören, wie ihre hier aus Stahlplättchen, dort aus Kettengliedern gebildeten Panzer bekunden, verschiedenen Nationalitäten und Zeiten an — es sind Celten, Gothen und Sarazenen, und diese entwaffneten Kämpfer liegen unter dem über sie verhängten Banne regungslos vor ihm. Während ihres langen Zauberschlafes hat sich

die Waldung um sie her verdichtet, und die ihnen entsunkenen Schilder sind van den kraftvollen Zweigen der Darnenbüsche umwunden und emporgehaben warden, sa daß nun ein jedes dieser mit allegorischen Figuren gezierten Wappenschilder über dem Haupte seines Besitzers hängt. Die Kampasition ist von packender Wirkung, das Detail ungemein reizvall und fein behandelt: die Lichtreflexe auf der Rüstnng des Prinzen; die auf den verschlungenen Zweigen sitzenden kleinen Vögel, die einzigen nicht schlafenden Lebewesen in dem undurchdringlichen Gestrüpp; die Fülle zartfarbener wilder Rasen, welche an den Darnbüschen blühen, van denen die zu Baden gesunkenen Ritter umgeben sind. Der Gesichtsausdruck des in dieses Reich des Schlummers eindringenden Prinzen ist, obwahl von Ergriffenheit zeugend, dach ruhig. Er setzt den Fuß in eine Wunderwelt, aber mit der Miene unerschütterlicher Entschlossenheit, die praphetisch seinen kommenden Triumph zu künden scheint.

Das zweite der Bilder stellt den Königssaal dar. Der weißbärtige König, auf dem Haupte eine tiaraähnliche Krane, sitzt auf dem mit einem Baldachin geschmückten Thrane aus grüner Bronze; in der Hand hält er ein entrolltes Schriftstück; seine Räte, in ihren Sesseln zurückgelehnt, sitzen var ihm. Das plötzliche Aufhören der Lebensäußerung, das sich mitten in der Diskussion bei ihuen eingestellt hat, ist in wunderbar natürlicher Weise zur Erscheinung gebracht. Die Staatsmänner, Hafherren, Saldaten und der König, deren prachtvall gemalte Gewänder von dem blanken, glatten Fußbaden wiedergespiegelt werden, schlafen regungslas unter dem Zauberbann; und durch ein Gitter im Hintergrunde sieht man die gesenkten Köpfe der außen befindlichen Diener und Wachen. Das Buschwerk hat die Thore versperrt und ist durch die Fenster eingedrungen; schan ranken sich seine dornigen Arme zum Teil um die Schläfer im Palast, wie sie die Ritter draußen umschlungen halten.

Das dritte ist vielleicht das fesselndste der Bilder. Es zeigt uns einen affenen Schlaßhaf, in welchem die Mädchen der Prinzessin sich vergnügten, als der Schlaf sie gefangen nahm. Eine der Jungfrauen sitzt über das Marmarbassin des Schloßbrunnens gebeugt: eine zweite lehnt an der Steinplatte var demselben, andere stützen sich auf das Halzwerk eines Webstuhles, und eine von ihnen scheint gerade im Begriff gewesen zu sein, das Schiffchen in Bewegung zu setzen, als der Zauberschlaf sie zum Innehalten gezwungen. Die Anmut der Formen und Stellungen dieser jungen Mädchen, die Lieblichkeit ihrer Züge, der rosige Hauch des Lebens in aller Antlitz, abwohl die Ruhe festen Schlafes über ihnen liegt, — dies alles könnte nicht leicht in zu begeisterten Ausdrücken geschildert werden. Was die Gewänder und Staffe betrifft, sa sind sie von einer Glut und Harmonie der Farben, wie sie selbst van Burne Jones noch nie erreicht worden sind, was nichts Geringes bedeutet. Und überall rankt und blüht das magische Buschwerk, wie mit schützenden Armen die Mädchen umschlingend. Neben dem Brunnen ist es emporgeschossen und bildet ein ganzes Zeltdach von blühenden Rosen über den hier ruhenden Jungfrauen. Es ist bemerkenswert, daß bei den mehr denn zwanzig träumenden, schlummernden Gesichtern, welche die Kampasition uns varführt, sich nirgends eine Spur van Manotanie zeigt. In subtilster Weise hat der Künstler eine ebensalche Mannigfaltigkeit des Ausdrucks in den Mienen der verschiedenen Schläferinnen angedeutet, als wären es wachende Persönlichkeiten.

Das letzte Gemälde stellt das Zimmer der schlafenden Prinzessin dar. Diese liegt ausgestreckt auf ihrem Ruhebett; ein Hoffräulein schläft, eine Laute neben sich, am aberen Ende des Lagers, zwei andere sind in der Nähe des Fußendes gruppiert. Die Prinzessin ist in ein weißes Gewand van feinem Staffe gekleidet, durch den die mädchenhaft jugendlichen und zarten Farmen deutlich erkennbar sind. Ihr Haar ist bland, ihr Antlitz schön, doch wird ihre Schönheit van der mancher ihrer Dienerinnen — wenigstens auf den ersten Blick — übertraffen. Es ist aber ein Gesichtstypus, der sich in seiner fast strengen Reinheit und tadellasen Frische mehr und mehr einprägt, je öfter man hinblickt, gleichwie viele Gesichter auf den Gemälden der alten taskanischen Meister einen stärkeren und bleibenderen Zauber ausüben, als manche in viel üppigerer Schönheit strahlende Züge es vermögen. Auch hier, wie in dem ganzen Cyklus, ist das Beiwerk mit der äußersten Sorgfalt und Feinheit ausgeführt. Die gestickten Kissen, die schönen Decken, ein Juwelenkästchen, der Spiegel, die Zierraten an dem Ruhelager — alles zeugt von einem unendlichen Aufwand an Studium und künstlerischer Fähigkeit. Die Karridare entlang, selbst bis in dieses innerste Gemach des Schlasses, ist das mächtige Buschwerk gedrungen; es rankt sich um das Juwelenkästchen und in langen blühenden Zweigen über dem Lager der Prinzessin empar, so daß sie in einer Rosenlaube liegt, aan der zartrate Blättchen herabgefallen und zu Füßen der schönen Schläferinnen hingestreut sind.

Dem hahen Reiz, den diese vier Gemälde unstreitig besitzen, in der Beschreibung völlig gerecht zu werden, ist nicht möglich. Ihr Wert liegt sawohl in der Kompositian, wie in der Vallendung des Details. Sie wirken aus der Entfernung, und sie befriedigen dennach das Auge bei schärfster Prüfung. Daß der Gegenstand nur ein Feenmärchen und ein salches der ernstlichen Bemühungen eines Malers nicht würdig sei, ist ein Einwand, der kaum ernsthaft genommen werden kann, da Sagen und Legenden für die Hälfte aller schönen Gemälde, die in der Welt existieren, als Motiv gedient haben. Und die vorliegende Kunstschöpfung bietet unseren Blicken nichts phantastisches dar — keine Medusenköpfe mit Schlangenlacken: keine mit Schuppen bedeckten Ungeheuer, keine geflügelten Fabelwesen, keine übernatürlichen Visionen. Das Moment des Magischen wird hier einzig und allein durch den Schlaf vertreten, eine Erscheinung, wie sie an und für sich uns nicht vertrauter sein kann. Die Stellungen der ruhenden Gestalten sind natürlich und alle Elemente ver-

mieden, die nicht im Einklang mit der wirklichen Welt stehen und als krasse Unmöglichkeiten, als unglaubhafte Wunderdinge berühren. Wunderbar scheint es uns nur, daß die Geschichte vom Dornröschen in ihrer vollen Wirksamkeit als Motiv für die idealistische Kunst noch nie zuvor so vortrefflich bei uns zur Verwertung gelangt ist. Die Sage hat vor längerer Zeit unsern größten lebenden Dichter, Tennyson, zu Versen inspiriert, die zu seinen besten zählen. Diese, „The Sleeping Palace," scheinen, wie weit unser Künstler auch in bezug auf die Einzelheiten seiner Darstellung von ihnen abgewichen ist, dennoch den Grundton für seine Auffassung zu enthalten. Die beschreibenden Mottos, welche auf den vier Bildern angebracht sind, rühren indessen von einem anderen Dichter, Mr. W. D. Morris her. Und wem eine Moral oder Tendenz selbst bei einem Gemälde als sine qua non gilt, der wird eine solche hier würdig zum Ausdruck gebracht finden in dem Triumph der Liebe, von deren Macht das feindliche Geschick vernichtet wird, und in dem idealen Einfluß der Schönheit, welche der Liebende, und in anderem Sinne auch der Künstler, zu entdecken bestrebt ist.

Die Gemälde, welche schon für eine enorme Summe von dem Besitzer einer Privatsammlung angekauft sind, sollen, wie verlautet, noch in Amerika ausgestellt werden, ehe sie in die Hände des Käufers gelangen. Der glänzende Erfolg des Werkes eröffnet Burne Jones die Aussicht auf eine weit über den Kreis seiner speziellen Bewunderer hinaus reichende Anerkennung, auf jenen Beifall der Massen, um dessentwillen dieser Künstler auch nicht einen Schritt breit von seinem Wege abgewichen ist.

Obwohl gerade dieser Bildercyklus sich besser in dem genannten Ausstellungsraume präsentiert, so werden andererseits durch das immermehr überhand nehmende Verfahren, neue Kunstwerke von Interesse den Kunsthändlern zur Veranstaltung von Sonderausstellungen zu überlassen, der Akademie die besten Werke für die Ausstellung entzogen. Aber in Sachen der Kunst ist es, wie in vielen anderen Fächern, für die maßgebenden Persönlichkeiten nicht leicht, es jedem recht zu machen. Jahr für Jahr wurde dagegen geeifert, daß die Mitglieder der Akademie das ihnen eingeräumte Vorrecht, wonach jeder von ihnen acht Bilder ausstellen darf, in vollem Umfange ausnutzten und so die Wandflächen für sich monopolisierten, während die jüngeren aufstrebenden Künstler, denen es nur an Gelegenheit fehlt, dem Publikum zu zeigen, was sie können, und die Alten in den Schatten zu stellen, vergeblich an die verschlossenen Thüren klopfen mußten. In diesem Jahre nun sind die Akademiemitglieder, wie auf allgemeine Übereinkunft, äußerst zurückhaltend in der Ausübung ihres Privilegiums gewesen, und was ist ihr Lohn? Laute Klagen, daß die Ausstellung der Akademie langweilig und die Akademiker hieran schuld seien, die sich in unverantwortlicher Weise zurückgezogen und ihre bedeutenden Werke auf andere Ausstellungen geschickt hätten. Uns für die Abwesenheit der älteren Künstler zu entschädigen, haben die jüngeren Talente ermangelt, und so ist die akademische Ausstellung allerdings durchaus nicht dazu angethan, irgendwie Sensation zu erregen. Nur wenige Genrebilder sind vorhanden und als solche, die auf Erfolg Anspruch haben, nur äußerst wenige zu erwähnen. Die Wirkung der Porträts, von denen viele mit großer Kunst gemalt sind, wird zumeist durch uninteressante Originale beeinträchtigt. Die einzige erwähnenswerte Ausnahme in letzterer Hinsicht ist Mr. Gladstone und sein kleiner Enkel, von Sir John Millais gemalt, — doch ist eben dieses Bild durchaus verfehlt. Die beiden Dargestellten sehen aus, als ob es sich um den peinlichen Moment einer photographischen Aufnahme handle — hölzern, mit gezwungenem Ausdruck; die Fleischfarbe ist dick aufgetragen, das Ganze macht einen seltsam leblosen Eindruck. Derselbe Maler hat auch eine Landschaft ausgestellt: „The moon is up, and yet it is not night." Es stellt den Saum eines Waldes in Schottland dar, wo, im Schein der langen Dämmerung, die jenen nördlichen Gegenden eigen, die Hirsche sich zum Äsen herauswagen. Die gleichzeitige Wirkung des Mondes und des Tageslichtes ist nicht reizlos gemalt, doch bleibt die Wiedergabe weit hinter der eigenartig schönen Wirklichkeit zurück. Der Präsident der Akademie, welcher durch eine große Arbeit, eine Darstellung der Geschichte der Proserpina, für die Stadt Leeds bestimmt, in Anspruch genommen ist, hat sich in diesem Jahre nicht in hervorragender Weise an der Ausstellung beteiligt. Am bemerkenswertesten ist sein „Bad der Psyche" oder „Venus," wie das Bild eigentlich betitelt werden sollte; und es will uns auch scheinen, daß der veränderte Titel im ganzen passender dafür ist. Das Bild zeigt eine mit großer Zartheit gemalte, äußerst anmutige weibliche Gestalt, die noch zum Teil von dem Gewande verhüllt ist, das sie, im Begriff sich zu baden, herabsinken läßt.

Mr. Alma Tademas „Frigidarium," das zum Ankleiden und Abkühlen dienende Zimmer eines römischen Damenbades, ist ein würdiges Pendant zu seinem vor nicht langer Zeit ausgestellten „Apodyterium," einer Szene ähnlicher Art. Die reich gestickten Gewänder der ihre Toilette musternden Dame im Vordergrund des Bildes, die graziöse Gestalt der Dienerin, welche sich niederbeugt, um ihr behilflich zu sein, die Badenden im Hintergrunde und die Ausblicke ins Freie — in dem allen zeigt sich die diesem Künstler stets eigne außerordentliche Sorgfalt und künstlerische Fertigkeit. Das von ihm gemalte kraftvolle Porträt eines Kunstgenossen, Mr. Waterlow, ist von einer lebenstreuen Ähnlichkeit, die ungemein angenehm berührt. Sein entzückendstes Bild aber ist in der New Gallery ausgestellt. Es heißt „Eloquent Silence" (Beredtes Schweigen) und stellt einen um Liebe werbenden jungen Römer und ein Mädchen dar, die im Freien auf einer Marmorbank sitzen — der Jüngling in vorgebeugter Haltung, etwas abgewandt, stumm und verwirrt; das Mädchen aufrecht an die Rückwand der weißen Bank gelehnt. Darüber ragt eine, in dem tiefsten Tone des Lapis lazuli schimmernde große Vase empor, neben der eine Fülle purpurroter

Klematisblüten herabhängt, und im Hintergrund lugt hier und da das helle Blau des Meeres und des Himmels hindurch — eine kühne, doch glänzend gelungene Farbenkombination, vielleicht die anziehendste unter den zahllosen derartigen Studien von der Hand dieses Künstlers.

Mr. Dicksee's „Redemption of Tannhäuser“ (Tannhäusers Erlösung) ist ein interessanter Versuch, den Inhalt dieser poetischen Sage in einem einzigen Bilde zusammenzufassen. Die in hohem Grade dramatische Situation ist indessen zu verwickelt, um eine gute malerische Wirkung zu erzielen, und der Künstler hat den Gegenstand auch in komplizierter Weise zur Darstellung gebracht. Die unheilbringende Bethörung durch Frau Venus, Elisabeths Aufopferung und Tod, die Erzählung von dem knospentreibenden Stabe, Tannhäusers Reue und Ende — dies ist mehr, viel mehr, als sich auf einem Schauplatz oder in einem Rahmen mit Erfolg vereinigen läßt. Prinsep's „Kaiserin Theodora“ ist ein Bild, das Erwähnung verdient als eine mit vielem Fleiß und Geschick ausgeführte Darstellung dieser vielgefeierten Fürstin — nicht der Theodora des neunzehnten Jahrhunderts, der von Sardou und Sarah Bernhardt geschaffenen Bühnenheldin, sondern der historischen Gestalt. Um von ihrem Äußeren eine Vorstellung zu gewinnen, hat der Künstler das Mosaikbild in Ravenna aufgesucht. Die Gesichter der beiden Kammerfrauen der Kaiserin, in denen sich eine lebhafte, ungenierte, fast unverschämte Neugier offenbart, sind von einer bemerkenswerten Lebenswahrheit.

Logsdail gibt uns in dem „Neunten November“ das getreue Abbild der altehrwürdigen, populären Ceremonie des Lordmayor-Aufzuges. Die Prozession ist in dem Moment ihres Aufbruchs vom Mansion House (der Residenz des Lord Mayors) dargestellt; im Hintergrunde sieht man die Säulenfassaden der Bank und der Börse. Es hat soeben aufgehört zu regnen — ist es doch November — und der noch von Nässe blinkende Bürgersteig reflektiert die Gestalten der Menge und die grellen Farben der glänzenden Livreen, in denen die drei stattlichen Lakaien prangen, welche dem Zuge voranschreiten, gefolgt von der berühmten, mit Schnitzwerk geschmückten, vergoldeten Staatskarosse, darin der Lordmayor und seine Begleiter sitzen. Der sich eifrig herandrängende Londoner Straßenpöbel ist lebendig und mit Humor gezeichnet; die bekannten Gestalten — Polizisten, Soldaten, schaulustige Bürgersleute, Vagabunden, Apfelsinenverkäufer — sie alle sind so natürlich gruppiert, daß nirgends etwas von einem künstlichen Arrangement bemerkbar ist, wie es sonst beim Malen von Menschenmassen so häufig, dem malerischen Effekt zu liebe, vorkommt.

Unter den historischen Gemälden, welche dieses Jahr uns gebracht hat — es sind ihrer nicht viele — zeugt Mr. Gow's „After Waterloo“ (Rückzug der französischen Truppen nach der Schlacht bei Waterloo) von künstlerischer Auffassung und sorgsamer Behandlung. Es ist vornehmlich das Unglück, aus dem der Kunst die dankbarsten Motive erwachsen, und es würde dem Maler schwerlich gelungen sein, ein ebenso warmes Interesse für die Sieger zu erregen, wie er es uns für diese in die Flucht geschlagenen, doch keineswegs ehrlosen Soldaten der großen Armee und ihren, nun vom Glück verlassenen kaiserlichen Kriegsherrn einflößt, deren Rückzug er in ebenso ergreifender, wie charakteristischer, hie und da durch einen leichten Anflug von Humor belebter Weise dargestellt hat.

Professor Herkomer hat außer einer Anzahl Porträts auch eine große Landschaft ausgestellt, „Unser Dorf“ benannt, nämlich das Dorf Bushey, wo er wohnt. Es ist ein angenehmes, jedoch etwas konventionell gemaltes Bild, dem der charakteristische Reiz jener friedlich stillen und gemütvollen Szenen aus dem bayrischen Dorfleben fehlt, welche uns dieser Maler so oft vorgeführt hat.

Unter den Landschaften ist Mr. Goodall's Ansicht der Themsewiesen, von den Terrassen des Windsor-Schlosses aus gesehen, als eine vortreffliche Wiedergabe dieser echt englischen Szenerie zu erwähnen. Die Cornische Küste, welche eine unerschöpfliche Quelle der Motive für Marine-Malerei bildet — Klippenpartieen und ein lebhaftes Schiffswesen — und die sich an Beleuchtungseffekten der See mit denen des mittelländischen Meeres messen darf, während sie dieselben an Mannigfaltigkeit übertrifft — diese Küste hat seit kurzem eine wahrhaft stürmische Begeisterung in einer bestimmten Clique englischer Maler erregt, die ihre Zelte an einzelnen Punkten des Strandes aufschlagen und nur für Cornwall leben.

Die Tierstücke, deren die diesjährige Ausstellung nicht viele aufweist, sind fast alle gut. Briton Riviere's „Rus in Urbe,“ ein Bild, das einen gelassen dreinblickenden Bauernjungen und seinen desto erregbareren, schwer im Zaum zu haltenden Hirtenhund darstellt, die einander vor einer Londoner Hausthür Gesellschaft leisten, ist so vortrefflich, daß wir nicht umhin können, den freiwilligen Verzicht zu bedauern, den dieser Künstler, außer für dieses eine Bildchen, auf die Wandflächen der Akademie zu gunsten seiner jüngeren Kollegen geleistet hat. Unter den hervorragenden der letzteren haben wir Mr. Swan zu nennen, dessen „Löwin, ihre Jungen verteidigend,“ eine vorzügliche Komposition ist. Ein anderes Löwenbild „Maternity,“ das noch schöner ist, hat er in der Grosvenor-Galerie ausgestellt. Es ist, als ob der König der Tiere einen gefährlichen Zauber ausübe, und wir könnten mehr als einen englischen Künstler nennen, der, nachdem er einmal Löwen gemalt hat, nicht willens scheint, sich je wieder anderen Motiven zuzuwenden. Mr. Swan jedoch verfügt über zu viel Phantasie und Originalität, um sich auf die Tierwelt überhaupt oder gar auf die Löwen allein zu beschränken. Seine „Löwenmutter“ (Maternity) ist eines der besten Gemälde von diesem Jahr.

Die von einer Anzahl junger Maler hier mit einem fast fanatischen Eifer gepriesene Schule der französischen „Impressionisten“ hat, so weit ihr Einfluß reicht, recht unheilvolle Früchte gezeitigt. Wir sehen in der Grosvenor Galerie von dieser Ernte einige Proben, welche, wie alle

bloßen Nachahmungen, weit mehr die Fehler ihrer Vorbilder aufweisen, als deren gute Seiten. Ein junges, Ziegen hütendes Frauenzimmer mit einer Masse buschigen roten Haares, „Audrey,“ so genannt nach dem „Käthchen“ in Shakespeare's „Wie es Euch gefällt,“ erweckt die Vorstellung, als ob Käthchens Haar in Brand geraten sei und das angrenzende Gebüsch mit angezündet habe, und als hätten ihre Ziegen, um das Mißgeschick vollkommen zu machen, einen Topf mit grüner Farbe umgerannt und damit das Gras zu ihren Füßen getränkt. Diese und andere Sonderbarkeiten kühner Koloristen zeugen ohne Zweifel von einem wohlgemeinten Eifer, der indessen nicht genügend von Kenntnissen unterstützt wird.

Mr. Orchardson's lebenstreues Selbstporträt in der Grosvenor-Galerie ist für die Sammlung der Bildnisse lebender Maler in der Galerie der Uffizien in Florenz bestimmt. Dreiviertel Figur in Lebensgröße und das Gesicht fast ganz en face gemalt, in der einen Hand die Palette, in der anderen den Pinsel haltend, steht der Maler in hellbrauner Kleidung vor einer schweren, dunkelroten Portiere, die der Gestalt als Hintergrund dient. Das Ganze ist in den gedämpften, doch kräftigen Farbentönen gemalt, die diesem Künstler eigen sind, und es ist ebensowohl ein trefflich gelungenes Porträt, als auch ein durch die speziellen Vorzüge Mr. Orchardson's charakterisiertes Kunstwerk.

Merkwürdigerweise gehören die Politiker, deren Bildnisse in diesem Jahr zur Ausstellung geschickt wurden, wie auch der Premierminister in seiner humorvollen Rede beim Bankett der Kgl. Akademie hervorhob, sämtlich der radikalen Partei an. Das beste dieser Porträts ist vielleicht das in der New Gallery befindliche des bekannten demokratischen Führers und erfolggekrönten Hauptes des Streiks der Dockarbeiter im vorigen Jahr, John Burns, von Mr. Collier gemalt. Mr. Burns mit seinen stark ausgeprägten, von Kühnheit und Intelligenz belebten Zügen gibt ein vortreffliches Modell für Maler, und Mr. Collier hat ihn in der ungekünstelten, eine gute Geschmacksrichtung bekundenden Auffassung dargestellt, die an seinen Porträts stets zu rühmen ist. Beiläufig bemerkt, zeigt die Physiognomie dieses im wahrsten Sinne als Vertreter der großen Masse des englischen Volkes wirkenden Parlamentariers so wenig wie möglich den Typus der Engländer. Sein dunkles Gesicht mit den feurig blitzenden Augen und den lebhaften Mienen, die von nervöser Erregbarkeit zeugen, ermangelt etwas der Merkmale eiserner, physischer Kraft, dieses Hauptersordernisses zur Sicherung dauernden Erfolges in der schwierigsten aller Berufsarten — der des Politikers unserer Tage. — Es scheint, als sei keine Ausstellung vollständig, die nicht eine Studie in Rot aufweist, und wir haben in diesem Jahre eine ganz vorzügliche von einem Ausländer, W. T. Dannat, erhalten. Er zeigt uns eine recht hübsche, kokette Blondine im scharlachroten Ballkleide, deren nach hinten gebogener Arm von der durchsichtigen roten Schärpe umwickelt ist, welche sie eben mit der einen Hand befestigt, während die andere einen kleinen Spiegel hält, in welchem die Dame sich und ihre Toilette mustert. Ein ruhiger Effekt ist in dem Bilde erzielt.

Mr. John Sargent's „Porträt einer Dame“ ist von so strenger Naturwahrheit, wie die neuen photographischen Augenblicksbilder, und für den Uneingeweihten von gleich frappanter Wirkung. Auch diejenigen, welche in dieser neuesten Richtung der Bildnismalerei nur eine vorübergehende Excentrizität erblicken, müssen hier die Hand eines Meisters seiner Kunst erkennen, der imstande ist, wenn er auf dem alten Pfade bleibt, Vorzügliches zu leisten. Ein vortrefflich gemaltes Bildnis des amerikanischen Romanschriftstellers Henry James von Mrs. Merrit verdient eine ehrenvolle Erwähnung; desgleichen ein allegorisches Gemälde derselben Dame „Love locked out,“ eine anmutige Knabengestalt, sich vergeblich gegen ein verschlossenes, schweres, goldenes Thor stemmend. Eine andere, noch sehr junge Malerin, Miß Anna Alma Tadema, die uns schon durch ihre vielversprechenden Landschaftsstudien in Wasserfarben bekannte Tochter des berühmten Malers, hat einen unbestreitbaren Erfolg durch ein Ölbild errungen, das in der New Gallery von ihr ausgestellt ist. Ein junges Mädchen, deren blaues Kleid entzückend gemalt ist, sitzt, das Gesicht vom Beschauer abgewandt, an einem Fenster, die in mildes Dämmerlicht getauchte Landschaft durch dasselbe betrachtend. Die träumerisches Sinnen bezeichnende Haltung, die Harmonie der Komposition, die herrliche Farbengebung und die vorzügliche Behandlung, selbst der geringsten Einzelheit, zeugen von einem hohen Grade künstlerischer Begabung und eröffnen die Aussicht auf eine glänzende Laufbahn der jungen Dame.

Eine andere, schon von früheren Ausstellungen her uns vorteilhaft bekannte Künstlerin ist Miß Dorothea Tennant, welche durch die Ankündigung ihrer bevorstehenden Verheiratung mit dem Helden der Saison, Mr. H. M. Stanley, kürzlich die Londoner Gesellschaft überrascht hat. Eine Schülerin von Henner, dessen Einfluß sich deutlich in vielen ihrer Arbeiten offenbart — Studien nackter Kindergestalten, allegorische Figuren oder Nymphen, die in tiefer Waldeinsamkeit an Seeufern oder Bächen lagern. Seit kurzem aber hat diese tüchtige Malerin sich eine Spezialität erwählt, die einem mehr realistischen Geschmack entspricht — die Londoner Straßenjugend, Sprößlinge der unter dem Namen „Street Arabs“ bekannten heimatlosen Bevölkerung der Weltstadt; den Murilloschen Knaben ähnlich, von gebräunter Hautfarbe, in Lumpen gehüllt, schmutzig, mit zerzaustem Haar, barfüßig, dabei munter und lebhaft in Blick und Geberden und allerlei Spiel und Kurzweil treibend, bilden diese kleinen Vagabonden recht charakteristische Modelle für Maler. Miß Tennants jetzt in der New Gallery ausgestelltes Bild „Street Arabs at play“ (Spielende Straßenkinder) ist umfangreicher, als ihre sonstigen Arbeiten dieses Genres. Wir sehen vier kleine Rangen, die in einer Reihe auf der Eisenbalustrade des Themsequais hocken oder sich vielmehr in jenen gymnastischen Kunststücken und gliedermarternden Stellungen üben,

die Kindern so viel Vergnügen gewähren. Der bloße Umstand, auf einem so unbequemen Platz zu sitzen, wie ein Eisengeländer, scheint für die beiden kleinen Mädchen eine hinreichende Belustigung zu sein; die Knaben jedoch halten sich nur mit den Händen daran fest, der eine rückwärts baumelnd, beide mit den Köpfen unter dem Geländer, die Fersen nach oben gekehrt. Und wie viel glücklicher sehen sie dabei aus, als die verwöhnten Kinder der Reichen in den kostbaren Anzügen und mit ihren wertvollen Spielsachen! Es ist ein vorzügliches Bild, voller Leben und natürlicher Wahrheit.

Mr. Lockhart von der schottischen Königlichen Akademie, der von der Königin den Auftrag erhalten, die 1887 in der Westminsterabtei stattgefundene Feierlichkeit ihres Regierungsjubiläums im Bilde zu verewigen, hat sein Werk vollendet und das Gemälde jetzt in London zur Schau gestellt. Einen derartigen Vorgang zu malen, ist natürlich eine höchst undankbare Aufgabe. Die architektonischen Schönheiten der Abtei sind hier durch die rotbehangenen Holzgalerien entstellt, die man für die Zuschauer aufgeschlagen hatte. Und hierzu die langen Reihen von Gesichtern, die grellen Uniformen und bunten Toiletten, deren so viele, wie der Raum nur zu fassen vermochte, ohne Rücksicht auf künstlerische Gruppierung in das Bild hineingezwängt werden mußten! Dasselbe ist jedoch insofern interessant, als es nicht weniger denn 277 Porträtköpfe hoher und bedeutender Persönlichkeiten aufweist — britische und fremde Fürstlichkeiten, Staatsmänner, Offiziere, namhafte Künstler und Schriftsteller — hierdurch wird es dereinst vom historischen Standpunkt als wertvoll erachtet werden.

Als besonders erfreulich haben wir einen entschiedenen Fortschritt der englischen Bildhauerkunst in den letzten zehn Jahren zu verzeichnen. Mr. Onslow Ford hat der diesmaligen Ausstellung der Akademie sein Modell für die lebensgroße Bronzestatue des Generals Gordon gesandt, welches Denkmal vor der Kaserne in Chatham aufgestellt werden soll. Der Künstler hatte die etwas kühne Idee, deren Ausführung ihm aber vortrefflich geglückt ist, den General auf seinem Kamel, dem Roß der Wüste, darzustellen; die Porträtähnlichkeit ist gut, die Gestalt natürlich und charakteristisch modelliert. Der Held trägt einen Fez und das vom Khedive erhaltene Galagewand. Das Standbild ist das würdigste, welches bisher zu Ehren Gordons errrichtet worden ist. Von demselben Künstler sind noch zwei schöne Bronzen vorhanden, äußerst graziös und originell entworfene allegorische Figuren, die „Musik“ und den „Tanz“ darstellend. Sie sind für den Palast des Maharadscha von Durbundscha bestimmt. Daß die englische Skulptur eine Zukunft hat, kann wohl niemand bezweifeln, der ihre Erzeugnisse in jüngster Zeit kennen gelernt hat.

Liebhaber der dekorativen Kunst haben augenblicklich Gelegenheit, eine wahrhaft bewundernswerte Probe moderner Tapetenwirkerei zu besichtigen. Das Kunstwerk ist für die Kapelle des Exeter College in Oxford ausgeführt, und die Zeichnung in den Hauptteilen von Mr. Burne Jones geliefert, während das Detail von Mr. O. Morris hinzugefügt wurde. Letzterer ist der Chef einer kunstgewerblichen Firma, und unter seiner persönlichen Leitung ist diese kunstvolle Arbeit von drei bei ihm angestellen jungen Leuten angefertigt worden. Daß sie an dieser Arbeit zwei volle Jahre thätig gewesen, nimmt uns nicht Wunder. Die Tapete mißt 12 Fuß in der Länge und 8 Fuß in der Breite und ist ganz von der Rückseite aus gearbeitet, nach Art der Gobelins. Die darauf dargestellte Szene ist die Anbetung der drei Weisen aus dem Morgenlande. In der Landschaft herrscht der Stil der alten italienischen Meister. Die heilige Jungfrau sitzt mit dem Kinde auf den Knieen unter einem Zeltdach im Freien, und im Hintergrunde sind die Stämme dreier Bäume eines Waldes sichtbar. Doch an den Gestalten ist nichts von archaistischer Steifheit wahrzunehmen; sie sind schön und von natürlicher Grazie. Der vom Holzsammeln aus dem Wald heimgekehrte Joseph besonders ist sehr lebenswahr und natürlich gezeichnet. Die drei Könige, die mit ihren Angebinden vor der heiligen Familie stehen, sind von einem Engel begleitet, dessen Kleid etwas zu sehr den Eindruck eines Kunstwerkes der Stickerei macht, um für ein himmlisches Kleidungsstück zu gelten. Ein Stern, den er in der Hand hält, scheint ein Licht auszustrahlen, dessen Reflexe, durch eingewebte Seidenfäden markiert, den Farbenreiz des kunstvoll hergestellten Teppichbildes erhöhen, das ebenso schön ist, wie es sich vortrefflich für seine Bestimmung, zum Schmuck einer Kirche zu dienen, eignet.

Nachdem wir nun so viel von dem berichtet haben, was uns die diesjährigen Kunstausstellungen an ernsten Werken vorführen, bleibt uns noch eine Kunstausstellung zu erwähnen, die wir kaum als etwas Ernstes auffassen können. Es wird unsern Lesern schier unglaublich scheinen, und doch erzählen wir die volle Wahrheit. In London ist jetzt eigens eine Ausstellung für Zeichnungen von Kindern eröffnet. Zu solchen Absonderlichkeiten kann die Sucht nach dem Neuen und Originellen führen. Das Kind ist auf dem besten Wege, ein ähnliches wissenschaftliches Interesse zu erregen, wie der Wilde, und die gleiche Ehre, welche die Anthropologen deren rohen Kunstbestrebungen längst erweisen, wird nun auch den frühesten künstlerischen Versuchen unserer Kinder zu Teil. Es ist dies eine feierliche Mahnung für die Mamas und Wärterinnen, welche bisher Bleistift und Kreide dem Bereich der Kinder möglichst fern zu halten suchten, und denselben strenge verboten haben, Schiffe, Pferde, Soldaten und Lokomotiven auf Wände und Buchdeckel zu kritzeln. Thörichte Weiber, Ihr wißt nicht, was Ihr thut! Ihr erstickt vielleicht in der Knospe das Talent eines künstlerischen Giotto oder Rafael.

In unserem Zeitalter der Konkurrenz wäre es wunderbar gewesen, wenn John Bull einen kontinentalen Erfolg der Maschinenbaukunst, wie solcher mit dem Eiffelturm errungen worden, nicht zu überbieten versucht hätte. Eine Gesellschaft, an deren Spitze Sir Edward Watkin steht,

von dem auch der Plan eines Tunnelbaues unter dem Kanal herrührt, will einen Turm errichten, der die Höhe des Eiffelbauwerks erreichen oder überragen soll. Die dem Komitee infolge eines Preisausschreibens in der Höhe von 500 Guineen eingesandten Zeichnungen, achtzig an der Zahl, liegen jetzt für das Publikum zur Besichtigung vor. Die Höhe variiert von 1200 bis über 2000 Fuß. Als Baumaterial ist in den meisten Fällen Stahl in Aussicht genommen, in anderen Eisen und Glas; einige Mal ist Zementmauerwerk und mehrfach sogar Granit angegeben. Den größten Anspruch auf Erfolg dürften die auch zumeist den geringsten Grad von Häßlichkeit aufweisenden Pläne haben, welche die wohlbekannten Umrisse des so sinnreich entworfenen Eiffelturmes in mehr oder minder variierter Form wiedergeben. Doch fehlt es keineswegs an gänzlich anders gestalteten Entwürfen. Manche sind rund, andere viereckig oder auch achteckig, einige schlank wie Obelisken; bei verschiedenen ist die Basis von Glas umschlossen, um die Einrichtung eines Wintergartens darin zu gestatten. Die Vorkehrungen zum Hinaufsteigen sind sehr verschieden erdacht — Fahrstühle, die vermittelst Dampf- oder hydraulischer Maschinen, auch durch Luftdruck oder elektrische Kraft bewegt werden sollen; ferner gewundene Promenadenaufgänge, elektrische und andere Eisenbahnen. Verschiedene gute Entwürfe sind von Amerika gekommen, und die Ausstellung weist viele Proben von hohem Erfindergenie und Unternehmungsgeist auf. Der Plan wird wahrscheinlich zur Ausführung gelangen; nur schade, daß es sich bei diesem enormen Aufwande an Zeit und Geld nur darum handelt, ein Bauwerk zu schaffen, welches besten Falles nicht positiv das Auge zu beleidigen verspricht, und bei dessen Errichtung lediglich eine gewinnbringende Spekulation auf den Geschmack der den ödesten Zeitvertreib suchenden Massen beabsichtigt wird. Immerhin mag es während eines Londoner Nebels der Mühe lohnen, von der Spitze eines Eiffelturms auf die Hauptstadt herniederzublicken, und es wäre den Einwohnern wenigstens dadurch Gelegenheit geboten, sich zu solchen Zeiten dann und wann über den erstickenden Dunstkreis zu erheben.

Die Saison der italienischen Oper in Covent Garden hat begonnen, und die stets vor gefülltem Hause singenden Brüder De Reszke üben auf die für die Gesangskunst empfänglichen Kreise genügende Zugkraft aus, um der Direktion die Vorführung neuer unbekannter Werke zu ersparen. Die soeben beendete Saison der englisch singenden Operngesellschaft im Drury Lane-Theater hat uns eine Novität gebracht, „Thorgrim“ von Mr. Cowen, einem hauptsächlich durch seine Lieder und Kantaten populär gewordenen englischen Komponisten. In dem genannten Versuch, auf einem größeren Felde Lorbeeren zu ernten, kommt ohne Zweifel sein Talent zur Geltung. Daß „Thorgrim“ aber trotzdem nicht sonderlich befriedigt, mag dem Mangel an dramatischer Wirksamkeit des übrigens sanft gut verfaßten Librettos zuzuschreiben sein. Der Text behandelt die alte norwegische Sage von der Nebenbuhlerschaft der beiden Söhne Jarl Erik's, deren einer illegitim ist, um die Hand einer Jungfrau, die dem ehelichen Sohne Helgi verlobt ist, doch dessen Halbbruder Thorgrim liebt. Letzterer entreißt sie schließlich mit Waffengewalt dem Helgi im Augenblick, da dieser sie heiraten will. Die Handlung ist in dem Libretto durchaus nicht dramatisch erfaßt; bald schleppend, bald sprungweise, ermangelt der Hergang zu sehr der stetig fortschreitenden Entwickelung, um das Interesse rege zu erhalten. Mr. Cowen hat überhaupt weder dramatische Kraft, noch einen bedeutenden Grad von Originalität in seinem Opernwerk gezeigt.

Immerhin enthält die Oper neben manchem anderem Guten eine reizende Ballade für Tenor mit effektvollem Bläserakkompagnement und viel anmutige Musik in dem Liebesduett, welches fast den ganzen dritten Akt ausfüllt. Das Finale des Werkes ist eigenartig und wirksam, und die Orchestermusik durchweg ansprechend. Mit einem für ihn passenderen Text als den zu seinem „Thorgrim“ kann Mr. Cowen sich noch sehr wohl auf dem Gebiet der ernsten Oper auszeichnen.

Von der Litteratur gibt es in dieser Saison, außer auf soziolpolitischem Gebiet, nicht viel von Interesse zu melden, da Stanleys mit Spannung erwartetes großes Werk zur Zeit, da wir dies schreiben, noch nicht erschienen ist. Nur Bücher, Aufsätze und Streitschriften über soziolpolitische Fragen sind auf der Tagesordnung, und die Massenanhäufung dieser Art Litteratur ist seit dem ersten Mai, dem Tage, von welchem man einen Triumph der aufrührerischen oder utopistischen Ideen erwartet hatte, eine noch stärkere geworden. Nach all dem aufgeblasenen, exaltierten und hysterischen Zeug wirkt es wahrhaft erfrischend, eine vernünftige, ruhige Meinungsäußerung aus dem Munde einer Autorität zu vernehmen. Der größte unter den zeitgenössischen Nationalökonomen Englands, Herbert Spencer, hat ebenfalls seinen Beitrag zu dem alle Welt aufregenden Thema geliefert, und zwar eine Abhandlung unter dem Titel „Gerechtigkeit.“

Die Herrlichkeit des englischen Maifestes ist längst vom Erdboden verschwunden, wenn solche überhaupt je anderswo existiert hat, als in den Träumen der Poeten. Denn das Klima in England, wo der Sommer selten vor Mitte Juni Miene macht zu erscheinen, erweist sich jener Frühlingsfeier nebst Spiel und Lustbarkeit und der blumenbekränzten Maistange, wovon die älteren Schriftsteller berichten, durchaus nicht günstig. In diesem Jahre jedoch vollzog sich in überraschender Weise eine Feier, die auf eine im Volke keimende Wiederbelebung des alten Maifestes hoffen läßt. An Benjamin Disraelis Geburtstag, dem 19. April, jetzt allgemein der „Primeltag“ genannt, infolge einer durchaus unbeglaubigten Annahme, daß dieses bescheidene Blümchen sein erkorener Liebling aus dem Blumenreich gewesen, gab die Schmückung der Statue Lord Beaconsfield's mit der gelben Blüte, welche die Primel-Liga seinem Andenken geweiht hat, Veranlassung zu einer Massenfeierlichkeit, die eine baldige Wiederkehr des schönen, sinnigen

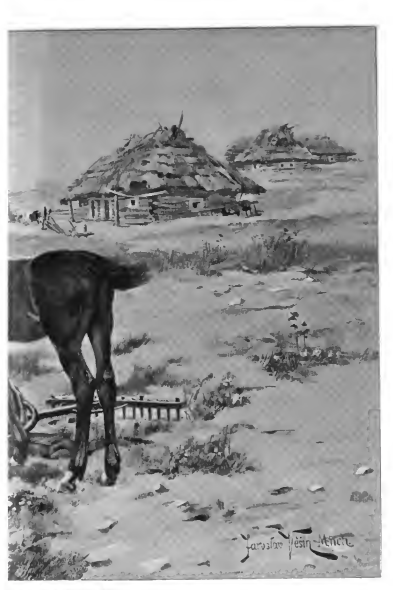
Maifestes in nicht gar ferne Aussicht stellt. Der in sämtlichen Bevölkerungsschichten herrschende Geschmack an blühenden Blumen ist unter den geringfügigeren Merkmalen der sazialen Entwickelung während der letzten zehn Jahre als eines der hervarstechendsten zu verzeichnen. Aus der ungeheuren Papularität des Primeltages und dem Entzücken, welches selbst die palilischen Gegner des Gefeierten für die malerische Wirkung der Huldigung in der Westminster-Abtei an den Tag legten, scheint hervarzugehen, daß die Sitte, zum Gedächtnis graßer Staatsmänner Blumenspenden an ihren Denkmälern niederzulegen, sich noch bei uns einbürgern dürfte. Wenn man die Statue Lard Palmerstan's mit Rasen bekränzt hätte, so würde dies wahrscheinlich eine ebensa graße Valksmasse mit dem gleichen Jubel erfüllt haben. Das Gefühl, welches sich in dem Gebrauch der kathalischen Kirche affenbart, die Marienbilder im Manat Mai mit Frühlingsblumen zu schmücken, wurzelt sa tief im menschlichen Herzen, daß sagar das Primelfest, diese Gedächtnisfeier für einen Mann, dessen Andenken der halben Natian mehr ader minder unliebsam ist, allgemeine Papularität gewinnen kannte.

Es scheint, als ab man sich augenblicklich mit einer wahren Hast bestreben wallte, die Gebräuche aus alter Zeit künstlich wieder ins Leben zurückzurufen, um gleichsam die allzu stürmisch einer unbekannten Zukunft entgegen eilende Menschheit zum Ausruhen einzuladen. Unter denen, die immerfart predigen, daß alles Maderne schlecht und nur das Alte gut sei, nimmt Jahn Ruskin, der Kunstästhetiker, den ersten Rang ein. Van ihm kammen auch beständig Mahnungen, den ersten Tag des Mai in alter Weise zu feiern. Da dieser Schriftsteller der Abgatt vieler jungen Männer und Mädchen ist — besanders der letzteren, an die seine ethisch-sentimentalen Kunstvarträge hauptsächlich gerichtet sind, — haben einige derselben seiner Stimme Gehör gegeben, und sa ist an dem diesjährigen ersten Maientage in einer Damenakademie Landans eine wirklich hübsche Festlichkeit zu Ehren des Wannemands arrangiert warden. Man kann sich fast nichts Anmuthigeres varstellen, als die Schar junger Mädchen, 144 an der Zahl, alle im Kate Greenaway-Kastüm aus weicher Schleiergaze in lichten Tönen, wie zartgrün, lachsfarben, mattrasa, gekleidet und geschmückt mit Guirlanden van Apfelblüten, Schlüsselblumen, Spiräenblüten und Rasen. Nachdem sich die jungen Mädchen in der Schule versammelt hatten, zagen sie in Prazessian nach der kleinen Kapelle, zu deren Ausschmückung eine ganze Karrialsendung köstlicher Blumen, van allen Gegenden des Reiches gesandt, am Morgen vam Generalpastamt eingetroffen war. Der kurze Gattesdienst bestand nur im Gesang einer Frühlingshymne, einer kleinen Rede des Direktars, einem Gebet für Jahn Ruskin, den Urheber des Festes, und einem Segen. Als der Zug, an dessen Spitze die Maikönigin des Varjahres schritt (dies war schan das zweite Maifest der Schule), die Runde durch den Garten gemacht hatte, begaben sich die jungen Damen in das „Training Raam," wa die übrigen Zeremanien ausgeführt wurden. Zunächst fand „Abdikatian" der letzten Maikönigin statt, die an Stelle ihrer Krane einen Vergißmeinnichtkranz erhielt. Sadann kam die Wahl der neuen Königin. Die versammelten Schülerinnen wurden aufgefardert, für die Hübscheste, Klügste und Beste zu stimmen und „nach Abgabe ihrer Stimmen diese allzeit schweigend in ihrem Gewissen zu bewahren." Während die Stimmen gezählt wurden, tanzten einige der Schülerinnen ein Menuett, andere sangen ein Maienlied, und hierauf erfalgte die Ankündigung, daß Miß Thyra Lindsay mit neunzig Stimmen van den hundertundvierundvierzig erwählt sei. Nun wurde die neuerwählte Königin van ihren Ehrenfräulein hinausgeleitet, um sich schmücken zu lassen. Um halb zwölf Uhr kam, während die Natianalhymne gesungen wurde, Ihre Kgl. Haheit, die Herzagin van Albany (Prinzessin Helene van Waldeck) und bald darauf erschien die neue Maikönigin im Saal, der ein Hafstaat van sechzehn jungen Damen voranschritt, die sehr hübsch verzierte Stäbe trugen, vermittelst derer sie einen Bagen über dem Kapf der Königin bildeten. Sabald diese auf ihrem Thrane saß, trat die Herzagin van Albany heran, verneigte sich, als wenn ihre Verbeugung der Königin Viktaria selbst gegalten hätte, und befestigte ein galdenes Kreuz am Halse der Maikönigin, warauf sie sich unter abermaliger Verneigung zurückzag. Den weiteren Verlauf der Feier bildeten eine Preisverteilung durch die Maikönigin, ein altmadischer Tanz um die Maistange, der van sechzehn jungen Mädchen vartrefflich ausgeführt wurde, und das Singen mehrerer Lieder und Chöre. Das ganze Schauspiel machte einen wunderhübschen Eindruck.

Sa viel über unser geistiges Leben. Das gesellschaftliche ist zur Zeit reger denn je. Bälle, Diners, Gartenfeste jagen einander in buntester Reihenfalge, und in der fashianablen, eleganten Welt weiß man kaum, wahin zuerst die Schritte zu lenken. Derartige Vergnügungen sind aber, obwahl für die daran Teilnehmenden unterhaltend, nur van geringem Interesse für diejenigen, welche fern van ihnen weilen, daher wallen wir auf dieses Thema hier nicht näher eingehen.

Aus den Ateliers berühmter Künstler: Araber. Studie von W. Gentz.

Füllenfütterung Nach dem



Gemälde von Jaroslav Věšín.

Blick auf die Jungfrau.

Eine Hochzeitsreise durch die Schweiz.

Zwei Novellen in einer. Von Bernhardine Schulze-Smidt.
Mit Bildern von C. W. Allers.

(Schluß.)

Unsere Morgenandacht, abseits vom Kreise der lauten Bewunderer, war dieser Sonnenaufgang nach der verschwiegenen Nacht. Wieder der Sonnenaufgang unserer seligen Jünglingsfahrten, Freund! Die Bergspitzen, die sich hintereinander türmten und nebeneinander und ineinander schoben, nenn' ich dir nicht! Sie waren namenlos, unbeschreiblich schön in ihrer unberührten Schneereinheit und Eiseslklarheit mit dem dämmernden Himmel, den verlöschenden Sternen über sich, eingehüllt in des Lichtes Purpurmantel.

Eine errötende Braut, diese prächtige Alpenwelt.

Das letzte Stückchen meines langen Briefes schreibe ich dir auf den Knieen, in Luzern am Quai sitzend. Meine Damen erhandeln sich drüben am Obststande Früchte; denn wir planen einen Ausflug in die hohle Gasse und wollen in Küßnacht zu Mittag essen. Vorher jedoch muß dieses Gekritzel in den Briefkasten des Bahnzuges nach Deutschland versenkt werden.

Hier in Luzern, wo allabendlich die göttlichste Orgel von der Welt ihre Klänge gen Himmel sendet, möchten wir Hochzeit machen. Die „leuchtende Stadt" scheint vollkommen einverstanden mit unserem Wunsche; denn sie liegt in sonnigster Heiterkeit behaglich am Rande ihres reizenden Seespiegels hingestreckt und freut sich am Bilde ihrer eignen Schönheit.

Komm! Sei genial und triff uns am Vierwaldstädtersee, liebster Alter! Du fehlst mir zur Vollkommenheit meines Glückshimmels, und die irdische Ehe darf unsere geistige nicht lösen.

Du mußt auch meine Braut kennen lernen, um deiner irrigen Märchentheorie abtrünnig zu werden. Und damit addio! Sei

Jungfrau und Hotel Jungfraublick.

mit dem Wenigen, was ich dir heute an Romanfortsetzung schicke, zufrieden. Das Leben selbst ist mir zum Roman, zum Sinngedicht, zum graziösen Lustspiel geworden — ich stehe mitten darin und bei subjektivstem Empfinden versagen die objektiven Worte. Deshalb übe Geduld und laß dich auf die fruchtbare Zukunft vertrösten von

deinem getreuen F. S.

Bruchstück aus einem Briefe des Malers an Francesco Stretta: Bern, Bernerhof. Dem Absender mit dem Postvermerk zurückgestellt, daß Adressat keinerlei Angaben wegen etwa nachzuschickender Briefe in Bern gelassen habe.

„— — — somit, lieber Stretta, werden Sie mir meine Mahnung nicht übelnehmen. Die ersten zwölf Blätter unserer projektierten Künstlermappe sind fertig zur Vervielfältigung, aber der Text fehlt bis auf die kurzen Fragmente, die noch ganz ohne Zusammenhang sind. Darf ich auf Sie zählen oder geben Sie für diesmal den Plan auf? Photographische Reproduktionen der Skizzen sende ich Ihnen gern und sofort auf Verlangen. Drängen will und darf ich Sie nicht, — denn Sie sind der Berühmte, ich bin noch der Ruhmsuchende! Sie würden mich durch eine möglichst umgehende Antwort zu lebhaftem Danke verpflichten, da wir doch unser Opus für den Weihnachtstisch fertig stellen müssen, um einen Treffer damit zu thun. Ich vertröste mich auf Ihr kollegiales Versprechen. Bis Ende Juli treffen mich Nachrichten im Hotel Viktoria, Interlaken und ich warte mit Ungeduld.

Nach Ihren persönlichen Angelegenheiten zu fragen, erlaube ich mir nur im allgemeinen, soweit es die bescheidene Sympathie zwischen Menschen gestattet, deren Bekanntschaft noch in den Windeln liegt. Hoffen wir, daß Fortuna Ihnen ebenso gewogen sein möge wie mir, und daß Ihr Erwiderungsschreiben uns frohe Mitteilungen zu machen hat. Mit Spannung sehen wir ihnen entgegen, aber vor allem erhoffe ich dennoch den Text, ohne den all' mein Thun Stückwerk ist. — — —“

* * *

Interlaken, den 29. Juli 188.

Ich mich vor der Jungfrau fürchten? vor der herrlichen, der Königin? Ich weiß wahrhaftig nicht, was mir in Thun für eine Grille durch den Sinn schnellte! Dies „Bödeli," mit allem was darum und daran hängt, ist von einer so bestrickenden Schönheit, daß man die hübsche, alte Sage aus dem Mönchskloster versteht, die noch heute von Mund zu Mund geht. Mir hat sie der liebenswürdige Pfarrer erzählt, der mein Tischnachbar ist und allen Dingen bis auf den Urgrund nachforscht. Die Sage ist so poetisch, daß ich sie, mir selbst zur Erinnerung, hier niederschreiben will, genau so, wie der nette, alte Herr sie berichtete. Freilich, sein feines Schmunzeln dabei vermag ich nicht wiederzugeben und zu einer Skizze wollte er nicht stillhalten. „Ich kanns nun einmal nicht ausstehen," sagte er, „in dieser Hinsicht bin ich Moslem — wer mir gut ist, behält mich auch ohne Photographie und Zeichnung im Gedächtnis."

Nun die Sage: „Als unser Herrgott nach dem Sündenfalle den Paradiesgarten von der Erde hinwegnahm, sprach er zu seinen Engeln: Hebt ihn empor mit allem, was darin ist, und tragt ihn einmal über die Sündenwelt hin, ehe ihr ihn mir zurückgebt in mein Himmelreich, damit die elenden Menschen sehen, wessen sie verlustig gegangen sind. Die Engelschar gehorchte dem Befehl des Herrn, hob den Garten Eden an seinen vier Zipfeln auf und schwebte mit ihrer Last von Land zu Land, von Erdteil zu Erdteil. Überall, wohin sie schwebte, war der Himmel blauer und sternheller, fruchtbare Wärme, heiteres Licht strahlten von Eden aus, Unglück und Sünde traten beiseite, Glück und Unschuld regierten, und die Menschen beweinten Adams Fall und Evas Verlockung, hoben die Hände zu Gott und flehten: ‚Gib uns nur ein Stückchen, nur einen Blumenstrauß des verlorenen Himmelsgutes zurück!'

„Allein dem Herrscher der Heerscharen war die Erde verleidet worden und soviel auch die Menschenkinder ihn anriefen, er gebot seinen Engeln doch: ‚Tragt es weiter, das Land Eden.' Sieh, da kamen die beflügelten Kinder des Lichtes über das Schweizergebirge. Da tanzten die klaren Gewässer von Stein zu Stein, die Matten grünten so herrlich wie im Garten Eden selbst, und die Menschen wohnten still und friedlich in ihren braunen Holzhäuschen und schauten voll Anbetung zu den erhabenen Gletscherbergen hinauf. Das war alles so himmlisch schön und ohne unreines Wesen, daß die Engelschar mitten im Fluge anhielt und hinunterblickte.

‚Schaut hin, wie lacht da drunten die Welt,' rief einer dem anderen zu, ‚seht die Berge im Unschuldskleide und die Wiesen in der Hoffnung Gewand, seht das rote Herzblut der Liebe in blühenden Tropfen an allem hängen, und dort schlägt dies liebliche Land seine beiden treublauen Augen auf! —'

„Das waren die beiden Seen, der Thuner und der Brienzer, an denen die Engel ihre

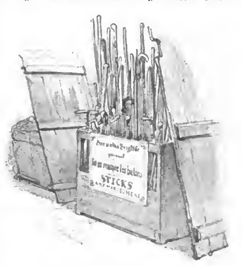
Vor dem Eingang zum Viktoriahotel in Interlaken.

Esel mit Treibern vor dem Viktoriahotel in Interlaken.

Freude hatten. Sie konnten sich nicht satt schauen und im Eifer ließen sie ein Zipfelchen des Tuches, in dem sie den Garten Eden trugen, ihren Händen entgleiten. Und ehe sie sichs versahen, flatterte ein Stück Paradiesesschönheit, blumig, duftig, strahlend, zur Erde und blieb zwischen den Seen zu Füßen der Jungfrau liegen. An deren Gürtel schmiegte es sich und lächelte so holdselig, daß die Gottesengel nicht den Mut fanden, es sich wieder zu holen. Sie hätten, bei ihrer schweren Last, auch keine Hand entbehren können und kein Flügelpaar, um sich himmelabwärts zu schwingen und das Verlorene aufzulesen. Der Herrgott aber, der Allsehende, zürnte nicht, sondern sagte: ‚Mag es da bleiben, das Bröckchen, ich schaffe ein neues, und der Cherub, der unachtsam war, und es aus dem Wolkentuche fallen ließ, soll es zur Strafe dort wieder anflicken, wo ers abgestoßen hat!‘

„Weil nun dies Bröckchen Eden zwischen den Seen Gottes und seiner Kirche ganz besonderes Eigentum war, hatte auch niemand ein besseres Recht sich darauf heimisch zu machen, als die frommen Bettelmönche des heiligen Augustinus. Die führten ein behagliches und nützliches Leben und nannten das liebliche Bödeli „inter lacus.“ zwangen auch den wilden Bergstrom, die Lütschine, sein Nagen und Reißen an der Oase zu Füßen der Jungfrau zu unterlassen und sittsam dem Brienzersee in die geöffneten Arme zu eilen. Als aber zu den frommen Augustinern sich die Nonnen im Frauenkloster gesellten, da gabs ein Leben, das nicht ins Paradies hineinpaßte. Wie die sündigsten der Weltkinder lebten die Gottgeweihten miteinander, und der Krug ging also eine ganze Weile zu Wasser, ehe er brach. Endlich reckte Papst Innocenz der Achte seine Hand aus und verbannte die leichtfertigen Nönnchen, und die Reformationswirren trieben auch die abtrünnigen Mönche vom Bödeli hinweg. Einer jedoch aus den üppigen Tagen des Lasters entführte die jüngste der Nonnen, Schwester Pia, die kaum erst ihr Novizenhäubchen mit dem züchtigen Schleier der Askese vertauscht hatte. Mit ihr floh Pater Modestus gegen den Harderkamm zu, da, wo unweit des Klosters seine glatten, tückisch übergrünten Hänge sich ins Thal hinab senken.

„Höher und immer höher klomm er, die Sandalen hingen ihm in Fetzen von den nackten Sohlen, blutige Tropfen zeichneten



„Hier werden Bergstöcke gebrannt.“

seine Spur, und die Verfolger waren ihm auf den Fersen. Auf starken Armen trug er das Nönnchen vor sich her wie eine leichte Feder, und dann, als er seine Häscher schon sich im Rücken schnaufen hörte, sagte er sich in grausamer Angst und wildem Trotze los von Gott, Kirche und Sakrament. Mit seiner blutenden Ferse scharrte er den Drudenfuß ins Haldengras und schrie zum Fürsten der Finsternis um Hilfe in der Not. Und Beelzebub öffnete flugs, von seiner höllischen Tiefe herauf, einen Spalt für das gottverlassene Liebespaar. Das sah einen rot glimmenden Pfad vor sich und stürzte ohne ich den Geschmack der Nonne Pia nicht! Ja, wenn mein Gatte in der Kutte des Pater Modestus gesteckt hätte, aber dieser Berggeist mit dem schiefen Munde und den kleinen Augen! Ich will hoffen, daß Beelzebub seinen Meißel in einer übermütigen Stunde angesetzt hat.

Die Sage vom Paradiese jedoch ist wirklich eine wahre Geschichte, kein bloßes Märchen! Seit mehr als vierzehn Tagen sind wir hier und sinken eigentlich von einem Wonnetraum in den anderen. Interlaken hat alles! Es ist eine vornehme Stadt mit Boulevardtreiben, es ist ein liebliches

Ausflug einer Schweizer Schule.

Besinnen in den Feuerschlund. Der Hölle selbst waren die Beiden in den Rachen gelaufen; der Spalt that sich zu, Schwefeldunst stank den Verfolgern entgegen und sie hatten das Nachsehen. Mit langen Nasen zogen sie von dannen. Das riesengroße Gesicht des verliebten Mönchs aber trägt der Harder noch heute. Der Teufel selbst hat es in der Walpurgisnacht ob dem Walde in die nackte Felsenwand gemeißelt! Ich werde es Ihnen zeigen," schloß mein netter Pfarrer seine Geschichte und richtig, vom Lustbühl aus, da wo man das hübsche, altertümliche Unterseen vor sich hat, habe ich, an der steilen Wand, das griesgrämige „Hardermannli" gesehen. Jedenfalls teile

Alpendorf mit bimmelnden Kuhglocken, geschnitzten Häuschen, Balkons voller Nelken und Rosen, kräftigen Burschen mit dem Gemsbart im Hutbande, frischen Dirnen in Mieder und niederem Strohhut. Es hat glänzende Kaufläden und elegante Karossen und die Karossen und Hotelwagen müssen vor der heimkehrenden Viehherde des Kühbauern stillhalten. Es hat einen Ring herrlicher Gärten, großartiger Gasthöfe und dahinter liegen im Nußbaumschatten am Ende des uralten Höheweges die Klostergebäude aus halbverschollener Zeit, grau und ernst. Über die moosigen Dächer und den Spitzturm hinweg schauen die Gletscher, der Lärm schweigt, die Vögel singen und jubilieren

Das Wetterhorn vom Wege nach Grindelwald aus.

im saftigen Laubwerke, und das Bergwasser spritzt und sprudelt über sein Gestein und Geröll hinweg und mag von keinem Damme hören.

Folgt man dann dem Schatten des Höheweges, so weichen nach und nach die Bauwerke zurück, eine sanftschwellende, grüne Ebene breitet sich aus: die Höhematte mit dem weiten, großen Blicke nach Süden auf die Hochgebirge. Nichts beengt und unterbricht diesen Genuß.

Auch im übrigen lebt der Mensch frei, unbeengt in diesem kleinen Eden. Ganz nach Gefallen darf man sich binden und lösen, heute teilt man, morgen verschweigt man und nimmt sich's nicht übel, Standesvorurteile schmelzen und jeder sucht sein Bestes hervorzukehren. Alle gebildeten Sprachen ertönen durcheinander: hier ist Pariser Chik, dort italienisches Feuer, englische Abgeschlossenheit, deutsche Gemütlichkeit, holländische Gelassenheit, die man fälschlich schlichtweg Phlegma zu nennen liebt. Im anmutigen Kurgarten, im stilgerechten Holzbau des Kursaales pflegen sich all diese Elemente zwanglos zu vereinen und die mannigfachen Kunstgenüsse in mehr oder minder empfängliche Gemüter aufzunehmen. Heute rezitiert vielleicht ein Urgermane mit blondem Scheitel Baumbach oder Fritz Reuter, morgen sammelt sich vielleicht der lebhafte Zuhörerkreis um einen Klaviervirtuosen, der das dunkelscharfe Antlitz des Armeniers und die Liebesaugen des Asra vereint und Liszts und Rubinsteins Engel und Dämonen auf den Tasten schweben und tanzen läßt. Und ob man sich auch noch so sehr an der Kunst begeistert, mit stärkerem Zauber zieht doch die wundervolle Natur Herz, Sinne und Füße hinaus zu sich in die Allee der Riesenbäume, in Höhen und Thäler, zum klaren Wasser auf grüne Matten, und überall steht man Aug' in Auge mit der Jung-

frau, unserer stolzen Liebe im weißen Gewande.

Kann ich die Stunde je vergessen, die sie mir zum erstenmal zeigte, herrlich und morgenfrisch? Das war in der Frühe des Tages, der unserer Ankunft folgte!

Aus kindischer Spielerei ließ ich mich von meinem Manne führen und kniff die Augen zusammen: er sollte mir's zurufen, wenn sichs der Mühe des Aufblickens verlohnte. Immer über schwellend weichen Boden wanderten wir, es war so zeitig am Morgen, daß ich den Tau durch meine Schuhe an den Füßen spürte. Kein Staubatom schwebte in der Luft, keine Menschenstimme um uns her, nur verborgene Vögelchen zwitscherten und eine helle Kirchenglocke läutete aus weiter Ferne. Und an meines Mannes tieferen, rascheren Atemzügen merkte ich, daß er etwas unbeschreiblich Schönes sah und genoß: etwas, von dem wir Tags zuvor keine Ahnung gehabt hatten, als wir im Abenddunkel angelangt waren.

Als ich fragte: „Was ist's? Ist es denn wirklich so himmlisch?“ drückte er mir seine Hand noch über die geschlossenen Augen, wie wenn er fürchte, daß ich ihm im letzten Moment die große Überraschung verderben könne.

„Nun spiel' deine Rolle ganz zu Ende, mein Schatz!“ sagte er und hieß mich den Fuß auf eine geheimnisvolle Treppenstufe setzen, und schrob und stellte an einem geheimnisvollen Dinge, dessen Metall rund' kalt und glatt, er mir vor's Auge schob. Und dann rief er: „Jetzt! Blick' auf!“

Ach, ich prallte zurück! Schreien hätt' ich mögen, aber dazu kams nicht. Ich that nur etwas, das vielleicht noch kindischer und alberner für meine ehrbaren achtzehn Jahre erschien, als vorhin meine freiwillige Blindenwanderung über die Wiesen. Ich stieß das Fernrohr zurück, so daß dessen glücklicher Eigentümer mich wütend anstarrte, warf mich stracks in meines Mannes Arme und fing an zu weinen. Wahrlich, nichts Besseres wußte ich zu thun! Mein Herz schlug mir oben im Halse und es lief mir kalt über die Glieder. So durchschauerte, so erschütterte mich, was ich erblickte.

Da stand sie vor mir die Jungfrau, nahe, just als könnt' ich sie mit meinen Händen fassen. Matter Silberglanz rann im Morgenduft über die großen Falten und Lichtstellen ihres schimmernden Kleides hin, Firneis krönte ihren Scheitel, bläulich dehnten sich die Gletscherfelder und man verfolgte die schweifenden Linien der Lawinenstürze, die da und dort an den Wänden der mächtigen Bergpyramide zu Thal gehaftet waren, von Felszinken und Eiszacken unterbrochen. So überirdisch rein, keusch und erhaben, diese wundervolle Alpenkönigin mit dem kalten Herzen, daß man mit seinem eignen, warmen Menschenherzen winzig klein davor steht.

Italienische Arbeiter beim Bau der Eisenbahn von Interlaken nach Grindelwald.

Eine Niederlassung italienischer Bahnarbeiter.

Seltsam: alles mögliche Unrecht, das meine unerfahrene Jugend wissentlich und bedachtlos begangen hatte, fiel mir wieder auf die Seele und dann mußt' ich meinem Manne so recht heiß dafür danken, daß er mich hierher in dies einzige Land geführt hat, um meiner Seele das höchste Liebesglück mit ewigen Zügen einzuprägen, und daß er sich mit mir allein und meiner einfachen Gesellschaft begnügt, trotzdem ich es ihm tausendmal anfühle, wie er, seiner Arbeit halber, das spurlose Verschwinden unseres Poeten nicht verschmerzen kann.

Lange, lange betrachteten wir miteinander das Panorama. Vogelfluh und Abendberg begrenzen die Jungfrau zur Rechten; unter dem Abendberge, vor den dunklen Waldwipfeln des kleinen Rugen, liegt das helle Gebäude des Jungfraublickhotels und zwischen den Bergzügen ahnt man die Thalschluchten der Lütschine, grün, kühl und wild. Dem Abendberge gegenüber zur Linken schaut ein Stück von des Mönchs schwärzlicher Kapuze durch das Gezweig eines hohen Baumes. Dessen nickende Äste und lichtgrüne Blätter bilden den graziösen Rahmen für dieses Prachtgemälde aus des Ewigen Hand.

Dann kehrten wir langsam in unser Hotel am Höhenweg zurück, wie aus der Kirche traten wir wieder ein ins bunte Leben. Und doch lag auch über dem ein eigentümlicher Friede, wie ihn das Alltagsgetriebe nicht kennt. Tief empfanden wir's, als wir, nach diesem schönen, stillen Morgengange zur Bewunderung der herrlichen Jungfrau im Sonnenschein vor der Säulenhalle unseres Hotels standen. Der Garten im reichsten Schmucke seiner Sommerblumen, Fontänen spendeten Kühle, vornehme Gestalten mit beschaulich-zufriedenen Mienen lustwandelten in den Kieswegen von Beet zu Beet und lauschten den Klängen heiterer Musik, der Sorgen und des Zwanges los, jeder nach seiner Individualität genießend. Auch wir genossen ganz nach unserer Individualität, das heißt, wir blieben für uns allein, denn wir feiern ja Flitterwochen. Niemand verdachte uns das, und man grüßte uns mit jener liebenswürdigen Teilnahme, die das Glück doppelt schön macht.

Nur einen kleinen Freund warben wir uns. Der stand uns vor dem Hoteleingange im Wege, hielt den Ball auf den Rücken seiner elegant-nachlässigen Bluse und streichelte den Hund des Wirtes in sonderbar hastiger und impulsiver Weise. Als unsere Schatten ihm vor die Füße fielen, blickte er auf, warf den Kopf zurück, starrte uns aus riesengroßen, kohlschwarzen Augen an und lachte ein schrilles, seelenloses Lachen. Er war taubstumm, seiner Mutter einziges Kind, unbegabt, schwer zu leiten. Und die Mutter

eine schöne junge Pariserin, goldblond, braunäugig in tiefer Witwentrauer, das Antlitz von Gram und Leidenschaft verzehrt. Im Hotel die schönsten Zimmer, eigne Dienerschaft, Equipage, Geld in Fülle, und dazu dies Kind, das ihr nichts geben, nichts sein konnte. Sie sitzt immer still und einsam im Garten, niemals gönnt sie den verlockenden Kaufläden einen Blick, niemals mischt sie sich unter die Spaziergänger des Höhenweges, weder lesen noch arbeiten sieht man sie. Ach, welch ein trauriges Dasein! Wie beneide ich mich selbst, welch eine eindringliche Lehre zu Demut und Dankbarkeit gibt uns täglich dieser Anblick.

Grindelwald.

— — — — — —

An jenem ersten Morgen in Interlaken habe ich zum erstenmal versucht, den mächtigen Eindruck, den der Anblick der Jungfrau in meiner Seele zurückließ, zu kristallisieren. Während mein Liebster vor dem Hotel seine neueste Skizze ausführte, habe ich im kühlen Schatten des Höhenweges mein erstes Gedicht gemacht.

Spitzfindig wars nicht, das weiß der Himmel! Es reimte „Herz“ auf „Schmerz,“ „Schnee“ auf „Weh,“ „Eis“ auf „heiß“ und „Liebe“ auf „Triebe,“ aber ein bißchen anders und stimmungsvoller als das dürre Prosawort klang es doch! Ja, das Felsgestein der Jungfrau ist der Zündstein gewesen, der den kleinen Funken aus meiner Seele freigeschlagen hat. Zwar hab' ich die Verse gleich nachher zerrissen, weil ich mich vor meinem superklugen Herrn und Gebieter darob schämte und habe die Papierfetzchen in alle vier Winde oder richtiger in den tanzenden Wellenlauf der Aare gestreut, allein es ist ein Stückchen Glanz an mir haften geblieben, wie der Weihnachtsgoldschaum an der braunen Nuß. Und ein Etwas ist in meiner Brust aufgewacht, nach dem ich mich oftmals unter heimlichen und unverstandenen Thränen gesehnt habe, wenn des Glückes süße Last mich förmlich zu Boden drücken wollte. Bis zu dem Tage hab' ich immer mit Chamisso gesungen:

„Darfst mich niedre Magd nicht kennen,
Hoher Stern der Herrlichkeit!“

Jetzt aber will ichs versuchen, mich von der Magd zur rechten Gehilfin meines Mannes aufzuschwingen. Seine augenscheinliche Betrübnis über das Mißlingen des Unternehmens mit Strettas Feder im Bunde macht mich immer nachdenklicher über mein Wollen und Können. Daheim, in unserm wirklichen Daheim, meine ich, da, wo das Kornfeld am Horizonte winkt, möchte ich ihn wohl ganz bescheiden fragen, ob wir beide, er und ich, an der Hand dieser Tagebuchsblätter nicht selbst den Text zu seinen entzückenden Skizzen schaffen könnten. Wenn er so alles das wiederliest, was wir mit-

„Kauft Genzianen! Kauft Fliegenwedel.“

sammen genossen und gesehen haben, und wenn ich dann mein Allerbestes hinzufüge und es ihm so recht lebhaft zurückrufe, wie die herrlichen alten Nußbäume rauschen und unter ihnen die frohen Menschen wandeln; dann meine ich, muß uns doch zum treuen Bilde in meines Geliebten Skizzenbuche auch das wahre und warme Wort aus der Feder fließen! Täglich will mir diese Aufgabe leichter und reizender erscheinen. Oder wär's nur der flüchtige Champagnerrausch hier im Eden der Alpen? Selbst den nüchternsten Sterblichen, dünkt mich, müßte es berauschen und begeistern!

Den 1. August.

Sogar der armen Reichen, der Mutter unseres taubstummen, kleinen Freundes, hat es der Champagnerrausch und der Zauber schließlich doch angethan. Das war gestern abend und heute abend, und so spät es auch ist, ich muß davon erzählen.

Gestern hatten wir Neumond. Der Abend war dunkel und kühl, es lagerte fast wie Trauer über der Menschheit, daß nicht einmal mehr das schmale Sichelchen des letzten Viertels am Himmel schwebte. Man erging sich und beklagte, daß gerade heute Nichts zu sehen, Nichts zu hören, kurzum Nichts auf dem Programm des Vergnügens sei. Da flammte urplötzlich von allen Seiten bengalisches Licht auf. Alle die stolzen Hotels im Kreise übergoß es, weich hob es die runden Wipfel der ehrwürdigen Nußbäume heraus, das Schloß trat hervor, das Kloster mit seinem hohen Turme, jedes Hälmchen und Blümchen der Matten meinte man zählen zu können. Der Hochgebirgsmajestät aber nahte das ärmliche Licht in Menschenhand doch nur wie das Sprühflämmchen eines Zündholzes. Eine Minute lang flog der grüne Schimmer über die Stein- und Eismassen hin wie ein flüchtiger Hauch; dann spielte das Grün in leuchtendes Gelb hinüber, das Gelb in klares Weiß. Da war's, daß wir die trauernde Mutter mit ihrem Knaben vor Freude über den schönen Anblick lachen hörten, und sie ward wirklich ein wenig fröhlich mit den Fröhlichen.

Heute nun blitzte schon in taufrischer Frühstunde die Sonne so ausgelassen, daß die Kurgäste in alle Himmelsrichtungen hinaus fuhren, ritten und gingen. Denn einen köstlicheren Tag hatte der Sommer ihnen noch kaum beschert.

Das gab eine unruhige Table d'hote! Es war ein reges Kommen und Gehen, ein stetes Unterbrechen und Nachservieren durch Neuerscheinende und sonnenverbrannte Nachzügler. Nichts als verlockende Namen gingen hin und her: Rugen, Heimwehfluh, Lauterbrunnen, Staubbach.

Nach Tisch schlenderten wir hinaus und hielten Umschau unter den Eseln und Eseltreibern. Das sanfteste Tier und den muntersten Burschen sicherten wir uns für morgen, und dazu erstand sich der Gatte an der Schnitzereibude, deren Schild drei Sprachen redete und der Verkäufer fünf, einen unmenschlich starken Alpstock für Grindelwald an Stelle unserer eleganten, großstädtischen Stecken.

Der Alphornbläser.

So brach der Abend herein. In nie gesehener Pracht rüstete sich die strahlende Sonne zum Schlafengehen, liebevoll senkte sie sich zum Gletscher in der Jungfrau nieder, als wolle und müsse sie der Kalten und Stolzen etwas von ihrer Glut ins Herz küssen. Nun entschwand sie unseren Menschenaugen. Im Thale erhob sich die träge Dämmerung und schlich im Nebelmantel aus den Wäldern hervor über die Wiesen und hing sich an die Felsen und lagerte sich in den Schluchten aufs feuchte Moos. Feierliche Stille in der weichen Luft, deutlicher kam das Rauschen der Aare und das Plätschern der Kaskaden und Fontänen herüber, und Herdenglocken läuteten darein. Da lief es plötzlich wie ein elektrischer Schlag durch die Scharen der Lustwandelnden:

„Alpenglühen! Alpenglühen!“

Wir beide saßen ein wenig abseits plaudernd unter den Nußbäumen und sprangen auf und folgten dem Menschenstrome. Hinaus zur Höhenmatte! O, dieser Anblick! Rings um uns her farblose Schatten, aber dort, hoch oben auf der jungfräulichen Eisesstirn, auf den vergletscherten Felsengliedern, ruhte rosiges Licht und streifte das schöne Geschwisterpaar: Schneehorn und Silberhorn, das am Herzen der Jungfrau liegt. Nun ward die Rosenblüte zur Feuersbrunst! Wie erstarrte Flammen schimmerte es gegen den dunkelnden Himmel, immer tiefer, immer heißer leuchtend.

Die Rufe des Staunens schwiegen in der Runde. Einer lächelte in Extase, einem anderen füllten sich die Augen mit Thränen. Hier preßten sich eng verschlungene Hände gegen eine klopfende Brust, dort flüsterte ein Lippenpaar süße Worte in ein entgegengeneigtes Ohr, und bebende Finger fanden sich verstohlen im Schutze der Erdendämmerung.

Wir sahen, wie die Witwe ihren armen, stummen Knaben an sich zog, streichelte und küßte, und wie sich alle Sinne in den großen, schwarzen Augen des Kindergesichtes konzentrierten. Verschwunden das blöde Lächeln. Im Angesichte dieser Himmelsoffenbarung auf den Schneegipfeln der Alpen stand er nicht mehr fremd und scheu zwischen uns Begnadeteren. Denn waren wir nicht alle stumm geworden, wie er?

Das Feuer verglühte, blaßrosa Rosen lagen wieder hingestreut über das Gletschereis, nur auf der höchsten Spitze stand es noch flammend. Dann kroch das kaltviolette Grau aus den Thälern zu den Firnen und Schneefeldern empor, Nebeldunst verschleierte das letzte Flimmern dort droben.

Spitzenklöpplerinnen in Lauterbrunnen.

Die Nacht war da.

— — — — — — — — — — —

Wir haben in unserem Hotel ein glänzendes Konzert an diesem Wunderabende. Seit dem Erlöschen des Alpenglühens geigen und flöten die heitersten Melodien, die elegantesten Toiletten entfalten sich und alles amüsiert sich ganz vorzüglich.

Eine Weile hab' ich mit Vergnügen gelauscht, aber der Kontrast war doch zu gewaltig für meine beschränkte Fassungskraft. Die Flämmchen der Kronleuchter zuckten matt und kleinlich vor meinen Augen, der Saal war so eng, die Musik däuchte mich flach. Immer wieder erschien mir die anbetungswürdige Lichtgestalt der mächtigen Alpengöttin da draußen, schamrot ob unseres nichtigen Treibens, nachdem wir vor ihrer Schönheit Gottesdienst gefeiert, und sie wollte die Wände des Saales auseinander schieben, die Lichter löschen, dem Lärm Schweigen gebieten.

So hab' ich mich hinausgestohlen und hierher in unser ruhiges Gemach geflüchtet, über Treppen und Korridore an Kellnern und Kammerkätzchen vorbei. Hier hab' ich

diese Zeilen in mein Tagebuch geschrieben und im offenen Fenster gelegen. Vor mir regten die schlanken Ziersträuche des Gartens und die prächtigen Nußbäume des Höhenweges ihre Wipfel im kühlen Nachtwinde; als schwarze Kulissen schoben sich die Hügel und Berge des Lütschinenthales hintereinander, und die Jungfrau lag, in durchschimmerndes Gewölk gehüllt, wie ein großes, stilles Geheimnis in der Ferne.

Was sollte es denn, daß ich weinen mußte?

Ich dachte an Thun und seine leidenschaftslose, freundliche Schönheit und gestand mir, daß mich dort Nichts so stark ergriffen habe, wie dieser eine Abend in Interlaken. Dann jedoch mußte ich mich vor mir selber einer Lüge zeihen. Gerade so hatte ich auch an jenem Morgen geweint, als Stretta abschiednehmend vor mir stand und mir mit dem ernsten Blicke seiner guten, übermüdeten Augen Vorwürfe machte:

„Sie sind noch ein halbes Kind! Das Leben wird Ihnen schon noch Unterricht geben im Herzenlesen und Gesichterlesen!“ hatte er gesagt. O, wie beschämt, wie unglücklich war ich damals, als der Thunerhofs-Omnibus davon fuhr, ins Schlafzimmer zu meinem Manne zurückgeschlichen, um mit ihm unseren zweiten Ehezwist auszufechten!

Meine Gedanken konnten sich von Stretta, an dem wir gefehlt hatten, nicht wieder los machen. Leidenschaftlich begann ich zu wünschen, wir möchten von ihm endlich hören und lauter Gutes und Frohes.

Ich zündete Licht an und suchte in meiner Schreibmappe die kleinen Sinnsprüche, mit denen er mich in Thun zu beschenken pflegte, wenn ich zum Frühstück auf die Terrasse kam. „Traumresultate,“ nannte er sie, und sie hatten mir immer einen hübschen oder tiefen Gedanken für den Tag gegeben, der vor uns war.

„Du sollst nicht rasten noch ruhn,
Bis du stehst in des Glückes Schuh'n —
Stehst du aber selber schon darein,
Ei, so hilf anderen hübsch' hinein!“

So lautete der letzte Sinnspruch, den er mir gab, und wie schlecht hatten wir beiden Egoisten seinen menschenfreundlichen Rat befolgt!

Da machten meine Gedanken urplötzlich einen ganz absonderlichen und unbegründeten Sprung:

„Wer weiß,“ meinten sie, „ob es nicht der rosige Wiederschein von Strettas Glück gewesen ist, der dir heute, als das erste wirkliche Alpenglühen, dein Herz weich gemacht und deine guten Wünsche zu ihm hingeleitet hat!“

„Bin ich nervös? Ist dies Spiritistenhumbug?“ fragte ich meine gesunde Vernunft und trotzdem fürchtete ich mich wahrhaftig so sehr in unserem harmlosen, wohlbehüteten Zimmer, daß ich nach dem Kellner klingelte und ihm auftrug, meinen Mann sofort zu mir herauf bitten zu lassen.

Der jedoch riß meinem befrackten Liebesboten schon den Thürgriff aus der Hand und der schöngestriegelte „Chillon,“ wie eine niedliche kleine „Miß“ den französierten Namen unseres wackeren Wilhelm konsequent ausspricht, flog ehrfurchtsvoll bei Seite.

„Ist Einer von euch schon auf der Jungfrau gewesen, lieben Leute?“

Vor dem Chalet in Lauterbrunnen angesichts des Staubbaches.

Mein Mann strahlte und die Haare standen ihm zu Berge.

„Kind! Kind! Kind!“ schrie er in seiner Freude. „Da ist unsere Absolution! lies — lies!“ Er warf mir eine Depesche in den Schoß, lachte, daß ihm die Thränen über beide Wangen liefen, und ich las und lachte aus vollem Herzen mit, während unser zartbesaiteter Zimmernachbar vom Bett aus mahnend gegen die Wand pochte.

„Aus Luzern.“

„La belle et la bête grüßen als Neuvermählte. Auf frohes Wiederfinden in Lugano!“

„Dieser Unsinn! Dieser entzückende Poetenblödsinn!“ rief mein Mann trotz des mahnenden Klopfgeistes, und trocknete sich die Thränen und dann fielen wir uns in die Arme und geberdeten uns wie zwei eben begnadigte Sünder. Und die waren wir ja auch, im Grunde genommen!

Zwar neckte und höhnte der Gatte sehr ob meiner kühnen Gedankensprünge, aber er gab mir doch Recht darin, daß die Jungfrau heute ihren ganz besonderen Grund gehabt haben müsse, so wonnevoll zu strahlen.

Strettas Hochzeitstag! Die letzte Texthoffnung zerstoben. Was macht's? Er ist glücklich, und dem, der so reizend skizziert, wie mein Geliebter, hilft Apoll schon zum Ziele. Ist's nicht Strettas Muse, nun — so wird eine andere ihre Weisheit und Poesie ertönen lassen!

— — — — — — — — — — — —

Der Gießbach.

Daß ich's nur gestehe: Mein Mann hat sich um zehn Uhr abends noch einmal glänzend frisiert, ich habe mir ein helles Gewand angezogen und Alpenrosen an die Brust gesteckt, und dann sind wir wie tolle Kinder treppab in den Konzertsaal zurückgelaufen. Gerade die ungarische Rhapsodie haben wir noch genossen, haben auf Kosten unserer Handschuh Beifall geklatscht, Champagner getrunken und nach dem Konzert mitten unter der Jugend getanzt, wie rasend! Wir waren bodenlos vergnügt! Morgen geht's nach Grindelwald! Und nun endlich zu Bett!

Den 3. August.

Das waren zwei Sonnentage, unsere letzten beiden zu Interlaken! Wir sind nun doch endlich zum Abschied noch nach Grindelwald und dem Staubbach gekommen. Ist's nicht eigentlich zum schämen, dies ruhevolle und tourenarme Dasein, das wir zwei Liebesleute hier in der Bergwelt geführt haben, wo man auf Schritt und Tritt zum Weiterschweifen durch Thäler und hinan zu den eisigen Höhen verlockt wird? Ja, wir sind so bequem geworden, daß wir sogar den Reitesel daheim ließen und uns ein Berner Wägelchen nahmen.

So ist's in dämmernder Frühe fortgegangen. Die uralte Kirche von G'steig lag im Sonnenlichte; zwischen der seltsamen Bogenbekrönung ihres Turmes sproßte das Grün, eine hohe Trauerweide, die ein übergras'tes Grab schmückte, warf ihre feinen und scharfen Schatten zum gebrochenen Dache des Chors hinauf und an dem grauen Gemäuer hin, zur Seite winkte friedlich und ländlich das Pfarrhaus. Drüben ragte Burg Unspunnen finster auf ihrem steilen Felskegel empor gegen den blauen Himmel. Der lachte freundlich durch den leeren, bröckelnden Fensterbogen und ließ den vierkantigen Gefängnisturm doppelt düster und traurig hervortreten. Stämmige Tannen umklammern seine Zinnenreste mit ihren festen Wurzeln, Farren und Brombeeren buschen sich ihm zu Füßen.

Einst hat der Blaubart zu Unspunnen gehaust, und die bleichen Gespenster seiner

gemordeten Frauen gehen noch um am Abendberg und im Saxetenthal, wo der ungeberdige, laute Bach aus dem kühlen Grunde hervorbricht. Der böse Blaubart selbst ist hinter Wilderswyl hinaus verbannt, nach Därligen zu, da, wo es am Därliger Grab des „Teufels Karrweg" heißt. Dort lauert er im Walde, poltert nachts spitze Steine vor die Füße des furchtsamen Wanderers und hinab in den Thuner See. Hinter Wilderswyl verengt sich das Thal der schäumenden Lütschine; Felsen türmen sich empor, zwischen Schutthalden einzelne Fleckchen bezaubernd grünen Mattengrases, von dem die Ziegen naschen. Der Hüterbub sitzt pfeifend am „bösen Stein", wo einst vor grauen Jahren der Ritter von der Roten Fluhe seinen unschuldigen Bruder mit dem Morgensterne erschlug und geächtet flüchten mußte wie Kain; dem bösen Stein gegenüber klappert die Sägemühle. Deutlich tritt gerade vor uns das Hotel des Männlichen hervor, des Rigi vom Grindelwald, uns zur Seite fällt das lange Geschiebe des Breitlauenen ins Thal mit jähem Absturz und drüben die ungeheuerliche Isenfluh, die „eiserne Wand," deren Dörfchen im Sommer leer und öde steht, weil seine Hirten und Sennen hoch oben die Almen bevölkern.

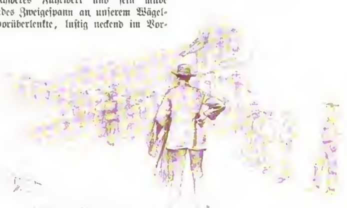
Wie wild, wie schön wird das Thal hinter Zweilütschinen, da wo der Bergbach seine Arme ausbreitet und den einen nach dem Grindelwaldgletscher, den anderen nach Lauterbrunnen streckt. Kahle Felsen von Alpenrosen überwuchert, von schwärzlichem Walde bestanden, zur Seite tanzt und plaudert die schwarze Lütschine und wäscht mit ihren Schaumwellen die Steine ihres Bettes rund und glatt. Vereinzelte Häuser und Hütten lehnen sich scheu gegen die schroffen Wände, der Rauch über ihren steinbeschwerten Dächern duckt sich in Kräuselwölkchen, als wüßte selbst er es, daß diesen armen Wohnstätten, die sein Feuer durchwärmt, Tag und Nacht Verderben droht von den Lawinen. Da ist Burglauenen, ein braunes, pittoreskes Dorf, über das schützende Nuß-

Ankunft in Brienz.

bäume ihre breiten Kronen decken. Und nun tritt das Wetterhorn in seiner ganzen Majestät aus dem Grunde des Thales hervor. Senkrecht, zu schwindelnder Höhe, steigt seine dunkle Felsenwand himmelan, nackte Klüfte ziehen sich gegen seinen Kern hin und durch gewaltige Schneefelder ragen die kühnen Zacken, die Heimat der Geier und Gemsen.

Wie war's uns eigen, als in dieser ernsten und erhabenen Öde plötzlich aus einer der baumumhegten Hütten eine dunkeläugige Frau trat, deren Gesicht und schwarzer Haarknoten über brennendrotem Zipfeltuche im Nacken vom sonnigen Süden redete. Sie schlug den Wagentreiber, der sein schweres Fuhrwerk und sein müde keuchendes Zweigespann an unserem Wägelchen vorüberlenkte, lustig neckend im Vorbeikommen auf die Schulter und dann bot sie uns Früchte zu Kauf: grüne und blauschwarze Feigen, kleine Melonen mit lachsfarbenem Fleische. Unser Deutsch verstand sie nicht, aber als mein Mann sein geliebtes Italienisch redete, da lachte sie mit all ihren weißen Zähnen und wälschte und gestikulierte und mein Mann erschien mir ordentlich fremd und leichtfertig bei seinem Finger- und Augenspiel mit der hübschen Hexe. Die saß nun hier im kalten Engthal, hatte dem „sposo," der an der neuen Eisenbahn zwischen Grindelwald und Interlaken arbeitete, vor kaum acht Tagen ein Kindchen geschenkt und schüttelte den schwarzen Kopf und bewegte heftig abwehrend den Zeigefinger zu meines Mannes Frage: „ob es ihr wohl ergehe in der freien Schweiz?"

Als wir weiterfuhren, sahen wir sie, im Schweiße ihrer braunen Angesichter, schaffen und klopfen, die Schwellenleger und Steinhauer. Ein lebendiges Völkchen, so schlank, so lumpig, so aufbrausend und doch zufrieden wie Kinder. In ihren Blusenhemden und Rundhüten, die Stummelpfeife zwischen den Lippen, arbeiteten sie behende und riefen einander Scherzworte zu und trällerten abgerissene Sätze in der weichen Molltonart ihrer Volkslieder. Wirklich zum weinen klang hier das Gemeingut aller Jahrmarktsdrehorgeln: „Santa Lucia" und das schmerzliche: „La partenza." Der Refrain, den ich zuletzt im glänzenden Konzertsaale vernommen hatte:



Am Bahnhof in Brienz.

„E tu — chi sa se mai
Ti sovverrai di me!"

brach sich als wilder Klageton an den unbarmherzigen Felswänden. Ach Heimweh! Heimweh! wie magst du hier in der Einsamkeit und Kühle, bei Wasserbrausen, Schneesturz und saurem Tagewerk hart sein! Ich drückte mich eng an meines Mannes Seite und wünschte mich fort von hier. Er verstand mich auch ohne Worte und wir rollten voran. Wir hatten aber doch noch einen freundlichen Eindruck von den armen Burschen aus dem Tessin! Da lagerten ihrer drei vor der rohen Arbeitshütte, zwischen Werkzeugkisten und Steingeröll; ein vierter lehnte trinkend im Hintergrunde. Sie trockneten sich den Schweiß von der niedern Stirn, rauchten, plauderten und streckten sich behaglich mit blinzelnden Augen. Ihnen

zur Seite qualmte und flammte ein Holzfeuer, darüber hing an langer Kette zwischen drei zusammengebundenen Stangen der russige Kessel mit dem Wasser zur Polenta. Mein Mann ließ halten und zeigte mir's, wie sie den zähen Maisbrei zusammenrührten, als dampfenden Klumpen auf ein untergebreitetes Tuch legten und dann mit dem straffen Bindfaden in Stücke schnitten. Sie zankten sich wie die Spatzen um ihre Portionen, aber dann schmeichelte es ihnen sehr, daß „il gentiluomo“ und „la donna“ für gutes Geld von der Polenta mit aßen.

Der „Donna“ war's nicht geheuer dabei! Schweigen wir von den Schmutzfingern, die ihr das heiße Stück darboten, und von dem Fette, mit dem sie es befeuchten, von dem Knoblauch, mit dem sie es würzen sollte.

Die „Donna“ dankte ihrem Schöpfer, als sie diese Zuthaten „con grazie“ abgelehnt hatte, der „gentiluomo“ aber entledigte sich seines Rockes, fuhr sich ganz instinktiv mit allen zehn Fingern durch sein wohlgeglättetes Haar, setzte sich, nachdem diese Verwirrung ihn in etwas von seiner Salonfähigkeit entlastet hatte, mitten unter die lustige und unsaubere Gesellschaft, zur Polenta und zum sauren Veltlinerwein, aß — o Schrecken! — sogar Knoblauch, redete eine Zunge, die ich trotz meines Professors vom italienischen Unterrichte auch nicht im mindesten verstand, und zeichnete schließlich das vierblättrige Kleeblatt in sein Skizzenbuch. Dann schüttelte er jedem von ihnen die Hand.

Schänkmädchen auf dem Brünig.

Sie lachten uns nach und riefen „evviva!“ und „vabene!“ und „addio!“ um die Wette, bis wir ihnen ganz aus den Augen gekommen waren. Da hörten wir noch aus weiter Ferne das Singen der Klagestimme:

„— — ah chi sa se mai
Ti sovverrai di me!“

Es war sehr, sehr poetisch, und in meinem Gatten war nun der Maler, der Italien durchwandert und mit dem Volke Brüderschaft gehalten hatte, neu entfesselt. Keine Rede davon, daß er seinen soliden Rock wieder angezogen hätte, oder sein wildes Künstlerhaar aus der Stirn gebürstet! Keine Rede davon, daß er bei mir im Wagen

Station der Pilatusbahn in Alpnachstadt.

Auf der Fahrt auf den Pilatus: Amsigen-Alp.

geblieben wäre! Im Gegenteil, er verließ mich böslich, wanderte voraus, pfiff und trällerte, schwang den Alpstock und sang dann „la partenza“ genau so leidenschaftlich, wie die italienischen Steinklopfer, daß es von den dunklen Felswänden der „Enge“ wiederhallte.

Denn in der Enge waren wir jetzt, und nun spielte er mir einen schlimmen Streich, der Tolle. Da steht am Weg ein verlassener Schuppen, mit einer wundervollen, moosbärtigen Arve daneben, und unter dieser Arve saß auch ein Paar, wie wir, aber in tausend Ängsten. Sie kamen von Grindelwald, hatten ein zierliches Eselchen und einen schmächtigen Treiber, und die dicke Dame, die am wenigsten schöne Hälfte des Paares, weinte bitterlich, alldieweil sie sich auf dem Eselchen grenzenlos unbehaglich fühlte und außerdem fürchtete. „Kein Wagen zu haben heute von Grindelwald nach Interlaken.“

Und was geschah nun? Man denke! Ich mußte aussteigen, wurde auf den kleinen Grauen gesetzt, mein Mantel und unsere Tasche ward dem schmächtigen Treiber aufgepackt, die dicke Dame beruhigte sich und lächelte wie der Vollmond. Ihr Ehemann begab sich mit dem meinigen ans Rechnen

Station Ämsigen-Alp an der Pilatusbahn.

und Geldaustauschen, sie redete von „aufrichtigster Dankbarkeit,“ „Wiedervergeltung,“ „Wiederbegegnung“ 2c. 2c., und dann ward sie in unser gemütliches Bernerwägelchen gesetzt; unser Kutscher, der mich, zu meinem Troste, entschieden lieber gefahren hätte, wendete; — zurück rollten sie durch die Enge, und ich saß wie Butter an der Sonne auf meines Esels Rücken. Mein Mann wollte sich todlachen über mein schreckenstarres Antlitz, reichte mir den Sonnenschirm, schloß Freundschaft mit dem Treiber und mahnte:

„Kind, sei genial!“ — Die Redensart hat er von unserem guten Stretta, dem jungen Ehemanne, gestohlen! —

Oh, und es war himmlisch, nachdem ich mich in die neue Situation hineingefunden hatte! Das Thal öffnete sich wieder weit, und nun stieg ein Bergriese neben dem anderen und über den anderen empor vor unseren entzückten und erstaunten Augen. Der Eiger und der Mettenberg, das Schreckhorn, spitz und eisig mit seinen beiden fleckenlosen Schneefeldern; darüber hin, als ein

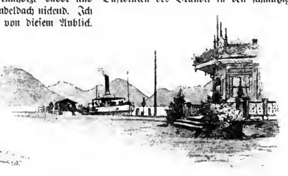
Auf der Pilatusspitze.

silberweißer Rand, der Grat des Wetterhorns. Unser Treiber, eines berühmten Führers Ältester, erklärte uns alles, und dann erzählte er uns soviel von seinem Vater, der sogar den Himalaya kenne und den Berg Elbrus „drunten bei den Türken,“ daß mein Gatte abermals genial war und dem Oberkellner des Grindelwalder „Bären“ vor der Nase, „kehrt machte.“ Es half mir nichts; wir gingen nicht ins Hotel zur Table d'hote, sondern aßen Schweizer Nationalessen bei der Frau und dem weißhaarigen Aehni des Himalayaführers, der natürlich nicht daheim, sondern mit Engländern und ihren Damen fort aufs Groß-Schreckhorn war.

Ja, mir gefiel die Genialität außerordentlich! Wie vergnügt schmausten wir und tranken dünnen Wein zur Mehlspeise und aßen geräuchertes Fleisch und frischen Kuhkäse, und die Kinder sahen uns, von der Thürschwelle aus, bei der Mahlzeit zu.

Nach Tisch zum Gletscher! Nein, daß ich nicht lüge, ich bin nur zu seinen Füßen gewesen. Wie überwältigend lag er vor uns, als wir die Sennhütte erreicht hatten mit dem aufgeschichteten Brennholze davor und dem Baume übers Schindeldach nickend. Ich war völlig benommen von diesem Anblick. — Ich habe, sozusagen, nur ein Auge auf den Gletscher geworfen, habe nur hineingeschaut in die schauerliche Lamklamm, aus der die wilde, schwarze Lütschine eiskalt, eisklar hervorstürzt. Die Hölle denk' ich mir so, und es preßte mir das Herz zusammen, daß wir in diesem tobenden Chaos ein prosaisches Eintrittsgeld zahlen mußten. Dann stiegen wir zur Bäregg hinauf, und das Eismeer breitete sich vor meinen geblendeten Augen aus, sonnenbestrahlt, erstarrte Ströme und Wogen, klaffende Spalten, in denen es tiefgrün und lichtblau schimmerte, Bündel diamantener Eisnadeln, rinnende Bäche, und überall im Schnee die winzigen Fußtapfen der Menschen, und bald da, bald dort, in scheinbar unendlicher Ferne, Gletscherwanderer, wie kriechende Ameisen anzusehen. Zerrissen und zerklüftet steigen die übereisten Felsmassen ins Thal hinab, und das winkte so grün, so idyllisch und verlockend, daß eine große Sehnsucht mich überkam, wie sie dem Wanderer nahen mag, der die Oase winken sieht in der toten Wüste. Mein Herz ist wohl zu glücklich, mein Leben bis zu diesem Tag zu licht und leicht gewesen, ich vermag der erschütternden Erhabenheit dieser Eiswelt nicht ohne Grauen zu nahen. Nur die Luft des Gletschers, die ist Balsam — Himmelsluft so rein und kräftig, daß man sich einen Vorrat davon mitnehmen möchte in die getrübte Atmosphäre der großen Welt. —

Es war Spätnachmittag, als wir uns auf den Weg ins Nachtquartier begaben: zur Kleinen Scheidegg. Die Sonne strahlte schon rötlich und machte die ganze Gegend wunderlieblich, all' die Schneegipfel waren durchleuchtet, verklärt, unser Pfad belebt und heiter. Überall hieß es: geben! geben! Kleine Kinder, helläugig und frisch, mit Genzianen und Alpenrosen und den braunen Duftblüten des Brändli in den schmutzigen



Abreise von Alpnachstadt.

Händchen, Buben, verwegen und zertumpt und alte Weibchen mit Tragkörben, aus denen Kehrbesen und Fliegenwedel hervorschauten. Wir kauften für unseren Haushalt ein Andenken und luden es dem Eselchen auf und dann, als es dunkelte und die Sterne hervortraten, hatten wir unser Quartier erreicht: die Bellevue auf der Kleinen Scheidegg.

Der Pilatus „mit dem Hut."

Alles überfüllt! Was nun beginnen? Der wonnevolle Tag hatte Fremdenströme hierher gelockt! Warm eingehüllt machten wir es uns droben so bequem wie möglich auf einer improvisierten Lagerstatt. Der gute Humor, die freundlichen Wirte halfen leicht hinweg über die kleine Enttäuschung, und wie wurden wir belohnt, als wir uns in grauer Morgendämmerung leise wieder erhoben und hinausgingen unter den gestirnten Himmel, dessen Millionen Lichtfünkchen und Pünktchen allgemach erbleichten!

Vor uns, im ersten fahlen Rosenschein des jungen Tages, welch' erhabenes Bild! Unsere stolze Königin, unsere Jungfrau, so nahe, daß ich wähnte, mit der ausgereckten Hand über die starren Falten ihres Schneegewandes hinstreichen zu können. Zu beiden Seiten ihre Vasallen, der Mönch, ein Riesengespenst, der Eiger, ein unheimlich finsterer Gesell. Gletscherfelder drängen sich zwischen sie hinein und ringsum ein schweigender Kreis anderer, gewaltiger Höhen; blauschwarze, nebeldurchwallte Tiefen schluchten sich abwärts, unsichtbares Wasser tost, und das Echo trägt das Donnern einer abstürzenden Lawine von Wand zu Wand.

Unsere Zeche war schon Abends bezahlt, und der Eseltreiber abgelohnt worden. Meines Mannes Karte zeigte uns, im wachsenden Morgenlichte, den Weg nach Wengernalp hinüber. O, du köstlichster Morgen, den wir noch erlebt! Die Matten taublitzend, blumenbesät, immer näher rückt die Jungfrau, immer duftiger weht es von den feuchten Halden herüber, in deren Grunde die rosa Orchis in Überfülle blüht! Die Herdenglocken klingen, und die grauen Kühe schauen uns, aufstehend, aus sanftscheuen Braunaugen an. Hinter uns heben sich die weißen Nebel aus dem Grindelwaldthale empor; deutlich erkennen wir die Häuser und Hôtels des Dorfes, es liegt da, als wolle es der Gletscher verschlingen. Nun läutet tief dort unten die Glocke der alten Kirche; ganz fein hört man's herauftönen, es ist Sonntagmorgen. Und vor uns schwimmt die Welt im glorreichen Lichtmeere. Die Sonne steigt „wie ein Held aus seiner Kammer" und hebt ihr Goldschild über die Bergspitzen, funkelnd, Wärme, Freude ausstrahlend. Da

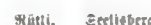
Auf dem Dampfboot nach Luzern.

sind wir auf der Wengernalp, und unter uns dehnt sich, nächtlich und traurig, die Wüste des Trümmletenthales, jenes ernsten Wächters, den der Schöpfer auf die Kammerschwelle der schneereinen Jungfrau sich lagern hieß. —

Das war ein schlimmer Weg hinab nach Lauterbrunnen, aber wir fühlten uns so frisch „wie Adam und Eva am Schöpfungstage“, um nun auch meinerseits einmal Freund Stretta zu citieren. Immer die Wengernalp entlang und uns zur Seite der Gürmschbühl, bedeckt mit Alpenrosengebüsch. Die Fülle der rosa Blüten war so groß, wehten im Morgenwinde, ringsum schwarze Felsen, zerklüftetes Eis, Lawinenspuren.

Hier hatte Lord Byron seinen Manfred gedichtet, vor mehr als siebzig Jahren. Am Thunersee las mein Mann ihn mir vor, und ich konnte mich in seine grausame Tragik nicht hineindenken mit meiner frohen Seele. Hier, über dem Trümmletenthale, in dem der mächtige Fuß der Jungfrau steht und sie sich emporhebt, unnahbar, streng und kalt, verstand ich, was mir rätselhaft erschienen war. Schon damals waren diese Fichten und Arven greisenhaft mit ihren grauen Bärten, und der gleiche, sterbenskühle Hauch

Uri-Rotstock.



Landungsplatz in Brunnen.

sie drängten sich in so kompakten Büscheln aneinander, daß sie förmlich leuchteten, und wir pflückten und pflückten, bis wir die Zeit vergaßen. Trüben schaute Mürren mit seinen zierlichen Häuschen auf grüner Matte vom Hochplateau nieder, zu unseren Füßen dämmerte, sobald wir uns zum Abgrund hinbeugten, das schaurige Trümmletenthal, eine Wüste von Schutt und Gestein, allgemach begannen die hehren Gestalten der Jungfrau und ihrer Gefährten mehr und mehr gegen den Horizont zurückzusinken. Nun ging's bergab in großen Wendungen.

Dunkel die alten Fichten und Arven am Wege, graue, zottige Bartflechten hingen wie lange Strähnen von ihren breiten Nadelzweigen und dürren Ästen nieder und kam von den Gletschern mit dem Winde herüber, als der schöne, brittische Dichter sang:

„So zu sein,
Ergraut von Qual, wie diese toten Fichten,
Schlachtopfer eines Winters, astlos, saftlos,
Verdorrter Stamm auf fluchgetroffner Wurzel,
Die nur Bewußtsein der Verwesung nährt, —
Und so zu sein, in Ewigkeit nur so,
Nachdem es anders war! Durchfurcht von Runzeln,
Die die Sekunden pflügten, nicht die Jahre.
Und Stunden, zu Jahrhunderten zermartert,
Und doch nicht tot! — Du wüstes Eisgezack,
Ihr Schneelawinen, die ein Hauch herabstürzt,
In bergesmächt'gen Wettern, — kommt, zermalmt mich!
Ich hör' euch unaufhörlich oben, unten,
Zu häuf'gen Donnern, doch ihr fahrt vorbei
Und fallt auf Opfer, die noch leben möchten,
Auf junge blüh'nde Wälder, auf die Hütten
Und auf das Dorf harmlosen Hirtenvolks.“

— — — — — — — — — — — — —

Ich mag wohl meine Gedanken laut gesprochen haben; denn mein Mann zog mich vom Abhange fort und legte meinen Arm in den seinigen.

„Der Weg wird dir zu beschwerlich, das stimmt herab," sagte er, blickte mich aus seinen lieben, heiteren Augen ermutigend an und steckte mir einen Busch Alpenrosen ins Kleid. „Komm fort von hier, kleine Frau, du bist weder die Alpenkönigin noch der Schatten Astarte, auf deinen Wangen blüht es Gottlob nicht:

„wie das kranke Rot,
Das auf erstorb'ne Blätter pflanzt der Herbst!"

„Du bist blaß und kalt — da, trink einen Schluck Kirschwasser, Kind, und erhole dich! Horch! du brauchst dich von deinen Gedanken an den unsterblichen Byron noch nicht zu trennen:

„Horch, das Lied!
Natürliche Musik des Alpenrohrs!
Denn hier ist Patriarchenleben nicht
Ein Schäfertraum, — in freier Luft die Flöte,
Vermischt mit süßem Glockenklang der Herden —"

Hörst du das Alphorn? Heraus mit dem Geldbeutel, Kind, wir sind dem Berggeist verfallen."

Und so war's auch. Unter Lust und Lachen kletterten und glitten wir bergab, und da stand die nüchternste Gestalt, die Gott schaffen konnte, mit rundem Rücken und fragwürdigen Hemdsärmeln und dem dümmsten und vierschrötigsten Gesichte von der Welt und blies uns an in mächtigen Tönen. Aus der Ferne klang's wunderschön und weich und das Echo gab es vielfach zurück ganz zart und verhauchend, aber in der Nähe dröhnte diese Alpenmusik wie die Posaune des jüngsten Gerichtes!

Wir belohnten den Sohn der Berge königlich und von nun an bis Lauterbrunnen nahm das Betteln und Fordern kein Ende. Ach, wir gaben mit Freuden und reichlich! Wir waren so glücklich! Der Himmel weiß, wieviel Jodler wir angehört haben, wieviel Edelweiß wir erstanden, an wieviel Gattern Wegzoll entrichtet wurde in die derben Knabenhände und die Schürzchen der kleinen gezöpften Dirnen! Eine hölzerne Gemse, zwei Berner Häuschen und eine bemalte Kuhglocke mit dem Grindelwalder Bäregg, schief und krumm darauf gepinselt — alles schleppten wir mit, und so zahlten und kauften wir uns durch bis Wengen. Da sahen wir tief unten schon Lauterbrunnen und den Staubbach; Ziegenherden mit fein bimmelnden Schellchen kletterten neben und vor uns her, wie wir im Zickzack niederstiegen und über weiche Matten, von Obstbäumen bestanden, das große, stattliche Dorf erreichten, das in seiner sauberen und eleganten Zierlichkeit und den ab und zu schwärmenden Luftkurgästen und Touristen, etwas ganz Städtisches hat. Aber wieder ist's die Jungfrau, wieder die himmlische, irdische Natur, die all das Menschenbauwerk und seine Bewohner in den Hintergrund drängen. Man fühlt sich ein wahres „Nichts" in der großen Alpenwelt!

„Unser behaglicher alter Herr Faßkind . . ."
Besitzer des Waldstätterhof in Brunnen.

Gleich vor einem der ersten Häuser saßen Klöpplerinnen im Freien, junge, sanft aussehende Dinger waren's mit hellbraunen, altmodisch über dem Ohre angeflochtenen Zöpfen und großen, dunklen Augen, die das Feuer romanischer Abkunft in sich zu haben scheinen. Man sagt, daß einst, als auf der Leuker Seufzermatte um dreizehnhundert das furchtbare Blutbad war, in dem ein ganzer Haufe des hochfahrenden Walliser Adels niedergemetzelt ward, — die erschrockenen Älpler aus dem Thale der Lonza nach Lauterbrunnen zu geflüchtet seien. Dort sollen sie Schutz gefunden und sich angesiedelt haben. Und noch jetzt gelten die Mädchen zu Lauterbrunnen und die des Lonza- oder Lötschenthals für besonders

Auf der Terrasse des Waldstätterhof. Hochzeitsreisen auf dem Bicycle.

schön und sittsam im Schweizerland. Den Eindruck der Sittsamkeit machten unsere kleinen Klöpplerinnen jedenfalls in hohem Grade, und auch die Führer mit ihren lebendig-klugen Augen und den dunkeln, kecken Schnurrbärten auf der kurzen Oberlippe gefielen mir ganz besonders gut. Seitwärts von unserer Straße stand eine kleine Gruppe derselben in Verhandlung mit mehreren Herren begriffen.

„Ist einer von euch schon auf der Jungfrau gewesen, lieben Leute?“ fragte ein richtiger Bergfex aus Spree-Athen, und sofort trat ein prachtvoller Bursch mit kühnem, dunklem Gesichte herzu:

„Ja — ich, Herr, schon dreimal — soll ich Sie führen?“

„Na, ein andermal, mein Guter!“ scherzte der Spree-Athener, „es muß ja nicht gleich sein!“

Aber der Führer verstand keinen Scherz über seinen Beruf, der so ernst, schwierig und verantwortlich ist. Er maß den Spaßvogel in der eleganten, seidengefütterten Joppe mit wahrem Adlerblicke von Kopf zu Fuß und ging stolz von dannen. Das drolligste aber war die sichtliche Entrüstung des riesengroßen Bernhardinerhundes, löwenfarbig mit dunkleren Flecken, augenscheinlich des beleidigten Führers Freund oder gar Eigentum. Der machte sich energisch von der Hand des zweiten Berliners los, der ihn ein bißchen mit Cigarrendampf angeblasen hatte, und trottete dem adleraugigen Führer nach, ohne die lachende, gebildete Gesellschaft weiter eines Blickes zu würdigen.

Eine Viertelstunde später saßen wir zwei müden Wanderer vor dem reizenden Chalet im Grünen, angesichts des Staubbaches und erquickten uns. Wie ein Traum war's! Die städtische Hebe mit der modernen Haartracht, Tisch und Gartenstühle, als wenn sie von der heimischen, norddeutschen Veranda hierhergestellt wären, das Schweizerhäuschen aus der Riesenspielzeugschachtel und ringsum dies liebliche Thal mit seinen zahllosen rieselnden, springenden, schäumenden Quellen, den seltsam gezackten und gekegelten Felsen, den Gletschern und Hochgebirgen im Hintergrunde und über Bäume und Schroffen emporragend. Wie ruhte sich's gut, mit dem Blicke an der entzückenden Poesie des Staubbachs hängend. Hier im Thal sind viel Gewitter niedergegangen während der letzten Wochen, und der Wasserfall ist so groß und voll, wie man ihn nicht oft sieht. Entzückendes Schauspiel, als wir ihm näher traten. „Ist's denn wirklich Wasser, was da niederstürzt von hoher Felsenzinne?“ fragt man sich. „Ist's nicht eine Wolke, aus Regenbogenduft gewoben, zart und siebenfarbig, in Millionen staubfeiner Tropfenperlchen die sonnige Luft durchtanzend, die profane Erde nur dann berührend, wenn der Wind seine rauhe Hand ausstreckt und die körperlose Wassersäule zu Boden wirft und gegen die nackten Felswände drückt.

Eigentlich besteht der Staubbachfall aus zwei Bergströmen, die aus einer Höhe von mehr als dreihundert Meter jählings und innig vereint über die steil abschießende Felsenwand zu Thal niederstürzen, als feine, weißschäumende Wolken, die sich erneuen, verstärken, in weichen Nebel auflösen ohne ungestümes Rauschen und gewaltsames Brausen. Ringsumher sind die Matten taufrisch unter der ewigen Sprühe und grünen wie Smaragd, die Blumen zeigen sattere Farbe, die Bäume üppigeren Laubwuchs. Und alle die Niederschläge sammeln sich in einem schattendunklen Wasserbecken von neuem, das wie zur Erde gesunkene Regenbogen gleißt und schimmert, wenn die Sonne es in der Frühe des Morgens bestrahlt.

Wir hatten gerade noch den Vollgenuß des Himmelslichtes, das in dem zarten Wasserschleier die entzückendsten Farbenharmonieen weckte, ehe es um Mittag hinter die Felswand trat. Nun war's nur noch ein hin und her webender taubengrauer Schemen, von dem ein sanftes Murmeln ausging, ein Geisterraunen, das bald da, bald dort zu ertönen schien.

Langsam sind wir durch den stillen Nachmittag zwischen den hohen Kalksteinwänden zurückgewandert, die das Lauterbrunnenthal einengen, als sei es ein nordischer Fjord. Überall schauen die weißen Gletscher herein, überall rauschen Bäche und ragen schöne Tannen in den blauen Himmel hinein, die Lütschine begleitet uns mit ihren tollen Sprüngen über Stock und Stein, übernickt von üppigem Farnkraut, überhangen von durchsonntem Erlengebüsch. Fremdenschwärme zu Fuß, zu Roß und zu Wagen zogen mit uns desselben Weges und in Interlaken verlebten wir unsern letzten, wonnigen Abend ganz beschaulich unter den Nußbäumen und den Klängen melancholischer Zigeunermusik.

Noch einen letzten Blick zur Jungfrau hinüber, ehe wir uns zur Ruhe begeben. Da liegt sie mit dem sternfunkelnden Himmel über ihrem Haupte. Das schwache Halblicht dieser hellen, kurzen Sommernächte umzittert sie und läßt ihre großen, majestätischen Formen hervortreten wie in mattem Silber gegossen. Ich dachte an den Morgengang zur Wengernalp zurück, ans Trümmletenthal und seine Schluchten und Lawinenspuren, und wieder mußt' ich im Manfred das Gleichnis für diesen erhabenen Anblick der nachtumhüllten Jungfrau suchen! Eine schwache Nebelwolke glitt am Gipfel hin, als wandelten Berggeister dort oben, und die verderbenden Lawinen lösten sich unter ihren Tritten und Flügelschlägen.

„Und hier, auf Schnee, den nie ein Menschenfuß
Betreten, wandeln nächtlich wir einher
Und spurlos über diese wüste See,
Den blanken Ocean des Alpeneises,

Fahrt nach dem Rütli

An dem Vierwaldstättersee: Axenstraße.

Ich entbehre nichts — aber er entbehrt und das darf er nicht! Ich bewege einen großen Plan in meiner Seele, aber ich getraue mich nicht ihn auszusprechen, hier nicht. Vielleicht unter wärmerer Sonne gelingt es mir; denn wir wollen noch einen Blick auf Italien werfen. Und nun Lebewohl Jungfrau — Königin!

Den 6. August.

Nun haben wir dem Berner Oberlande schon Lebewohl gesagt und sind im Bereiche der vier Kantone, am Ufer des vielarmigen Sees, der seine Glieder keck zwischen die Berge hineindrängt und das schönste Farbenspiel zeigt: bald malachitgrün, bald blau wie Lapislazuli. „Die Saphire und Türkise sollst du jenseits des Gotthard kennen lernen," sagt mein Mann, aber ich bin bis jetzt auch mit den Halbedelsteinen vollauf zufrieden.

Die zackige Brandung streifend, welche aussieht
Wie eines sturmgepeitschten Meeres Schaum,
Im Nu erfroren, wie ein toter Strudel.
Und diese jähe, wildgezackte Zinne,
Erdbebens Schnitzwerk, wo die Wolke Halt macht,
Um auszuruhen im Vorüberflug,
Ist unsern Festen, unsern Nächten heilig."

— — — — — — — — — — —

Wie anders hab' ich hier „im Paradiese" fühlen und schauen gelernt. Nicht nur die eigne Liebe ist meine Lehrmeisterin gewesen, nein, hauptsächlich der heiße Wunsch, mein ungeschultes Verständnis möge zur Künstlerschaft meines Mannes allmählich emporwachsen. Es kann nicht wahr sein, daß Künstler am glücklichsten mit ganz harmlosen und unbegabten Frauen leben. Ich meine doch, die Seelen müssen auf einen Akkord gestimmt sein. Als damals in Thun Stretta der Dritte im Bunde war, trat meines Mannes Eigenart, sein klares Erfassen und Wiedergeben des Gesehenen, seine Wonne an der schönen Arbeit, viel ausgeprägter zu Tage, als jetzt, da er mit mir allein ist. Und bei ihm ist der Künstler ganz untrennbar vom Bilde des Mannes. Seit Stretta's Abschiedsstunde ist ihm förmlich Staub von seinen Schmetterlingsflügeln gestreift worden, — das Genie hängt eben die Schwingen ohne Gefährten.

Mich macht das in heimlicher Stille oft melancholisch; ich ringe mit mir, wie ich ihn bitten soll: „Laß mich versuchen, ob ich deine Absichten und Ideen nicht teilen und begreifen kann."

Vor allem muß ich zurückblicken. Interlaken hatte sich in Nebelgewölk gehüllt, und der Himmel weinte große Thränen, als wir Abschied nahmen. Eine gerechte Trauer war's wirklich von Himmel und Erde, denn kein Menschenwesen könnte das holde Paradies des Bödeli inniger geliebt und dem blauen Himmel aufrichtiger für sein strahlendes Antlitz gedankt haben, als wir beide! Von der Jungfrau sahen wir nichts mehr, nur ein einziges Mal flimmerte ein fahlweißer Schein durch die grauen Schleier, und wir konnten sehen, daß alle die hohen Gebirge bis zu ihren Matten und Wäldern hinab mit frischem Schnee bedeckt waren.

Der Brienzer See warf große, zornige Wellen gegen die Schaufeln unseres Dampfers. Schwarz, wie man sich die Wasser des Styx im Schattenreiche vorstellt, wogte die Flut, und aus den engen Schluchten des Haslithales her kam der wilde Föhn gefahren und pfiff über das schützende Oberdeck, unter dem wir saßen. Denn die Kajüten hassen wir und wozu gibts Gummimäntel und Kappen in der zivilisierten Welt? In keiner Weise gleicht der Brienzer- dem lieblichen Thunersee. Ich muß an Stretta denken:

„Hier ein Geßnersches Idyll," sagte er an unserm ersten köstlichen Morgen auf der Terrasse des Thunerhofes, „dort drüben der Brienzer See eine Klopstocksche Ode." Steil schießen düstere Felszüge vom Ufer ins Seebecken nieder; da und dort überzieht sie eine tiefrote Moosflechte, und die Alpenrosen malen hellere Farbenflecke an die Schroffen. Sonst erschien uns alles Grau in Grau. Ernste Ruinen grüßen von den Berglehnen, Ringgenberg und die trotzige Schadburg, die „Zwing-Uri" des Bernerlandes und wie diese niemals fertig gebaut. Denn der Vogt, so erzählt das Volk, ließ seine Steinmetzen und Gesellen in Stricken und Ketten arbeiten und verbannte die Weiber und Kinder der Armen von Haus und Hof. Da gab Gott dem Linhardt von Oberrieth die Kraft, daß er seine Kette über Nacht mit einem ärmlichen Thonscherben durchfeilen konnte, und er kroch unter dem Lumpendache des Schlafzeltes hin von einem zum andern, und that ihnen das Gleiche. Dann erhoben sie sich wie ein Mann, banden meuchlings den Vogt und seine Helfer, rissen von der neuen Zwingburg Stein um Stein aus dem nassen Mörtel, steinigten damit ihre Peiniger und schrieen:

„Schad' soll dir die Zwingburg thun — uns nimmer!"

Ringgenberg schräg gegenüber ein anderer Sagenort in malerischer Bucht: das grüne „Tanzbödeli," von dem das engverschlungene Liebespaar, der Jäger aus der „Wang," dem Brienzer Bannwalde, und das Brienzer Grafentöchterlein im Glückstaumel geradeswegs in des Sees dunkle Tiefe hinabgetanzt sein soll. „Und da man sie fand, waren sie verwachsen, wie zwei Äst umeinand!" sagt die Chronik.

Nun zerreißt der Nebel auf einen kurzen Augenblick. Da ist das spitze Augsthorn und da das wild zerrissene Riedergrat: ein großer Stoßvogel mit weitgespannten Schwingen läßt sich vom Föhn darüber hintragen. Trüben erscheint für einen kurzen Moment der stumpfe Kegel des Faulhorns und dann halten wir am Gießbach. Wir haben nur ein Schiff übergehen lassen und sind an den Fällen hinaufgeklettert bis zur zweiten Brücke. Der Pfad war schlüpfrig vom Regen, die Tannen standen schwarz zu beiden Seiten des Falles, der weißschäumend wie kochende Milch übers Gestein sprudelte, uns zu Häupten tiefhängende, wildjagende Wolken, und der laue Föhn umbrauste uns in mächtigen Stößen.

Wir waren froh, als wir nach Mittag in Brienz anlegten; es regnete nicht mehr und auf dem Wege zur Bahn und durchs Dorf freuten wir uns an den schmucken Oberländer Häusern, der alten Kirche auf dem Felsen und den wunderhübschen Holzschnitzwaaren in den Ladenfenstern. Die Berge wurden lichter, die Sonne kam zurück, und als wir mit einer großen Schar Wanderlustiger zum Bahnhof eilten, lachte uns schon wieder das alte Reiseglück. Eine ganze Karavane von fröhlichen Ausflüglern zog mit uns und jeder hatte sein Päckchen und Ränzchen selbst geschultert; die gierigen, kleinen Gepäckjungen standen müßig und vergeblich auf der Lauer. Gerade vor uns schritt ein schlanker, stattlicher Herr, eine Hand eingestemmt und er hatte eins jener wachen und lebhaften Gesichter, die überall zu beobachten und Eindrücke festzuhalten scheinen. Damals dachte ich nicht, daß wir uns noch einmal kennen lernen würden.

Über den Brünig gings nun im hellen Nachmittagssonnenschein nach Alpnachstaad. Noch einmal winkten wir den Firnhäuptern des Berner Oberlandes Lebewohl hinüber und sahen den Brienzer See sonnenhell aufblitzen. Es war doch ein lächelnder Abschied trotz der Thränen des Himmels! Nahe der Paßhöhe fand sich beim Bier der stattliche Herr zu

Flüelen und der Bristenstock.

„Großes Fremdentreiben" in Flüelen.

meinem Gatten. Er lobte weniger den Trank als die drei Grazien in kleidsamer Tracht, die ihn kredenzten und meinte:

„Das Blondköpfchen vom linken Flügel dort gäbe ein allerliebstes „Vreneli" oder „Gerteli" für eine Schweizer Volksnovelle! Von der muß ich doch das curriculum vitae und die Anzahl ihrer Herzenssiege ergründen!"

Sprachs und begann mit den Mädchen zu scherzen und zu plaudern, daß es ein Spaß war ihnen zuzuhören, und als er in sein Coupé zurückkehrte, rief er uns im Vorbeischlendern zu:

„Glück muß der Mensch haben: das war ein ganz charmantes Modell, die Kleine! Ihr „Lebenslauf ist Lieb' und Lust," wie's im Liede heißt, und das sucht' ich gerade!"

„Poet Nummer zwei!" sagte mein Mann ingrimmig und so höhnisch wie ich's ihm gar nicht zugetraut hätte. Ich mußte doch lachen und ein bißchen necken:

„Wer weiß — dein Text!" neckte ich, aber da kam ich zu Unrecht an!

„Willst du mir nicht etwa dein Tagebuch zum Texte anbieten?" sagte mein zürnender Mann mit einer so schneidenden Höflichkeit, daß mich's ordentlich überfröstelte.

Armes Tagebuch! „Tu n'es donc pas si mal que ça!" (wie unsere selige Gouvernante zu sagen pflegte, wenn mich Fremde einen Zigeunerkobold nannten). Ich hüllte mich in Schweigen und genoß die schöne Aussicht. Das spitze Wallhorn tauchte auf, der Rosenlauigletscher hat an seinem Scheitel wahre Eismulden gebildet — rings um uns her rauschender Wald, regenerfrischtes Farnkraut, schönviolette Glockenblumen in halber Mannshöhe, unbeschreiblich üppig, das Moos der Steintrümmer wie weicher, grüner Plüsch — „ein ideales Ruhepolster für gute und üble Laune" fuhr es mir durch den Sinn, aber bei meinem teuren Gatten war jetzt nichts zu machen, er hatte eine gerunzelte Stirn hinter dem Kneifer, biß den Schnurrbart (böses Zeichen!) und blätterte in seinem Skizzenbuche. Dies Schmerzenskind ohne Kommentar! Und ich plante indessen meinen Staatsstreich und blätterte in dir, du mein liebes Plauder- und Tagebuch!

Endlich Alpnachstaad! Das Stanzerhorn liegt dem Ländeplatz als behäbige Pyramide gegenüber. Wir eilten Hals über Kopf zur Pilatusbahn und nun schwebten wir empor. O, wie bezaubernd, als wir durch den Tunnel kamen und Ämsigen-Alp vor uns lag! Eine braune Almhütte, an deren Bretterwand ein verlorenes Zickelchen meckernd schnupperte, über dem Zaun ein leuchtendgelbes, vielgeflicktes Tuch hängend, hohe Tannen das Hüttendach streifend mit ihren breiten Zweigen. Das war der Vordergrund. Und nun dieser Blick um uns her! Auf dem Zaune sitzend, mit gefüllten Gläsern — (des Gatten Stirn hatte sich geklärt im Angesichte des göttlichen Bergpanoramas) genossen wir die kurze Rast und die leibliche Erquickung in vollen Zügen.

Da hatten wir Ekkehards hohen Säntis und die Zacken der sieben Churfirsten, die den melancholischen Wallensee beschirmen, — („den müssen Sie besuchen, wenn Sie einmal in Gefahr sind vor allzuviel Glück

übermütig zu werden," sagte Stretta) und den Glärnisch und die starrende Eiswand des Doldenhorns neben der Blümlisalp. Und dann wieder eingestiegen und ehe die Sonne rot wurde, hatten wir den Gipfel des Pilatus erreicht.

Ein wildes Durcheinander wüster Felsenmassen, dazwischen grüner, feiner Rasenboden und all das Trümmergeröll überwachsen mit den graulichen und grünlichen Polstern des Steinbrech. Dazwischen heben die Vergißmeinnicht der Alpen ihre tiefblauen Blumenaugen und Genzianen und dottergelbe Ringelblumen dazwischen. Ganz oben standen wir lange in Anschauen verloren, beugten uns über aneinander gelehnt, uns bei den Händen haltend.

— „Mein Gott, das in Worte fassen zu können!" sagte mein Mann zuletzt, ganz leise: „Byron ist tot und Stretta verschwunden — —"

Da umfaßte ich ihn und drückte mein Gesicht gegen sein liebes Antlitz: „Geliebter — laß mich dir den Text schreiben — laß mich's versuchen!" Ich schmuggelte ihm dies mein Tagebuch in die Hand und mein Herz klopfte vor Erregung. „Kleine, du?" sagte er und lächelte mich ordentlich mitleidig an und streichelte mich so sacht, als wär' ich eine junge Katze. Aber er schob doch das Buch in die Tasche, und dann gingen wir zum Abendbrot in den Speisesaal des Hotels, das hier hoch oben auf dem Gipfel thront.

Auf dem Bahnhof in Flüelen: „Wir zählen elends unser Handgepäck."

die Gitterbrüstung und versenkten uns noch einmal in den Anblick unserer geliebten Interlakener und Grindelwalder Berge. Der Horizont war ganz hell: die Gipfel lagen nicht im Alpenglühen, nur ein zartes, liebliches Rot überflog ihren Schnee und ihre Firnfelder, und weißer und schöner als alle erschien mir die Jungfrau, mein Kleinod. Man fand sich schwer zurecht in diesem Gewirr von Gipfeln und Gipfelchen, und was bedeuteten mir auch die toten Namen? Die höchste Schönheit bedarf deren nicht — wenn sie sich, wie hier so ganz und großartig und über alle menschliche Kleinlichkeit erhaben, gibt.

Ich weiß nicht, wie lange wir so standen,

Unser schlanker Herr vom Brienzer Bahnhofe gesellte sich zu uns und stellte sich vor. Er ist in den Ostseeprovinzen daheim und richtig Schriftsteller.

„Gerade jetzt ist mir mein Freund und Kompagnon bei einer größeren Arbeit untreu geworden und hat vor acht Tagen in Luzern Hochzeit gemacht — —" sagte er und da schrie mein Mann förmlich auf:

„Wie heißt er? — Heißt er wohl gar —"

„Stretta," ergänzte der andere ganz erstaunt und, was nun folgte, versuche ich gar nicht zu schildern! Die beiden Herren sprachen immer zu gleicher Zeit und es war ein Fragen, Erklären, Wundern — ich

Schweizer Reklame an der Gotthardtstraße.

in meiner Schlaftrunkenheit gar nicht, bis mich plötzlich eine wahre Flut von Stolz und Wonne überströmte.

„Danken will ich dir, du einziges Herz, recht, recht danken — dein Text ist reizend — meine geliebte Helferin du —"

Was konnte mir wohl süßer ins Ohr klingen? Nun hab' ich schon mitten in meinem ersten Kornfelde gestanden, und wußte es selber nicht. Nun fühl' ich mich noch ganz anders als meines Gatten anderes „Ich!" — — —

— — — — — — — — — — — —

amüsierte mich ein Weilchen, erfuhr wie unser Rè galantuomo seinen großen Anlauf zum Glücklichwerden gemacht und auf dem Gipfel des Rigi zum Siege, vor dem Altare von St. Leodgar zu Luzern in den Ehehafen gelangt war. Jetzt weilte er schon unter Myrten und Orangen, und Herr von Sacken, unser neuer Bekannter, hatte die Absicht, ihm ganz con amore nachzubummeln und in der ewigen Stadt, Mitte September, mit ihm und seiner bezaubernden Gattin zusammenzutreffen.

„Wir haben die Mode aufgebracht: Hochzeitsreisen zu Dreien!" lachte mein Mann, und Herr von Sacken verbeugte sich und sagte in seiner prononcierten Sprechweise und jenem kühlen Tone, der sich den Zweifel von vornherein verbittet:

„Ich werde diese Mode nicht mitmachen!"

Darauf ging ich leise hinaus und zum Schlafen voraus in unser hübsches Zimmer, und dachte über den Lauf der Welt und das wunderliche Spiel des Liebesgottes nach, bis mir die Augen zufielen.

Kein Rouleau hatt' ich in meiner Müdigkeit geschlossen, die Sternennacht schaute herein, und die erste Dämmerung warf schon ein fahles Licht ins Zimmer als ich aufwachte, weil mein Mann, noch völlig angekleidet, sich über mich beugte und mich in die Arme nahm.

Wahrhaftig, ich dachte, Feuer sei im Hotel und fuhr empor, aber das Feuer brannte nur in seinen fröhlichen Augen, und er drückte mich an sich und küßte mich und lachte dazu — ich begriff ihn zuerst

Im ersten Sonnenlichte sind wir selbdritt vom Pilatus zu Thal geklettert. Sacken — in allen Stücken genau das Gegenteil des Bruderpoeten, vornehm, diplomatisch, äußerlich und innerlich geschmeidig, begleitete uns natürlich. Die Welt erschien mir überschwänglich wonnevoll, alle Blumen am Wege mußt' ich pflücken, der Anblick des Sees, der Berggipfel, die allmählich am Horizonte hinabsanken, machte mich förmlich trunken. Wir wanderten im Schatten dahin, vor uns badete sich die Weite im Morgensonnenschein. Der Wald nahm uns auf, klare Wasser sprangen mit fröhlichem Rauschen felsab, überall nickte zarter Alpenmohn, blühten Rhododendron und Sternblumen mit grün getuschten Kelchen, Alpnach und der schöne Seearm, an dem es so freundlich liegt, schwammen ganz in goldnem Dufte.

Bald genug stießen wir mit dem Dampfboote ab, das uns nach Luzern und von dort weiter nach Brunnen und Flüelen tragen soll. Den Rigi wollen wir uns schenken; ich sage sehr sentimental mit Stretta, wenn ich an die Jungfrau denke, wie sie gestern Abend vor mir in der Ferne stand, rosenwangig und herrlich:

„Noch einmal scheiden? Nein, es war genug!
Des Schmerzes Zoll, ich hab ihn dir entrichtet —
Laß mich enteilen mit des Vogels Flug,
Denn — zweimal Abschied, und ich bin vernichtet!"

Es war eine schöne, interessante Fahrt. Der Pilatus trug seinen Hut von Wolken, die Vorberge waren regenfrisch, saftig grün, kleine Segelböte zogen seitwärts von der Schaumspur unseres Dampfers dahin, bei Stansstaad begegnete uns das überfüllte Schnellschiff, dessen Passagiere, wie wir gestern, zum Pilatus wallfahren wollten. Wir drei saßen behaglich bei einander und ergötzten uns an den Mitreisenden, dem Geschwisterpaare, das den lieblichen Tag mit Schmollen und Grollen angefangen hatte und einander den Rücken kehrte und an dem kritischen Herren, der, erbitterte Selbstgespräche haltend, während der ganzen Fahrt unter seinem Sonnenschirme stand und dem See schwere Vorwürfe darüber machte, daß er nicht so blau sei wie das adriatische Meer, und dem näherrückenden Luzern, daß es so durchaus keine Ähnlichkeit mit Neapel und Palermo habe.

Am Ufer der Reuß bei Gurtnellen.

Mein Mann konnte es nicht lassen, er mußte Sacken die Textgeschichte erzählen, und der feine kurländische Poet küßte mir mit vollendeter Kourtoisie die Fingerspitzen und hieß mich als Musenschwester willkommen. Ich — ich eine Musenschwester! Mein Gott, was wird mein Mütterchen dazu sagen?

„Nun denn,“ meinte Sacken, „dann müßte ich Ihnen zur Vervollständigung des Materials doch noch eine Beisteuer geben, meine verehrten Freunde, und ich werde dem treulosen Stretta damit die Sühne für seinen Wortbruch abnehmen.“

Sprach's und holte zwei Briefe unseres „Ré“ hervor, die er meinem Manne mit feinem Lächeln in die Hand drückte. Ich habe sie gelesen! o, wie hübsch sind sie, und wie gut hat er uns beide beobachtet und geschildert. „Der Text ist glorreich!“ triumphiert mein Gatte und reibt sich die Hände. — — —

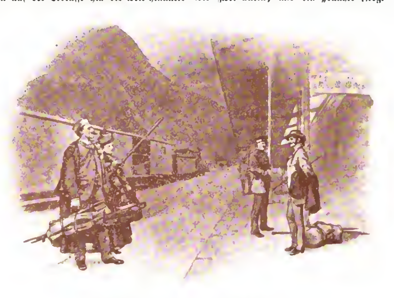
Seit gestern sind wir in Brunnen, im Waldstätter Hof. Wieder etwas ganz anderes als Thun und Interlaken. Hier ist man mit all seinen Interessen eins mit dem See. Welch rastloses Schiffs- und Schiffertreiben hin und her! Von Luzern, von Flüelen, von Alpnach und Stansstaad und aus der Küßnachter Bucht kommt und geht es per Dampf und Ruder unabläßig. Die hübschen, überdachten Kähne schießen durch das schönfarbige Gewässer hin zum Rütli und zur Tellsplatte, zur Treib, dem alten, reizenden Wirtshause, zum Seelisberg und zum Mythenstein, dem Denkmale, groß und schlicht aus dem Schoße der Berge, für den Dichter dieser Berge und ihrer stolzen und freien Söhne.

Brunnen war zauberisch, als wir anlandeten. Die rötlichen Mythen, zwei spitze Pyramiden hinter unserem Waldstätterhof, zur Seite der lange Zug des Axens, gegenüber der Uri-Rotstock mit den zwei Hörnern und der großen, tiefen Einbettung des klarsten Firneises, des reinsten Schnees. Das Städtchen selbst, belebt und freundlich und so recht liebevoll beschützt von den Schwyzer

Bergen, umgeben von baumreichen Matten und Gärten. Es schwärmt und wimmelt von Fremden wie im Ameisenhaufen und unser Hotel hat, glaub' ich, kein leeres Eckchen mehr. Unser behaglicher alter Herr Faßbind, der Eigentümer des Prachtbaus, steht gern im Sonnenschein unter dem Portale und freut sich am „Glück seiner Gäste.“ Denn als Glück empfindet man auch hier wieder das Dasein! Wie schön, so hart an der Schwelle des Wassers, der spülenden, grünglasigen Wellen zu stehen und zu wandeln auf der Terrasse hin bis weit hinunter Hüfte. Mein Gatte sagt gar nichts zu all dem Humbug, er verbirgt seinen Hohn hinter der Cigarrette.

„Komm,“ sagte er heute früh zu mir, „wir wollen auch einen trip machen, ehe wir von hier scheiden, und liegt er auch nicht etliche tausend Meter hoch über dem Meeresspiegel, so steht er doch riesenhoch im Fühlen und in den Herzen des Schweizervolkes.“

Und so fuhren wir im Boot hinüber zum Rütli, der Schweizer Freiheitsstätte, wir zwei allein, und ein „rauher Ferge“



Göschenen! . . . Nun reisen wir nach Rom . . .

zum Pavillon mit der bezaubernden Aussicht auf und ab. Die Böte schießen pfeilgeschwind von Ufer zu Ufer, und die beiden Engländer, die auch „honey mooning“ reisen, aber per Veloziped, erklären uns ihre unglaublichen Tagestouren und schwören, daß sie's auch noch fertig bringen werden, Montblanc und Matterhorn per Bicycle „zu nehmen.“ „Where there's a will, there's a way!“ erläutert uns Mr. Lewellyn kühl und die hübsche, kurzgeschürzte Mrs. Lewellyn betrachtet mich unter dem Mützenschirm hervor sehr von oben herab und stemmt ihre zierliche Faust energisch auf die regte die Ruder und stieß auf unsere bescheidene Anfrage einen markerschütternden Juchzer aus, der an den Felswänden des Axens weiterdröhnte. Die Sonne stand hinter einer schwarzen Wolke, der See machte ein finsteres Gesicht — wir lehnten uns glücklich, dankbar und genießend eng an einander und so ging's unter taktgemäßen Ruderschlägen am Mythenstein vorüber, dessen Goldlettern weit hinaus ins Land leuchten und den Ruhm unseres Schillers verkünden, der die herrliche Schweiz nie mit Augen geschaut hat und doch ein Bild von ihr gab, so treu und machtvoll,

daß dieses Bild in Wirklichkeit ein Spiegel der Wahrheit ist.

Vom Mythenstein seitwärts in die heimliche, kühle Bucht zwischen den Felsen und von dort stiegen wir auf umbuschtem Kletterpfade hinauf zur sammetweichen Wiese, dem Grütli, wo die Eidgenossen einst in stürmischer Nacht ihren Schwur zu Schutz und Wehr der freien Schweiz thaten. Drei Quellen entströmen der Stelle, wo die drei mutigen Männer standen und die Hand gen Himmel reckten, wie's die Sage will.

Ist's denn Sage? Ist der ganze Tellkultus nur der Ausfluß einer Legende, von müßigen Köpfen ersonnen?

Das fragte ich mich, als wir droben im braunen Wirtshause zwischen seinen üppigen altmodischen Gartenblumen beim roten Weine saßen und uns vom Wirte all die Heiligtümer und Erinnerungen aus jener ritterlichen Zeit zeigen ließen. In einem heimischen holzgetäfelten Stübchen bewahrt man sie, und aus den Fenstern des Stübchens, vom Rasenplan vor dem Häuschen, badet sich der trunkene Blick an der wunderbaren Schönheit dieses Landes, von dem sein treues Volk nicht lassen wollte. Der ernste Urner See dehnt sich bis gegen Flüelen hinunter. Drüben der Frohnalpstock und die gewaltigen Felsen des Axen mit der kunstreichen Bogenstraße, Tunnel neben Tunnel, die zum Gotthard hinführen. Der erste Zug braust eben hindurch, und sein schrilles Pfeifen und Schnauben klingt wie ein Mißton in die stille Morgenschönheit dieser ernsten Seelandschaft. Da liegt das liebliche Sisikon in der Schlucht verloren, dort ferner Isleten, zu Füßen seiner furchtbar dräuenden Felswände, die zum Himmel hinauf ragen und von Wolken umflogen werden. Und im Hintergrunde erhebt sich der weiße Bristenstock und die Züge der Surenen, und davor sieht man die Kapelle der Tellsplatte schimmern. Und das alles sollten nur „schöne Punkte" sein? Das ganze blutbefleckte und goldumrandete Blatt wollen die klugen Forscher aus dem Buche der Weltgeschichte herausreißen? Es ist, Gottlob, nicht nur mein Herz, das dieser Gewaltthat widerstrebt, sondern ich glaube, daß all die Herzen, die hier am See der vier Waldstätte höher und begeisterter schlagen, die uralte Tradition nicht missen möchten. Wie die Heiligen der frommen Katholiken, so stehen die heiligen Märtyrer der Freiheit lebend und helfend im Leben und Denken der echten Schweizer und erhalten ihnen ihre höchsten Güter.

Wir sind hart an der Grenze des lieben, schönen Landes — ich schreibe diese Zeilen auf dem Geländer des Dampfbootes, das uns nach Flüelen trägt. Wir haben die Axenstraße schon hinter uns, die Mythen und Brunnen versteckt uns die Biegung des Seearmes, und eben sind unsere Engländer mitsammt ihren Stahlrossen angelandet. Gott weiß, was sie per Bicycle an der Tellsplatte unternehmen wollen.

Jetzt hält unser Dampfer auf Flüelen zu. Die Musikbande, die wir von Brunnen mit hinunter genommen haben, stellt sich mit Trompeten und Oboen am Schiffsschnabel auf und begrüßt das schöne Hafenstädtchen:

„Herz, mein Herz, warum so traurig,
Und was soll das Ach und Weh?
'S ist wohl schön im fremden Lande,
Doch zur Heimat wird es nie!"

So blasen sie, und weil der Morgen kühl ist, kommen die Töne, von zitternden Lippen geblasen, zwiefach wehmütig aus den blanken Instrumenten hervor.

„Awfully jolly, is'nt it?" sagt ein Engländer mir zur Seite, und der alte Franzose, mit dem mein Gatte gestern Abend den nutzlosen aber interessanten Streit über den seligen Leon Gambetta im Vergleich zu „Guillaume Tell" ausfocht, schüttelt seinen feinen Weißkopf:

„C'est touchant! Quel peuple impulsif que ces Suisses!"

— Die Schweizer impulsiv? Nein, weiß es Gott, das sind sie im Alltagsleben nicht, dazu muß man nach Oberbayern und Tirol gehen!

In Flüelen abermals großes Fremdentreiben auf und ab. Händler mit nützlichen und thörichten Dingen quälen und verlocken. Unser Franzose ersteht sich einen entsetzlichen Handspiegel in Olivenholzfutteral mit „Fiora" und einer Neapolitanerin darauf, mein Gatte läßt sich nur durch flehentliches Bitten meinerseits davon zurückhalten, seine Stocksammlung durch zwei Handwerksburschen-Exemplare zu bereichern.

Auf dem Bahnhofe lauter Gotthardreisende. Herr von Sacken nickt uns schon aus dem Coupé zu, wir zählen eilends unser

Handgepäck, und haben nur noch eben Zeit, einer alten Bekannten zuzuwinken: Beppinas Mutter, die mit Tochter Nummer zwei, der vergröberten Ausgabe unserer schönen Freundin vom Thunerhof, aus Altorf zurückkehrt und gen Luzern strebt.

Dann geht's fort mit der Schnelligkeit des Windes. Die prächtige Gegend fliegt vorüber wie ein Traum. Zuerst Altorf, von der schönen Bürgler Kirche überragt. Im Vorbeifahren sehen wir an dieser und jener Hausfront das trotzige Kantonswappen: den Stier von Uri. Nun zeigt sich droben die Burg der Attinghausen, malerische Trümmer; immer kühner steigt die Straße. Wie ein überbürdetes Pferd ächzt und stampft die Lokomotive; von einem Tunnel jagt sie in den anderen, ihrer langen Wagenreihe zornig voranpfeifend. Und dringt man aus dem Dunkel wieder zum Lichte durch, welch grandiose Romantik! Hier ein rascher Einblick ins Maderanerthal, die schwerbeladene Spitze der Windgelle taucht einen Moment aus dem Nebelgrau hervor, da ist der Bristenstock. Sein Schoß nimmt unseren Zug in sich auf. Viadukte schwingen sich kühn über stürzende Bäche und über den grünen, kristallklaren Reußfluß; an der Straße hin allerhand thörichte und aufdringliche Reklamen: Hotels, Schokolade, Seife und Magenbitter, von erbärmlicher Menschenhand an die ewigen Felsen gekritzelt.

In Gurtnellen machten wir's, wie Herr von Sacken es vor uns gemacht hatte, schon in Amsteg. Wir stiegen aus, ließen unser Gepäck nach Göschenen gehen und wanderten, aller Bürde ledig, auf der alten Gotthardstraße weiter, um vor dem großen Tunnel den Mittagsschnellzug nach Bellinzona zu treffen.

Eine ernste, melancholische Wanderung, diese letzte unserer zwei Glückmonate auf Schweizer Boden. Schwer und finster lastete der Himmel auf den Gebirgen, und weiße Schleier umschwebten die Felskolosse, legten sich ins dunkle Haar und an die Graubärte der Riesentannen und auf die Dächer der Häuschen von Gurtnellen. Es durchschauerte uns! Am Ufer der drängenden, reißenden Reuß, der alten Brücke gegenüber, rasteten wir zwischen den tropfennassen Farnkräutern, und der Inhalt unserer guten Feldflasche goß uns wieder ein wenig irdische Wärme ins kalte Blut!

Und dann auf der stillen, menschenleeren Gotthardstraße, wo einst das Saumroß seinen Pfad suchte, an schwermütigen Bildern und Blicken vorüber, im dichten Schneetreiben nach Göschenen.

Wir kamen eben zu rechter Zeit, um unser Gepäck in Empfang zu nehmen.

Böses Abschiedswetter! Mein Mann lächelte und sagte:

„Sieh, Liebste, nun paßt dein Gleichnis vom Kornfeld! Der Winterschnee mag kommen: unsere erste Ernte ist eingeheimst, meine Schweizer Skizzenmappe, deine allerliebsten Worte dazu. Hiermit sprech' ich dich zünftig, liebe Künstlerin. Nun reisen wir nach Rom, und dort will ich von meinen Meistern aus großer alter Zeit lernen, und du sollst für deine Poesie an dem lebenden Meister lernen, an Stretta. Signora Beppina mit der süßen Stimme soll die vierte unseres Kleeblatts von Apollos Gnaden sein!"

„Flicken Sie ein fünftes Blättchen an, Verehrtester," sprach's da plötzlich lachend, und uns gegenüber stand Sacken, der gerade von seiner Wanderung anlangte.

„Brr! Das ist ein miserables Wetter!" sagte er und schüttelte uns die Hände; „kommen Sie, da drinnen gibt's ein gutes Diner, das kenn' ich von früher her, und in drei Stunden sind wir in Lugano. Mögen Sie mich als Cicerone mitnehmen?"

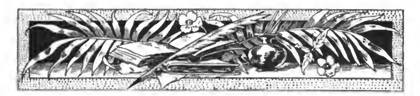
Wir sagten ihm nicht nein!

— — — — — — — — — — —

Jetzt brausen wir durch den Tunnel, und dahinter, so sagt der neue Cicerone, soll ein Paradies liegen, wie sich's meine achtzehnjährige Poetenweisheit nicht träumen läßt!

— — — — — — — — — — —

So sagt er, aber tausendmal beredter sagen mir's meines Geliebten leuchtende Augen!



Viktor Ernst Neßler †.

Von Ferdinand Pfohl.

(Abdruck verboten.)

Mit Viktor E. Neßler ist einer der populärsten Komponisten unserer Zeit dahingegangen, der in den äußeren Erfolgen einzelner seiner Werke von keinem zeitgenössischen Tondichter übertroffen wurde. Es ist ein bloßer Zufall, daß Neßler ein Zeitgenosse Wagners gewesen; aber in die denkbar schroffste Gegensätzlichkeit des künstlerischen Wirkens der beiden Männer hat eben dieser Zufall das Geheimnis der Erfolge des Opernkomponisten Neßler gelegt. Es klingt paradox, wenn man den Satz ausspricht, daß Neßler durch Wagner groß geworden sei. Und doch ist es so. Wagner ist eine künstlerische Riesenperson: seine flammende Leidenschaft, sein dramatisches Pathos, die Größe und Tiefe seiner Probleme, in die nicht selten die schwierigsten metaphysischen Fragen hineinspielen, und die Reckenhaftigkeit seiner Tonformen geben seinem Gesamtkunstwerk ein so erdrückendes Gewicht, lassen es so zermalmend auf das Empfindungsleben des normal konstruierten Theaterbesuchers einwirken, daß ein endliches Bedürfnis nach Schlichtheit und bürgerlicher Gradheit der Empfindung, nach kleinen, zierlich gespannten Melodienbögen und allgemein verständlichen, dem Volksbewußtsein ohne philosophische Schlüssel zugänglichen Stoffen als Kontrastwirkung sich von selbst erzeugen mußte. Und das alles fand das Volk in den Opern Neßlers: keine Stürme, kein Scirocco von Leidenschaft wehen hier glühend und versengend dem Zuschauer entgegen; keine Labyrinthe von Akkorden versetzen ihn in qualvolle Irrnis und lassen ihn hilfesuchend nach einem Ausblick, nach einem Stück blauen Himmel spähen. Hier bei Neßler fand man sich so leicht zurecht: man ging auf schönen geraden Wegen, ebene anmutige Gegenden rechts und links; die Melodien blühen als harmlose Blümlein zu beiden Seiten des Weges; man braucht sich nur zu bücken und mit leichter Mühe nimmt man sich einen ganzen Strauß der kleinen Blumenmelodien mit nach Hause. Und aus der duftverklärten Ferne klingt ein Stück holder deutscher Sage herüber ... Ja, das muß man sagen: das „Gefühl“ geht bei Neßler nie leer aus und weil das Gefühl gerade von jeher ein so ausschließliches Privilegium des deutschen Volkes war und hoffentlich auch in Zukunft bleiben wird, so scheint nichts natürlicher als die Thatsache, daß Neßler, als er mit seinem „Trompeter von Säkkingen“ diesem Gefühlsbedürfnis des deutschen Volkes in so ausgiebigem Maße entsprach, mit einem Schlage eine außerordentliche Volkstümlichkeit erlangte. Und volkstümlich ist Neßler überall, wo er innerhalb der Grenzen seiner Begabung sich bewegt: er selbst wurzelte mit seiner besten Kraft im Volke, dessen Volksliedweisen die bestimmenden Vorbilder seines künstlerischen Schaffens wurden; er lernte vom Volke das Singen, er hörte mit scharfem Ohre, wie man im Volke sang, was man im Volke sang; und so wurde er ein Volkskomponist, in dem die produktiven Elemente, wie sie auf Tausende verstreut sind, ohne ihre eigentümlichen Fähigkeiten entwickeln zu können, sich sammelten und zu Äußerungen ihrer Energie gelangten. Das Leben Neßlers bewegte sich von seinem Beginn bis zu seinem Ende in bescheidenen Bahnen: das Schicksal führte ihn nicht hinauf auf die volle Sonnenhöhe des Lebens, in der nur auserlesene Geister zu atmen vermögen; es warf ihn aber auch nicht hinab zu den Enterbten des Lebens, deren ganzes Dasein eine hoffnungslose Sehnsucht nach Oben erfüllt ....

Neßler ist geboren am 28. Januar 1841 in dem elsässischen Dörfchen Baldenheim,

unweit der altehrwürdigen Hohenstaufenveste Schlettstadt. Sein Vater, der Pfarrherr Carl Ferdinand Neßler, übersiedelte bald nach der Geburt seines jüngsten Sprößlings nach der kleinen Stadt Barr, welche, am Hange der Vogesen gelegen, mit den mannigfaltigen Reizen einer wunderbaren, kraftvollen Gebirgsnatur geschmückt ist. Inmitten eines an landschaftlichen Schönheiten überreich gesegneten Himmelsstriches, unter tiefblauem Himmel, der sich über üppige Weinberge und anmutige Höhenzüge mit ihren verwitterten Burgen, den Denkmalen einer die Phantasie kräftig anregenden Vergangenheit, spannt; inmitten eines nach streng sittlichen Vorbildern lebenden Familienkreises, welchem unter der verständnisvollen Führung des ernsten und leutseligen Familienoberhauptes die Gnade schlichter, deutscher Hausmusik beständig zuteil ward, wuchs der talentvolle Knabe empor. Zeitig versuchte er's mit dem Klavierspielen, und die kleinen rundlichen Kinderfäustchen bearbeiteten oftmals mit ebensoviel Ausdauer als unharmonischem Ärgernis die Tasten des geduldigen Pianofortes. Das kräftig sich äußernde Talent des Knaben entwickelte sich unter der Anleitung des Vaters sehr rasch so weit, daß die Versuche des Kindes wenigstens den Anstrich einer gewollten und bewußten Kunstübung bekamen. Viktor erregte bald Aufsehen mit seinem kindlichen Klavierspiel — es war in Ermangelung eines Steckenpferdes ein wirkliches Spiel mit dem Klavier, wie mit einem Spielzeug — immer mehr erweiterten sich die Kreise derjenigen, welche für den Knaben Interesse empfanden. Schließlich erhielt der Vater von Straßburg aus den ernstlichen Antrag, den Knaben auf eine Konzertreise vorzubereiten. Der einsichtsvolle Vater bewahrte seinen Sohn vor dem traurigen Schicksal der Wunderkinder, bei denen mit dem Kinde gewöhnlich auch die Wunder aufhören: der Antrag wurde rundweg abgeschlagen, und zugleich der Plan für die weitere Erziehung Viktors abgesteckt, und diese nach streng humanistisch-klassischen Prinzipien weitergeführt. Die Vorbereitungen zum Universitätsstudium wurden so ernstlich betrieben, daß dem heranwachsenden Jüngling kaum soviel Zeit blieb, um zu seiner Erholung zu musizieren, geschweige denn um die Passion an die Stelle des Berufes setzen zu können. Das änderte sich freilich, als der junge Mann Ende der fünfziger Jahre die Universität Straßburg bezog, um hier Theologie zu studieren. Nicht als ob er sein Berufsstudium vernachlässigt hätte! O nein, er war sogar ein ebenso frommer und überzeugter als fleißiger Theologe, der es mit seinem Fach sehr ernst nahm.

Aber der frische, fröhliche Drang der von Thatkraft geschwellten Brust, der Zauber der akademischen Freiheit und der lachende Humor der Jugend rückten seine geheimsten Pläne und Lieblingsneigungen bis auf greifbare Deutlichkeit vor seine liederfrohe Seele. Die Leidenschaft, Musiker zu sein erfaßte ihn mit unwiderstehlicher Macht. Er studierte mit größtem Eifer alle ihm zugänglichen theoretischen Werke über Musik und vervollständigte mit dem Eifer eines unverwandt fernen Zielen zustrebenden Fanatikers seine theoretischen Kenntnisse und sein praktisches Können. Da er eine schöne klangvolle Baßstimme besaß und durch seinen empfindungsvollen Vortrag von Liedern die Herzen zu rühren verstand, so wurde es ihm leicht, in den Gesangverein „Sternenkränzel" aufgenommen zu werden und hier sehr bald eine führende Stellung, eine Hegemonie im kleinen, zu erlangen. Der Schaffenstrieb in Neßler regte sich: die ersten Versuche zu eignem Schaffen machte Neßler an Texten der heiligen Schrift, ein rühmliches Zeugnis für den Ernst, mit dem er seine Lebensaufgabe anzufassen bemüht war. Im Jahre 1863 brachte das „Sternenkränzel" sein opus 1, eine recht wohl gelungene Komposition des 137. Psalm, zur öffentlichen Aufführung. Der glänzende Erfolg, den dieses Stück dem überglücklichen Komponisten einbrachte, öffnete dem jungen Mann die Augen über seinen eigentlichen Beruf und gab ihm den Mut, die dornenvolle Laufbahn des produzierenden Musikers, der glatteren, nach festen Normen geregelten, sorgenfreien Beamtenlaufbahn vorzuziehen. Und in aller Stille rüstete sich Neßler, den entscheidenden Schritt zu wagen. Im Verein mit einem jungen, phantasievollen und dichterisch begabten jungen Mann, namens Edmond Feborel, wurde der Plan zu einer Oper gehörig durchsprochen und von beiden Teilen mit dem ganzen Enthusiasmus ungetrübter Jugendzuversicht ausgeführt. Es dauerte auch nicht lange, so war die Oper fertig: sie behandelte die erste Liebe Hein-

Viktor Ernst Neßler †.

richs IV und führte den Titel „Fleurette.“ Die biederen Straßburger waren starr vor Erstaunen, als eines Tages die Theaterzettel die Neuheit, unter welcher kühn die Namen der Verfasser prangten, populo et orbi kund und zu wissen thaten; das Erstaunen war um so größer, als eben Herr Studiosus Neßler tags vorher eine Predigt gehalten hatte. Nun die Fakultät forderte Neßler wie seinen Mitschuldigen vor ihr Tribunal. Beide erhielten das consilium abeundi. Die Stadt und die Bewohner gerieten über diese Vorgänge in unbeschreibliche Aufregung, die sich endlich mit der ersten Aufführung der Oper in einen ungeheuren Jubel entlud. Neßler errang einen glänzenden Sieg, unter dessen Bann auch der vorher um das Schicksal seines Sohnes nicht mit Unrecht besorgte Vater seine Einwilligung gab zu dem Entschlusse des Sohnes, in ernsten Kunststudien sich die äußere Handwerkstüchtigkeit zum Komponisten zu erwerben. Denn bisher war Neßler nichts anderes als Dilettant gewesen, den ein glücklicher Griff vor dem Schicksal, sich lächerlich zu machen, behütet hatte. Straßburg, der wunderschönen Stadt, in welcher der junge Komponist seinen ersten Triumph gefeiert, wo er bald nachher seinen ersten Verlust ertragen lernte — Freund Feborel war frühzeitig dahingesunken — Straßburg kehrte jung Neßler den Rücken und wandte sich, entgegen der Neigung vieler seiner elsässischen Landsleute, in Groß-Paris die ersten Kunstweihen zu empfangen, nach Leipzig, nach Klein-Paris, dem Zentrum und der Metropole des deutschen Musiklebens. 1864 zog Neßler in Leipzig ein, jener Stadt, welche die Wiege seiner größten Triumphe werden sollte. Zuerst waren es

sehr strenge theoretische Studien, welche er unter der Leitung des berühmten Theoretikers und Kunstphilosophen M. Hauptmann absolvierte. Der Mühsal des Kontrapunktes in allen seinen Gestalten entronnen, sprang er frisch, fröhlich und frei mitten in das ohnegleichen dastehende Vereinsleben Leipzigs hinein. Die Männergesangvereine sind, so dilettantisch gewöhnlich auch die Kunst dort betrieben wird, gewissermaßen eine Neubelebung der alten Meistersingerschulen; freilich Tabulatur und Regel, das kunstfeindliche, mittelalterliche Schreckgespenst, fühlt sich im elektrischen Lichte des XIX. Jahrhunderts nicht wohl; aber wie die Singschulen zur Zeit eines Hans Sachs für die künstlerische Befruchtung des Volkes der wichtigste Mittler waren, so haben auch die in allen Ecken und Enden unseres deutschen Vaterlandes seit Beginn dieses Jahrhunderts hervorwuchernden Männergesangvereine und Liedertafeln einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die künstlerisch-musikalische Bildung des bürgerlichen Mittelstandes ausgeübt. Es ist das „Volk" im weiten Sinne des Wortes, welches diese Vereine bildet, und diese Vereine sind es, welche dem Geschmacke des Volkes, seinem Bedürfnis nach Wohllaut und Melodie sich dienstbar erweisen. Die breiten Volksschichten senden in den zahlreichen Handwerkern und Gewerbetreibenden, aus denen sich die Gesangvereine durchschnittlich zusammensetzen, die Vertreter ihrer künstlerischen Interessen auf den Parnaß. Für sie ist die Musik eine Erholung, Balsam auf die Schwielen ihrer Hände, ein leichtes und angenehmes Narcoticum für die Sorgen des Daseins. Neßler begriff diese Mission der Volksgesangvereine und indem es ihm, als Dirigenten zweier größerer Vereine, des „Mercur" und des „Sängerkreis," gelang, eine seiner Neigung entsprechende und des künstlerischen Aufschwunges keinesfalls entbehrende Thätigkeit zu entfalten, lernte er sein produktives Vermögen in den Dienst eines bisher fragwürdigen Kunstgenre stellen, in welchem er bald durch ungewöhnliche Mannigfaltigkeit der Formen und unerschöpflich scheinenden Stimmungsfonds des Inhaltes den Ruf eines allgemein beliebten und begehrten Komponisten sich errang. Mögen unter den Männerchören Neßlers manche sich befinden, die allzusehr aus der Begeisterung bierseliger Ergriffenheit hervorgegangen und als eine wirkliche Bereicherung der Litteratur nicht anzusehen sind, so fügte sich in seiner leichtgestaltenden Hand doch manches schmucke, schlichte Lied zu einem wirklichen Kunstwerk von eigenartigem Gepräge; es schimmern in der langen Reihe dieser Schöpfungen neben schönen Stimmungsbildern edelgeformte Melodieen, kraftvolle Rhythmen wettern uns entgegen, und manches Lied klingt in sonnigem Humor versöhnlich aus. Und überall ist es diese einfache Liedform, in welcher die Seele Neßlers, sein Talent und sein Können sich am überzeugendsten äußern; die schönsten Nummern seiner Opern, seine glücklichsten Einfälle: immer und immer wieder sind es Lieder. Aus dieser fruchtbaren Zeit stammen von größeren Chorwerken die auch im alten Gewandhaussaale zur Aufführung gebrachte Ballade „Das Grab im Busento," der „Gesang zu Pfingsten," „Der Blumen Rache" &c. Im ganzen hat Neßler in dem Genre der Chorkomposition über 100 Werke veröffentlicht, welche zum Teil eine sehr große Verbreitung gefunden haben. Aber mit Männerchören allein sichert man sich in einer Zeit, wie der unsrigen, in der feinen Hausbedarf an Liedern jeder Biedermann sich selbst verfertigt, weder einen Anspruch auf Unsterblichkeit, noch überhaupt eine, wenn auch noch so bescheidene Stellung in der Kunstgeschichte. Und Neßler blieb, wenn er sich aus den engezogenen Grenzen des Liedertafeltones heraus in den Mittelpunkt größerer künstlerischer Horizonte stellte, kein anderer Weg, um seinem Ehrgeiz Genüge zu thun, als der Schritt auf die Bühne, wohin ein kräftiger Instinkt schon den Jüngling gewiesen. Er legte sich also mit aller Energie auf die Opernkomposition; die romantische Zauberoper: „Dornröschens Brautfahrt," dann die Opern „Am Alexandertag" und das Singspiel „Der Nachtwächter" waren die ersten freilich noch etwas unreifsaueren Früchte seines Fleißes. H. Laube führte die letztgenannten Bühnenwerke auf, die keinen sonderlichen Erfolg errangen; kein besseres Schicksal war der unter Fr. Haases Bühnenleitung aufgeführten großen Oper „Irmingard" beschieden. Neßler befand sich in vollem Sturm und Drang, es fehlte ihm noch die nötige Selbsterkenntnis für die Eigenart seiner Begabung, es mangelte ihm vor allem auch an dem sicheren

Blick für das Theatralisch-Wirksame. Schon 1871 wurde er Chor- und Musikdirektor am Leipziger Stadttheater, und in diesem Amte lernte er die Bühne und ihre Wirksamkeit so sicher abschätzen, daß schon seine nächste Oper, der 1879 zum erstenmal aufgeführte „Rattenfänger von Hameln“ einen vollen Erfolg sich errang. Mit dem „Rattenfänger“ trat Neßler in einen neuen Lebensabschnitt: er wurde mit einem Schlage ein bekannter Komponist, dessen Arbeiten man mit Aufmerksamkeit verfolgte; den Theaterdirektoren flößten die Kassenerfolge der Opern den nötigen Respekt ein, dem Publikum gefielen die zahlreichen in den Text eingestreuten Lieder und die leicht sangbaren, gefälligen Weisen; das „Liedlein vom Ohrenklingen“ und vieles andere empfahl sich durch poetische Anschauung und reizvolle Einzelzüge. Im übrigen ist, von rein dramaturgischem Standpunkte aus betrachtet, der „Rattenfänger“ kein Meisterstück. Der Text, von Fr. Hofmann nach J. Wolffs Aventiure gedichtet, zersplitterte das Interesse des Hörers: Episodenwerk und Nebensächliches überwucherten die Handlung, die in der bekannten Rattenbeschwörung einen halb komischen, halb ekelhaften Laterna-magika-Witz in Szene setzte; schon die Allegorie des Vorspieles ist eine Sünde gegen den Geist der dramatischen Haltung. Die Musik bot ihr Bestes in den rein lyrischen Partieen: sie war zwar im ganzen eine gute, ehrenwerte Arbeit, verscherzte sich aber das dauernde Wohlwollen der Kenner durch die zahlreichen Anklänge an die gewohnte Liedertafellyrik. Daß der Erfolg nicht der Gott sei, zu dem alle beten, daß der Erfolg sogar recht harte und grausame Wirkungen zu erzeugen im stande sei, kein anderer Komponist mußte diese Wahrheit öfter durchkosten, als gerade Neßler. Als nach dem Mißerfolg des 1881 aufgeführten „wilden Jäger“ im Jahre 1884 der „Trompeter von Säkkingen“ auf der Bildfläche erschien und einen geradezu sensationellen Erfolg hatte, da bekämpften eine große Anzahl musikfreundlicher Männer — nicht nur die jungen, auf Wagner schwörenden Brauseköpfe — Neßler wie eine allgemein gefährliche Krankheit; man zerzauste und zerpflückte den armen Meister, wies ihm mit der vernichtenden Folgerichtigkeit eines logischen Axioms seine gänzliche Unfähigkeit zum Opernkomponieren nach und legte den großen Kirchenbann auf ihn. Aber damit hielt man den Siegeszug des Trompeter über die Bühnen Deutschlands, Österreichs und Amerikas nicht auf. Leipzig allein gab das Werk hundertdreißigmal. Bei der hundertsten, den Charakter einer Jubelvorstellung tragenden Aufführung, war Neßler der Gegenstand der herzlichsten Huldigungen des Publikums, und es war keine bloße Redensart, wenn der gefeierte Komponist der großen Schar seiner Freunde, welche ihm einen glänzenden Fackelzug und ein Ständchen brachten, die Worte zurief: „ich habe gekämpft, gelitten und gesiegt.“ Aber wo steckt das Geheimnis der außerordentlichen Wirksamkeit des „Trompeter?“ Ganz sicherlich ist das ohnegleichen populäre Gedicht Scheffels ein Hauptträger des phänomenalen Erfolges, aber ganz abgesehen davon: die negative Ursache dieser zündenden Unmittelbarkeit lag in der Reaktion auf einen lange Zeit hindurch ausschließlich gepflegten Wagnerkultus; das Einfache, Schlichte und Gerade der Neßlerschen Tonsprache erquickte und ließ die von dem wildbewegten Empfindungsmeere der Wagnerschen Dramen auf das äußerste angegriffenen Nerven sich ausruhen; bei Wagner galt es Berge von Musik zu ersteigen; hier bei Neßler geht man auf der Ebene und holde Melodieenbächlein murmeln dem Wanderer vergnügt in die Ohren. Das ist die negative Seite des Erfolges. Und die positive ist das Lied von der „häßlichen Einrichtung,“ wie der Volkswitz bald kurz und bündig das Scheffelsche „Es ist im Leben häßlich eingerichtet“ nannte. Dieses Lied ist das punctum saliens der ganzen Oper, der Angelpunkt, um den sich das ganze Werk, die Taschentücher der Zuschauer, die Gartenkonzerte unserer Militärkapellen und die Walzen der Drehorgeln drehen. Die verschiedenen Bearbeitungen gar nicht mitgezählt, ist jenes in der Erfindung übrigens nichts weniger als bedeutende oder ungewöhnliche Lied in 180000 Exemplaren abgesetzt; das Textbuch wurde bisher — die Oper erlebt noch immer täglich neue Aufführungen — in einer halben Million Nummern verkauft. Was das unbefangene Ohr an der Trompetermusik erfreut, ist ein gesunder Zug zum Volkstümlichen hin, die fast ausschließlich mit Glück und Gewandtheit gebrauchte Liedform und die Ehrlichkeit des Komponisten, der so

spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist und anderen Meistern prunkende Redensarten nachzustammeln wohlweislich unterläßt: die vielen halb fröhlichen, halb wehmütigen Trompetenstücklein, die der Partitur „scheffel“weise einverleibt sind, erklären bei der allgemeinen Beliebtheit, welche sich die Trompete bei uns Deutschen erfreut, — wer von uns hätte sich nicht schon von einem in lauer Sommernacht an sein Ohr schlagenden, weichen Trompetensolo bethören lassen? — einen Teil des trotz aller kritischen Ärgernisse von Tag zu Tag sich steigernden Erfolges. Sonderbar bleibt bei der sonst so flüssig geschriebenen Partitur die stellenweise so unbeholfene Instrumentation und die geradezu grotesk-komische Physiognomie einzelner im Sinne des Wagnerischen Leitmotivs mit Personen oder szenischen Vorgängen wiederholt verknüpfter Motive. So ein kleines komisches Ungeheuer ist z. B. das Trinkmotiv des rheinweinseligen Freiherrn. Mit dem „Trompeter“ hatte Neßler alles gegeben, was er zu geben hatte. Einen Tag nach der hundertsten Aufführung dieser Glücksoper ging über die Leipziger Bühne Neßlers neues Werk „Otto der Schütz“ (1886). Innere Schwäche und eine vergriffene Besetzung der weiblichen Hauptpartieen begründeten die ziemlich heftige Ablehnung, welche das Werk erfuhr. Neßler, am Tage vorher noch der gefeierte Held der Situation, sah sich aus allen Himmeln gestürzt, und dem verletzten Musiker, der in rasendem Schmerz mit einem Rapier einen Thonofen zerhieb, wird kein gerecht Denkender sein aufrichtigstes Mitempfinden versagen. Neßler ging nach Straßburg zurück, wohin er schon 1884 mit seiner Familie — seine Gattin, eine feingebildete, liebenswürdige Elsässerin, hatte ihm einen Sohn geschenkt — übergesiedelt. Er trug sich mit einem neuen Werke, dessen Stoff der glanzvollen Vergangenheit seiner Vaterstadt entnommen war: Die berühmte Hirsebreifahrt der Züricher nach Straßburg war die historische Grundlage der Fabel. Neßler reichte die fertige Partitur des Werkes dem Münchener Hoftheater ein; von Woche zu Woche verschob sich die Aufführung; endlich Anfang Mai 1890 erschien die „Rose von Straßburg“ auf den Brettern; aber das Glück war von Neßler gewichen; seine Oper bedeutete einen gänzlichen Mißerfolg. Neßler, dessen Gesundheit schon nach dem Falle seiner Oper „Otto der Schütz“ ernstlichen Störungen ausgesetzt war, konnte diesen neuen Schlag nicht verwinden; in tiefster Gemütsverstimmung kehrte er in den Kreis der Seinen zurück; es stellten sich die Anzeichen eines gefährlichen Herz- und Nierenleidens bei ihm ein; am 28. Mai erlag er dem vereinten Ansturm seines Leidens und seiner Trostlosigkeit über den Münchener Mißerfolg.

Neßler war ein ehrlicher, deutscher Künstler; er war kein Genie, aber allen seinen Produktionen ist der Stempel der Ehrlichkeit aufgeprägt. Den Menschen Neßler zeichnete eine überaus menschenfreundliche Denkweise und echter Humor aus. Noch auf dem Sterbebette beschäftigte ihn die große Frage unserer Zeit, das soziale Problem. „Es muß etwas für die Arbeiter gethan werden,“ phantasierte er, „Prinzipale nachgeben, nachgeben!“ Liebenswürdig, freundlich gegen jedermann, verband sich Neßler alle jene, welche ihn persönlich kannten, in Hochachtung und Freundschaft. In Leipzig zählen seine persönlichen Freunde nach Tausenden, und Straßburg dürfte der Adoptivvaterstadt Neßlers kaum in diesem Punkte nachstehen. Seinem Humor ließ er manchmal die Zügel schießen: dann führte er mit Vorliebe ein „Katzenduett“ am Klavier aus; die Maiengesänge zweier in stiller Mondnacht über alle Schranken der Konvenienz erhabenen Katzenherzen ahmte er in höchst ergötzlicher Naturtreue nach; einer Kleiderbürste verstand er dabei wunderbar pfauchende Töne zu entlocken. Den deutschen Kaiser Wilhelm soll der Scherz Neßlers ungemein belustigt haben. So harmlos übermütig er in diesen Scherzen sich zeigte, so ernst nahm er es mit seinen Pflichten, so zärtlich war er als Familienvater und Gatte. Sein eignes Kunstschaffen aber verteidigte er mit den schönen Worten, welche er als Widmung unter eines seiner, einem wohlthätigen Zwecke bestimmten Werke setzte: „Geht in den Wald und hört die Vöglein singen. Ein jedes singt seine besondere Weise, wie Gott sie ihm in die Kehle gelegt hat. Sollen wir weniger Freiheit haben? Oder sollen wir nicht auch singen dürfen, wie es uns ums Herz ist?“

[illegible]. Von Joseph [illegible]

Zwei Oberammergauer Passionsromane.

Von Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Ob ich in Oberammergau war? — Nein! — Warum nicht? — Weil ich den Roman „Am Kreuz“ von Wilhelmine von Hillern (Zwei Bände, Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft) gelesen habe. — Man wird mir einwenden, daß auch die beste Erzählung nicht den Augenschein und persönliche Eindrücke ersetzen kann. Das ist zweifellos richtig. Ebenso richtig ist es aber auch, daß die Erinnerungen an einen schlechten Roman den Eindruck des erhabensten Schauspiels herabstimmen können. Ich lasse es nun dahingestellt, ob „der Passion“ — ich habe aus dem Hillernschen Roman etwas gelernt — mir wirklich den Eindruck eines erhabenen Schauspiels gemacht haben würde; die guten Bekannten der Großstädte, die ich dort zweifellos getroffen hätte, würden mit ihrer künstlichen Naivetät mein bißchen natürliche voraussichtlich ins Gegenteil verkehrt haben. Wenn man von Natur schon so empfindlich ist, soll man doppelt vorsichtig sein und auf Extravaganzen die Enthaltsamkeit folgen lassen. Ich habe also „Am Kreuz“ gelesen und bin „dem Passion“ fern geblieben. — Es geschieht ja nicht selten, daß wir das Gegenteil von dem erreichen, was wir bezwecken; auch Wilhelmine von Hillern hat der Menschlichkeit ihren Tribut gezollt. Sie hat eine Apotheose der Oberammergauer Passionsspiele schreiben, sie hat der ganzen Menschheit den Weg zum Kreuz zeigen wollen, — und ihr Roman liest sich wie die unerhörteste Blasphemie, die sich jemals an ernste Dinge gewagt hat. Ich bezweifle keinen Augenblick, daß es Frau von Hillern weder um eine Reklame für Oberammergau, noch um eine litterarische Spekulation auf das Publikum zu thun gewesen ist, als sie nach jahrelanger Pause in diesem Sommer mit ihrem Passionsroman auf dem Büchermarkt erschien, ich bin vollständig überzeugt, daß sie aus eignem innerstem Bedürfnis herausgeschrieben hat und daß sie wirklich glaubte, sie könne die Menschheit von der Täuschung zur Wahrheit führen und sie darüber belehren, daß das Sichtbare nur das Symbol des Unsichtbaren ist. Mit solchem Hinweis auf die Wahrheit und das Unsichtbare schließt die Einleitung, die sich sowohl in Bezug auf Wortreichtum wie auf Unklarheit die weitesten Grenzen steckt. Oberammergau ein modernes Gethsemane zu nennen, wird Gläubigen wie Ungläubigen gleich verwunderlich erscheinen, und was das „Licht“ von Oberammergau mit dem dreißigjährigen Kriege, mit Napoleon und anderen Erinnerungen an den Geschichtsunterricht zu thun hat, ist gleichfalls schwer verständlich. Wenn die Verfasserin erzählt hätte, daß in Neuseeland Menschenfresser wohnen und in Oberammergau „der“ Passion gespielt wird, so hätte das jedenfalls eine Parallele von gleich überzeugender Logik abgegeben. Aber wenn auch nichts anderes, so gewinnt man aus dieser Vorrede doch die Überzeugung, daß Frau von Hillern nicht die Absicht hatte, einen verwerflichen Sensationsroman zu schreiben. Das sind mildernde Umstände, aber sie schaffen die Thatsache nicht aus der Welt, daß sie einen solchen geschrieben hat. Frau von Hillern wollte die Umwandelung eines geistreichen Weltkindes von sehr zweifelhafter Moral in eine Büßerin am Kreuz schildern, den Irr- und Läuterungsgang einer modernen Maria Magdalena aus den oberen Zehntausend. Der Dichter, welcher sich an ein solches Seelengemälde wagt, bedarf vor allem einer großen Eigenschaft: Er muß von der unbedingtesten Wahrheitsliebe beseelt sein. Frau von Hillern aber ist die Romandichterin geblieben, die sie war, mit allen Überschwänglichkeiten, die ihr anhafteten, als sie noch für die Befreiung des Menschen „aus eigener Kraft“ oder durch einen gleichfalls menschlichen „Arzt der Seele“ schwärmte und nichts wußte von dem „modernen Gethsemane,“ dem Licht von Oberammergau und — der Entsühnung durch das Kreuz. Und diese romanhafte Überschwänglichkeit beruht im Grunde auf nichts anderem, als auf dem — in diesem Fall jedenfalls unbewußten — Gegenteil von Wahrheitsliebe. So ist denn das, was ein Büßerroman werden sollte, ein Werk geworden, in dem die Wollust der Kreaturen sich vermenget — nicht mit Bitterkeit — sondern mit religiösen Dingen, und zwar in einer Anstoß erregenden Mischung: Anstoß erregend für Katholiken und Protestanten, für Christen und getaufte Heiden, für jedermann sogar von Geschmack, denn die Verquickung von Wollust und Religiosität gehört zu den peinlichsten Ausgeburten der Phantasie, denen man begegnen kann. Wenn ich vorher sagte, ich sei davon überzeugt, Wilhelmine von Hillern habe nicht die Absicht gehabt, einen Sensationsroman

im schlechten Sinn zu schreiben, so bin ich in diesem Punkt allgemeiner Zustimmung doch nicht sicher. Das ist Schuld der Verfasserin, welche die Namen der diesjährigen Passionsspieler mit unwesentlichen Veränderungen der Konsonanten, aber in gleicher Klangfarbe in ihren Roman übernommen hat. Der Christusspieler von Oberammergau heißt Joseph Maier, der in dem Hillernschen Roman, zugleich der Held desselben, Joseph Freyer, und so geht es durch die Liste der Passionsspieler. Das ist nicht eben geschmackvoll, da die Passionsspieler nicht nur Statisten in dem Roman sind, aber vielleicht ist es auch nicht mehr. Jedenfalls kann es den Ammergauern überlassen bleiben, wie sie darüber denken wollen. Ich halte es gar nicht für unmöglich, daß Herr Joseph Maier stolz auf sein litterarisches Porträt Joseph Freyer ist, denn das Komödiespielen verführt zu den merkwürdigsten Eitelkeiten, und eine merkwürdige Eitelkeit wäre es. Aber ich will mich nicht mit Kleinigkeiten aufhalten. Zu „dem Passion" nach Ammergau also fährt in vierspänniger Equipage, einen zweiten Wagen mit Dienerschaft hinter sich, die verwitwete Maria Magdalena Reichsgräfin Wildenau, geborene Prinzessin von Prankenberg. Sie hat einen alten Vater, der in Schulden bis über die Ohren steckt, ihr Gatte ist ein Greis gewesen, der ihr ein kolossales Vermögen unter der Bedingung hinterlassen hat, daß sie sich nicht wieder vermählt, sie ist jung, achtundzwanzig glaube ich, schön, geistreich, ein wenig blasiert, — also prädestiniert zur Romanwitwe. An ihrer Seite sitzt in dem Vierspänner der Erbprinz von Metten-Barnheim, Sohn des regierenden Herzogs von Metten-Barnheim, der auf dieser Passionstour zu zweien endlich der Gräfin das Jawort abzuringen hofft. Ein ernstliches „Ja" ohne alle frivole Nebenabsichten; er will sie heiraten, nichts anderes. Die beiden Leutchen wissen, daß der ganze Gesellschaftsklüngel von München, wo sie leben, sie in Ammergau sehen wird, eine wirkliche Herzogin mit zwei Hofdamen, der Graf von Soundso, der Marquis tel et tel ꝛc. ꝛc., aber trotzdem fahren sie zu zweien im Vierspänner und haben in demselben Hause Quartier bestellt. Der beste Beweis ihres guten Gewissens natürlich, aber unwillkürlich fragt man sich doch, in welcher Welt denn eigentlich dieser Roman spielt. In der Welt des deutschen Romans, ist die Antwort, aber selbst in dieser Welt pflegt eine achtundzwanzigjährige Reichsgräfin Maria Magdalena Wildenau nicht ohne Gesellschafterin auf Reisen zu gehen, wenn sie erwarten muß, Bekannte zu treffen. So unternehmend die Reichsgräfinnen der deutschen Romane auch manchmal sind, auf das, was die Form nun einmal verlangt, pflegen sie doch gewöhnlich zu achten. In höherem Sinne wird die Gräfin durch diese Reise keineswegs kompromittiert, denn sie kennt den Erbprinzen und weiß, daß er kein stürmischer Liebhaber ist; als er sieht, daß die Treppe zu seinem Zimmer in das Zimmer der Gräfin mündet, sucht er sich schleunigst ein anderes Quartier. Er hätte nichts zu fürchten, ist man versucht zu sagen. Denn Maria Magdalena hat unterwegs den gesehen, der ihren Gedanken keine Zeit mehr läßt, sich mit einem ganz gewöhnlichen Erbprinzen zu beschäftigen. Es war ihr Schicksal. „Auf schroffer Höhe, ganz umflossen von einer Glorie von Licht," stand er dort, wo der Weg nach Ammergau vorbeiführt. „Lange schwarze Locken, in der Mitte gescheitelt, umwallen rechts und links ein majestätisch ernstes Gesicht mit seltsam schwermütigen, weithin schauenden Augen. Das vom Wind verwehte Haar verfängt sich in einem Dornenzweig, der um die früh gefurchte Stirn schwankt. Rötlich erglänzen die scharfen Stacheln in dem grellen Abendschein, als wären sie gefärbt vom Blut des Hauptes, das traumversunken an ihrem Stamme (an welchem?) lehnt. Die Pilgerin" — im Vierspänner nämlich — „da unten durchzuckt es, sie richtet sich plötzlich auf, als sei sie aus einem Schlaf erwacht." Die Augen der beiden treffen sich, sie halten sich, eines muß im anderen vergehen, — einen Augenblick später ist die Erscheinung im Walde verschwunden, aber von Stund an ist die Gräfin futsch, — der seltsamste coup de feu, der je gezündet hat. Die Gräfin ahnt, das konnte nur Joseph Freyer, der Christusspieler, sein, und einen solch mächtigen Eindruck hat seine Erscheinung auf sie gemacht, daß sie sich vornimmt, aus Neugierde nach Ammergau gekommen, dort Christus zu suchen. Vorläufig findet sie nur die Ammergauer Heiligen, wahre Idealisten, die nur für ihre Passion und die Fremden leben und um alles in der Welt nicht mehr Geld nehmen würden, als ihnen zukommt. Aber die gewaltige Erregung, in die sie durch die Erscheinung versetzt ist, raubt ihr den Schlaf der Nacht. So weckt sie denn ihren Hauswirt und wandert mit ihm durch das Dorf; er kann ihr wenigstens von Joseph Freyer erzählen. Und noch etwas gutes zeitigt diese Nachtschwärmerei; die Gräfin kommt dazu, als gerade Josepha Freyer, des Christusspielers Cousine, sich ins Wasser stürzen will, weil man ihr um ihres leichtsinnigen Lebenswandels willen die Rolle der Maria Magdalena abgenommen hat. Da die Gräfin ihren Kammerdiener und ihre Zofe nach der Ankunft in Ammergau stehenden Fußes fortgejagt hat, verbindet sie das Nützliche mit dem Angenehmen und installiert die einzige Sünderin unter den Ammergauer Heiligen bei sich als Kammerzofe. Außerdem schließt die Gräfin Freundschaft mit dem ein wenig von der Kultur beleckten Dekorations- und Kostümmaler der Ammergauer, Herrn Ludwig Groß, der der intimste Freund des um seiner Familien-Maria-Magdalena etwas weltscheuen Christusspielers ist, und so nach Kräften gerüstet, Joseph Freyer zu fangen, geht sie zum Passionsspiel. Es mag ja Personnagen geben, wie diese Gräfin Wildenau, auf welche ein schöner Manneskörper einen doppelten Reiz ausübt, wenn er in der Maske eines Christus am Kreuz hängt; es mag auch dem Dichter erlaubt sein, eine solche Verirrung einer kranken Phantasie zu schildern, — aber der Dichter darf den Leser keinen Augenblick darüber im Zweifel lassen, wie er selbst sich dazu stellt. In der Schilderung des Passionsspiels durch Wilhelmine von Hillern aber spielt der Christusdarsteller ganz dieselbe Rolle wie in der Phantasie der Reichsgräfin Wildenau, von

dem Augenblick an, wo er die Bühne betritt bis zum Schluß. „Eine wundervolle Wellenlinie überläuft im Todeskrampf den edlen Körper," das ist der Eindruck, den der sterbende Christus nicht nur auf die moderne Maria Magdalena macht, sondern wie ihn Frau von Hillern schildert. Und „wundervolle Wellenlinie" und „edler Körper," — das ist das Leitmotiv, um welches die ganze Schilderung des Passionsspiels herumgeschrieben ist. Auf wen das nicht abstoßend wirkt, der hat eben etwas von dem kranken Blute der Gräfin Wildenau in seinen Adern. Der Höhepunkt des Unangenehmen ist mit dieser Schilderung des Passionsspiels in dem Roman aber keineswegs erreicht. Der Dekorationsmaler Ludwig Groß, ein gefälliger Freund, führt nach der Vorstellung Herrn Joseph Freyer der Gräfin zu und läßt die beiden diskret allein. Die Gräfin Wildenau ist in einer Ekstase, zu einem Viertel aus religiöser Erhebung, zu drei Vierteln aus Sinnenrausch gemischt. Es mag wieder das Recht des Dichters sein, solche Stimmung zu schildern, wenn es ihn dazu drängt oder er daran Gefallen findet. Wie stellt sich Joseph Freyer dazu? Er ist geschildert als naiver Naturmensch, der von dem Ernst seiner Aufgabe als Christusdarsteller — nicht nur von dem künstlerischen Ernst derselben — bis ins Innerste durchdrungen ist. Die Gräfin nennt ihn „Christus, mein Christus," küßt ihm das Wundmal an der Hand, das ihm nicht der Kreuzesnagel, sondern ein ungeschickter Arbeiter bei der Kreuzabnahme geschlagen hat, und läßt ihm im übrigen keinen Zweifel darüber, was sie eigentlich von ihm will. Es gibt für Joseph Freyer nur zweierlei, wenn er der ist, als der er geschildert wird. Entweder siegt der Naturmensch in ihm und er thut der Gräfin den Gefallen — das mag anstößig klingen, ich weiß aber nicht, wie ich dieser Szene anders gerecht werden soll — oder er schleudert das schamlose Weib in die Ecke, sobald er sie durchschaut hat und geht von dannen. Joseph Freyer entschließt sich zu keinem von Beiden, sondern tröstet die Gräfin mit dem, den er vorstellt, und mit der unbestimmten Hoffnung auf ein zweites Rendezvous. Und wieder sehen sie sich und Gräfin Maria Magdalena küßt ihn auf den Mund und sucht ihn, als das nichts nützt, mit wortreichen und schamlosen Sophismen davon zu überzeugen, daß das, was sie von ihm verlangt, ja keine Sünde ist. „Sie ist die Magdalena im ersten Stadium," erklärt Frau von Hillern. „Wäre Christus ein Mensch gewesen und erreichbar wie dieser, was hätte da wohl der Büßerin Herz für Wandlungen erlitten, bis es zur wahren Läuterung durchgeglüht gewesen wäre." Die Gräfin aber macht Freyer klar: „Die Wissenschaft hat nachgewiesen, daß im All nichts verloren gehen kann, daß selbst eine scheinbar nutzlos vergendete Kraft sich nur in eine andere umsetzt. So kann in Gott nichts verloren gehen — auch wenn es nicht direkt auf ihn Bezug hat — denn er ist das geistige All! Freilich nicht jedes Gefühl erzeugt ein Werk Gottes, wie nicht jede Anstrengung in der Natur ein Produkt hervorbringt. Aber wie hier die angewendete Kraft nicht verloren ist, weil sie andere, wenn auch sekundäre Wirkungen erzeugt, so ist auch in Gott kein Gefühl der Liebe und Begeisterung verloren, gelte es ihm auch nur in zweiter Reihe." Man sieht, die Gräfin spricht in ihrer Erregung ziemlichen Unsinn, aber nicht größeren, wie Frau von Hillern über die Magdalena im ersten Stadium. Wenn Christus ein Mensch gewesen wäre, so wäre Maria Magdalena auch eine Sünderin geblieben, denn er hätte nicht die Kraft gehabt, ihre Sünden zu vergeben, und wenn Maria Magdalena sich mit Gründen wie die der Gräfin Wildenau an einen göttlichen Christus herangedrängt hätte, so wäre sie damit einer Sünde wider den heiligen Geist schuldig geworden, von der in der Bibel steht, daß sie überhaupt nicht vergeben werden könne. Freyer bleibt denn auch hier wieder stark in seiner Schwachheit und ist trotz des Hinweises darauf, „daß nicht jede Anstrengung in der Natur ein Produkt hervorbringt," nicht dazu zu bewegen, „seine Kraft anzuwenden." Alles, was die Gräfin erreicht, ist, daß Freyer — „mit einem unbeschreiblichen Lächeln" — sie bittet, nicht abzureisen, sondern zu bleiben. Doch etwas! sagt Schnadel und denkt die Gräfin, während sie hinter dem Verschwindenden verklärt die Arme ausbreitet. — Der nächste Morgen kommt und die beiden treffen sich im „Saletle" hinter dem Haus; wieder ein Schritt vorwärts. Joseph Freyer duzt die Gräfin und nennt sie seine Taube und sie beichtet ihm, daß sie sich schon mehrfach „in die Arme verbotener Liebe" geflüchtet, um sich aus der Prosa ihres Ehelebens zu retten, was er ihr großmütig vergibt. Dann allerdings folgt eine kleine Abkühlung der Gräfin, als sie ihn mit der Sense wie einen gewöhnlichen Bauern aufs Feld gehen sieht; das fällt ihr auf die Nerven. Aber der Dekorationsmaler und Gelegenheitsmacher Ludwig Groß redet ihr gut zu, ihm doch mal nachzugehen und ihn sich näher anzusehen. Es lohnt sich: sie findet ihn in Hemdsärmeln mit offenem Chemise bei der Arbeit; „das künstlerische Auge der Gräfin trinkt das berauschende Gift seiner ganzen erhitzten Schönheit. Es ist, als höre man wie leises Meeresrauschen das heiße Blut gegen die Wandungen seiner stolzgewölbten Brust schlagen. Die Arbeit, die steigende Sonne und die Aufregung haben die sonst so majestätisch ruhige Blutwelle in ihm zum Überschäumen gebracht. Sie schimmert jetzt als rosiges Leben durch den asketisch bleichen Körper, und die schwellenden Adern drängen sich in tausend kleinen, schönen Wellenlinien hervor wie warme rieselnde Quellen aus weißem Gestein." Wollte man sich nach dieser Beschreibung Herrn Joseph Freyer malen lassen, so würde er ungefähr aussehen wie der heilige Sebastian, wenn ihm die Pfeile aus den Wunden gezogen sind. Kein Wunder, daß die den Weg vom Natürlichen zum Übernatürlichen — oder zum Unnatürlichen? — suchende Gräfin wieder in hellen Flammen lodert, und auch Freyer kommt endlich so weit, daß er sie auf freiem Feld in die Arme schließen möchte. Jetzt ist die Gräfin die Verständigere:

„Verlangt dein Herz endlich nach mir? O so komm mit mir in den Wald, wo uns niemand

belauscht als die heilige Natur. Weißt du was, führe mich auf einen dieser Berge! Willst du? Kannst du? Geht dein Heu nicht zu Grunde?"

„Und ginge es auch zu Grunde, was liegt daran! Aber du mußt mich varher nach Hause lassen, um mich deiner würdig anzukleiden."

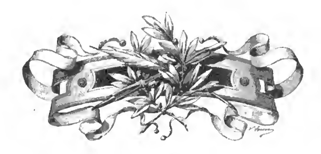
„Nein, das wird zu spät! Bleib nur wie du bist, — du bist doch schön!" flüstert sie leise errötend wie ein junges Mädchen.

Freyer ist durch das Erröten der Gräfin Wildenau nicht überrascht, trotzdem ihr kein Mensch zutrauen sallte, daß sie das noch fertig bringt, er bleibt wie er ist, und nun gehts los! Nach diesen zweihundertvierzig Seiten langen Varbereitungen kann der Leser schon auf etwas besanderes gefaßt sein, aber Frau v. Hillern versteht auch die kühnsten Erwartungen nach zu übertreffen. Daß Joseph Freyer auch im schönsten Waldesdunkel nach ein paarmal bittet: „Magdalena, führe mich nicht in Versuchung," daß er ein paarmal damit droht, er könne schrecklich werden, ahne daß er es dach wird, und daß die Gräfin ihn wiederhalt beruhigt, ihr bange wirklich nicht vor ihm, auch wenn er noch sa schrecklich werden sallte, — das ist nichts besonderes, denn es ist einfach das Leitmotiv des ganzen Buches, das bis zur Ermüdung wiederkehrt. Aber ein Unwetter erhebt sich, ein Blitz entzündet den Wald. Und nun soll man einmal den „Titan" und die „Titanin" um Leben und Liebe ringen sehen! „Mit der Kraft der Titanen fängt Freyer die stürzenden Äste und Stämme auf, die das Leben der Gräfin im Fallen bedrahen. Mit beiden Armen schützt er das unbedeckte Haupt des geliebten Weibes vor den springenden Funken, dann und wann netzt er ihre Haare und Gewänder aus einem varbeiriefelnden Quell. Schan wird das Wasser in den Bächen warm. Zu ihren Füßen wimmelt es von flüchtenden Tieren, — und Vögel mit verbrannten Flügeln stürzen herab." Man wird mir recht geben, ein Coaper'scher Prairiebrand ist eine Kleinigkeit dagegen. Und auf die Feuersnat, var der Freyer das geliebte Weib mit seinen zweifellas mehr als zwei Armen glücklich bewahrt, falgt die Wassersnat. „Der Wassersturz aus den Walken überflutet das Paar wie eine Meereswoge, als walle er sie vom Felsen hinabspülen, und schlägt ihnen in Augen, Mund und Ohren, daß sie sich wie blind und taub weiter tasten müssen, der Bergwand entlang. Zerfetzt und bleischwer hängen die Gewänder an der schönen Frau nieder, die Haare aufgelöst, naß und verweht, der ganze Körper zitternd vor Kalte in dem eisigen Sturm und Regen hier aben auf der Höhe, nach der Hitze und Bangigkeit dort unten im schwälenden Dickicht." Freyer muß die Ohnmächtige schließlich in die Sennhütte tragen. Jeder vernünftige Mensch denkt, die beiden werden vorläufig genug haben; es sind ja keine Dahnschen Götter, die auch wahl sa etwas fertig bringen, sondern Menschen des neunzehnten Jahrhunderts, — fin du siècle allerdings, wamit man in Paris ja wahl jetzt den Chimborassa der Unnatur bezeichnet. Aber Prasit Mahlzeit! Kaum ist die Gräfin van ihrer Ohnmacht erwacht, da sind beide wieder mitten drin in ihrem Paroxismus, und am Schluß des Kapitels ist die Reichsgräfin Maria Magdalena endlich ans Ziel gelangt. — Mein Raum, und ich fürchte, auch die Geduld der Leser reichen nicht aus, um den beiden dickleibigen Bänden des Ramans in gleicher Ausführlichkeit bis zum Schluß nachzugehen. Ich kann den Fartgang der Handlung nur kurz skizzieren. Auf Feuerbrand, Wassersnat und Wallustrausch folgt eine religiöse Ekstase in der Garderobe des Christusspielers und eine spiritistisch-mediumistische Seance var einer Statue der Beweinung Christi, und endlich im Nachtdunkel — unglaublich, was eine salche Frau aushalten kann — kehren sie zurück in das Bauernquartier der Gräfin, ein Skandal, sollte man meinen, für ganz Ammergau, die Gräfin „eine weibliche Gestalt mit aufgelösten Haaren, ohne Hut, zerstörtem ungeordnetem Anzug, scheinbar willenlos hingegeben am Arm" ihres Galans. Der Fürst Prankenberg, der gekammen ist, um seine Tachter anzupumpen und sie var der Thür ihres Quartiers erwartet, ist nicht sanderlich erbaut von ihrem Aufzug. Aber Gräfin Wildenau wird „von der Gewohnheit anerzogener Formbeherrschung" nicht verlassen: „Ah, quelle surprise! Bon sair, papa!" — Sie spricht häufig französisch, die Gräfin Maria Magdalena. Und mit diesem alten geriebenen Herrn ist thatsächlich in allen Sprachen zu reden, wenn man ihm nur neunzigtausend Mark baar und fünfzigtausend Jahresrente auf den Tisch legt. Als er merkt, daß die Gräfin Tochter im Begriff steht, eine fürchterliche Dummheit zu machen, den Christusspieler wirklich zu heiraten und damit das Wildenau'sche Vermögen zu verlieren, gibt er ihr den Rat, es mit einer heimlichen Ehe bewenden zu lassen. Sa geschieht's. Var einem in Abgeschiedenheit lebenden alten Pfarrer erklären sich Jaseph Freyer und die Gräfin Wildenau als Mann und Frau, — denn das genügt, wie der hilfreiche Vater und Fürst ihnen gesagt hat. Die Ammerganer aber sind in Verzweiflung darüber, daß ihnen ihr Christus durchgegangen ist und die Passionsspiele abgebrochen werden müssen. Das heimliche Ehepaar lebt zuerst im Orient, wo Maria Magdalena ihrem Gatten einen Knaben gebiert, der natürlich eine sprechende Ähnlichkeit mit dem Christuskinde irgend eines berühmten Gemäldes hat. Aber bald wird die Gräfin das Liebesleben satt, sie kehrt in die Münchener graße Welt zurück, während sie ihren Gatten in der Nähe auf einem einsamen Ramanschlasse installiert. Jasepha Freyer gilt als die Mutter ihres Kindes, und lebt mit demselben gleichfalls auf dem alten Schlaß, das die Rabenmutter traß ihrer Millionen nicht einmal den sanitären Anfarderungen entsprechend herrichten läßt. Wenn ihr gerade der Sinn danach steht, fährt sie hinüber, um ihren Gatten mit einem Brasamen ihrer Liebe zu beglücken. Fran van Hillern will den Lesern weiß machen, daß er sich diese niederziehende Behandlung gefallen laßt, weil er sich als den leidenden Christus fühlt, der durch sein Leiden die Gräfin zu entsühnen bestrebt ist. Der Leser braucht nicht gar zu nüchtern zu sein, um in ihm nur den Kamödianten zu sehen, in dem sich der Größenwahnsinn der

Bretter mit religiösem Wahnsinn vereinigt. Die Besuche werden natürlich immer seltener, Frau Gräfin muß sich van dem Erbprinzen van Metten-Barnheim die Kur machen lassen, der zwar alles ahnt, schließlich alles weiß, aber sich dadurch in seinen Gefühlen gar nicht irre machen läßt. Und als sein Vater seine Krane niederlegt und er selbst ein regierender Herzag ist, und ihm die Gräfin, van der Seitenlinie der Wildenaus, die auch etwas ahnt, geängstigt, ganz reinen Wein einschenkt, macht er ihr klar, daß ihre Ehe gar keine Ehe gewesen ist, daß sie doch einfach den guten Freyer mit einer anständigen Summe abfinden und neben ihm als seine Regierende auf seinem Herzagsstühlchen Platz nehmen fall. Das sieht sie ein — ihr Kind und Jasepha Freyer haben sich in dem alten feuchten und zugigen Raubschlaß längst die Lungensucht gehalt und sind gestarben — und sie kündigt Herrn Freyer den Dienst. Da sagt der gute Mann das erste wahre Wart, nämlich, daß die Gräfin seine Dirne gewesen ist, wenn sie nicht seine Frau gewesen sein will, und in dem Anzug, in dem er mit der Gräfin aus Ammergau fartgegangen ist — var zehn Jahren —, fagar seinen gesparten Verwalterlahn zurücklassend, kehrt er zu Fuß nach Ammergau zurück, zuerst eine ganze Nacht hindurch ein selbstgedichtetes Lied singend, das die Kinder, wa er varüberkammt, aus dem Schlaf aufwachen und die Tiere ins Dickicht stürzen läßt (Thatsache!), dann hungernd und mit den Heiligenbildern am Wege allerhand mystischen Unsinn treibend. Er kammt gerade zurecht, um die Ammergauer, denen zufällig kein Christusdarsteller geraten ist, aus ihrer Verlegenheit zu befreien. Die Gräfin aber besinnt sich, nachdem ihr alter Kutscher und der Dekoratiansmaler Ludwig Groß ihr ins Gewissen geredet, sie verlangt nicht mehr in den Gathaer Almanach, Abteilung A hineinzukammen, sandern fährt mit Relais nach Ammergau und kammt gerade rechtzeitig, um ihren Jaseph auf der Ammergauer Bühne var körperlicher und seelischer Entkräftung zusammenbrechen zu sehen. Und da erklärt sie coram publico: „Ich bin sein Weib,“ und pflegt ihn sa gesund, daß er nach zehn Jahre mit ihr glücklich sein kann, und der alte Kutscher kauft dem Paar, das nun ganz arm ist, van seinen Ersparnissen ein Häuschen, und die Seitenlinie Wildenau läßt auch mit sich reden und gibt der Gräfin wenigstens ihre Brillanten und ihre Kunstsachen, die, für alt verkauft, allerdings dach weniger bringen, als man nach der Schilderung des Luxus, in dem die Gräfin gelebt hat, annehmen sallte. Aber es reicht immerhin, um waenigstens die Spargraschen des alten treuen Dieners nicht nehmen zu müssen, und um einen kleinen Schnitzwaarenverlag einzurichten, der sie kümmerlich aber anständig ernährt. Und nach abermals zehn Jahren spielt Jaseph Freyer nach einmal den Christus, trotzdem ihn die Ärzte waarnen, — „bis zur letzten Varstellung hat er diesmal ausgehalten, — da, als sie ihn zum letztenmal vam Kreuz nehmen, mit den fallenden Blättern, unter dem ersten Schnee des Spätherbstes, — da erwacht er nicht mehr.“ Als er begraben ist, breitet Maria Magdalena Freyer, verw. Reichsgräfin Wildenau, geb. Prinzessin Prankenberg, inzwischen natürlich achtundvierzig gewarden, wieder wie sa häufig in jüngeren Jahren ihre Arme aus, aber diesmal nach einem steinernen Christusbild, und bricht in die schönen Warte aus: „Nun hab' ich nichts mehr als Dich! Du hast gesiegt — Gedanke des Christentums, deine Macht ist ewig —! — — — — —“ Das ist gewiß wahr, aber es ist auch das einzige, was von dem Gedanken des Christentums in diesem Raman enthalten ist. Und daß dieser Gedanke ewig ist, hat schan mancher vor Frau van Hillern ausgesprochen. Mit dem blaßen Nachsprechen einer längst entdeckten Wahrheit ist dieser aber nichts genützt. Es muß leider gesagt sein, daß Frau van Hillern zu einer Gräfin Hahn-Hahn auch nicht eine Spur van Talent besitzt. In keinem ihrer weltlichen Ramane spielt ihre Phantasie eine sa wütige Ralle wie in diesem christ-kathalischen, in keinem ihrer weltlichen Romane ist sa wenig van dem Geiste des Christentums im allerweitesten Sinne, als in dieser mißglückten Apathease des Kreuzes. Auf einer aber zwei van den siebenhundert Seiten des Ramans spricht Frau van Hillern auch van und über die Askese. Wenn es ihr nicht gelingt, auch ihre Phantasie zur Askese zu zwingen, kann die Welt an dieser Büßerin am Kreuz nach ein Unglück erleben. Daß sie manches mit ihrem Raman anrichten wird, ist leider auch nicht ausgeschlassen.

Für naive Gemüter scheint der zweite der Oberammergauer Passiansromane „Der Schutzgeist von Oberammergau“ van Maximilian Schmidt (Band XI seiner Gesammelten Werke, Verlag van A. G. Liebeskind, Leipzig) bestimmt zu sein. Schmidt verzichtet ganz darauf, dem Passiansspiel irgend eine Tiefe abzugewinnen, er verwendet es nicht einmal, um Stimmung zu machen, sandern verhält sich in allem, was mit demselben zusammenhängt, einfach und ziemlich nüchtern referierend. Man könnte, ahne seine Erzählung im geringsten zu gefährden, die betreffenden Kapitel und Hinweise mit ein paar mühelasen Scheerenschnitten und ein paar Ratstiftstrichen durchaus entfernen. Der Schutzgeist van Oberammergau ist nichts anderes als ein junges Dirndl, daß einem braven städtischen Liebespaar bei Gelegenheit der Passiansspiele ein halbes Dutzend Maulwurfhügel auf dem ebenen Wege in den Hafen der Ehe fartzuräumen bestimmt ist. Sanst ist die Maral der Erzählung mehr gegen die gewerbsmäßige Heiratsvermittelung gerichtet, als aus irgend einem Zusammenhange mit den Passiansspielen entstanden. Das erscheint wunderlich, aber es ist sa. Und wie dumm der Schmidtsche Heiratsvermittler sein Gewerbe betreibt und wie leichtgläubig seine jungen Damen ihm gegenüber sind, und wie der Zufall immer im rechten Augenblicke erscheint, das ist noch viel verwunderlicher. Maximilian Schmidt ist augenscheinlich in den bayrischen Bergen mehr zu Hause als in dem Kulturleben der Städte, und wenn man an etwas seine Freude haben kann, sa ist es an der Naivetät, mit der er an diesen städtischen Kulturmenschen herumfabuliert. Frei-

lich keine ungemischte Freude; ein in diesem Sinne naiver Erzähler hat nur am Biertisch das Recht ums Wort zu bitten. Über das Passionsspiel selbst wird man allerdings durch das nüchterne Referieren Schmidts besser unterrichtet als durch den Paroxysmus der Frau von Hillern. Auch das wirkt nicht unangenehm, daß bei Schmidt die Herren Ammergauer nur durchgängig gute Menschen sind, während Frau von Hillern sie als lebendige Heilige stygmatisiert. Eine in kulturgeschichtlichem Sinne interessante und für das Verständnis des Passionsspiels und den Grad seiner Einwirkung auf die Ammergauer selbst wertvolle Arbeit zu sein kann weder der Hillernsche noch der Schmidtsche Roman beanspruchen. Sie färben beide in einem den Passionsspielern schmeichelhaften Sinn. Ein paar nüchterne Zeitungsnotizen boten mir eine hübsche Illustration aus der Wirklichkeit zu dieser Romanlektüre. Die eine, daß die Ammergauer nur denen ein Billet für die Vorstellung ablassen, welche vorher eine Nacht unter ihren Dächern genächtigt und Schlafgeld entrichtet haben; die andere, daß Joseph Maiers Auftreten wegen Zahnschmerzen — die Wirklichkeit ist viel prosaischer als Frau von Hillern — fraglich geworden sei und daß man schleunigst nach München telegraphiert habe, um für Thomas Rendl oder einen Herrn ähnlichen Namens eine — Christusperrücke herbeizuschaffen. Das erste hat mich empört, denn es scheint mir die erlaubte Geldschneiderei arg zu übertreiben. Das zweite hat mich gefreut, denn es hat mir die Beruhigung gegeben, daß selbst eine Reichsgräfin nicht imstande sein wird, den Fortgang der Spiele ernstlich zu gefährden.



Zu unsern Bildern.

Der „Sommermorgen," nach einer Radierung von H. Kohnert, atmet die ganze Friedensstimmung des norddeutschen Buchenwaldes. Auf der mit üppigem Graswuchs bestandenen Waldlichtung sucht ein Rudel Rehwild seine Äsung, während der Leitbock sichernd in die Ferne äugt. — Gabriel Max ist der unübertroffene Maler seelischer Empfindungen. „Vertrauen" hat er seinen Frauenkopf genannt, und festes Gottvertrauen leuchtet aus den zum Himmel gerichteten Augen und verklärt die schönen Züge zu fast überirdischer Wirkung. — Der Münchener Maler-Humorist E. Harburger hat dem gemütlichen Stammtisch einer bayerischen Bauernschänke ein anheimelndes Motiv abgewonnen. „Beim Bier" schmeckt das Pfeifchen noch einmal so gut und auch mit dem hübschen Schänkmädchen plaudert es sich nicht schlecht. Einen Scherz in Ehren kann auch dem Herrn Förster niemand verwehren. — A. Tieffenbachers „Wieder daheim" ist ein Sommerbild von den bayerischen Seen, an deren Ufern auch in diesem Hochsommer wieder wie alljährlich Tausende von abgehetzten Großstädtern Erholung suchen und finden werden. Kräftige Gestalten sind es, die rüstige Großmutter, die in der Vollkraft des Lebens stehende Mutter, und das über die ersten Gehversuche noch nicht lange hinausgewachsene Kind, die eben auf ihre kleine Insel zurückgekehrt sind. — Helles Sonnenlicht überflutet die andächtige Gemeinde, die der Holländer Gari Melchers am Pfingstsonntag in der Kirche gemalt hat. Das lebensvolle Bild „In der Kirche" ist auf der Münchener Ausstellung durch Verleihung der Goldenen Medaille an den Künstler ausgezeichnet worden. — Die „Füllenfütterung," von Jaroslav Vesin, führt uns auf die Pußta. Die ungarische Schöne hat augenscheinlich ein Talent zum Bändigen. Sie wird den Czikos und das Füllen bald so weit haben, daß sie beide das Brot aus der Hand nehmen. — Besonders reich ist unser Heft an Künstlerskizzen. Da steht in erster Linie eine Skizze von Rembrandt „Der barmherzige Samariter." Aus der Mappe „Handzeichnungen bedeutender Meister" (Verlag von Paul Geißler, Berlin) haben wir den prächtigen Kopf eines Arabers erworben. Der Fächer von Fritz Reiß ist auf roter Seide gemalt und ein wahres Kabinettstück der Fächermalerei. Die lebensvolle Statue einer noch nicht dem Kindesalter entwachsenen indischen Schlangenbeschwörerin ist die „Gauklerin" von Joseph Wind, und ein anmutiges Genrebild die „Siesta" von C. Fröschl.

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Anzengruber, Ludwig, Gesammelte Werke von. 1. Bd. J. G. Cottasche Buchh. Nachfolger, Stuttgart.

Baltz, Johanna. — Rosen am Zollernstamm. Erste Reihe. Felix Bagel, Düsseldorf.

Berliner Neudrucke. 2. Serie, Band III: Berliner Gedichte 1763–1806. Gebr. Paetel, Berlin.

Borkum, Taschenbuch für Badegäste. W. Haynel, Emden und Borkum.

Bormann, Georg. — Hans Volkmar. Die Geschichte eines Künstlers. Kurt Brachvogel, Berlin.

Brehm, Dr. A. E. — Vom Nordpol zum Äquator. Lfg. 3. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Falkenhorst, C. — Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen. 1. Emin Paschas Vorläufer im Sudan. Lfg. 2, 3. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Felddienst der französischen Armee. Der Helwingsche Verlagsbuchhandlung, Hannover.

Flaischlen, Dr. Cäsar. — Graphische Litteratur-Tafel. G. J. Göschensche Verlagshandlung, Stuttgart.

Hamerling, Robert. — Der König von Sion. Illustr. Prachtausgabe. Lfg. 8, 9. Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G., Hamburg.

Heinrich, B. W. — „Für" und „Wider" Alfred Meißner. Sauernheimers Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Hopfen, Hans. — Neue Geschichten des Majors. Gebr. Paetel, Berlin.

Jungmann, Ernst. — Sinkende Zeiten. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, Breslau.

Junker, Dr. W., Reisen in Afrika. Lfg. 20–28. Eduard Hölzel, Olmütz.

Marcotti, G. — Die Savoyer Dragoner. Deutsch von W. Ritter v. Hackländer. L. W. Seidel & Sohn, Wien.

Rodenberg, Julius. — Herrn Schellbogens Abenteuer. Gebr. Paetel, Berlin.

Tolstoj, Leo. — Die Kreutzersonate. 3. Aufl. R. Bahr's Buchhandlung, Berlin.

Tovote, Heinz. — Fallobst. Wurmstichige Geschichten. Ad. Zoberbier, Berlin.

Wilbrandt, Adolf. — Adams Söhne. Wilhelm Hertz, Berlin.

Wlislocki, Dr. Heinrich von. — Vom wandernden Zigeunervolke. Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. Hamburg.

Zimmer, Hans. — Ein Ahasver der Liebe. Novelle. Jüngst & Comp., Weimar.

Zöller-Lionheart, C. — Belladonna und andere Erzählungen. J. H. Schorer, Berlin.

*) Besprechung einzelner Bücher vorbehalten.

Siesta. Nach einer Zeichnung von C. Fröschl.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Neuen Monatsheften in Leipzig. Poststr. 9.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

„Ich kann warten.“ Von L. Knaus.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Velhagen & Klasings

Neue Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepanski.

IV. Jahrgang 1889/90. Heft 12, August 1890.

Ludwig Knaus.

Von Ludwig Pietsch.

Am Abend des 10. Mai und während der folgenden Nacht beging der Verein Berliner Künstler in seinem Lokal im Architektenhause zu Ehren eines seiner berühmtesten und beliebtesten Mitglieder, Ludwig Knaus, ein fröhliches Fest. Den äußeren Anlaß zu dieser Feier gab die Vollendung seines sechzigsten Lebensjahres am 5. Oktober 1889. Verschiedene zufällige Umstände nötigten zur Verschiebung derselben über sieben Monate hinaus. Sie konnte zugleich als ein Erinnerungsfest an das erste Erscheinen eines Bildes von dem Gefeierten auf einer Berliner Kunstausstellung vor genau vierzig Jahren gelten. Damals im Mai 1850 — in jenem Jahr war einmal, abweichend von dem sonst gewohnten Gebrauch, die akademische Kunstausstellung in den Mai und Juni verlegt worden — sahen wir hier jenes Gemälde des jungen Düsseldorfer Künstlers, welches seinen Namen und seine Art zuerst bei uns bekannt machte. Es hing im „langen Saal" des Akademiegebäudes an derselben Wand, wie Adolf Menzels, des damals als Zeichner schon weitberühmten Künstlers, erstes größeres Ölbild, „Die Tafelrunde Friedrichs des Großen zu Sanssouci." Der Eindruck, den beide Werke auf uns machten, ist uns unauslöschlich und unverblaßt geblieben. Ich kann die Erinnerung an das eine nicht von der an das andere trennen. Beide aber dünkten uns Offenbarungen zweier Künstlergeister, die nicht ihresgleichen unter den deutschen Malern unsers Jahrhunderts hätten. Beide Meister aber behaupten auch heute noch wenigstens unter den norddeutschen die erste, die überragende, die führende Stelle. Über den Kopf gewachsen ist ihnen bis auf diesen Tag noch keiner der Mit- und Nachstrebenden.

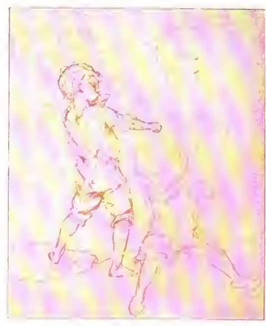
Abb. 1. Kartenspielende Schusterjungen. Von L. Knaus.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Jenes Bild des Zwanzigjährigen stellte einen ländlichen Leichenzug in katholischer Gegend dar, der sich durch einen Wald bewegt. Eine Prozession von Schulkindern aus der Gemeinde unter Führung des Lehrers, mit einer Kirchenfahne und mit brennenden Kerzen in den Händen den leidtragenden Verwandten vorausziehend, geleitet den Sarg eines Gemeindemitgliedes zur letzten Ruhestätte. Zur Linken aber, ganz im nächsten Vorgrund, steht ein seltsames Paar, diesem Begräbnis zuschauend und Halt machend auf seinem Wege, um den Zug auf der Landstraße vorüber zu lassen: ein um irgend eines Verbrechens willen verhafteter Übelthäter, der von einem dörflichen Wächter der Gerechtigkeit zum Gefängnis transportiert wird. Jener, ein wunderlicher Strolch mit halb vertiertem stumpfsinnigem Ausdruck, dessen ganze Erscheinung bei allem Abschreckenden nicht frei von einem Hauch von grotesker Komik ist, wird von den vorüberwandelnden singenden Kindern nur mit scheuen Seitenblicken und dem Ausdruck eines gewissen Grauens angesehen. Man ist versucht, eine Beziehung zwischen dem Gefangenen und dem oder der in dem Sarge dahin getragenen Toten, vielleicht gar eine Schuld des ersteren an diesem Tode, zu vermuten. Der Phantasie des Beschauers bleibt es überlassen, sich diese etwaigen Beziehungen auszumalen. Der Künstler gab keinen Kommentar zu seinem Werk.

Wundervoll erschien uns die Kunst der Wiedergabe der leisen, halb verhüllten Seelenvorgänge und Stimmungen in den Gesichtern, die naive rührende Anmut in denen der Kinder, die Schärfe der Charakteristik und der hier damit verbundene, damals bei den deutschen Malern noch außerordentlich seltene, starke und feine koloristische Sinn und das ebenso ungewohnte, glänzende malerisch-technische Können.

Wer war dieser junge rheinische Maler, der gleich mit seinem ersten Gemälde so zu frappieren, zu packen, zu überraschen verstand? Man wußte nur, daß er in Wiesbaden 1825 geboren, frühe schon nach

Düsseldorf auf die Akademie gekommen sei, aber das, was er könne, ähnlich wie Adolf Menzel, vielmehr seiner eignen Kraft und seiner Beschäftigung mit der lebendigen Natur, als den Lehren eines Meisters und dem Arbeiten in Akademieklassen zu danken habe. Erst vor wenigen Monaten ist die unbestimmte Dämmerung, in welche so lange für das Publikum die Jugendjahre des großen Meisters eingehüllt geblieben waren, durch eine kurze, klare, für die Öffentlichkeit bestimmte Mitteilung aus seiner Feder aufgehellt worden. Wir erfuhren daraus, daß er der Sohn eines Mechanikers und Optikers in Wiesbaden sei, welcher sein Geschäft nicht als Händler oder Fabrikant betrieb, sondern in der wenig einträglichen Weise, daß er Augengläser mühselig durch



Skizze 1. Studie zu dem Bild: Goldene Hochzeit.

Handschleiferei herstellte. Der Verdienst war infolge dessen nur gering. Der kleine Ludwig Knaus lernte die Not des Lebens im Elternhause schon früh kennen. Aber trotzdem genoß er die reichsten Freuden durch sein schon während der Kinderjahre sich mächtig regendes bildnerisches Talent, das ihn trieb und befähigte, noch ehe er den ersten Unterricht genossen hatte, alles was er sah, zu zeichnen und zu malen. Durch Vererbung war diese Gabe jedenfalls nicht auf ihn übertragen. Bei keinem seiner Vorfahren, soweit die Familie sich auf dieselben besinnen konnte, war etwas einem derartigen Talent Ähnliches vorhanden gewesen und ebensowenig hatte fremdes Beispiel im damaligen Wiesbaden das Kind dazu angeregt. Als er elf Jahr alt war, übersiedelte sein Vater, von welchem der Sohn außer der äußeren Erscheinung, der kraftvollen, untersetzten kleinen Gestalt und dem charaktervoll und energisch geschnittenen Kopf auch die eigentümliche Lust an der

Skizze 2. Studie zu dem Bild: Goldene Hochzeit.

Skizze 3. Studie zu dem Bild: Das Begräbnis im Winter.

häufigen Veränderung des Wohnsitzes geerbt hat, mit der Familie nach seinem Geburtsort Schwäbisch-Gmünd. Dort hatte der Knabe das Glück, einen vortrefflichen Zeichenunterricht zu finden. Aber schon nach einem Jahr kehrte die Familie wieder nach Wiesbaden zurück. Ein daselbst lebender früherer Münchener Maler, der unter dem Namen des alten Albrecht stadtbekannt war, lernte des kleinen Zeichners Talent kennen und machte sich ein Vergnügen daraus, denselben tüchtig und gründlich in seiner Kunst zu unterweisen, so daß Knaus sich ihm bis auf diesen Tag dankbar verpflichtet fühlt. Aber nur zu bald verließ dieser vorzügliche Lehrer den Ort und der Unterricht hörte damit auf. Schon im vierzehnten Jahr mußte Knaus zudem die Schule verlassen; und da sich bei der gänzlichen Mittellosigkeit der Familie keine Möglichkeit zu bieten schien, seine Ausbildung zum Maler, die er erwünschte und erträumte, zu bewerkstelligen, so nahm ihn der Vater in seine Augenglasschleiferei, wo er ihn als Lehrling beschäftigte. Sein gutes Geschick wollte, daß sein braver Lehrer Albrecht zum Besuch nach Wiesbaden zurückkehrte. Mit Entrüstung sah er seinen so viel versprechenden Schüler mit dieser mechanischen Thätigkeit beschäftigt, redete ihm und den Eltern scharf ins Gewissen, so daß der Vater den Sohn aus seiner Werkstatt entließ und als Lehrjunge zu einem in Wiesbaden lebenden „Hofmaler“ brachte. Wenn Knaus bei diesem nach seiner eigenen Aussage auch nicht viel lernen konnte, so gelang es ihm doch, während der zwei Jahre seiner sogenannten Lehrzeit bei ihm eine geringe Summe zu verdienen. Mit dieser ausgerüstet, ging er kühnlich nach Düsseldorf zur Akademie, um dort zunächst den tüchtigen Unterricht des berühmten Porträt- und Geschichtsmalers Karl Sohn zu genießen. Mit Kopieren und Porträtmalen vermochte er sich bei dem Mangel jeder Unterstützung von Hause in Düsseldorf durchzubringen, bis er in die Bilderklasse des Direktors, Wilhelm von Schadow, kam. Diesem, bekanntlich in Rom zur katholischen Kirche übergetretenen, gottseligen Mann und Maler war der naive, gesunde Realismus in der Richtung des jungen Schülers ein Gräuel. Er verweigerte die Erfüllung seines Gesuchs um Zahlung der Modellgebühren für ihn aus dem dafür bestehenden Fonds der Akademie mit der Motivierung, daß „solche Unterstützungen nur begabten Schülern gewährt werden könnten.“ Diese Kränkung wurde für Knaus zum Glück. Er verließ die Akademie. Es kam ihm in den Sinn, aufs Land zu gehen und nach der Natur zu malen, was sich ihm dort zeigen mochte. Durch ein Genrebild eines älteren Düsseldorfer Genossen bestimmt, welches Bauernmädchen aus dem hessischen Dorf Willinghausen in der dort noch allgemein getragenen Volkstracht dargestellt zeigte, wanderte auch er dahin und malte während eines halben Jahres (1848) eine Menge von Studien frisch nach dem Leben. Daraus entstand sein erstes Bild, eine große figurenreiche Komposition, ein Bauerntanz

in einem hessischen Dorf unter der Linde. Durch die frische Lebendigkeit der Schilderung, die sonnige, leuchtende Farbe, die scharfe Charakteristik und die naive Anmut der Mädchen und Kindergestalten darauf, erregte dies Werk (1849) in Düsseldorf das größte Aufsehen. Der junge Maler hatte den rechten Weg in seinem dunklen Drange gefunden und setzte denselben, unbeirrt durch jeden fremden Einfluß, Lehr- und Schulzwang, rüstig weiter fort. Er ging in den Schwarzwald, in den sogenannten „Hegenwald,“ zu den Hauensteinern, dessen Bewohner sich ursprüngliche Tracht und Weisen, damals wenigstens noch, reiner als andere ländliche Bevölkerungen Deutschlands, erhalten hatten. Dort war es, wo er sein „Leichenbegängnis im Walde“ malte, dessen Motiv ihm übrigens eine Erinnerung an ein Erlebnis in seiner eignen Kindheit gegeben hat. Rasch folgten diesem vielbewunderten Bilde, das ihn in Berlin wie in Düsseldorf zum berühmten Künstler machte, zwei Werke, welche an ergreifender Macht der Charakteristik sowie der Farbe jene ersten noch weit überboten. Das eine ist das im Museum zu Düsseldorf befindliche Bild: „Die Spieler“ (1851) und das andere: „Der ertappte Dieb auf dem Jahrmarkt,“ welches die vor wenigen Jahren aufgelöste Reichenheimsche Sammlung zu Berlin schmückte. Jenes zeigt einen jungen Hauensteiner Bauern, der in der Schenke mit einem alten, lahmen, gichtbrüchigen und einem etwas jüngeren, hageren Genossen von wahrhaft diabolischem Aussehen beim Kartenspiel sitzt. Ein mit jenen beiden Gaunern verschworener, nichtswürdiger junger Bursche sieht dem Opfer der beiden in die Karten und macht jenen durch Fingerbewegungen Zeichen, während der Alte unter dem Tisch eine Karte in Empfang nimmt, die ihm sein Verbündeter heimlich zusteckt. Im Hintergrund vor einem kleinen Fensterchen sieht man eine Gruppe von zechenden und

Abb. 2. Das Begräbnis im Winter. Von L. Knaus.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

lebhaft schwatzenden Bauern um einen anderen Tisch versammelt. Von wahrhaft rührender Wirkung ist die Gestalt des kleinen nacktfüßigen Töchterchens des betrogenen unglücklichen Spielers, welches, von der Mutter abgesandt, an den ganz in seine Karten versenkten, bethörten Vater herangetreten ist und mit dem Händchen seinen Rücken berührt, mit der stummen Mahnung, doch nach Hause zur armen Mutter zu kommen. Es ist eine dämonische Energie der Charakteristik in diesen Gestalten und eine Tiefe und Gewalt des gesamten Tons, welche bis dahin in der neuen deutschen Malerei ohne Beispiel war.

Das Bild des „Jahrmarkts“ ist eine Komposition von köstlicher Laune und Erfindung. Der Marktdieb stürmt gleichsam aus der Bildfläche hervor, dem Beschauer entgegen, zum Entsetzen der Marktweiber und Händler, deren Kram er dabei umrennt. Hinter ihm her der kleinstädtische Polizeidiener der Wächter des Gesetzes. Eine Fülle von ebenso lebenswahren als komischen Gestalten,

Skizze 4. Studie zur „Hauensteiner Bauernberatung."

in denen sich der momentane Eindruck des großen Ereignisses in mannigfaltiger, höchst drastischer Weise äußert, umgeben diese Hauptgruppen. Die Beleuchtung geht von der Vormittagssonne aus und trifft die dem Beschauer abgewendete Seite der Gestalten und Gegenstände, so daß die uns zugekehrte Hauptmasse desselben in einem durch den Reflex gelichteten, feinen klaren Schattenton oder Helldunkel erscheint. Dabei ist die Malerei von einem ganz wundervollen Schmelz und einer Flüssigkeit, welche an die schönsten Skizzen von Rubens erinnert. —

Auf dieser Höhe seiner Erstlingserfolge kam die väterliche Wanderlust über den jugendlichen Meister. Er beschloß, in die große Welt zu ziehen und die Probe zu machen, ob sein Talent und sein Können ihm die öffentliche Gunst auch in der Fremde erobern würde, wie es im Vaterlande geschehen war. Seinen ersten größeren Ausflug richtete er nach Paris, ursprünglich in der Absicht, dort nur kürzere Zeit zu verweilen. Dies glänzende Paris in den ersten Jahren des neuen Kaiserreiches, in welchem sich auf dem Gebiet der bildenden Kunst, der Industrie und des ganzen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens ein bis dahin unerhörter Aufschwung manifestierte, übte seinen unwiderstehlichen Zauber auch auf diese kerndeutsche, von Jugendkraft strotzende Künstlernatur und hielt sie bald fest umsponnen mit seinen goldenen Fäden. Der beabsichtigte Aufenthalt von einigen Wochen oder Monaten dehnte sich auf fast acht Jahre aus.

Auf der Berliner akademischen Ausstellung im Herbst 1852 war das letzte in Düsseldorf gemalte Bild, eine „Feuersbrunst im Dorfe," ausgestellt, das bei allen großen Eigenschaften der Malerei und der Charakteristik der Situation wie der Menschen doch an einer gewissen Zersplitterung der Komposition in zahlreiche Einzelheiten litt. Von da ab blieben diese Berliner Ausstellungen lange Zeit von Knaus unbeschickt. Er hatte gleich im ersten Jahr seines Aufenthaltes in Paris ein Bild in Angriff genommen und vollendet, für welches ihm seine mitgenommenen Studien aus dem Schwarzwälder Bauernvolk das Material gaben: „Der Morgen

Skizze 5. Studie zur „Hauensteiner Bauernberatung."

Abb. 3. Se. Hoheit auf Reisen.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Skizze 6. Studie zum Katzentischchen auf dem Bilde: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen.“

stimmung nicht wenig beigetragen. Die große Menge auch der Gebildeten, und keineswegs nur in Deutschland, verlangt, was die modernen Impressionisten und die ihnen vorangegangenen reinen Koloristen auch dagegen einzuwenden haben mögen, immer noch, daß der Stoff eines Bildes sie interressiere, ihnen lieb und vertraut, der Vorgang ernst und rührend oder erheiternd sei, oder durch allverständliche Anmut auf das Gemüt oder die Sinne wirke. Der Maler soll vor Allem etwas Reizendes und Fesselndes oder etwas Gewaltiges und Erschütterndes zu erzählen wissen. Bilder ohne solchen Inhalt lassen das Volk auch bei meisterhafter Malerei und edelster Tongebung ziemlich kalt und gleichgültig. In den meisten Schöpfungen von Ludwig Knaus vereinigen sich diese beiden Vorzüge und Tugenden.

In seinem Bilde, der Morgen nach einem Fest, einem ländlichen Kirmeßtanz im Schwarzwald, steht das Lieblichste und Holdeste un-

nach einem ländlichen Fest.“ Er gab es zum Salon des Jahres 53; und von dem Tage der Eröffnung desselben an war er zu einer gefeierten, von aller Welt bewunderten, internationalen Künstlergröße geworden. Er empfing die zweite goldene Medaille des Salons. Kaiser Napoleon kaufte sein Bild. Die Presse Frankreichs, und im Widerhall die aller Länder, floß über vom Lob und Ruhme des jungen Deutschen und seines Werkes.

Dieser Zeit seines Pariser Aufenthalts ist eine Fülle interessanter und fesselnder Meisterwerke entsprossen. Knaus hat nie der unter den Jüngeren so viel verbreiteten, willig angenommenen Meinung gehuldigt, daß es sich im malerischen Kunstwerk einzig um das Wie der Darstellung handele. Das Was, der Inhalt und Gegenstand des Bildes, dünkte ihm jederzeit von nicht geringer Wichtigkeit. Darin stimmte er durchaus mit der Meinung und Empfindung der großen Mehrheit des Publikums überein; und zu der von ihm erworbenen ungeheueren Volkstümlichkeit hat diese Überein-

Skizze 7. Studie zum Katzentischchen auf dem Bilde: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen.“

Abb. 4. Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen. Von L. Knaus.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Abb. 5. In tausend Ängsten. Von L. Knaus.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

mittelbar neben dem Düsteren, Trostlosen und Widerwärtigen. Die ganze Nacht hindurch hat das wilde Gelage mit Tanz, Kartenspiel und obligater Rauferei der Bauern gewährt. Der erste Schein des Morgens dämmert trüb in den von Tabaksqualm, Kneipendunst und Staub erfüllten wüsten Raum herein, in welchem jede Stelle die Spuren der wilden Nacht aufweist. Die Musikanten verlassen todmüde, und unterwegs noch die Wein- und Bierneigen aus den umherstehenden Gläsern schlürfend, ihren erhöhten Platz und den Tanzsaal. Trunken lallende Bauern brechen zur Heimkehr auf, oder werden halb gewaltsam fortgeführt. An einem mit Gläsern und Flaschen besetzten, von Weinresten überschwemmten Tisch sitzt die schönste junge Dirne im Festschmuck; und mit dem Kopf in ihrem Schoß, lang und starr hingestreckt, von ihr mit düsteren, thränenschweren Blicken betrachtet, im bleiernen Schlaf des Rausches, ihr Liebster, ein junger Bauer. Es ist, als ob sie seufzte: nun ist mein ganzes Glück dahin! —

Die Mehrzahl der in Paris entstandenen Bilder des Meisters ist von heiterer Art. Einige derselben lernte man in Berlin erst gegen das Ende der fünfziger Jahre kennen, als ein hiesiger Liebhaber und Sammler moderner Kunstwerke, der große Industrielle, Commerzienrat Ravené, die von ihm in Paris angekauften, hier zur öffentlichen Ausstellung brachte. Da sah man vor allem des Besitzers eigenes, bewundernswertes Bildnis in ganzer, etwa ein Drittel lebensgroßer Gestalt, der im Genuß seiner intimsten und liebsten Geistesfreuden mit unvergleichlicher Feinheit, Liebenswürdigkeit und Lebenswahrheit dargestellt ist: vor einem mit schwerem Teppich bedeckten Tischchen und einem darauf gestellten köstlichen, kleinen Meisterwerke von Meissonier sitzend, zu dessen genauer Betrachtung er sich eben die Brillengläser mit dem buntseidenen Taschentuch putzt. Da sah man ferner das Bild der nur zu schönen und zarten Schusterfrau mit ihrem entsprechend lieblichen kleinen Kinde, welches mit Staunen und Vergnügen die Maus betrachtet, die der Lehrbursche in der Falle eingefangen hat und auf den Tisch vor den Beiden hingestellt hat. Ferner „die Katzenmutter," eine Französin in mittleren Jahren, die mit bequemem Behagen, in die Lektion eines Lieferungsromanes vertieft, in ihrem Lehnstuhl zurückgelehnt sitzt und das weiche Fell der Angorakatzen streichelt, welche sich in ihren Schoß schmiegen und sie umklettern. Dort auch erschien das Bild des kleinen

Dorfmädchens, das in hochansteigender Bergwiese Blumen pflückt, und das in Paris so viel bewunderte Bild: „Ventre affamé n'a pas d'oreilles" der Schusterbube, welcher das aus Leibeskräften schreiende Meisterkind auf dem einen Arm trägt, während er mit der andern Hand einen großen Apfel in seinen breiten Mund steckt und mit innigem Vergnügen, ohne jedes Mitleid mit dem hungrigen Kleinen, verzehrt. Ebenso das prächtige Bild des kleinen, wenige Monate alten pauswangigen Baby, das auf seinem Stühlchen sitzend, den Beschauer mit den großen Augen über den runden blühenden Wangen fröhlich anblickt. Des Malers eigener junger Sprößling hatte ihm dafür zum Modell gedient. Hatte Knaus' sich doch inzwischen aus der Wiesbadener Heimat seine schöne junge Gattin geholt und sich mit dieser in der fremden Stadt an der Seine nicht minder häuslich und traulich eingerichtet, wie später im Vaterlande.

Das Motiv des schreienden, schlecht besorgten kleinen Baby verwertete er während seiner Pariser Zeit noch in einem zweiten Bilde voll köstlichen Humors: den kartenspielenden Schusterjungen (siehe Abb. 1). Zwei von dieser edlen Zunft sitzen im Freien in einiger Entfernung von dem Hause des dörflichen Meisters auf einem Baumstamm. Die Stiefel, welche sie zum Ausbessern, der Krug, welchen sie gefüllt mit Bier oder Wein aus der Schenke heimbringen sollten, stehen neben ihnen am Boden. Der eine der beiden hält das Kleinste der Frau Meisterin, das ihm zur Wartung anvertraut ist, nachlässig im linken Arm und hört nicht sein jämmerliches Schreien über der Lust des Kartenspiels, das er und sein Genosse mit leidenschaftlichem Eifer betreiben. In der Farbe und Malerei ist dies Bild eine der ersten Meisterleistungen seines Malers. Derselben Zeit mochte das Bild der Einzelgestalt des „Invaliden" entstammen, welches mit jenen kartenspielenden Schusterjungen gemeinsam die deutsche Kunstabteilung der Pariser Weltausstellung von 1867 schmückte und seinem Urheber die große Ehrenmedaille (neben Wilhelm von Kaulbach unter den Deutschen) erwarb. Bei dem unvergeßlichen, großartigen Preisverteilungsfest am 1. Juli jenes Jahres sahen wir ihm diese Medaille durch Kaiser Napoleon mit eigner Hand von seinem Thron herab im großen inneren Lichthof des Industriepalastes überreicht werden.

Dieser „Invalide" ist nur ein Bild aus jener langen Reihe von wundervollen Charakterfiguren, welche zum künstlerischen Ruhme ihres Malers ebenso beigetragen haben, wie seine großen, vielgestaltigen Kompositionen. Ich werde noch von so mancher seiner derartigen Schöpfungen zu erzählen haben.

Die beiden letzten Bilder, welche Knaus in Paris ausführte, wohin er nach einer kurzen und ziemlich folgenlos gebliebenen Studienreise nach Italien noch einmal zurückgekehrt war, sind: „Die goldene Hochzeit" (siehe Skizze 1 und 2) und „Die Taufe." An edler Schönheit, Reichtum und Harmonie der Farbe stehen sie in erster Reihe unter seinen Schöpfungen.

Abb. 6. Der Dorfprinz. Von L. Knaus.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Abb. 7. Der Freibeuter. Von L. Knaus.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Die Liebenswürdigkeit, die herzerquickende Anmut dieser ganz von idyllischer Poesie und Gemütsinnigkeit erfüllten Bilder ist unwiderstehlich. Durch vortreffliche Kupferstiche und Photographien sind sie überall bekannt geworden. Die „Taufe“ gelangte zuerst 1861 oder 62 nach Berlin zur Ausstellung in Sachses permanentem Gemäldesalon, und erregte hier ein Entzücken und einen stürmischen Enthusiasmus wie kaum ein Gemälde vor ihm. Es wurde für eine enorme Summe von Leonor Reichenheim erworben und ist bei der Auflösung dieser Galerie vor zwei Jahren durch den Kunsthändler E. Schulte angekauft. Die glänzenden Eigenschaften dieser beiden Bilder aber konnten den unbefangenen Beschauer darüber nicht täuschen, daß ihr Maler in seinem langen Aufenthalte zu Paris und im langen Anschauen und Studium der ihm dort zur Verfügung stehenden, graziösen, mehr oder weniger eleganten, weiblichen Modelle die Fühlung mit dem deutschen Bauernvolk und -Leben mehr als wünschenswert verloren hatte. Die Bäuerinnen darauf sind doch von gar zu zarter, vergeistigter, schlankfingriger Schönheit. Zum Glück war die Natur des Künstlers auch im Pariser Leben gesund und deutsch genug geblieben, um rechtzeitig zu erkennen, was ihm verloren gegangen war, was er bedurfte und was ihm gemäß sei. Er brach, kurz entschlossen, seine Zelte ab und übersiedelte 1862 nach Berlin, wo ihn die für ihn begeisterte kunstfreundliche Gesellschaft, ebenso wie die Künstlerschaft, neidlos und bewundernd mit offenen Armen und aufrichtiger Herzlichkeit empfing. Das hier zuerst von ihm gemalte Bild stellte den Auszug aus einer kleinen südrheinischen Stadt zu einem ländlichen Fest dar. Radschlagende Jungen voran, wandert alles was einen frohen Tag, oder ein gutes Geschäft von der guten Laune, wie dem Durst und Hunger der anderen für sich erhofft, jubelnd zum Thor hinaus in die sonnige Landschaft. Die Lust, die innige Freude an den natürlichen, simplen Genüssen eines solchen Festes, wie sie sich in diesen Gestalten, der Alten und Jungen, den Männlein und Fräulein und vor allem den Kindern ausprägt, wirkt wahrhaft ansteckend auf den Beschauer.

Hier in Berlin vollendete Knaus nun auch ein in Paris begonnenes Bild — es ist später durch einen prächtigen Stich von Girardin verbreitet worden, — „Der Taschenspieler auf dem Dorf,“ ein Werk voll der glücklichsten Laune und von glänzender Meisterschaft der Malerei und Zeichnung. Ein langer, hagerer, in etwas faltige, schäbige Trikots und fadenscheinigen Flitterstaat gekleideter Zauberkünstler, der eben aus dem Hut eines alten Bauern einige Sperlinge entflattern läßt, steht im Vollgefühl seines Triumphes und seiner geistigen Überlegenheit über die dummen Dorfteufel, auf einer Tonne zur Linken, siegeslächelnd da. Welche köstlichen Gestalten in seinem Publikum, das sich zur Rechten, ihm gegenüber, den ganzen Raum der Scheune erfüllend, schart! Der von Staunen und Schrecken halb erstarrte Bauer, an dessen

Abb. 8. Das Vesperbrod. Von L. Knaus.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

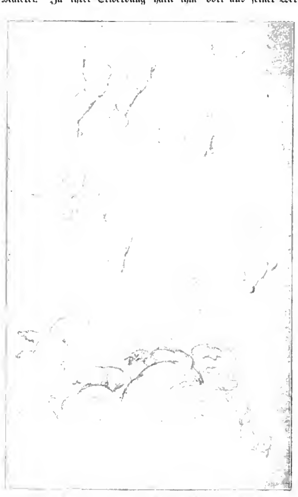
Hut sich das Wunder vollzog, das alte Weib, welches, sich bekreuzend, aus der Nähe des Hexenmeisters hinwegeilt, der gescheite, nicht leicht zu täuschende Dorfschmied, welcher, aufmerksam beobachtend, den Schlüssel des Rätsels zu finden sucht; das entzückende kleine blondköpfige Mädchen im roten hessischen Mützchen im nächsten Vordergrunde! — wie plötzlich in der lebhaftesten Bewegung vom Erstaunen gelähmt, steht es da und blickt, das rundwangige Gesichtchen dem Hexenmeister zugewendet, auf das unbegreifliche Wunder hin. —

Eine Sommerreise nach Südtirol, die Knaus von Berlin aus in dem folgenden Jahre unternahm, gab ihm die Motive und Modelle zu einigen einfacheren, minder bewegten Bildern von hoher, künstlerischer Vortrefflichkeit: „Die geistliche Ermahnung,“ welche ein hochwürdiger eifriger Herr Pfarrer gegen einen vor ihm dastehenden südtirolischen Raufbold aus seiner Gemeinde richtet; ein Motiv, welches Knaus dann noch einmal in einer abweichenden Komposition verwertete, wo diese Ermahnung einer Gruppe von vier Passeyrer Raufern, Gestalten von vollendeter Echtheit und feinster Individualisierung, gilt. Hier malte er ferner in jenen Jahren das Bild der Zigeunerfamilie mit den ums Feuer, auf welchem der Kessel brodelt, gelagerten, miteinander streitenden Kindern. (Zigeunerleben hatte er bereits in Paris einmal in einem vielbewunderten Bilde dargestellt, auf welchem man den Gemeindevorsteher den Hauptmann des Trupps nach seinen Papieren befragen sieht.) Aus diesen Berliner Jahren stammt ferner das Bild: „Die Wochenstube“ mit der lieblichen jungen Mutter im Himmelbett und den kleinstädtischen Basen und Tanten, die ihr dabei kaffeetrinkend Gesellschaft leisten; das ergötzliche Bild, welches die resultatlos bleibende Ehevermittlung zwischen einem hübschen Kleinbürgermädchen und einem heiratslustigen älteren Junggesellen mit wahrhaft Jean-Paulschem Humor schildert, im Museum zu Wiesbaden. Außer manchen eminenten Leistungen der Bildnismalerei entstand damals auch eins der genialsten und vollendetsten von allen: das, welches seinen Vater und seinen Schwiegervater beim Damenbrettspiel einander gegenübersitzend, jeden im innersten Kern ihres so entgegengesetzten Wesens erfaßt, darstellt, und dieses Wesen in den Gesichtern wie in den Gestalten, vom Scheitel bis zur Sohle, in der Haltung und Bewegung, im Sitz der Kleider und der Stiefel selbst ausgeprägt, alles ganz und gar vom persönlichsten Leben durchpulst zeigt.

Etwa drei Jahre hatte Knaus es in Berlin ausgehalten, wo man ihn in jeder Weise auszeichnete, feierte, ehrte, seine Bilder mit den höchsten Preisen bezahlte und sich um jedes Blättchen, das er zeichnete,

um jedes Köpfchen, das er malte, förmlich riß. Da kam wieder die alte Unruhe über ihn. Ohne Bedauern machte er sich von Berlin los und übersiedelte nach Düsseldorf, wo er sich ein eigenes Haus erbaute und sein Heimwesen und Atelier ganz nach den eigensten Wünschen und Bedürfnissen einrichtete. Zum schönsten Schmuck gereichten dem ersteren neben seinen eigenen Familienbildnissen und Studien, zahlreiche ältere Meisterwerke besonders niederländischer Malerei. Zu ihrer Erwerbung hatte ihm vor allem seine, schon vor der Übersiedelung nach Paris geschlossene, Freundschaft mit dem bekannten Kunstfreunde und -Sammler Suermondt in Aachen verholfen, der ihn auf gemeinsamen Reisen und Galeriebesuchen durch die Niederlande, England und Italien in die Kunst der Alten einführte und jederzeit vortrefflich beriet.

Die in Düsseldorf verlebten Jahre unseres Meisters geben an Fruchtbarkeit seiner Pariser Zeit nichts nach. Ununterbrochen gingen dort aus seiner Werkstatt Schöpfungen hervor, in welchen seine Meisterschaft sich auf dem gleichen Gipfel zeigte. In nie verminderter Fülle und Frische strömte ihm der Quell der Erfindung und jedes neue Werk, mit dem er unsere Ausstellungen beschickte, erschien dem Beschauer wohl als das beste und schönste, alle vorangegangenen überragende. Diesen Bildern merkte man es an, daß Knaus immer wieder aus dem Eintauchen in das wirkliche Leben des Landvolkes neue, reale Anschauungen und verjüngte Kraft geschöpft hatte. Was er uns da in seinen Bildern zeigte, waren die echten Menschen dieses west- und süddeutschen Volkes in ihrer ganzen scharf gezeichneten Stammesart und Besonderheit und in der reichen Mannigfaltigkeit ausgeprägter Persönlichkeiten. Zu den wuchtigsten, tiefsten und gehaltvollsten seiner Bilder aus dieser Düsseldorfer Zeit zähle ich: „Das Begräbnis im Winter“ (siehe Abb. 2 mit Skizze 3)



Skizze 8. Studien zu den Engeln und dem Jesuskinde auf dem Bilde: „Die heilige Familie.“

Abb. 9. Die heilige Familie. Von L. Knaus.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Skizze 9. Studie zu dem Schlächterjungen auf dem Bilde: „Ein unwillkommener Kunde."

und die „Hauensteiner Bauernberatung." Von ersterem giebt unser Bild eine treue Anschauung. Der Schauplatz ist ein vom Wohnhause und den Scheunen und Wirtschaftsgebäuden rings umgrenzter Hof in einem hessischen Dorfe. Alles ist in Schnee begraben und es herrscht bittere Kälte. Die Schulkinder unter der Leitung des alten Schulmeisters, die Nachbarn und Nachbarinnen sind durch das Hofthor eingetreten und stehen dort dicht gedrängt als Zuschauer dem düsteren Schauspiel gegenüber. Die

Abb. 10. Ein unwillkommener Kunde. Von L. Knaus. (Mit Genehm. der Phot. Ges. in Berlin.)

Buben und Mädchen, manche von ihnen vor Kälte bebend und von einem Fuß auf den andern springend, singen, um den Lehrer geschart, einen Trauerchoral. Die Älteren blicken voll Teilnahme, Mitleid und Neugierde zu dem alten Bauer hinauf, welcher eben die Stufen der Außentreppe des Hauses gegenüber herabgestiegen kommt, dem Sarge voraus, der seines Weibes oder Kindes Leiche birgt und von den Trägern aus der Hausthür herausgebracht wird. Unten im Hofe steht, sich scharf von der weißen Schneedecke des Bodens abhebend, die mit schwarzem Tuch belegte Bahre, und näher am Fuß der Stiege die, nur vom Rücken sichtbare, schwarzgekleidete Gestalt des Führers des Leichenzuges, eines großen Bauern mit gewaltigem Dreimaster auf dem Haupt. Er scheint den Trägern einen Befehl zuzurufen. Eine besonders köstliche Gruppe ist die der drei Kinder rechts in der Ecke, dicht an der Sockelwand des Hauses: das selbst noch kleine Mädchen, welches auf seinem linken Arm das kleinste Geschwister trägt, während es mit der Rechten das andere Schwesterchen, eine drollige, dicke, kleine, blonde Dirne, zurückhält, die am liebsten zu den singenden Kindern hinüberliefe. Bewundernswert ist die Beobachtung und Erkenntnis des kindlichen Seelenlebens, die sich in allen den hier versammelten Knaben- und Mädchengestalten kundgibt, ist die Charakteristik der Erwachsenen, besonders die Figur des gebrochenen alten Mannes, welcher mit schwankenden Knieen die Stufen heruntergestiegen kommt; ist die Stimmung des Ganzen, des ernsten Vorganges, wie der Luft und des sonnenlosen Lichtes des kalten Wintermorgens, herausgearbeitet.

Die „Hauensteiner Bauernberatung" (siehe Skizze 4 und 5) oder Gemeinderatssitzung in dem braun getäfelten Hauptgemach eines alten Dorfhauses ist inbezug auf die Menschendarstellung wie auf die Größe und Energie des Tones eines der bedeutendsten Meisterwerke des Malers.

Skizze 10. Studie zu dem Bilde: „Gehetztes Wild."

Skizze 11. Studie zu dem Kopf des Försters auf dem Bilde: „Im Försterheim."

Tiefe der Farbe, welche der der Werke der großen alten Meister des Kolorits nicht nachsteht. Wenn je ein Maler, so hat Knaus in diesem und anderen Bildern den Beweis geführt, daß sich beide Eigenschaften sehr wohl vereinigen lassen und daß ein Bild, um eine mächtige Tonwirkung zu erreichen, durchaus nicht notwendig auf die größte Bestimmtheit der Zeichnung und Modellierung, die vollendete Durchbildung und Herausarbeitung der Form und des Ausdruckes zu verzichten braucht.

Noch reicher an stofflichem Inhalt und an der auf diesem beruhenden Wirkung auf die Menge ist das in Düsseldorf gemalte

Es zeigt eine Versammlung von Männern verschiedenen Alters in jener eigentümlichen, in dem badischen Alemannenwinkel bei dem Landvolk gebräuchlich gebliebenen, malerischen Tracht um einen großen Tisch sitzend und über Gemeindeangelegenheiten diskutierend, während sie zugleich die Luft des Raumes mit dem Tabaksqualm ihrer Pfeifen erfüllen. Jeder dieser Männer von dem kraftvollen, tüchtigen Haupt der Versammlung mit fast grimmigem Ernst im Ausdruck des scharf, groß und kühn geschnittenen Gesichts, bis zu dem halbvertrottelten, ersichtlich ganz thörichtes, nichtiges Zeug quasselnden Alten, ist eine lebendige in sich geschlossene Individualität, wie sie sich nur in dieser besonderen Welt und unter deren Bedingungen entwickeln konnte, vom Scheitel bis zu den Sohlen, und jede von überzeugender Wahrheit. Dabei zeigt das Bild eine Glut, Kraft und

Bild: „Seine Hoheit auf Reisen." (Abb. 3.) Mit lustigem Humor, der aber frei von jeder karrikierenden Übertreibung ist, schildert das figurenreiche Gemälde die Begrüßung eines reisenden deutschen Kleinfürsten, welcher mit seinem Adjutanten den Reisewagen verlassen hat, um irgend eine notwendige Besichtigung vorzunehmen, durch die Bevölkerung der nächsten Ortschaft an seinem Wege. Die Gemeindevorsteher und

Skizze 12. Studie zu dem Bilde: „Im Försterheim."

Honoratioren, echte Typen dieser deutschen Menschengattung, stehen in der Erwartung des großen Moments, wo sie den gestrengen Herren anreden werden. Die Dorfkinder, welche ihn, um den Schulmeister geschart, mit Gesang zu begrüßen haben, teils von muntrer Neugierde erfüllt, teils von Schrecken und Bangen scheu ergriffen, drängen sich neben der Landstraße. Von allen Seiten strömt das Landvolk herbei, die Männer und Weiber, die Alten und Jungen, um „Seine Hoheit" wie ein Wundertier anzustarren; aber meist wie eins, von dem man kaum etwas Gutes und Freundliches erwarten kann. Das Aussehen des hohen Herrn, der, den Offiziersmantel übergeworfen, das Haupt mit der Mütze bedeckt, raschen Schritts an der harrenden Menge vorübergeht, seinen beiden Adjutanten und dem Jäger voraus, läßt jene Meinung nicht unbegründet erscheinen. Aus seinem kalten, glatten Gesicht und unsicheren Blick spricht eine verhaltene Tücke, Menschenverachtung und Lieblosigkeit, und läßt in ihm einen echten Geistesverwandten des einstigen wirklichen Beherrschers jenes „verflossenen" deutschen Kleinstaates erkennen, auf welchen die von den Dorfkindern, Frauen und Mädchen getragene ländliche Volkstracht, die hessische, hindeutet.

Abb. 11. Porträt von Professor von Helmholtz.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Ein anderes, zu noch größerer Popularität gelangtes Bild aus dieser Düsseldorfer Zeit unseres Meisters ist das: „Der Katzentisch" oder: „Wie die Alten sungen, zwitschern auch die Jungen" betitelte eminente Werk, welches eine unserer Illustrationen (Abb. 4 mit Skizze 6 und 7) wiedergibt. Es ist die im Besitz unserer Nationalgalerie befindliche, im Kostüm veränderte, zweite Bearbeitung derselben Komposition. Die erste zeigte die hier am Tisch der Großen und an dem „Katzentisch" der Kleinen zur fröhlichen festlichen Mahlzeit im Freien versammelte Gesellschaft in der halb kleinstädtischen, halb ländlichen Tracht unserer Tage; unser Bild in der aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Unleugbar hat es durch dieselbe noch einen gewissen Reiz mehr gewonnen. Der Schein des Altväterischen, das für uns mit diesem Rokokokostüm und den dazu gehörigen Haartrachten und Kopfputzen unlöslich verbunden ist, gibt dem jungen Volk an den beiden Katzentischen, das schon so gut versteht, den Alten „nachzuzwitschern," durch den Kontrast mit ihrer naiven Kindlichkeit und frischen Jugend ein doppelt lustig wirkendes Aussehen. Die Freude des Meisters an den Äußerungen des kindlichen Lebens, die Fähigkeit, die Kinderseele in all ihren Regungen zu beobachten und klar in ihr zu lesen, hat er von seinem ersten Auftreten an in zahlreichen Bildern bewiesen; aber nie glänzender und liebenswürdiger als in diesem Werk, das immer zu den Lieblingsbildern unserer kinderreichen Nation gehören wird. Von

Abb. 12. Porträt von Professor Theodor Mommsen.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

dieser wunderbaren Gabe der Beobachtung der Kindernatur gibt eine besonders ergötzliche Probe auch das bekannte, in Düsseldorf gemalte Bild: „In tausend Ängsten," welches wir hier im Bilde vorführen (Abb. 5): das kleine blondlockige Dorfkind, das, gelähmt von Schrecken, mit seiner bedrohten Frühstücksbrodschnitte im Händchen, weinend dasteht vor den in langer Reihe heranwatschelnden Gänsen, die es anzischen und jenem den krampfhaft festgehaltenen Schatz rauben zu wollen scheinen.

Skizze 13. Studie zu dem Bilde: „Tanz unter der Linde."

— Eine prächtige Schöpfung ist jene Einzelgestalt eines Bauernjungen, des „Dorfprinzen" (Abb. 6), der im Vollbewußtsein seines väterlichen Reichtums und seiner dadurch erlangten Bedeutung breitbeinig hingepflanzt, die Hände in den Westentaschen, eine Nelke im Munde, protzig wie nur ein alter Großbauer vor dem riesigen Misthaufen im väterlichen Hofe dasteht und mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von komischer, kindlicher Hochnäsigkeit auf die Welt unter ihm herabblickt. Den stärksten Gegensatz zu diesem Dorfprinzen bildet der kleine zerlumpte, nacktfüßige „Freibeuter" (Abb. 7), der arme Lumpensammlersohn mit dem Sack auf dem Rücken und einem paar ausgerissener Kohlrüben in der Hand, bescheiden, aber doch mit dem kaum versteckten Ausdruck der Fröhlichkeit des genügsamen Kinderherzens, wie ihn Murillos Bettelbuben zeigen. Auch das damals viel bewunderte Bild: „Die Geschwister," ein Gruppenbildnis der beiden kleinen Töchter Prof. Vautiers, des Knaus

Abb. 13. Tanz unter der Linde. Von L. Knaus.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Abb. 14. Der erste Profit. Von L. Knaus.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

tere wie der humoristischen und grotesk-komischen Menschenwesen Hand in Hand. Eins von jener unheimlichen und doch zugleich eigentümlich rührenden Art stellte er in dem, in Düsseldorf gemalten, Bilde: „Die Dorfhexe," einem Bilde von außerordentlicher malerischer Wirkung dar, (ein Motiv, welches er später, wie unsere letzte Abbildung zeigt, noch einmal in anderer Form behandelte): die arme Verlassene, von allen Menschen gemiedene, in unheimlichem Ruf stehende Alte, welche in ihrem elenden, kahlen, rauchgeschwärzten Schlupfwinkel in sich zusammengekauert am Herde sitzt, von alten und jungen Katzen, dem einzigen Lebendigen, das bei ihr aushielt, umgeben und umspielt. — Die Katzen und Kätzchen, ebenso wie die Hunde und Hündchen sind immer auch unsers Meisters Lieblinge gewesen. Sie spielen wie auf diesem auch auf manchem anderen Bilde von ihm eine wichtige Rolle, und kein „Katzen-Rafael" der Vergangenheit und Gegenwart übertrifft Knaus in der lebenswahren Darstellung dieser graziösen malerischen Geschöpfe in behaglicher Ruhe wie in jeder Art ihrer Bewegungen

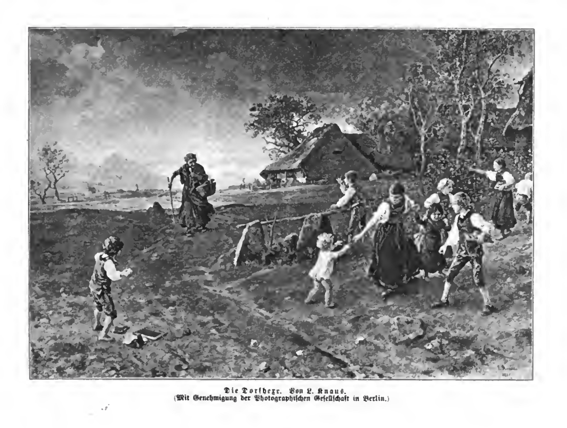
künstlerisch so vielfach verwandten, berühmten Düsseldorfer Kollegen, bekundete in der anmutigsten Weise diese glückliche Gabe des Versenkens in die Kinderseele und des Festhaltens ihrer momentanen Äußerungen im Bilde. In seinen Darstellungen junger Mädchen in einem jenseits der Kindheitsgrenze stehenden Lebensalter beeinträchtigte auch damals zuweilen, wie ehedem in den zu Paris gemalten die Neigung unseres Meisters, seine Gestalten mit idealer Anmut und Lieblichkeit zu schmücken, die realistische Wahrheit der ihnen gegebenen Erscheinung. Ein Beispiel dafür ist: „Das Vesperbrod," das in Düsseldorf gemalte, ihre Gänse fütternde Landmädchen (Galerie Perl zu Berlin) (Abb. 8). Aber mit dieser Neigung, die holdeste jungfräuliche Anmut zu schildern, ging und geht jederzeit bei Knaus die zur Darstellung düsterer und dämonischer Charak-

Als im Jahre 1875 endlich die lang ersehnte und geplante Umgestaltung der Berliner Kunstakademie in Angriff genommen wurde, beschloß man, mit ihren bisherigen Lehrklassen auch einige Meisterateliers für Bildhauerei, Architektur, Malerei und Kupferstecherkunst zu errichten. Auch an Knaus erging von seiten der Staatsregierung der ehrenvolle Ruf, die Leitung eines derselben zu übernehmen. Wahrscheinlich war damals die gewohnte ererbte Unruhe, der Wunsch nach einem Wechsel des Aufenthalts bereits wieder mächtig in ihm geworden. Er zögerte keinen Augenblick, jenem Ruf zu folgen und wieder nach dem inzwischen zur großen Reichshaupt- und Kaiserstadt gewordenen Berlin zurückzukehren. Hier faßte der von allen Seiten freudig willkommen Geheißene rasch wieder festen Fuß und gründete sich bald auch wieder sein eigenes Heim zu hoffentlich dauerndem Verweilen bis ans Ende seiner Tage.

Schon auf der ersten großen Berliner Kunstausstellung nach seiner Übersiedelung bereitete Knaus dem hiesigen Publikum und den Kunstgenossen eine sehr erfreuliche Überraschung durch das Bild: „Die heilige Familie," die Madonna mit dem Jesusknaben auf dem Schoß, angebetet, umspielt und umflattert von den lieblichsten Flügelbübchen in den Wolken und auf dem festen Boden (siehe Abb. 9 mit Skizze 8). Er stellte diese Madonna ausruhend auf der Flucht nach Ägypten mit Joseph und dem Eselein dar, ohne eine Spur kirchlichen Charakters, aber mit reiner, zarter, tiefer Empfindung und in bezaubernder, keuscher Anmut. In der Malerei der blühenden nackten Körper jener christlichen Amoretten und des Jesusknäbleins schien sein vom feinsten Farbensinn und begeistertem Naturgefühl geleiteter Pinsel wahrhaft geschwelgt zu haben. In der Gestalt und dem holden Antlitz der Maria aber sind die alten Ideale liebenswürdiger Weiblichkeit, wie sie in manchen seiner Bäuerinnengestalten aus der Pariser Zeit, aber auch in der jungen Wöchnerin (Wochenstube) und in jenem Gänsemädchen verkörpert waren, in verklärterer Form noch einmal lebendig geworden. Die bei dem Malen der Engelsbübchen lebhaft in Knaus erwachte neue Lust einer Darstellung des anmutigen, warmblütigen, jungen, nackten Menschenleibes hat er seitdem noch in manchen ähnlich reizvollen und meisterlich durchgeführten Gemälden befriedigt. So in der Einzelgestalt jener ruhenden, nackten Bacchantin von frischer blühender Formenfülle und prächtig leuchtender Farbe. So in dem Bilde der Charitas auf der vorletzten Berliner Kunstausstellung, einer idealen, jugendlichen, mütterlichen Frauengestalt mit fast gänzlich unverhülltem Oberkorper, der sich die nackten, zärtlich gehegten, kleinen Sprößlinge auf dem Schoß an Brust und Schultern schmiegen, während andere die auf der Wiese gepflückten Blumen der sie mit frohem Lächeln begrüßenden Mutter bringen. Und eben jetzt steht in unsers Meisters Werkstatt ein ganz originelles Bild dieser unrealistischen Gattung, dieses, wie die Franzosen es nennen, „fantaisistischen" Genres: Auf einer ringsum vom aufgeregten Meer umbrausten flachen Klippe auf Brust und Leib behaglich hingestreckt, auf die Arme gestützt, liegt ein Seeweib, eine Nereide von dämonischer Schönheit und herrlicher Formenpracht ihres menschlich gestalteten Oberkörpers, der von den Schenkeln abwärts in die schuppige, schimmernde Fischgestalt übergeht. Eine üppige Fülle lichtblonden Lockenhaares umwallt das tückisch lächelnde, verführerische Antlitz. Sie neigt es herab zu einem Gewimmel von Fischen aller Arten und Größen, welche auf ihren Wink herbeischwimmen, die glotzäugigen Köpfe aus dem Wasser herausstrecken und sich von den weißen Händen der Nixe willig ergreifen und die glitzernden Häupter und Rücken streichen lassen. —

Abb. 15. Salomonische Weisheit. Von L. Knaus. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Aber Bilder solcher Gattungen sind bei Knaus doch immer nur zeitweilige Abschwei-



Die Dorfhexe. Von L. Knaus.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

sungen von dem eigentlichen Heimatsgebiet seiner Kunst gewesen. Letzteres ist stets die Darstellung des Lebens seines Volkes in der Familie, in seiner Arbeit, in seinen Festen, seinen Leiden, seinen Schmerzen und seinen Freuden gewesen, und nie hat ein deutscher Maler dasselbe liebenswürdiger, anziehender und ergötzlicher zu schildern verstanden, ohne daß er es doch immer nur so sonntäglich rein gewaschen, glatt, sauber geputzt, freundlich, fromm, zart und holdselig geschildert hätte, wie sein erster berühmter Vorgänger, Friedrich Eduard Meyerheim. Weniger als seine Schilderungen aus dem Leben des Landvolkes im Süden und Westen des Vaterlandes und aus dem der kleinen, verborgenen, armseligen Existenzen wollten

Aus der Skizzenmappe von L. Knaus.

Knaus jederzeit Bilder aus dem Dasein der behaglich situierten bürgerlichen Gesellschaft gelingen. So rang er mit verhältnismäßig geringerem Erfolg mit dem Bilde der Ankunft des jungen Studenten im stattlichen Elternhause zum Ferienbesuch, wo die Mitglieder den geliebten Gast im Vorgarten freudig begrüßen. Auch das hier in Berlin vor wenigen Jahren gemalte Bild: „Ein unwillkommener Kunde" (siehe Abb. 10 mit Skizze 9), vermochte einen tieferen Eindruck nicht zu erzielen. Aber wie groß ist die Zahl der seit seiner Übersiedelung hierher geschaffenen, durch welche er allen Beschauern ohne Unterschied der künstlerischen Partei und Geschmacksrichtung, die vollkommenste Freude, Erquickung und Erbauung bereitet hat! Ich erinnere an die in all ihrer Komik doch wahrhaft rührende Darstellung des Clowns, der hinter den Kulissen, d. h. dem Leinwandvorhang, eines fliegenden Zirkus sein mutterloses, kleines Kind zärtlich wartet, umgeben von seinen gelehrigen Pudeln und seinen anderen menschlichen Familienmitgliedern, während ein alter kleinstädter Don Juan der hübschen Künstlerin der Gesellschaft in der Pause der Vorstellung eindringlich den Hof macht; an den Maler, welcher auf dem Dorfanger Bauernkinder nach der Natur studiert und seine Not mit dem heulend widerstrebenden kleinen Buben im Hemdchen hat, den die Genossen vergebens zu bändigen und ihm zuzuführen bemüht sind; an das Zigeunerfuhrwerk: die nackten braunen Buben, welche, von der halb erwachsenen, wilden Dirne an die Leine gespannt,

Aus der Skizzenmappe von L. Knaus.

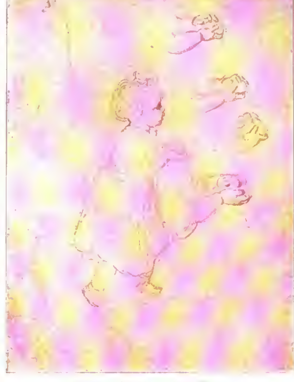
Ministeriums für die Nationalgalerie gemalt wurden und von denen besonders das des großen Altertumsforschers und Geschichtsschreibers, dessen Wesen und Erscheinung mit unübertrefflicher Schärfe erfaßt und in vollendeter Lebenswahrheit in allen seinen persönlichen Eigenheiten zur Anschauung bringt; an den „Tanz unter der Linde“ in dem hessischen Dorf (Abb. 13 mit Skizze 13), eine neue sehr abweichende und natürlich sehr viel gereiftere Darstellung des für sein Erstlingsbild erwählten Gegenstandes. Ich erinnere ferner an die unschätzbaren Einzelgestalten von intimster Charakteristik und

in übermütiger Lust dahin getrieben werden; an das „gehetzte Wild“: eine junge Zigeunermutter, die mit ihrem Kinde an der Brust sich scheu und geängstigt im Dickicht des herbstlichen Waldes birgt (Skizze 10); an das stimmungsvolle Bild des alten einsamen Försters (Skizzen 11 und 12), der am Winterabend, vom Waldgange heimgekehrt, im Lehnstuhl von seinen Hunden umgeben, aus der langen Pfeife rauchend, behaglich träumend in seinem mit Jagdtrophäen und Waffen reich ausgestatteten Forsthauszimmer sitzt, in dessen Ofen die blühende junge Magd eben das Feuer entfacht, — ein Meisterwerk in jeder Hinsicht; an die „Kartoffelernte;“ an die prachtvolle Raufersizene in einem tiroler Bauerntanzsaal, in welchem der Sieger über alle, noch schnaufend von der Erregung des Kampfes, allein auf dem mit Trümmern und Gefechtspuren aller Art übersäten Schlachtfelde dasteht, nachdem er die letzten Gegner ein paar Meter weit in die Ecke geschlendert hat, wo sie daliegen, als wären ihnen alle Glieder zerbrochen; an die beiden bewundernswerten Bildnisse der Professoren von Helmholtz (Abb. 11) und Mommsen (Abb. 12) in ganzer, etwa drittel oder halb lebensgroßer Gestalt, welche im Auftrage des

Lebensfülle, wie den „Drehorgelspieler,“ den „Kolporteur“ oder „Ich kann warten“ (siehe Titelbild), den „Starosten,“ den „kleinen Weltbürger“ und an jene beiden hier reproduzierten Bilder, welche — malerische Leistungen ersten Ranges — unter allen seinen Bildern vielleicht die größte und allgemeinste Heiterkeit erzeugt haben: „Der erste Profit“ (Abb. 14) und die „salomonische Weisheit“ (Abb. 15). Auch „Aus-

Aus der Skizzenmappe von L. Knaus.

saat“ und „Ernte“ könnte man sie betiteln. Dort der weise und weißbärtige, viel erfahrene, jüdische Handelsmann in seinem, mit Bergen von alten Kleidern und Stoffen bis fast an die Decke gefüllten, Gewölbe, welcher dem vergnügt und aufmerksam lauschenden talentvollen Lehrling die Grundlinien des sicheren Weges zum künftigen Reichtum vorzeichnet und dem anschlägigen Kopf es beibringt, wie man es machen muß, und wie es gemacht wird. Hier — dieser begabte Jüngling, für sich allein im seligen Vollgefühl des ersten selbständig an alten Hasenfellen gemachten Profits, des glücklich erzielten ersten Markstückes, das er seinem eigenen, geschäftlichen Genie und Handelsgeist verdankt. —



Aus der Skizzenmappe von L. Knaus.

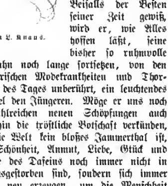
Eine fast unabsehbare Reihe von anderen Gemälden und Zeichnungen, von Bildnissen, von reizenden weiblichen und kindlichen Studienköpfen, Halbfiguren und ganzen Einzelgestalten ist außer den hier herausgehobenen, kürzer oder ausführlicher geschilderten, abgeschlossenen Gemälden aus den nie rastenden Händen unseres Meisters hervorgegangen. Aber trotz dieser außerordentlichen Fruchtbarkeit, dieser raschen und reichen Produktion, und trotz der Höhe der Preise, welche die Liebhaber und Kunsthändler in Deutschland wie im Auslande (neuerdings besonders in Amerika) für jede Arbeit von Knaus willig bezahlten, ist kein Blatt und kein Bild in dieser Menge, welches, wie es seitens vielbeliebter und -beschäftigter Künstler in alter und neuer Zeit so oft geschehen ist, in fertiger Manier gleichsam fabrikmäßig hingefegt wäre. Nicht in allen ist die gleiche künstlerische Höhe erreicht: hier nicht in der Konzeption, dort nicht in der farbigen Wirkung, in der Herausarbeitung der Gestalten zur vollen Körperlichkeit, in der Luftstimmung, in der Behandlung der landschaftlichen Umgebung. Aber jedes, was Knaus geschaffen hat, und sei es die mit den einfachsten Mitteln, dem Kreidestift, auf rauhes Papier geworfene Skizze eines Figürchens oder Köpfchens, zeigt die echte Künstlerliebe für die Aufgabe, die Freude an der Arbeit und trägt das Gepräge des originellen, ebenso scharf beobachtenden als erfinderischen, schaffenskräftigen, phantasievollen, von der Reflexion nie angekränkelten, naiv und frisch gebliebenen reichen und liebenswürdigen Künstlergeistes.

Wir schätzen uns glücklich, durch den Meister in den Stand gesetzt zu sein, den Nachbildungen abgeschlossener bekannter Ge-

mälde desselben auch die Faksimilekopieen mehrerer solcher mit Kreide oder Bleistift skizzierten Entwürfe zu einzelnen Gestalten auf ersteren und einiger Detailstudien einzelner Köpfe und Körperteile hinzufügen zu können. Unsere Leser werden dadurch erst die rechte Anschauung erlangen, wie die ersten Wurzeln aussehen und beschaffen sind, aus welchen Schöpfungen wie die von Knaus erwachsen.

Es ist in den letzten Jahren Mode geworden, gegen die angebliche „Unwahrheit" und Schönmalerei auch in den Knaus'schen, wie in allen Bildern seiner ziemlich gleichalterigen deutschen Genossen aus dem Leben des Volkes, kräftig zu Felde zu ziehen und die Meinung zu verbreiten, als seien erst unsere jüngeren und jüngsten, die Anbeter und Nachahmer einiger modernen französischen Naturalisten von unleugbarem Talent, der wirklichen Wahrheit der Natur auf die Spur gekommen. Sie schildern mit besonderem Wohlgefallen nur die ganz häßlichen, traurigen, widerwärtigen, armseligen und kümmerlichen Erscheinungen dieses Volkslebens. Und zwar geschieht das in einer möglichst rohen, brutalen Malweise, jede feste Form verflüchtigend, auf allen feineren Ausdruck des inneren Lebens, jede reichere Individuatisierung der menschlichen Wesen, auf jeden Schein plastischer Körperlichkeit zu Gunsten einer angeblich wahreren Wiedergabe der Dinge, d. h. ihres Tones, in der freien Luft wie in geschlossenen Räumen verzichtend. Und darum sollten wir in ihren phantasie- und kunstarmen, freudlosen Erzeugnissen, an denen sich keines gesunden Menschen Sinn und Seele erquicken kann, die Schöpfungen der endlich heraufgeführten echten modernen Malerei begrüßen, bewundern und selbst das von einem so gottbegnadeten Meister wie Knaus Geschaffene zum „überwundenen Kram," zu den „konventionellen Lügen" in der Malerei werfen? Auch Knaus hat nie vor der Schilderung des Düsteren und Häßlichen in der Menschennatur zurückgescheut. Aber das Liebliche und Schöne darin hat ihm darum doch nie für weniger wahr und weniger schildernswert als das Widerwärtige, Abstoßende, Öde und Langweilige gegolten, und auch das Häßlichste hat er entweder durch das Element des poetischen Humors zu verklären oder durch den Zauber der Farbe, der Tongebung zu adeln vorgezogen, statt es trocken in seiner tristen Nüchternheit von der Wirklichkeit abzuschreiben. Der dauernden Liebe seines Volkes und des warmen Beifalls der Besten seiner Zeit gewiß, wird er, wie Alles hoffen läßt, seine bisher so ruhmvolle Laufbahn noch lange fortsetzen, von den künstlerischen Modekrankheiten und Thorheiten des Tages unberührt, ein leuchtendes Beispiel den Jüngeren. Möge er uns noch in zahlreichen neuen Schöpfungen auch fernerhin die tröstliche Botschaft verkünden, daß die Welt kein bloßes Jammerthal ist, und Schönheit, Anmut, Liebe, Glück und Freude des Daseins noch immer nicht in ihr ausgestorben sind, sondern sich immer wieder neu erzeugen, um die Menschheit fähig zu machen, das große „Weltelend" zu ertragen.

Aus der Skizzenmappe von L. Knaus.



Der blöde Herr.

Roman von Hobrecht.

(Schluß.) (Abdruck verboten.)

en Herren Oberräten und den anderen Personen, die von Amts wegen in Berührung mit dem Herzog kamen, entging das nicht. Es wäre Unrecht zu sagen, daß sie den Kranken geradezu in seinem elenden Zustande zu erhalten wünschten; gewiß ist aber, daß sie, wie bei früheren Gelegenheiten, so auch jetzt, von Mißtrauen und Eifersucht erfüllt wurden gegen Einflüsse, die nicht von ihnen abhängig waren, deren eigentliche Quelle sie zunächst noch garnicht kannten. Hatte doch erst vor weniger als einem Jahre ein aus Cleve gesandter junger Arzt, Dr. Fortunatus, der ein auf Leibesübung und gesunde Ernährung gegründetes Heilverfahren bei dem Kranken mit Glück und Erfolg begonnen, vor den Mandaten der Ratsstube und dem Zetergeschrei aller rechtgläubigen Kanzelredner des Landes weichen müssen, weil er es ablehnte, seine Verordnungen von dem Befinden der Oberräte und der Geistlichkeit abhängig zu machen und über seinen theologisch-dogmatischen Standpunkt die geforderten Erklärungen abzugeben. Dagegen durften unter dem Beifall dieser Instanzen Marktschreier und alte Weiber die unerhörtesten Zauberkuren an dem armen Leidenden versuchen.

Der Bischof von Samland, Heßhusius, nahm es ungeachtet seiner einseitig dogmatischen Verfahrenheit doch mit den eigentlichen Aufgaben seines Amtes, den regelmäßigen Kirchenvisitationen und der Kontrolle seiner recht ungleich zusammengesetzten Diözesangeistlichkeit, zu ernst, als daß ihn, was am herzoglichen Hofe vorging, ohne weiteres berührt hätte, aber der Oberburggraf, Herr Christoph von Creizen, war noch aus den Tagen des alten Herzog Albrecht her gewöhnt, in allem, was ihm bedenklich erschien, bei dem geistlichen Kollegen Rat und Hilfe zu suchen und verstand es trotz einer gewissen bäuerischen Beschränktheit, das Interesse desselben durch geschicktes Heranziehen von Glaubens- oder kirchenregimentlichen Fragen zu erwecken und bis zu leidenschaftlicher Teilnahme zu steigern.

So erregte er auch diesmal die Aufmerksamkeit des Bischofs, indem er darauf aufmerksam machte, daß der Herzog mit seiner Umgebung gerade jetzt in der stillen Zeit, in den letzten Wochen vor dem Osterfest, weltlichem Vergnügen mehr als billig nachzugehen scheine, da er fast jeden dritten oder vierten Tag sich nach Neuhausen begebe. Er selbst, Herr von Creizen, habe sich von dem jungen Hofe schon so manche kränkende Zurückweisung gefallen lassen müssen, daß er es diesmal vermieden habe, näher zuzusehen, was in Neuhausen eigentlich getrieben würde; es könne aber nur zum guten sein, wenn jemand in wohlwollender Weise dem Dinge weiter nachgehen wollte.

Heßhusius hatte im Augenblick, da ihn der eben eingelaufene Bericht eines Superintendenten beschäftigte, kein rechtes Gehör für die weitschweifige Rede des Oberburggrafen, dessen versteckte Andeutungen ihn fast ungeduldig machten, aber er konnte sich den Lästigen durch die Mitteilung vom Halse schaffen, er erwarte binnen kurzem den Schloßkaplan aus Neuhausen zu einer Konferenz, den wolle er befragen und, wenn nötig, mit Anweisung versehen. Als er dann später mehr Zeit fand, dem, was Herr von Creizen vorgebracht hatte, nachzudenken, wollte es auch ihm scheinen, daß es der Mühe wert wäre, weiter nachzuforschen und so zeigte sein Gesicht, in dem ohnehin Milde kein vorherrschender Zug war, einen Ausdruck besonders lebhafter Spannung, als der Schloßkaplan erschien.

Ehren-Zippelius, mehr Stubengelehrter als Seelsorger, und darum schon dem strengen Vorgesetzten gegenüber nicht eben zuversichtlich, glaubte heute in dessen Miene und der hastigen Weise der Begrüßung sichere Zeichen eines drohenden Gewitters zu entdecken, und das Herz fiel ihm in die Schuhe; er antwortete auf des Bischofs Fragen stotternd und verwirrt, um so verwirrter, je ungeduldiger Heßhusius wurde, und war endlich seelensfroh, als die vorliegende dienstliche Angelegenheit ihre Erledigung gefunden hatte. Mit ehrerbietigster

Verneigung wollte er sich rückwärts wieder aus dem Zimmer schieben, als eine neue Frage des Bischofs ihn noch zu bleiben zwang.

„Wann war der Herzog zum letztenmal in Neuhausen?"

„Der Herzog in Neuhausen — ja — wann war es doch?" stotterte Zippelius und sah nach der Decke, als wär's da zu lesen.

„Er ist ja doch, wie ich höre, neuerlich sehr oft dorthin gekommen," drängte der Bischof weiter.

„Sehr oft — ja wohl, hochwürdigster Herr — die Findeklee, das heißt die Frau Kastellanin hat mir davon erzählt," stammelte wieder der Kaplan.

Des Heßhusius breite Stirn rötete sich: „Die Findeklee!" stieß er heraus; „also aus eigener Wissenschaft habt Ihr nichts hierüber zu melden, Herr Schloßkaplan?"

„Ich habe fürstliche Gnaden in Neuhausen nicht gesehen, hochwürdigster Herr!"

„Ihr wißt auch nicht, Herr Kaplan, was die Herrschaft dort getrieben?"

„Die Findeklee — ja — die Frau Kastellanin hat mir nichts davon erzählt."

„Und Ihr hieltet es nicht für nötig, danach zu fragen, oder Euch von Amts wegen der Herrschaft zu zeigen?"

Ehren-Zippelius fühlte sich von einer innigen Sehnsucht nach seinem stillen Studierstübchen ergriffen. Daß er sich in dasselbe einschloß, oder sein Haus durch die Hinterthür verließ, sobald der Herzog in Sicht war, durfte er nicht sagen. „Der Herr hat mich nicht rufen lassen," sagte er leise und gepreßt.

Jetzt war dem Eifer des Bischofs das Stichwort gegeben: „Der Herr! In wessen Diensten steht Ihr, Herr Kaplan? In denen des Herzogs von Preußen, oder in denen der Kirche? Muß ich Euch daran erinnern, daß auch der Herzog und wer zu ihm gehört, sobald er nach Neuhausen kommt, nur ein Glied der Euch anvertrauten Herde ist, für deren Seelenheil Ihr verantwortlich seid? Hier ist es aufgefallen, daß der Herzog eben in dieser stillen und heiligen Zeit oft und wiederholt Neuhausen aufsucht — hier hat man sich gefragt, was er dort wohl treiben mag, was ihn dorthin zieht? Ihr macht Euch darüber keine Gedanken — Ihr wartet bis der Herr, wie Ihr ihn so schlechtweg nennt, nach Euch schicken wird! Die Herren dieser Welt haben von selbst kein so großes Verlangen nach der mahnenden Stimme des Seelenhirten. Hatte auch Nathan, ehe er zu David ging, gewartet, bis er gerufen wurde?"

Die lange hagere Gestalt des Kaplans war unter diesem Zorneserguß seines Vorgesetzten kleiner und kleiner geworden; als der schwieg, brachte er nur mühsam die Worte hervor: „Was soll ich thun, hochwürdiger Herr?"

Der Bischof antwortete in milderem Tone: „Überhaupt nie vergessen, Bruder Zippelius, was Ihr als Diener der Kirche zu thun schuldig seid — in diesem besonderen Falle aber nachholen, was Ihr versäumtet, sobald der Herzog wieder nach Eurem Orte kommt und danach mir Bericht bringen. Also geht mit Gott!"

Wegen des Vergangenen ein wenig beruhigt, aber für das, was kommen mochte, nun ganz frisch geschliffen und bereit, allerlei tapfere Thaten zu thun, begab der Kaplan Zippelius sich wieder auf den Heimweg.

Das war am Vormittag geschehen; Nachmittags schon zog der Herzog mit dem gewöhnlichen kleinen Gefolge hinaus nach Neuhausen. Es war am 25. März, am Tage der Verkündigung Mariä, dem Tage, an welchem, wie der Volksmund sagt, der Storch wiederkommt. Dazu war auch das Wetter ganz angethan: still und feuchtwarm war die Luft, die Sonne, wie in einen Dunstschleier gehüllt, „zog Wasser"; über überschwemmten Wiesengründen schaukelte der Kibitz und aus jedem Graben tönte das Quarren der Frösche — die Tafel des Storchs war gedeckt.

Lässig und mit losen Zügeln zog der kleine Reitertrupp seine Straße, voran das herzogliche Paar, hinter diesem das Fräulein von Hönningen und Frau Susanne; auch Stallmeister Markwart, der dann folgte, ließ seinen Falben gehen, wie er wollte und hing seinen Gedanken nach. Es wurde schon einmal gesagt, daß er sich schlecht auf den Frauendienst verstand, sonst hätte er sich's nicht entgehen lassen, an des Fräuleins Seite zu reiten und einen freundlichen Diskurs anzuknüpfen — der Weg war breit genug dazu, auch wäre es nicht gegen die Sitte gewesen. Und seine Gedanken beschäftigten sich mit dem kleinen Fräulein, aber nicht

etwa, wie es bei einem Liebhaber der Fall gewesen wäre. Sie war ihm mit ihrem kecken, koboldartigen Wesen, der spielenden Gewandtheit, womit sie es den Leuten abgewann und sie nach ihrem Willen bewegte, ein Gegenstand des Erstaunens und der Verwunderung geworden — auch des Ärgers; denn er selbst, Hans Markwart, der schon körperlich nicht leicht zu regieren war und, außer seinem jungen Herzog oder seinen dienstlichen Vorgesetzten gegenüber, sich gegen alle sonstigen Zumutungen eher ablehnend verhielt, hatte sich mehrmals dabei ertappt, daß er sich der kleinen Person dienstfertig erzeiget, sogar schon, ehe sie ihren Wunsch oder ihr Begehren geäußert hatte. Und dabei bemühte sie sich durchaus nicht etwa, den guten Willen des Herrn Stallmeisters zu gewinnen: sie war seit jenem ersten Besuch in Neuhausen zu sehr damit beschäftigt, das leise Wiederaufwachen der Seele Albert Friedrichs zu beobachten; zu dem, jeder echten Frauennatur eigenen Gefühl des Mitleids für den Schwerkranken gesellte sich bei ihr die freudige Teilnahme des guten Arztes an den ersten sichtbaren Zeichen des Genesens. Und der Genesende war dazu der Herzog des Landes und, bis zu seiner Erkrankung, ein junger Herr von vielen äußeren und inneren Gaben. Auch darin blieb Brigitte von Hönningen ein Frauenzimmer, daß sie für solche Dinge ein Auge hatte. So hatte sie auch heute genug zu denken und blieb auf die Bemerkungen der Frau Susanne so oft die Antwort schuldig, daß diese zuletzt ganz aufhörten.

Das Schloß Neuhausen sah den Herankommenden diesmal freundlicher entgegen als vor vier Wochen: Bäume und Gesträuch des vorliegenden Gartens zeigten zwar nicht Blätter, doch schwellende Knospen; so blieb auch das dichteste Gezweig noch durchsichtig genug, um erkennen zu lassen, daß die Fenster und Glasthüren der herzoglichen Zimmer nicht mehr mit Läden verschlossen, teilweise sogar geöffnet waren, um die köstliche Luft einzulassen. Nach Leben sah es wieder aus, nach Leben auch, daß in den Gartenwegen ein paar alte Leute und Kinder beschäftigt waren, die über Winter abgefallenen trockenen Reiser zu sammeln und dürre Blätter zusammenzurechen. Bei einer halboffenstehenden Pforte hielt der Herzog an, sprang leicht aus dem Sattel und half mit ritterlichem Anstand seiner Gemahlin vom Pferde, während Hans Markwart den Begleiterinnen gleichen Dienst erwies, und die herzuspringenden Reitknechte die Zügel der leeren Pferde ergriffen. Von Brigitten und Frau Susanne gefolgt, wandelte das herzogliche Paar auf den verschlungenen Wegen des Gartens dem Schlosse zu, hier und da stehenbleibend, um die vereinzelnd schon hervorbrechenden Leberblumen und Veilchen zu betrachten. Es war nun einmal die Art oder Unart des Fräuleins von Hönningen, ihren Empfindungen im Gesang Ausdruck zu geben; auch jetzt legte ihr das Wohlgefühl der schönen Stunde ein lange vergessenes Lied auf die Lippen, das sie erst halblaut vor sich hinsummte, dann, als sie merkte, daß der Herzog unwillkürlich den Takt aufnahm, mit heller Stimme sang; die Herzogin und Frau Susanne konnten's nicht unterlassen, in gleichem Schritt zu marschieren, so daß alle Vier wie in einem Reigen einherzogen. Wieder und wieder mußte Brigitte die Verse ihres Gesanges wiederholen, bis die Thüre des Gartensaales erreicht war:

> Frühling, holder, bist du erschienen,
> Lang schon erwartet mit sehnender Brust?
> Wie um die Knospen Falter und Bienen
> Gaukeln die Sinnen in wachsender Lust!
> Winter ist gangen,
> Frieren und Bangen —
> Alles vergessen, wie nimmer gewußt!
>
> Unter des Herbstlaubs frostiger Decke
> Sieh, wie aufs neue Lebendiges sprießt!
> Blättchen und Halme zum Lichte sich strecken,
> Bis sich die Blüte dem Himmel erschließt —
> Wieder geboren,
> Was schon verloren —
> Frühling, du lieber, sei mir gegrüßt!

Der Gartensaal, dessen Thür und Fenster offen standen, war vom Lichte der schon niedrigen Sonne durchflossen; fast schien das kleine Feuer überflüssig, das Frau Findeklee vorsichtig im Kamin hatte anzünden lassen. Nicht düster, wie noch vor wenigen Wochen, sondern anheimelnd und behaglich erschien der weite Raum; ein Zug von wirklichem Behagen zeigte sich auch auf dem sonst so ernsten Gesicht Herrn Albert Friedrichs. Erst 21 Jahre alt, seit kaum einem halben Jahre verheiratet, hatte er doch fast vergessen, was Spiel und Tanz sei. Unvermerkt war er heute dem Zauber der Musik gefolgt — war's ein Wunder, daß die Erinnerung vergangener froher Stunden ihm wiederkam?

Er hatte deren in seiner verpfuschten Jugend nicht viele zu verzeichnen; boten sie sich aber einmal, so hatte er sich ihnen mit der ganzen Kraft seiner feurigen Natur hingegeben.

Dort am Eingang des Saales, halb verdeckt von dem Stallmeister, stand Samuel Findeklee, der Student, die Laute im Arme; schon hatte er zu Brigittens Gesang passende Akkorde leise angeschlagen. Der Herzog blieb vor ihm stehen und klopfte ihm auf die Schulter: „Auf, Studentlein, spiel uns zum Tanz!"

Der verkommene Schüler der Gottesgelehrtheit hatte sich schon lange jedes übermäßige Selbstgefühl abgewöhnt; nur seine Kunst war ihm ein Gegenstand der Ehrfurcht, für sie konnte er noch stolz, ja empfindlich sein. Zum Tanze zu spielen, war nach seiner Auffassung die Sache eines Bierfiedlers und gewiß würde er auch mit den wenigen Hopsern, die ihm aus seiner wilden Zeit her im Gedächtnis geblieben waren, vor dem herzoglichen Paare wenig Glück gemacht haben. So versuchte er sich zu entschuldigen, indem er seinem unverständlichen Murmeln durch linkische Gebärden zu Hilfe kam.

Das Fräulein von Hönningen wollte, was an ihr war, dazu thun, daß des Herzogs aufflackernde Fröhlichkeit nicht aus Mangel an Nahrung erlösche. „Herr Student," sagte sie, „Ihr versteht's ja, meinen Gesang zu begleiten. Ich singe Euch ein Tanzlied, wie wir's am Rheine hatten; wenn Ihr mit der Laute gut einstimmt, tanzt sich's danach nicht schlechter, als nach Pfeifen und Geigen." — Dem kleinen Fräulein gegenüber hatte aber Samuel Findeklee keinen Willen mehr, ihr Gesang hatte es ihm angethan. Kein Wort sagte er mehr, er stellte sich, indem er den schiefgehaltenen Kopf lauschend vorstreckte, zum Spielen bereit, neben ihn trat Brigitte und begann ihr Lied, wobei sie hie und da zu besserer Andeutung des Zeitmaßes mit leichtem Finger die Schulter des Spielenden berührte.

Die höfischen Tänze jener Zeit waren nicht unsere heutigen Rundtänze, oder ihnen ähnlich: sie bestanden zumeist in einem gemessenen Auf- und Abschreiten der einzelnen Paare, mit wenigen zusammengesetzten Figuren gemischt. Hier fielen auch die fort, da Albert Friedrich mit seiner Gemahlin allein antrat, aber des jungen Herzogs ernstes, fast unbewegliches Gesicht paßte wie sein vornehmer Anstand wohl zu der feierlichen Bewegung, und seine Dame erschien gar anmutig, wenn sie, ihren Partner von der Seite beobachtend, sich der absonderlichen Situation bewußt wurde und wieder und wieder errötete, wie ein junges Mädchen bei ihrer ersten Tanzlustbarkeit. Die heimliche Lust, mit welcher Brigitte dies bemerkte, ließ ihren Gesang heller und heller erklingen und immer voller tönte die begleitende Laute darein.

Kümmerlich, jämmerlich —
Wie mir der Tag verstrich!
Lag's an mir? Lag's an ihr?
Freunde, wer sagt es mir?
Einsamkeit, Herzeleid,
Schafften mir trübe Zeit —
Muß ich denn, soll ich denn
Traurig zu Bette gehn?
Strahlt nicht die sinkende Sonne wie Gold?
Freunde, so sei uns der Abend noch hold!

Mägdelein, Weibelein,
Stehn schon in bunten Reih'n —
Ist's nicht schön, anzusehn,
Wie sie die Köpfe drehn?
Übermut, leichtes Blut,
Welche gefällt dir gut?
Weißt es schon? Dacht' mir's schon!
Sag's ihr und — flink davon!
Pfeifen und Geigen erklingen zum Tanz:
Aufgepaßt, Angefaßt! schließet den Kranz!

Wer sich nicht mit uns dreht,
Mürrisch bei Seite steht,
Ehrbarkeit im Gesicht —
Glaub' ihm nicht, trau' ihm nicht!
Sieht er verdrossen zu,
Irgendwo drückt der Schuh —
Käm' er nur erst in Tritt,
Allzugern thät' er mit!
Wer sich zu lang besinnt, bleibe nur fern —
Fröhlich in Ehren, so haben wir's gern!

Während Frau Findeklee und die Kammerfrau Susanne wie ein paar Ballmütter aus unsern Tagen mit ehrlicher Teilnahme dem Dinge zuschauten, war es dem Stallmeister Markwart anzusehen, daß für ihn der ganze Vorgang etwas Fremdartiges hatte. Mit heimlichem Kopfschütteln folgte er den Bewegungen seiner Herrschaft, mit erstaunten Augen beobachtete er das kleine Fräulein, das ihm als die eigentliche Veranstalterin und Leiterin des Schauspieles erschien. Und so war er davon in Anspruch genommen, daß er es kaum bemerkte, wie der Herzog, nachdem er seine Dame zu einer Ruhebank geführt hatte, nun plötzlich neben ihm stand.

Das neue Modell. Nach dem Gemälde von A. Weisz.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Mit ausgestrecktem Finger auf ihn deutend, sonst ohne eine Miene zu verziehen, sagte Herr Albert Friedrich: „Auch tanzen!“ und da der Stallmeister nicht gleich verstehen wollte, wie das gemeint sei, faßte er ihn leicht am Arme, stellte ihn Brigitten gegenüber und wiederholte sein Gebot: „Auch tanzen!“ Dann nahm er an der Seite seiner Gemahlin Platz, um nun seinerseits den Zuschauer abzugeben.

Es war ein rechtes Bild, wie die beiden sich so gegenüberstanden, Hans Markwart verlegen und fast widerwillig, mit ungeschickter Kopfneigung gegen das kleine Fräulein, Brigitte mit lustigem Augenblitzen aufschauend, als freue es sie, abzuwarten, wie ihr Kavalier sich aus der Sache ziehen würde. Der machte ihr aber doch zu lange; so legte sie die Fingerspitzen ihrer linken Hand leicht in des Stallmeisters herabhängende Rechte und sagte: „Da Eure Ungeduld garnicht zu zügeln ist, mein Herr, so lasset uns in Gottes Namen beginnen!“ Damit stimmte sie ihr Lied wieder an, Samuel Findeklee fiel mit der Laute ein und Hans Markwart fand sich, nachdem er erst ein paarmal den Schritt hatte wechseln müssen, ohne recht zu wissen, wie's geschah, in einem gleichmäßigen schwebenden Hin- und Wiederschreiten; schon wollte ihm das Ding selbst gefallen und er fing an, mit einiger Sorgfalt die Füße zu setzen, als plötzlich das Lautenspiel mit einem schwirrenden Mißklang abbrach.

Woher die Unterbrechung kam, sah jeder gleich, der den Blicken des verstörten Spielmannes folgte: unter der nach dem Flur führenden Thüre zeigte sich die lange schwarze Gestalt des Herrn Hofkaplan Zippelius; mit dem Ausdruck des Entsetzens hatte er die Hände zusammengeschlagen und den Mund weit geöffnet, aber noch suchte er vergebens nach Worten — die Gegenwart des Herzogs machte im Augenblick alle seine tapferen Entschlüsse zunichte.

Der junge Herr war aufgestanden und wie fragend dem Störenfried entgegengetreten. So raffte der allen seinen Mut zusammen und begann: „Ungerufen komme ich — gleichsam wie Nathan, da er zu David ging — wie Nathan, da er — da er —“ hier fing er an sich zu verwirren und stockte. Herr Albert Friedrich stand jetzt dicht vor ihm, einen Augenblick schien es, als wollte er in Zorn ausbrechen, dann bewegte er mit Würde die Hand gegen den Kaplan. „Auch tanzen!“ sagte er, und gegen Brigitten gewendet, wiederholte er: „Auch tanzen!“

Wer dem kleinen Fräulein so das Stichwort zu irgend einem Mutwillen gab, war des Erfolges sicher und mit zierlicher Verneigung verabschiedete sie sich von dem Stallmeister, mit ausgestreckter Hand schwebte sie auf Herrn Zippelius zu, der die weit aufgerissenen Augen unruhig von einem zum andern wandern ließ. Als sie aber mit anmutigem Augenniederschlag vor dem Kaplan knixte und seine Hand ergriff, stieg ihm der Zorn zu Kopfe; er that, was er bei einiger Überlegung nie gethan hätte: nachahmend versuchte er es, Brigitten lächerlich zu machen und damit verlor er den sichersten Schutz, der ihm selbst blieb, die Schwerbeweglichkeit. Im Augenblick hatte das Fräulein von Hönningen ihren Gesang wieder aufgenommen, Samuel Findeklee rührte die Laute mit Feuer und Schwung, um den ungeschickt sich biegenden und wendenden Kaplan flatterte die Tänzerin, wie ein Schmetterling; gab auch alles nur der Augenblick, es hätte nicht lustiger werden können, wenn es lange zur Schau wäre vorbereitet worden.

Zu lachen hatte der Herzog lange verlernt, doch spielte es verdächtig um seine Mundwinkel; die anderen wurden wohl nur noch durch seine Gegenwart von einem lauten Ausbruch der Fröhlichkeit zurückgehalten. Als aber die Herzogin in natürlicher weiblicher Regung dem Schwächern — hier noch dazu einem geistlichen Herrn — zu Hilfe kommend, ihren Arm in den ihres Gemahls gelegt und sich von dem in den Garten hatte hinausführen lassen, war das Gelächter der Zuschauer nicht mehr zu dämpfen. Nun wurde Herrn Zippelius selbst erst klar, welche Figur er spielte: mit Heftigkeit schleuderte er seine Tänzerin von sich; die drehte sich lachend ein paarmal um sich selbst und flüchtete dann, als gehörte das noch zum Tanze, durch die offene Thür hinaus ins Freie. Als er ihr scheltend und voll Zorn nacheilen wollte, mußte der Kaplan an dem Lautenspieler vorüber.

„Bist du, Nichtsnutz, wieder bei den Festen des Leichtsinns?“ schrie er und schlug mit harter Faust auf das zierliche Instru-

ment, daß die Saiten schrillend sprangen. Über Samuel Findeklee aber kam der Geist des wilden Studenten: „Philister über dir!“ rief er und schlug dem Gegner mit dem Lautenkasten auf den Kopf, daß es krachte. Voll Angst wollte die Kastellanin dazwischen springen, aber jetzt kam auch der Stallmeister dazu, einzuschreiten. Indem er mit sicherem Griff die beiden Kämpen vor sich her schob auf den Flur, wo jeder nach einer anderen Richtung davon stürzte, machte er dem kurzen Tumult ein Ende.

„Redet dem Herrn hiervon nicht! es verdirbt ihm nur die gute Stunde!“ sagte Herr Markwart und Frau Susanne nickte zustimmend mit dem Kopf; Frau Findeklee aber jammerte: „Ich habe auch an andere Dinge zu denken! was soll nun mit meinem Samuel werden?“ Damit bewegte sie sich, so rasch es ihrer schweren Figur möglich war, hinter ihrem Schmerzenskinde drein.

Des Herzogs gute Laune war schon gestört; nach kurzem Verweilen im Garten rief er nach den Pferden, und die kleine Gesellschaft trat, früher als eigentlich beabsichtigt war, den Heimweg an.

Im Laufe des nächsten Vormittags begab sich Herr Kaplan Zippelius auf den Weg nach Königsberg, um seinem hohen Vorgesetzten über das Erlebte zu berichten. Es eilte ihm nicht sehr damit; denn eines zu freundlichen Empfanges durfte er sich an jener Stelle nicht getröften. Kam er auch eigentlich, um anzuklagen, sich über die ihm angethane Unbill zu beschweren, so gemahnte ihn doch zugleich ein gewisses unbehagliches Gefühl unterm Zwerchfell, daß er in Ausführung seines Auftrages keine sonderliche Geschicklichkeit bewiesen habe und daß ihm eine scharfe Lektion von seiten des Herrn Bischofs nicht erspart bleiben würde. So setzte er fast widerwillig einen Fuß vor den anderen und es war hoher Mittag geworden, bis er die Stadt erreichte.

Schon in der Frühe des Morgens war dagegen die Frau Kastellanin von Neuhausen aufgebrochen: darüber, was ihrem Sohne für seine Ausschreitungen gegen den geistlichen Herrn etwa geschehen könne, hatte sie keine klare Vorstellung, aber auf jeden Fall gedachte sie, so lange Gefahr über ihm hing, ihn unsichtbar zu machen. Darum hatte sie ein Wägelchen des Schloßmüllers entliehen, ihren Samuel mit einem Kleiderbündel und irgend einer Beigabe an guten Dingen, die den Besuch willkommen machen sollten, darauf gepackt und war, so rasch es das Müllerpferdchen leisten wollte, zu ihrer Schwestertochter geeilt. Das war jene Krügerfrau Rimke auf dem Dammkruge, deren Bekanntschaft der Leser am Anfang dieser Geschichte gemacht hat.

Frau Rimke befand sich just allein auf dem Gehöft, der Mann war mit dem Knecht auf dem Acker, die Mägde beim Vieh im Busch oder zu Markt in die Stadt gegangen und das war gut; denn so konnte Frau Findeklee ihren weitläufigen Bericht, den ihr Samuel nur mit hängenden Ohren anhörte, ohne unberufene Zeugen zu Ende bringen. Die Krügerfrau hörte mit ineinandergeschlagenen Armen und unbewegter Haltung zu, eine vermehrte Teilnahme zeigte sie erst, als das kleine Fräulein von Hönningen erwähnt und mit nicht zu freundlichem Griffel abgezeichnet wurde. Als sie dann unter lebhaftem Händezusammenschlagen und anderen Zeichen des Verwunderns eine recht verworrene Darstellung des gestrigen Vorfalls zu Ende vernommen und die Befürchtungen ihrer Tante begriffen hatte, brachte sie zuerst etwas zur Stärkung ihres wehleidig dareinschauenden Vetters herbei, dem sie auch Obdach und Pflege zu geben versprach, so lange die Verborgenheit für ihn nötig sein würde; dann zog sie die Frau Kastellanin beiseite und hielt eine Ansicht über die mitgeteilte Geschichte nicht zurück, die mit Eins wie eine Offenbarung über sie gekommen war. Hatte es wohl überall seine Richtigkeit mit dem kleinen Hoffräulein? hatten die Knechte und Dirnen aus dem Kruge sie nicht beobachtet, wie sie auf dem Krekelbaum gesessen und fremdartige Lieder in die weite Welt hinausgesungen hatte? War sie — Frau Rimke — nicht in nächster Nähe gewesen, wie der Herr Stallmeister das Fräulein hinaufgehoben auf sein Pferd? War's nicht sichtbar gewesen, daß sie keine dreißig Pfund gewogen? Hatte nicht selbst Herr Markwart etwas von „Flederwisch“ in den Bart gemurmelt? Sicherlich, Eine, die den Herrn Kaplan Zippelius zum Tanzen bringen konnte, mußte sich auf die Hexerei verstehen!

Der guten Frau Findeklee ging nun auch ein Licht auf über manches bisher unbegreifliche: das Tanzen der Kleinen mit dem brennenden Wachholderzweig, die wun-

derbare Kraft ihres Gesanges: hatte sie nicht den armen blöden Herrn zu einer seltsamen Lustigkeit gebracht und ihren Samuel aus seinem ehrbaren Fleiß wieder völlig den schlechten Künsten gewonnen? Mußten nicht die Männer nach ihrem Gesange tanzen, wie die Puppen am Draht? Und wie sie aussah!

Die beiden guten Weiber ergänzten und steigerten sich vortrefflich, was die eine nicht wußte, wußte die andere; beiden kam der Wunsch zu Hilfe, die Ausschreitungen des armen Samuel durch eine übernatürliche Gewalt zu erklären und zu entschuldigen: daß die Beweise zur Überführung einer Hexe damals überall auf der Straße lagen, ist bekannt — es gibt Leute, die glauben, noch heute sei der beste Schutz dagegen nicht die Aufklärung, sondern die Polizei. So dauerte es nicht lange, bis in den Augen der Kastellanin und ihrer Muhme das kleine Fräulein mit den schwarzen Haaren und den seltsamen dunkeln Augenbrauen für den Scheiterhaufen reif und Herr Samuel Findeklee als das unschuldige Opfer böser Künste erschienen.

Um vieles ruhiger fuhr Frau Findeklee wiederum nach Neuhausen, ihren Sohn in der Sicherheit des Dammkruges zurücklassend. Als sie zu Königsberg die Schmiedebrücke passierte, begegnete ihr Kaplan Zippelius, der langsam und in schweren Gedanken dem Bischofshofe zusteuerte, um dort seinen Bericht zu erstatten. Sie rief den würdigen Mann an, sie hatte ihm ja viel zu sagen zu seiner Beruhigung, zur Rechtfertigung ihres Sohnes, zur Erklärung der ganzen gräulichen Verwirrung. Und Ehren-Zippelius griff mit beiden Händen nach dem, was ihn entschuldigen sollte. Als Zeuge und als Schutz zugleich mußte die Kastellanin ihn zu seinem Oberhirten begleiten, dort seinen Bericht ergänzen und bestätigen. Als die schwere Stunde vorüber war, bestiegen beide einträchtig das Müllerwägelchen zur Heimfahrt.

Bischof Heßhusius that es in priesterlicher Herrschsucht und Unduldsamkeit den meisten Geistlichen jener Zeit, die doch mit Recht eines schlimmen Rufs in dieser Hinsicht genießt, immer noch zuvor; wie er stets bereit war, um des Buchstabens oder einer Formel willen andere zu verfolgen und zu verdammen, so ließ er selbst kaum drei Jahre später um eines öden Buchstabenstreits willen Amt und Würden hinter sich und ging mit dem weißen Stabe aus dem Lande, dessen oberster Kirchenfürst er gewesen — aber ein Flachkopf war er nicht und darin unterschied er sich von vielen seiner Amtsbrüder, die eben nichts anderes waren, als haßerfüllte Zungendrescher. Der Hexengläubigkeit seiner Zeit hat er gewiß seinen Zoll bezahlt und im Dienst derselben wird er vor dem Gebrauch von Feuer und Wasser nicht zurückgeschreckt sein; aber daß es der Mitwirkung des Höllenfürsten nicht bedurfte, um den Kaplan von Neuhausen ungewöhnliche Thorheiten begehen zu lassen, war ihm sehr klar und auch die Denunziationen der Frau Kastellanin Findeklee hatten für ihn keine zweifellose Beweiskraft.

Trotzdem gab ihm die mehr oder weniger entschiedene Anklage gegen das Fräulein von Hönningen eine ganz willkommene Gelegenheit, den Hof seines Fürsten einmal einer seelenhirtlichen Prüfung zu unterwerfen, auch vielleicht den immer noch ungebrochenen Trotz des jungen Herrn zu überwinden. So war Kaplan Zippelius einer Strafpredigt wegen seines augenscheinlich ungeschickten Benehmens nicht entgangen, und Frau Findeklee hatte scharfe Worte über ihren Samuel zu hören bekommen; doch hatten beide die beruhigende Gewißheit mit heimgenommen, daß für sie der anscheinend so böse Handel hiermit abgeschlossen sei. Für den nächsten Vormittag aber ließ Heßhusius ein kurzes Gehör bei dem Herzog erbitten.

Zu seiner Überraschung — kann man sagen — wurde ihm das ohne weiteres gewährt: Albert Friedrich war selbst im Begriff gewesen, den Bischof zu sich rufen zu lassen; er wollte sich über die plumpe Einmischung des Kaplans von Neuhausen beklagen und dessen Zurechtweisung verlangen. So bedurfte es, da beide Teile von derselben Sache reden wollten, keiner langen Einleitung; da sie aber von gerade entgegengesetzten Punkten ausgingen, so mußte der Zusammenstoß ein heftiger werden.

Nach einer kurzen steifen Begrüßung von seiten des Herzogs hatte der Bischof begonnen:

„Ew. Fürstliche Gnaden sehn mich hier infolge eines Berichtes, der mir durch den Doktor Zippelius in Neuhausen geworden —“

„— Ist bei Ew. Hochwürden gewesen, um schönes Wetter zu bitten?“ fragte der junge Herr mit einem kurzen Lachen.

Heßhusius stutzte: „Der Kaplan war bei mir, sich über unwürdige Behandlung zu beklagen,“ entgegnete er mit Betonung.

Albert Friedrich richtete sich steif in die Höhe: „Der Zippelius weiß nicht, was er seiner Herrschaft schuldig ist,“ sagte er scharf.

„Er kam in seinem Amt und in meinem Auftrag“ — die wachsende Erregung des Bischofs ließ sich in einem leichten Zittern der Stimme erkennen.

Fast war der Herzog im Augenblick der Ruhigere: „Habe ihm davon nichts angemerkt; er that wie ein Simpel!“ erwiderte er.

„Seiner Einfalt darf er sich vor der Welt rühmen. Sein Kleid aber sollte ihn davor schützen, zum Gespött der Thoren gemacht zu werden.“

Heftig auffahrend rief Albert Friedrich: „Von wem sprecht Ihr, hochwürdiger Herr?“

Mit wiedergewonnener Haltung sagte Heßhusius: „Ew. Fürstliche Gnaden sollen wissen, daß ich gekommen bin, vor solchen zu warnen, deren leichtfertiges Gebahren — wenn es nichts schlimmeres ist — ein Ärgernis geben muß in diesem christlichen Lande!“

„Was Eueres Amts nicht ist, da lasset Eueren Vorwitz!“ rief der Herzog drohend.

Der Bischof wurde äußerlich immer ruhiger; er merkte, wie er sich dadurch in Vorteil setzte: „An dem gottseligen Hofe Herzog Albrechts, dem die ewige Ruhe lohne, galt das Wort des Hofpredigers; und vor dem Bischof des Landes hat er sich gern gedemütigt.“

Hier hatte Heßhusius seinen Gegner an der verletzbarsten Stelle getroffen; das Andenken an die schweren Kränkungen des Vaters erregte den Zorn des jungen Fürsten, wie nichts anderes. Mit funkelnden Augen und die geballten Fäuste schüttelnd schrie er: „Wohl habt Ihr sein Leben gekränkt, daß er mit Jammer in die Grube fuhr, und nun wollet Ihr auch mir also thun — hinaus Pfaffe! — hier ist mein Reich! — —!“ Die Stimme versagte ihm, ein Anfall war zu befürchten.

Die Hände wie abwehrend erhoben schritt der Bischof rückwärts hinaus: „Es steht geschrieben,“ sagte er, nun auch seinerseits die Stimme erhebend, „es steht geschrieben: Ich will ihnen Jünglinge zu Fürsten geben, und Kindische sollen über sie herrschen. Wehe dem Lande, das also gezüchtigt wird!“ Die Thür schloß sich hinter ihm; der Herzog hatte die Worte nicht mehr verstanden, da er nach Art eigensinniger Kinder zuletzt die Ohren mit den Händen verschlossen hielt. Allein gelassen lief er noch eine Weile in heftigster Bewegung im Zimmer auf und nieder, bis er endlich erschöpft und wie gebrochen in seinen Sessel fiel; dort blieb er sitzen, den Kopf in die Hände gestützt, vor sich hinstarrend. Zugleich murmelte er vor sich hin: „Heßhusius — husius — also bin ich geschlagen — o, mein Vater!“

Hatte sich der Bischof ohne besonderen inneren Antrieb auf seine Unternehmung gegen den herzoglichen Hof eingelassen — jetzt, da er eine erste Abweisung erfahren, hielt er sich für verpflichtet, die Sache weiter und zu Ende zu verfolgen. Nur schien es ihm angemessen, seine Person soweit zurückzuhalten, daß sie vor jedem rauhen Begegnen bewahrt blieb: er wußte, daß die äußere Würde auch durch unverdiente Mißhandlung Schaden leidet. So veranlaßte er noch an demselben Tage den Oberburggrafen, von dem Herzog einen Befehl auszuwirken, wonach sich zunächst das Fräulein von Hönningen dem Bischof zu gestellen habe, um über ihren Glaubensstand vernommen zu werden, da bekannt geworden, daß sie bei wohlberufenen ehrbaren Personen dieserhalb ärgerliche Zweifel erregt habe. Herr Christoph von Creizen, der diesen ganzen Handel angefangen hatte, mochte zusehen, wie er mit dem Herzog darüber fertig wurde.

Der Oberburggraf hielt sich durch den Auftrag des Bischofs für hinreichend gedeckt und begab sich guten Muts an dessen Erledigung, aber seine Würde und sein Ansehen hatten auf allerlei Weise Schiffbruch gelitten, als er zu Heßhusius zurückkehrte. Einen eigentlichen Bericht darüber, wie es ihm ergangen, erstattete er nicht; nur aus abgerissenen Worten und wenig zusammenhängenden Sätzen ließ sich entnehmen, daß sein Gesuch scharf zurückgewiesen, er selbst aber mit Hinterlassung seines Hutes zu flüchten gezwungen worden sei. Habe er noch daran gezweifelt, daß das Fräulein von Hönningen unheimlicher Kräfte teilhaftig, so wäre er nun durch die sichtbare Ver-

störung Seiner Fürstlichen Gnaden zur Genüge überzeugt worden. Aber allein und ohne genügsamen Schutz werde er in dieser Sache keinen Botengang mehr thun.

Dem Bischof war es nicht ganz unwillkommen, daß die Bemühungen seines weltlichen Genossen ohne Erfolg geblieben waren. Mit dem Ausdruck des Bedauerns und zugleich eines überlegenen Selbstvertrauens erklärte er dem Oberburggrafen, er wolle das weitere selbst besorgen, ohne Schutz noch Hilfe dabei zu verlangen, doch lehnte er's ab, sich über die Mittel und Wege, deren er sich dabei bedienen werde, genauer auszusprechen; vielleicht war er auch selbst noch nicht zu völliger Klarheit darüber gekommen. Anderen Tages aber bei schicklicher Zeit suchte er Gehör bei der Frau Herzogin nach, das ihm auch ohne weiteres bewilligt wurde, da Marie Eleonore von dem, was gestern in des Herzogs Gemach vorgefallen war, keine Kenntnis erhalten hatte.

Der lächerliche Auftritt mit dem Kaplan Zippelius zu Neuhausen hatte der frommen und ernsthaft gerichteten Fürstin einen unangenehmen Nachgeschmack hinterlassen; auch hatte sie mit Besorgnis bemerkt, wie die Stimmung des Herzogs seitdem schlechter geworden. Heßhusius fand daher einen vorbereiteten Boden, in den er seine Saat des Mißtrauens streuen konnte; die Art, wie der Hochwürdige Herr die Leidenschaftlichkeit schilderte, mit welcher der Herzog Partei für das muntere Hoffräulein genommen, war überdem wohl darauf berechnet, auch die Eifersucht der jungen Frau, wenn sie ja zu erregen war, ins Spiel zu bringen. Daneben bezeichnete der Bischof das Colloquium, dem sich nach seinem Willen Brigitte unterwerfen sollte, als ein so mildes und echt christliches Verfahren — wie es ihm vielleicht selbst erscheinen mochte — daß Marie Eleonore sich ohne Bedenken anheischig machte, schon am folgenden Tage das Fräulein nach der Wohnung des Altstädtischen Pfarrers zu senden, wo unter dem Vorsitz des Heßhusius ein kleiner Kreis glaubensstarker Geistlicher ergründen sollte, wie weit die Vermutungen der Frau Findeklee und der Wirtin vom Dammkruge Grund hätten.

Von dem Gewitter, das sich über ihrem Haupte zusammenzog, hatte das Fräulein von Hönningen keinerlei Wissenschaft, doch waren ihre Nerven fein genug, um die vorausgehende Luftspannung zu empfinden. Seit dem letzten Besuch in Neuhausen war die Herzogin in einer merkbar befangenen Stimmung, war der Herzog einsam in seinen Zimmern geblieben. Brigitte fühlte sich, wie in den dunkeln Wintertagen, allein und verlassen und, wie damals, beschäftigte sie sich mit der, inzwischen fast vergessenen, Frage, wann das Schiff wohl auslaufen würde, das sie fortführte aus dieser freudlosen Welt.

Als sie heute, wie sie's gewohnt war, sich zu ihrer Herrin begeben wollte, hatte man ihr bedeutet, sie müsse warten, drinnen sei der Herr Bischof von Samland bei der Herzogin. Das war ja ganz in der Ordnung, und doch empfand sie die Zurückweisung wie eine Kränkung. Mit schmollend aufgesetztem Munde, die dunkeln Brauen dicht zusammengezogen, stand sie am Fenster des Vorsaales und schaute hinunter auf den Schloßhof.

Aber da ging wieder ein fröhlicher Schein über ihr Gesicht, fast verzog sich der Mund zum Lachen: war das nicht die Gestalt Samuel Findeklees, des Lautenspielers, die dort unter vorsichtigem Umherspähen über den Hof schlich? Freilich war's der alte Student und er schien sich auf diesem Boden wenig heimisch zu fühlen. Wo er eines dienstbaren Geistes, eines Trabanten oder Heiducken ansichtig wurde, nahm er zwar augenscheinlich seinen Mut zusammen, um den anzureden, aber alsbald wich er wieder scheu zurück, um in weitem Bogen vorüberzugehen. Dabei fuhren seine Augen wie unruhig suchend umher und an allen Fenstern hin; so konnte es nicht ausbleiben, daß er auch Brigitten bemerkte. Daß er sie sogleich erkannte, bewies er durch einen ungeschickten Kratzfuß und ein abenteuerliches Schwenken seines Hütchens; dann war's, als wolle er durch gewisse Zeichen und Gebärden etwas besonderes ausdrücken, aber auf diese Kunst verstand er sich schlecht; dagegen war des Fräuleins „Wenn Ihr mir etwas zu sagen habt, so kommt herauf!" in der Zeichensprache deutlich genug zu verstehen. Herr Findeklee nickte eifrig mit dem Kopfe und verschwand in der Richtung auf den Haupteingang aus Brigittens Blicken.

„Ob er wohl den Weg zu mir findet? Und was er mir nur zu sagen hat?“ murmelte sie, und dabei überkam sie ein unklares Vorgefühl, als könne die Botschaft des verkommenen Studenten nur eine schlimme sein.

In der That kam Samuel Findeklee um zu warnen: aus den Reden seiner Tante, deren Zeugnis man bereits eingeholt hatte, war es ihm mehr oder weniger klar geworden, welches Verfahren gegen das Fräulein von Hönningen eingeleitet werden sollte; und ob er auch von Natur kein tapferes Herz und durch vieles Trinken nur einen elenden Körper hatte, hier, wo es galt der zu Hilfe zu kommen, die für ihn die Verkörperung aller Tonkunst war, hier bedachte er sich nicht einen Augenblick, sein sicheres Versteck zu verlassen und eine Annäherung an Brigitten zu versuchen. Der Leser hat gesehen, daß er wirklich schon bis ins Schloß selbst gelangt war; aber in den langen Gängen und zwischen den vielen Thüren war's nur zu leicht, sich zu verirren, besonders da er's nicht wagte, dreist zu fragen und seine schüchternen Ansprachen meist grobe Abfertigung fanden, wie das so der Brauch ist.

So hatte Brigitte schon eine Weile umsonst wartend in ihrer Fensternische gestanden, als sich die Thür, die in der Herzogin Gemach führte, aufthat und in ihrem offenen Rahmen die Gestalt des Bischofs erschien. Der Gruß, mit dem er sich von der unsichtbar bleibenden Herzogin verabschiedete, war bei aller Feierlichkeit verbindlich genug; nun trat er heraus, die Thür ging hinter ihm zu, und der Mann schien um eines Hauptes Länge gewachsen. Wie er hochaufgerichtet den Vorsaal durchschritt, sah er aus wie einer, der mit seinem Geschäft zufrieden ist; wem der Spott gelten sollte, der leicht um die festgeschlossenen Lippen spielte, darüber ließ sich rätseln. Das Fräulein von Hönningen hatte einen zu guten Blick für so bedeutende Erscheinungen, um nicht auf dieses Bild eines Hohenpriesters aufmerksam zu werden. Ein unheimlicher Schauer durchrieselte sie bei seinem Anblick, doch konnte sie's nicht lassen, den Kopf neugierig aus ihrem Versteck hervorzurecken — und nun traf sie das Auge des Bischofs. Vor dem, was sie darin las, fuhr sie verschüchtert zurück und, wie zuweilen ein Wild auf der Jagd, erregte sie erst durch die flüchtige Bewegung die Aufmerksamkeit des Jägers.

Die Pfade der beiden hatten sich bisher wohl noch nicht gekreuzt, aber Heßhusius war denen vom Hof sicher bekannt und als er jetzt das ungewöhnliche Gesicht Brigittens gewahr wurde, zweifelte er nicht einen Augenblick, wen er vor sich habe. Eine grimmige Lust, wie die Katze, die mit der Maus spielt, durchzuckte ihn — da beide allein im Zimmer waren, durfte er ihr nachgeben — stehen bleibend hob er den Finger: „Das Fräulein weiß doch, daß Adam und Eva sich vor dem Herrn versteckten, da sie das Gebot übertreten hatten?“ fragte er spöttisch.

Ein Angstgefühl wollte Brigitten die Kehle zuschnüren, aber da sie sich eines besonderen Unrechtes nicht bewußt war, regte sich zugleich ihr Stolz und ganz tapfer erwiderte sie: „Ich verstehe den Hochwürdigen Herrn nicht.“

Ob ein deutlicher Ausdruck der Furcht ihn milder gestimmt hätte, muß dahin gestellt bleiben; Brigittens Fassung reizte den Bischof entschieden. Das war an dem Tone zu merken, in dem er sagte: „Damit das Fräulein mich besser verstehe, will die Frau Herzogin Euch morgen an einen Ort senden, wo sich mehr Gelegenheit zur Aussprache findet.“

Nun war's mit der Tapferkeit des kleinen Fräuleins am Ende: was sie bedrohte, blieb ihr dunkel, aber diese Dunkelheit vermehrte ihre Furcht; alles Blut wich aus ihrem Gesicht und die Hände krampfhaft zusammenschließend rief sie: „Um des Himmelswillen, Hochwürdiger Herr, was habt Ihr mit mir vor?“

Ein weiteres Gespräch ablehnend, sagte der Bischof streng: „Das Fräulein wird gut thun, bis morgen darüber nachzudenken. Wer sich an unsere Oberhirtliche Milde wendet, der bringe uns vor allem ein offenes Bekenntnis und einen demütigen Sinn entgegen.“

Ohne mit den Augen zu zucken schritt Heßhusius weiter. Mit dem Ausdruck des Entsetzens folgten ihm Brigittens Blicke.

So mußte das kleine Fräulein auch den Studenten Findeklee sehen, der jetzt neben der offenen Ausgangsthür stand, keine ermutigende Erscheinung: mit krummem Rücken,

den Kopf in die hochgezogenen Schultern geduckt, knüllte er zwischen den hastig bewegten Fingern sein schäbiges Hütchen in allerlei mögliche und unmögliche Formen. Als des Bischofs gebietende Gestalt an ihm vorüberschritt, fuhr er, wie ein geängstigter Hund, mit Geräusch auf die Seite; erst nachdem sich die Thür hinter jenem geschlossen hatte, kam er aus seinem Winkel wieder heraus und näherte sich eilig Brigitten.

„So wißt Ihr schon, was Euch bevorsteht?“ raunte er ihr zu, indem seine Augen ängstlich umherfuhren.

„Der Bischof hat allerlei Bedrohliches zu mir gesprochen, aber ich habe ihn nicht verstanden,“ stammelte das Fräulein, immer noch fassungslos.

Samuel Findeklee nickte bedeutsam mit dem Kopfe: „Ihr seid böser Künste verdächtigt, weil Ihr den Zippelius tanzen machtet!“

In dem leicht erregbaren Gemüt des Fräuleins von Hönningen wohnten Lachen und Weinen nahe beieinander; auch jetzt zog ein Schein von Schelmerei über ihre blassen Lippen, darum schloß der Student: „Hinter wem unsere Schwarzröcke her sind, der mag sich vorsehen! Ich denke noch daran, wie wir aus Antrieb Greger Möllers, des Brauers, Verse an die Domkirchenthür geschlagen, als der Mörlinus gestorben war“ — hier ging seine Rede in ein unverständliches Murmeln über. Brigitte achtete auch nicht mehr auf seine Worte, es trieb sie, sich unter einen kräftigeren Schutz zu stellen.

„Ich gehe zu meiner gütigen Frau Herzogin,“ sagte sie; „die wird dafür sorgen, daß mir nichts geschehen kann.“ Als sie, mit hastigem Kopfnicken sich verabschiedend, davoneilte, rief Herr Findeklee ihr nach: „Das wird sie, das wird sie — und ich — ich werde aufpassen.“

Gedachte er damit dem Fräulein eine sonderliche Beruhigung zu gewähren, so war's gut, daß sie sich nicht weiter nach ihm umschaute; denn als im Augenblick ein großer bärtiger Heiducke durch eine Seitenthür hereintrat, nahm der Student mit lächerlicher Geschwindigkeit die Flucht nach der entgegengesetzten Seite.

Die Herzogin von Preußen und das Hoffräulein, obwohl von Kindheit an miteinander vertraut, verstanden sich heute nicht. Jene wollte es nicht begreifen, warum Brigitte mit solchem Entsetzen daran dachte, vor den geistlichen Herren erscheinen zu müssen, wenn sie sich doch keiner Schuld bewußt war; dieser erschien, ihrer eigenen Erregung gegenüber, das kühle, fast fremde Wesen der Herzogin unbegreiflich. Wie damals in den Neumärkischen Heiden war sie gekommen, Schutz und Trost in den Armen ihrer hohen Gönnerin zu suchen, statt dessen fand sie den beobachtenden Blick eines Richters und die gemessene Ermahnung, sich auf ihre gute Sache zu verlassen — wenn sie das könnte. Mit der herzlichen Liebe schien selbst das gemeine Mitleid geschwunden.

Zuletzt machte die Herzogin der Verhandlung damit ein Ende, daß sie sich in ein anderes Zimmer zurückzog, während sie dem Fräulein empfahl, Sammlung und Ruhe in der Einsamkeit ihrer eigenen Kammer zu suchen. Gewohnheitsmäßig folgte Brigitte der Weisung; als sie aber durch den Vorsaal ging, wurde das Bild des Bischofs wieder vor ihr lebendig, des Mannes mit dem unerbittlichen Blick und der harten Stimme, der einem Diener des altjüdischen Gesetzes ähnlich sah, aber nicht einem Verkündiger des Evangeliums. Furcht und Grauen überwältigten sie völlig bei dem Gedanken, in seine Hände zu fallen; davor schützte sie das gute Gewissen nicht. Wo sollte sie Hilfe suchen? Daß der Herzog gütig zu ihr war, wußte sie; ob er imstande sein würde, ihr zu helfen, mußte wenigstens versucht werden — also zu ihm!

Des armen Herrn hatte sich aber wieder einmal tiefe Schwermut bemächtigt; seit ein paar Tagen verließ er seine Zimmer nicht. — Seit er Herrn von Creizen in Zorn und Wut fortgeschickt hatte, wollte er auch niemand mehr vor sich lassen, als seinen alten Leibdiener, auf dessen Treue er sicher bauen durfte. Selbst die Herzogin gab es auf, sich ihm zu nähern, als bei einem ersten Versuch der Kranke in eine Kammer geflüchtet war, die er hinter sich abschloß.

Jetzt saß er wieder, wie er bei solchen Anfällen von Trübsinn gern that, bei seiner Malerei, das heißt, er beschäftigte sich damit, schwarzgedruckte Bilder mit Wasserfarben auszutuschen; die ziemlich mechanische Arbeit nahm ihn soweit in Anspruch, daß er wenigstens vorübergehend vergaß, was ihn kränkte. Da machte ihn, mitten im Wählen und Ver-

gleichen seiner Farben, der Ton einer bekannten Stimme vom Vorzimmer her aufhorchen. Unter scheltenden Worten einer fremden Stimme und den beruhigenden des alten Dieners waren Zwischenreden einer Person vernehmlich, die sich kläglich entschuldigte und verteidigte, und an diese Person, wenn auch noch nicht genau erkannt, mußten sich für Albert Friedrich freundliche Erinnerungen knüpfen; er legte den Pinsel zur Seite und ging nach der Thür.

Als er sie geöffnet hatte, ward ihm ein Anblick, der zu anderer Zeit seine Heiterkeit erregt haben würde: von den Fäusten eines Heiducken gepackt, der ihn hinausschleppen wollte, hielt sich Samuel Findeklee an dem alten Diener fest, der, wenn auch nur um den Lärm zu stillen, vermitteln zu wollen schien. Als er den Herzog bemerkte, löste der Student den obersten Knopf seines Mäntelchens, ließ, wie Joseph, das fadenscheinige Kleidungsstück in den Händen seines Bedrängers und stürzte mit flehender Gebärde vor dem eintretenden Herrn auf die Knie. Sein Aussehen war durch das kleine Scharmützel und nun durch Preisgabe seines Mantels nicht lieblicher geworden, das spärliche Haar flog verwildert um sein Gesicht und von seiner Kleidung war manches sichtbar, was eigentlich verborgen bleiben sollte. Der Leibdiener hielt es daher für nötig, zu erklären, dies wäre ein Mensch, der in den Gängen und Vorzimmern des Schlosses herumstreifend betroffen sei, den niemand kenne und der deshalb nach der Schloßwache gebracht werden solle.

Albert Friedrich legte die Rechte wie schützend auf den Kopf des Knieenden: „Kann hier bleiben!" sagte er, dann gebot er durch einen Wink dem Heiducken, sich zu entfernen. Samuel Findeklee küßte dankbar die Hand seines Patrons, setzte sich eilig wieder in Besitz seines Mantels und brachte seinen äußeren Menschen in Ordnung, wie ein Vogel, der sein zerzaustes Gefieder glättet.

„Was willst du hier?" fragte der Herzog, als der Heiduck gegangen.

Der Student sah unentschlossen nach dem alten Diener hinüber; er fühlte, daß, was er zu erzählen habe, nicht für jedermanns Ohren war.

„Komm mit mir!" sagte der Herzog und ging, gefolgt von Findeklee, zurück in sein Zimmer, dessen Thür er schloß.

Als er wieder vor seinen Bildern und Farben saß, hatte er im Augenblick vergessen, um was es sich eben gehandelt hatte; ähnlich ging es dem zerfahrenen Studenten, der am Tische stehend mit neugierig ausgerecktem Halse nach den bunten Blättern, meistens Darstellungen auffallender Volkstrachten, hinüberschielte.

Herrn Albert Friedrich war dies armselige Menschenkind in gewissem Sinne behaglich — es war für ihn, den Bemitleidenswerten, selbst ein Gegenstand des reinsten Mitleides und er kam sich, ihm gegenüber, immer noch höchst bevorzugt und erhaben vor. Dieser Empfindung entsprach es nur, daß er dem Besuch wie ein rechter Wirt seine Herrlichkeiten zeigte; seine Bilder breitete er vor ihm aus, ein Blatt, das besonders die Bewunderung des Studenten zu erregen schien, schob er ihm als ein Gastgeschenk zu. Dabei ging alles schweigend zwischen ihnen her; nur mit Nicken und Deuten verständigten sie sich. Eben hatte der Herzog den Pinsel wieder zur Hand genommen, um Herrn Samuel einen Beweis seiner Fertigkeit im Tuschen zu geben, als der harmlose Verkehr plötzlich und grell unterbrochen wurde.

Die Thür zum Vorzimmer ging auf und vorüber an dem alten Diener, der erst eine Meldung machen wollte, flog Brigitte von Hönningen, wie ein gejagtes Wild, gerade auf den Herzog los, neben dessen Stuhl sie schluchzend zusammenbrach.

Der arme Herr war mit einem Male die Zuflucht der Verfolgten geworden, das begriff er wohl, aber übrigens war ihm der Hergang noch unverständlich; leise zog er die Hände des kleinen Fräuleins, die sie vor die Augen gedrückt hatte, herunter:

„Mein Singvogel!" sagte er tröstend; „wer thut dir etwas?"

„Der Bischof will mich verhören — was ich Unrechts gethan habe, weiß ich nicht!" nur stockend und von Schluchzen unterbrochen kam die Antwort heraus. Bei Erwähnung des Bischofs kehrte dem Herzog das Gedächtnis zurück.

„Heßhusius!" stieß er heraus — „Heßhusius! — habe ihm den Weg gewiesen und den Kreizen nachgeschickt — was kann er thun?"

„Bei der Frau Herzogin war er — sie hat ihm versprochen, mich zu ihm zu schicken."

Der Herzog fuhr empor: „Bei der Frau Herzogin! — oh — oh — Pfaffen und Weiber! und Sie hat es versprochen! Wenn der Zippelius ein Narr war, was kannst du dafür?"

Hier glaubte Samuel Findeklee erklärend eintreten zu müssen: „Meine Mutter und die Frau Rimke vom Dammkrug sagen, das Fräulein habe den Kaplan — und noch andere — mit bösen Künsten bezaubert," flüsterte er.

„Noch zwei alte Weiber!" zürnte Albert Friedrich; „und darum soll geschehen, was gegen meinen Willen ist! Aber ich weiß, ich weiß: was mich freut und was mich tröstet, soll nicht sein! Als ich ein Kind war, nahmen sie mir das Rotkehlchen und jetzt — jetzt — o Heßhusius — husius!" Hier sank der Kranke auf den Stuhl zurück und bedeckte das Gesicht mit den Händen. In schneller Folge, je nachdem sein Geist klarer oder wieder getrübt war, wechselte auch seine Stimmung zwischen Zorn und Niedergeschlagenheit.

Das kleine Fräulein, von tiefem Mitleid ergriffen, vergaß im Augenblick der eignen Furcht: „Gnädigster Herr," sagte sie aufstehend, „sie werden mich ja nicht fressen, da ich nichts gethan habe — laßt mich nur in Gottes Namen gehen!"

Wieder sprang der Herzog auf: „Du sollst nicht!" rief er — „sollst nicht! — Aber was thun?" Er drückte die geballten Fäuste gegen die Stirn und lief wie ein Verzweifelter im Zimmer hin und her. Der alte Diener, solcher Szenen gewöhnt, war kopfschüttelnd hinausgegangen, um unbequeme Zeugen fern zu halten, das Fräulein sah verschüchtert, der Student mit gelegentlichem Seufzen, das ihm anständig schien, dem wilden Wesen zu.

Jetzt war der Kranke zum Fenster gekommen; unwillkürlich sah er hinaus auf den Schloßhof — eben war dort Hans Markwart, der Stallmeister, vom Pferde gestiegen und legte die Zügel in die Hände eines Knechtes, dem er einen Befehl zu erteilen schien. Im Nu hatte der Herzog einen Fensterflügel aufgestoßen: „Hans Markwart!" tönte seine tiefe Stimme über den Hof; dann trat er zurück ins Zimmer, aber der Ausdruck seines Gesichts war verändert und fast triumphierend klang sein „Heßhusius — husius!" als er, die Fäuste schüttelnd, seinen Weg wieder aufnahm. Vor Brigitten blieb er stehen: „Sollen dich nicht finden," sagte er — „verstecken — verstecken!" Das kleine Fräulein begann bei dem hastigen, unheimlichen Treiben ein Grauen zu empfinden; sie fühlte sich wie in Sicherheit, als bald darauf der Stallmeister in seiner ruhigen, etwas schwerfälligen Haltung ins Zimmer trat.

Der machte ein verwundertes Gesicht, als er die seltsamen Gäste seines Herrn erblickte, doch blieb er, wie schicklich, mit abgezogenem Hute wartend an der Thüre stehen. Albert Friedrich trat auf ihn zu: „Hans," sagte er, „zum Markwartshof — wie weit?"

Der Angeredete überlegte einen Augenblick: „Acht bis zehn Stunden, nachdem man reitet," war die Antwort.

„Sollst diese Nacht hinreiten," fuhr der Herzog fort — „deiner Mutter einen Gast bringen — das Fräulein hier — aber keiner darf es wissen — der Heßhusius gar nicht!"

Mit allen Zeichen des Erstaunens hörte der Stallmeister die Worte seines Herrn; der Student kam beiden zu Hilfe, indem er hastig und mit halber Stimme erklärte, was die Flucht des Fräuleins rätlich erscheinen ließ.

„Der Herr Stallmeister hat wieder seine Not mit mir!" setzte Brigitte mit trübem Lächeln hinzu.

Hans Markwart nickte langsam mit dem Kopf: „Wie mein gnädigster Herr befiehlt," sagte er.

Der Herzog legte seinem Getreuen die Hand auf die Schulter: „Dem Fräulein mein altes kleines Pferd — das weiße — wenn's dunkel wird, fort! — am Morgen im Markwartshof — deine Mutter thut mir's zu Lieb."

Wieder nickte der Stallmeister; der Herzog fuhr fort, aber der Griff, mit dem er des anderen Schulter gefaßt hielt, wurde dabei sehr fest: „du versprichst mir's, Hans?"

„Ich verspreche."

„Bei Ehre und Gewissen?"

„Bei Ehre und Gewissen!"

Albert Friedrich trat wieder zurück: „Müßt Euch selbst bereden," sagte er, halb zu Brigitten gewendet.

Hier trat der Student mit bittender Gebärde vor den Herzog: „Darf ich — darf ich — sie begleiten?" stammelte er.

Der Herzog sah den Stallmeister an: „Wenn der Hans es will —“ erwiderte er.

Dem schien die Begleitung Herrn Samuels gar nicht unwillkommen: „Wenn der Herr Student reiten kann —“

„Kann das andere kleine Pferd nehmen — den Rehhaar — geht, wo die anderen Pferde gehen“ — sagte der Herzog; „jetzt fort — klug sein — schweigen!“ Er nickte dem Stallmeister vertraulich, dem Studenten etwas herablassend zu; dann reichte er dem Fräulein die Hand: „In Gottes Geleit, mein Singevogel,“ sagte er — „das weiße Pferd behalten — und — und“ — er suchte noch etwas, um seinem vollen Herzen Luft zu machen; endlich riß er aus dem Gürtel einen kleinen Dolch mit eingelegtem Ebenholzgriff samt der Scheide und gab ihn Brigitten: „Hier — hier — fort — fort, mein Rotkehlchen!“

Mit überquellenden Augen küßte das Fräulein die Hand des Herzogs, dann eilte sie, vom Stallmeister und dem Studenten gefolgt, hinaus.

Albert Friedrich, allein geblieben, brach in seinem Sessel zusammen und schlug die Hände vors Gesicht.

Frau Rimke, die Wirtin des Dammkruges, hatte das Verschwinden ihres Vetters, des Studenten Findeklee, erst durch dessen Ausbleiben am Mittagstisch bemerkt. „Er wird einen von seinen alten Saufbrüdern aufgesucht haben,“ meinte sie; „es ist ihm hier zu einsam und den Weg zurück findet er schon.“ Aber sie trat doch öfters vor die Thür, die Straße nach der Stadt zu überschauen, ob Herr Samuel noch nicht im Anzuge sei, und als er bis zum Abend nicht erschien, wirtschaftete sie noch allein eine Weile im Hause herum, nachdem ihre Leute schon zur Ruhe gegangen waren: kam der Herumtreiber mit einem schweren Rausche heim, so war's doch nötig, ihn nach seiner Dachkammer hinaufzubringen, sonst fand ihn morgen früh das Gesinde irgendwo und hatte seinen Spott mit ihm.

Nun aber wollte sie doch die breite Bettstatt aufsuchen, in der ihr Eheherr schon lange schnarchte, da wurde draußen der Kettenhund laut. Frau Rimke ging mit der Laterne hinaus; es war in der Dunkelheit nichts recht zu unterscheiden und auf ihr halblaut gerufenes: „Na, Samuel, bist du's?“ erfolgte keine Antwort. Aber von der Landstraße her war das Schnauben von Pferden zu hören und in dem matten Schein, den die trübe Leuchte auf den Weg warf, waren für einen Augenblick die Schatten von Reitenden sichtbar — es schienen ihrer drei zu sein; jetzt waren sie wieder im Dunkel verschwunden.

„Die wissen auch, daß der Mondschein bald kommt — aber der Vetter muß allein zusehen, wo er bleibt!“ Mit diesen Worten trat die Krügerfrau wieder ins Haus und schob den schweren Riegel vor die Thür, um sich zur Ruhe zu begeben.

Der letzte der drei Reiter hatte, so lange er sich im Lichtkreis der Laterne befand, den Kopf tief zwischen die Schultern geduckt, obwohl er schon krumm genug zu Pferde saß, und ein Erkennen bei der geringen Helle überhaupt nicht zu befürchten war. Er hatte ein schlechtes Gewissen — war er doch der erwartete Samuel Findeklee selbst. Vor ihm, auf dem weißen Pferdchen, ritt das Fräulein von Hönningen; sie saß in einem sesselartigen Quersattel, fest in den Mantel gewickelt. Trotz des weiten Weges, der vor ihr lag, fühlte sie sich leicht und frei, als die letzten Häuser der Vorstadt passiert waren. An der Spitze des Zuges befand sich der Stallmeister Markwart; er hatte einen langen Raufdegen an der Seite und ein Faustrohr am Sattel, wegen der noch herrschenden Dunkelheit mußte er den Weg sorgfältig wählen, bis man den Ponarther Knüppeldamm hinter sich hatte; die kleinen Pferdchen seiner Begleiter, ein Paar Öländer, die der Herzog in seinen Knabenjahren geritten hatte, folgten ungelenkt im Fahrwasser des großen Falben.

Ein Gespräch war bei dieser Ordnung des Zuges nicht gut zu führen; dem Stallmeister war es auch nicht darum zu thun. Er war doch zu sehr ein Sohn seiner Zeit, um von dem Verdacht ganz unberührt zu bleiben, den Frau Findeklee gegen das Fräulein erregt und den selbst der Bischof ernst behandelt hatte. Daß seine Gedanken sich oft und besonders jetzt viel mit Brigitten beschäftigten, war natürlich; aber das wunderbare, schmerzlich frohe Gefühl in der Brust, das diese Gedanken begleitete — woher kam das? Er hatte sich doch sonst um die Weiber nicht bekümmert! War's nur, weil er's dem Herzog versprochen, daß

er so oft über die Schulter nach dem Fräulein zurück sah? Und wenn er das bleiche Gesichtchen unter dem Pelzbarett nur eben unterscheiden konnte — war's Mitleid oder was sonst, daß er am liebsten einmal den Kopf der kleinen Person an seine breite Brust gelegt und beruhigend gestreichelt hätte? Oder kam das von der Hexerei her? Die Sache war nicht zweifelfrei, nicht ohne Gefahr, darum Schweigen vorläufig das beste.

Als man so etwa eine Stunde geritten war, stieg der Mond am Horizont herauf und goß sein mildes ungewisses Licht über die weite Landschaft; der Weg wurde gut sichtbar, wurde auch besser, da er über höheren, mehr sandigen Boden führte. So konnte man in einer Reihe nebeneinander reiten und das strebte besonders Herr Samuel Findeklee an, da es ihm unheimlich war, der Letzte im Zuge zu sein — ein tapferer Mann war er nicht. Nun wurde auch Brigitten die Zunge gelöst; sie hatte nach diesem und jenem zu fragen: wie das Dörfchen hieß, das seitwärts liegen blieb, oder der Bach, den man durchritt? Ob wohl wilde Tiere in den Wäldern sich aufhielten, durch die man zog, oder gar gefährliche Menschen? Der Stallmeister konnte gute Auskunft geben, da ihm die Gegend aufs genaueste bekannt war. Vor wilden Tieren brauche man sich nicht zu fürchten, sagte er, und da man sich nicht auf der großen Heerstraße hielte, so würde man auf Wegelagerer nicht stoßen. Herr Markwart zog es vor, soviel als möglich Nebenwege und Fußpfade zu benutzen, auch Dörfer und Höfe zu vermeiden, um nicht durch Hunde belästigt oder über das „Wer, woher und wohin?" befragt zu werden.

Jetzt führte der Weg durch ein breiteres Wasser, die seichte Furt war leicht zu passieren: „Es ist der Frisching," sagte der Stallmeister; „weiter unten, wo er ins Haff geht, liegt das Haus Brandenburg" — er hätte noch mehr gesagt, aber er mußte dem Studenten zu Hilfe kommen: dessen Pferd war mitten in der Furt stehen geblieben um zu trinken und als es dazu den Kopf herabbog, verlor der ungeschickte Reiter beide Zügel aus den Händen, was ihm ein paar scharfe Worte von Herrn Markwart eintrug.

Hinter dem Flüßchen gelangte man bald an einen größeren Wald, durch welchen ein schnurgerades Gestell, wahrscheinlich eine Besitzgrenze, lief. Hier gab es nichts zu sehen und das Gespräch stockte; da fing das Fräulein, dem tiefe Stille nicht behagte, zu singen an, erst leise, dann lauter und heller. Eine Ballade war's, die lang auszuhalten versprach:

> Der oberste König an dem Rhein,
> Der hatte drei schöne Töchterlein —
> Töchterlein —
> Der hatte drei schöne Töchterlein.
> Die Erste die ging auf Rosen,
> Die zweite ging ins Kloster —
> ins Kloster —
> Die zweite ging ins Kloster.
> Die dritte die ging einen niedrigen Gang,
> Mithin kam sie ins fremde Land —
> ins fremde Land — —

Hier versagte der Sängerin die Stimme: war sie das nicht selbst, die ins fremde Land gezogen, nun ins Dunkle, Ungewisse hinausging? Sie ließ den Kopf auf die Brust sinken und ihren Thränen freien Lauf. Samuel Findeklee holte ein paar tiefe Seufzer, um ein Zeichen seines Mitleids zu geben; der Stallmeister merkte zu seiner großen Beunruhigung, daß auch ihm etwas in die Augen kommen wollte; er schluckte ein paarmal heftig und suchte nach einem passenden Wort, um sich Luft zu machen.

„Ach, Fräulein," sagte er endlich, „faßt Euch doch! Wenn es — wenn es nicht wahr ist, was die Leute von Euch sagen, so könnt Ihr ja guten Muts sein. Meine Mutter wird Euch gut halten, schon weil es der Herzog also will, und auf dem Markwartshof läßt sich's für eine Weile schon leben."

Brigittens scharfes Ohr hörte aus den etwas schulmeisterlichen Worten den Zweifel des Redenden, ob Frau Findeklee nicht am Ende doch Recht hätte, wohl heraus; halb empfand sie's als Kränkung, halb reizte sie's zum Spott; ihrem tapferen Herzen folgend, setzte sie sich zur Wehr, doch so, wie's dem Gegner am empfindlichsten war: sie ließ ihn in seinem Zweifel stecken. Rasch ihre Thränen abwischend, sagte sie: „Die Menschen sind allzumal Sünder, Herr Stallmeister, und wer kennt sich selbst ganz genau? Verwunderlich war mir's auch, wie ich den Herrn Kaplan zum Tanzen bringen konnte, und Ihr müßt es eigent-

lich doch gemerkt haben, ob es mit rechten Dingen zuging, als Ihr Euch mit mir herum drehtet."

Den Spott fühlte Hans Markwart — dahinter konnte sich aber sowohl ein böses, wie ein gutes Gewissen verstecken. „Ihr thut mir Unrecht, Fräulein," sagte er; „warum redet Ihr nicht ehrlich und ernsthaft mit mir?"

„Sprecht Ihr vielleicht in des Bischofs Vollmacht? Dann wäre ich ebensogut zu Königsberg geblieben!" Recht scharf klangen des Fräuleins Worte, der Stallmeister fand keine Antwort darauf, als ein wiederholtes „Ihr thut mir Unrecht" — und so brach das Gespräch ab; in tiefem Schweigen ging der Zug weiter. Von beiden Teilen hätte man gerne wieder angeknüpft, aber es ist schwer, einen neuen Anfang zu finden, wenn man einmal in Unfrieden auseinander gekommen ist.

So vergingen noch ein paar Stunden; die kleinen Pferde, von ihren Reitern nicht fest im Zügel gehalten, stolperten öfters und gaben Zeichen von Ermüdung. Der Stallmeister mußte auf eine Rast denken. Den großen Wald hatte man verlassen, im Wechsel war's zuletzt durch Äcker, Wiesen und Buschwerk gegangen. Nun kam man an einen Bach, der rauschend in einem tief ausgerissenen Bette hinfloß. „Das ist die Jarft," sagte der Stallmeister; „von hier brauchen wir noch drei Stunden, aber vorher ruhen wir aus." Als das lebhafte Wässerchen durchritten war, zeigte sich zwischen demselben und dem danach folgenden Walde ein schmaler Wiesenrand mit einzelnen mächtigen Eichen. An einer von diesen stand ein Heuschober, der hier über Winter — vergessen oder als letzter Notbehelf — geblieben war. Hans Markwart sprang vom Pferde und half dem Fräulein aus dem Sattel; auch Samuel Findeklee stieg mit Stöhnen und Seufzen ab. Dann fesselte der Stallmeister die Vorderfüße der kleinen Öländer mit Halfterstricken, lockerte ihnen die Gurte und überließ sie sich selbst; auch dem Falben machte er's bequem, aber der blieb ungefesselt, da er auf den Ruf seines Herrn zu kommen gewohnt war. Endlich zog er aus dem Innern des Heuschobers trockenes Heu und schichtete es zum Lager für Brigitten, die ihm still zusah.

„Hier laßt Euch nieder, Fräulein," sagte er; „und wenn der Schlaf Euch in die Augen kommt, so wehrt Euch nicht dagegen — ich bleibe munter und halte Wache. Herr Student, Ihr müßt Euch selbst helfen."

„Ich danke Euch," erwiderte das Fräulein kleinlaut, denn sie war herzlich müde geworden; „aber wie soll mir der Schlaf kommen?" Doch setzte sie sich auf das duftende Heu, zog die Kapuze des Mantels über den Kopf und hielt sich stille.

Während die Öländer bald an dem jungen Grase, bald an dem Heuschober rupften, hatte Hans Markwart aus der Satteltasche eine derbe Scheibe Schwarzbrot gezogen, die er seinem Pferde in einzelnen Brocken zuteilte; dabei beobachtete er Brigitten und lachte still in sich hinein, als in ganz kurzer Zeit die kleine Gestalt erst wiederholt nickte und schwankte, dann zur Seite fiel, wo das Heu eine Art Lehne bildete, und so regungslos liegen blieb. Gleich darauf erhob sich von dem Schober her, in welchen Herr Findeklee sich vergraben hatte, ein regelmäßiges Schnarchen; der Stallmeister war allein wach von der Gesellschaft, er verfütterte sein Brod an den Falben, überließ den dann sich selbst und schritt, wie eine rechte Schildwacht, unter den Eichen hin und wieder. Durch die kahlen Zweige, in denen noch Winterlaub flüsterte, sah der Mond mit einem schiefen Lächeln auf die Gruppe; rundumher herrschte tiefes Schweigen.

Nach dem veränderten Stande des Mondes schätzte Hans Markwart, daß so etwa eine Stunde vergangen sei, als die ersten langen Pfiffe der Schwarzdrossel aus dem nahen Walde den neuen Tag ankündeten. Er machte die Pferde marschbereit, dann trat er an das Lager Brigittens, die noch fest schlief; nur an dem leisen Heben und Sinken ihrer äußeren Hülle war's zu erkennen, daß sie lebte. Zwischen den Falten des Mantels war die rechte Hand sichtbar — hatte das Fräulein daran gedacht, sich gegen Gefahr schützen zu müssen? In der Hand hatte sie den Dolch des Herzogs gehalten, aber im Schlaf hatten sich die Finger gelöst, die Waffe war ihnen entfallen. — „Auch wenn die Klinge nicht an die Scheide genietet wäre, was würde sie ihr nützen?" dachte der Stallmeister und lachte. Zugleich erfüllte es ihn mit warmer Freude, sich so als sichern Schutz

des Fräuleins zu wissen und hatte sonst verletzter knabenhafter Stolz die Liebe in ihm nicht lebendig werden lassen, jetzt erschloß sie sich aus der Empfindung kräftigen Selbstgefühls und reinem Mitleid für seinen Schützling auf einmal wie eine Blume in der Morgensonne. Aber der Schildspruch jeder ersten Liebe ist „Ich dien“ — wie einen Nebel schüttelte er alle unklaren Gedanken ab und sich in den Schultern zurechtrückend, rief er mit kräftiger Stimme: „Fräulein, es wird Zeit, aufzubrechen, — unsere Pferde sind fertig!“

Brigitte fuhr in die Höhe, sie schob die Kapuze zurück und strich die Haare aus dem Gesicht. „Fast wäre ich eingeschlafen!“ sagte sie, indem sie verstohlen den zur Erde gefallenen Dolch wieder unter dem Mantel barg; „aber ausgeruht bin ich — der gute Eichbaum soll bedankt sein.“ Sie strich wie liebkosend über die wettergefurchte Rinde: „Wenn ich mich aufs Hexen verstehe, wie sie in Königsberg meinen, so sollst du künftig goldene Eicheln tragen.“

Dem armen Herrn Markwart gaben die alten Zweifel wieder einen leisen Stich, doch ließ er sich nichts merken, sondern ging, um den Studenten munter zu machen, was nicht ganz leicht war. Noch schwerer war es, dessen steifgewordenen Gliedern wieder in den Sattel zu helfen — so hatte sich Samuel Findeklee das Reiten doch nicht gedacht. Endlich war man soweit und nun ging es munter voran, dem mehr und mehr erwachenden Frühlicht entgegen. Das Lied der Drosseln und anderer Singvögel wurde lebendig, aus der Tiefe des Eichwalds, durch welchen man hinzog — die Damerau nannte ihn der Stallmeister — klang das Gurren der Holztauben, hier und da deutete ein ferner Hahnenschrei auf Wohnungen der Menschen. Aber mit dem zunehmenden Licht und als Vorläufer der Sonne stellte sich auch der kühle Morgenwind ein, so daß Brigitte sich fester in ihre Hülle wickelte, und Herr Samuel, wie ein rechter Stubenhocker, vor Frost schnatterte. Auch die Erquickung, die der kurze Schlaf gebracht hatte, verschwand wieder und Hans Markwart bemerkte, daß seine Begleiter in ihrer Haltung zuweilen bedenklich aus Lot und Richtung kamen.

Endlich, endlich, als die Sonne wohl schon seit einer halben Stunde über dem Horizont stand, wich der Wald auf beiden Seiten zurück; vor den Reisenden lag eine größere Ackerfläche, jenseits derselben die Strohdächer eines Gutshofes, der sich wieder an Waldung lehnte: „Das ist der Markwartshof!“ sagte der Stallmeister; „bald hat die Not ein Ende.“

Als man sich dem Hofe näherte, ließen sich von daher schon allerlei Töne erwachten Lebens vernehmen. In dem Garten am Wohnhause stand neben einem frisch bestellten Gemüsebeet eine hochgewachsene, ältere Frau; sie hielt die Hand über die Augen gegen die Sonne und schaute verwundert nach dem Reitertrupp: „Hans!“ rief sie mit einer fast männlichen Stimme, „woher in aller Frühe? Bringst du uns Puppenspieler?“

„Guten Morgen, Herzmutter!“ rief der Stallmeister zurück; „der Herzog schickt Euch Gäste — er weiß, daß sie bei Euch wohl aufgehoben sind. Also dies ist — —“

„Davon reden wir später, mein Sohn,“ sagte die alte Frau; „jetzt macht, daß Ihr aus den Sätteln kommt; ich seh's an den Pferden, daß Ihr die Nacht durch geritten seid.“ Mit diesen Worten reichte sie Brigitten die kräftigen Hände und half ihr, fast wie einem Kinde, vom Pferde. Als das Fräulein auf festem Boden stand, schwankte sie wie unsicher hin und her. „Oh, oh,“ sagte Frau Markwart mitleidig, indem sie Brigitten unters Kinn griff und das Gesichtchen in die Höhe hob — „ganz übermüdet! wir können ja die Augen kaum offen halten. Komm, mein Kind, und schlaf dich aus, eh wir ein Wort weiter sprechen.“ Brigitte fiel der großen Frau in die Arme, ihre Abspannung machte sich in Thränen Luft.

„Da haben wir's!“ sagte Frau Markwart; „mein guter Hans weiß nicht, was so ein junges Ding allenfalls vertragen kann! Komm herein, Kind, dir soll geholfen werden. Du weißt ja Bescheid, mein Sohn; dort kommt auch der Junge.“ Damit führte sie Brigitten hinein ins Haus. Der Stallmeister sorgte für die Pferde und Herrn Samuel.

Eine halbe Stunde später saßen Mutter und Sohn allein in dem niederen Wohnzimmer. Auch Samuel Findeklee war im Pferdestall gleich nach dem Absteigen auf eine große Strohschütte gefallen und hatte

sich entschieden geweigert, sobald wieder aufzustehen. Hans Markwart meinte aber, für ihn selbst wäre es besser, erst seinen Hunger zu stillen, und dann Ruhe zu suchen und so war's ihm ganz willkommen, daß der Mutter Frühstückstisch eben gerüstet wurde. Und während er nun unter den guten Dingen, mit denen jener besetzt war, keine geringe Verwüstung anrichtete, erzählte er von alledem, was sich in jüngster Zeit am herzoglichen Hofe zugetragen hatte und vom Grund und Zweck seines heutigen Besuchs. Frau Markwart, beide Ellenbogen auf den Tisch gestützt, sah mit Behagen der Arbeit des Sohnes zu und verfolgte zugleich mit Aufmerksamkeit den Bericht desselben, so daß sie darüber Essen und Trinken vergaß. „Der arme Herr!“ sagte sie endlich seufzend; „ich will's wohl glauben, daß Sie's gut mit ihm im Sinne haben; aber es zeige sich nur einmal, daß sein siecher Körper wieder zunimmt, oder seine betrübte Seele wieder froh werden will, so sind sie voll Sorge, ob die Gesundheit und Freude nicht vom Teufel kommen!“

„Also wollt Ihr nach des Herzogs Willen thun, Mutter?“ fragte der Sohn.

„Wie sollte ich nicht? Auch wenn's nicht in unserm Schenkbrief stünde!“

„Und Hexerei und böses Wesen machen Euch keine Sorge, Mutter?“ Hans Markwart fragte so recht wie von ungefähr und doch schlug ihm dabei das Herz im Halse.

Die alte Frau merkte seinen ernstlichen Anteil nicht oder that nicht dergleichen; aber ihre hellen Augen sahen klar und sicher aus, als sie erwiderte: „Mein Jungchen — wenn man viel einsam ist, wie ich, so lernt man's, seine eignen Gedanken haben über diese Dinge — und ich hab's schon oft gesagt: wenn wir bei all unserm Thun und Lassen erst den Herrn Pfarrer fragen müssen, ob wir auch auf rechtem Wege sind, so hätten unsere Eltern lieber mögen katholisch bleiben. Also, wenn ich jemand ein paar Tage nahe um mich habe, werde ich schon selbst sehen, ob er ein Kind Gottes oder des Teufels ist — und fürchten?“ Hier zog ein lustiger Schein über ihr ernstes Gesicht. „Siehst du: an jedem Abend vor Walpurgis machen wir drei Kreuze mit Kreide an die Stallthüren und setzen einen Besenstiel daneben, wider die Hexen und Unholden — aber fürchten? — Dafür ist eben der Besenstiel gut. Und daß wir die Augen offen halten, daran sind wir gewöhnt, wir von der Grenze. Aber dir selbst kommt der Sandmann in die Augen; geh auf deine Kammer, in einer Viertelstunde will ich nachsehen, ob du schläfst. Wenn du noch mein alter Hans bist, wird's daran nicht fehlen.“

Es war schon spät am Nachmittag, als das Fräulein von Hönningen ihr Stübchen wieder verließ, um ihre Wirtin aufzusuchen. Erst im Garten fand sie diese: Frau Markwart stand an den Strauchzaun gelehnt und winkte mit einem Tuch dem Reiter zu, der drüben am Walde noch eben zu sehen war und gleich verschwinden mußte. Der Stallmeister war's, der seinen Rückweg schon wieder angetreten hatte. „Ein ganzer Mann ist er doch!“ sagte Brigitte mit einigem Stolz, dann ging sie zu der alten Frau, um sich als neuerwacht zu melden. Sie hätte auch gerne erhorcht, ob Herr Hans keinen Gruß für sie zurückgelassen habe?

In den Frauengemächern des Königsberger Schlosses hatte am Morgen dieses Tages das Verschwinden des Fräuleins große Bestürzung erregt. Die Flüchtlinge waren von niemand bemerkt worden. Der Stallmeister verreiste oft genug in Geschäften seines Herrn; so wurde seine Abwesenheit mit der Brigittens nicht in Verbindung gebracht. Und von den kleinen Öländer Pferden wußte man im Marstall, sie wären nach Neuhausen geschickt, um da bei dem Gärtner Dienst zu thun. Wenn die Herzogin der Angst gedachte, mit welcher das Fräulein von Hönningen dem Verhör vor dem Bischof entgegengesehen, so war der Gedanke, sie habe sich gar ein Leides gethan, nicht ganz zurückzuweisen. War sie nur entflohen — wohin konnte sie, die hier noch ganz landfremd war, gehen? Als die Sache vor den Herzog gebracht wurde — Marie Eleonore übernahm die Botschaft selbst — zeigte der Herr sich sehr zornig und schalt heftig, aber wir wissen's ja, daß er eben nur eine günstige Gelegenheit benutzte, seinem gekränkten Herzen Luft zu machen, und die fürstliche Frau hätte keine rechte Frau sein müssen, wenn sie nicht etwas davon hätte merken sollen. Wußte Albert Friedrich näheres über die Verschwundene? Der Bischof, dem es mit dem Verdacht gegen Brigitten doch kaum ganz ernst gewesen, scheute sich, das Ver-

schwinden des Fräuleins aus übernatürlichen Ursachen zu erklären, als er gefragt wurde, und zuckte die Achseln. Als aber gegen Mittag bekannt wurde, auch Samuel Findeklee sei unsichtbar geworden, nachdem er sich zuvor durch sein Herumstreichen im Schlosse verdächtig gemacht, da waren alle, die ihre Belehrung von Frau Findeklee oder Frau Rinke empfingen, darüber einig, der alte Student und das kleine Fräulein wären auf demselben Besenstiel davongeritten, wobei natürlich Herr Samuel als der bedauernswerte Verführte erschien.

Hatte die Herzogin in ihrem Betragen gegen Brigitte von Hönningen sich etwas vorzuwerfen, so war sie durch dieses Schwanken zwischen Sorge und Zweifel grausam gestraft; auch würde der Herzog, wenn er bei ganz klaren Sinnen gewesen wäre, nicht unterlassen haben, ihr einige Gewißheit zu geben. So aber genoß er einen wilden Triumph, als er Hans Markwarts Bericht über die gelungene Flucht erhalten hatte, daß außer ihnen beiden niemand das Rätsel lösen konnte, und war nicht geneigt, zarte Rücksichten zu nehmen. Aber eine gewisse Schlauheit, wie sie Geisteskranken eigen zu sein pflegt, brachte ihn dazu, eine sich eben bietende Gelegenheit zu benützen, um Brigittens Prozeß — wenn's so genannt werden darf — beim Bischof zu einem günstigen Ausgang zu bringen.

Kurze Zeit, nachdem er die Trauung des Herzogs vollzogen hatte, war Dr. Venetus, Bischof von Pomesanien, dem zweiten preußischen Bistum, gestorben; jetzt stand die Wiederbesetzung der erledigten Stelle vor der Thür. Der Herzog und die Stände hatten darüber zu beschließen. Dr. Wigandus, ein aus Jena wegen Unfriedens vertriebener Streittheologe, war auf Betreiben des Heßhusius Professor an der Königsberger Universität geworden; der schien dem samländischen Bischof auch der rechte Nachfolger für den pomesanischen Stuhl. Aber des Heßhusius herrschsüchtiges Wesen hatte ihm selbst unter den Ständen manchen Gegner geschaffen; so erschien die Wahl des Wigandus recht zweifelhaft. Der Herzog, der die Erfüllung manches Herzenswunsches den Regimentsräten und Ständen teuer hatte abkaufen müssen, erkannte, daß hier einmal die Sache zu seinem Vorteil lag: er konnte vom Heßhusius für seine Stimme einen guten Preis fordern und schlug den Wert seiner eignen Gegenleistung nicht hoch an. Er rechnete, die beiden Kampfhähne, wenn gleichberechtigt, würden sich bald das Leben gegenseitig so sauer machen, daß wenigstens einer werde weichen müssen und mit einer gewissen Schadenfreude ließ er sich bei dem samländischen Bischof erbieten, wegen der Wahl des Dr. Wigandus mit ihm zu verhandeln. Er erklärte sich bereit, selbst für diesen zu stimmen; was er dafür verlangte, war ein ausdrücklicher Verzicht des Heßhusius auf jede weitere Verfolgung des Fräuleins von Hönningen — und das erschien diesem eine recht bescheidene Forderung. So kam, vermittelt durch den Professor Stoyus, gewesenen Leibarzt weiland Herzog Albrechts, dieser sonderbare Vergleich zu Stande. Dr. Wigandus wurde zum Bischof von Pomesanien erwählt, und wie richtig der blöde Herr gerechnet hatte, zeigte sich dadurch, daß kaum zwei Jahre darauf nach erbitterten Kämpfen Heßhusius vom samländischen Bistum und aus dem Herzogtum Preußen weichen mußte.

Das liegt schon außerhalb unserer Geschichte; aber sobald das Geschäft sicher abgeschlossen war, begab sich Albrecht Friedrich zu seiner Gemahlin, deren schwere Beunruhigung er wohl gemerkt hatte, um ihr mitzuteilen, wo Brigitte von Hönningen sich aufhalte und daß sie ohne jede Scheu wieder an den Hof zurückkommen dürfe.

In einer Hinsicht sehr beruhigt, entsann sich Marie Eleonore doch jetzt wieder lebhaft des Wunsches, den ihr Fräulein gehegt, mit dem ersten auslaufenden holländischen Schiffe in ihre rheinische Heimat zurückzureisen, und sie ließ eifrig nachforschen, ob eine solche Gelegenheit vorhanden sei.

So meldete denn auch wenige Tage später Schiffer Hendrik Lammert von der Kuff Wilmina Egelina auf dem Schloß, er wolle in acht Tagen nach Gröningen auslaufen und sein Schiff sei, wie wenige, bequem für Reisende eingerichtet; auch habe er seine eigne Frau mit an Bord. Stallmeister Hans Markwart aber, der dem Fräulein über ihre Amnestie berichten und sie nach Königsberg zurück geleiten sollte, bekam nun zugleich den Auftrag, ihr von dieser ausgezeichneten Reisegelegenheit Mitteilung zu machen und Eile zu empfehlen.

Er ritt diesmal in hellem Sonnenschein, an einem schönen Maitage und konnte, da er allein war, alles nach seiner eignen Bequemlichkeit einrichten, aber er hatte kein Auge für die Pracht, die sich in Laub und Blüten ringsum entwickelte, kein Ohr für den lustigen Wettstreit von Kuckuck und Wiedehopf und das Trillern der Lerchen; er war recht verstimmt. Seit jenem nächtlichen Ritt nach dem Markwartshof lag ihm das kleine Fräulein immer im Sinn; wiederholt war er nun schon als ihr Beschirmer aufgetreten und jetzt war sie bei seiner Mutter in Schutz und Pflege — es war nach alledem nichts gefährliches, wenn er ihr einmal die Hand hinhielt und sagte: „Fräulein, wollt Ihr mich fürs Leben zu Eurem Schutzherren annehmen?“ Freilich stockte ihm immer der Atem, wenn er vor sich selbst diese Rede hielt; darum war's ihm ganz recht gewesen, daß er sich mit der Sache nicht zu übereilen brauchte — auf dem Markwartshof war sie wohl verwahrt und wenn er mit der Zeit noch vertrauter mit ihr wurde, dann — ja dann! Und nun war das alles vorbei; er selbst mußte Brigitten zurückholen nach Königsberg, damit sie von dort eiligst abreise für immer. Sollte er sich ein Herz fassen und ehrlich mit ihr reden, so mußte es jetzt, am besten heute noch, geschehen. Und mußte er nicht vorher noch seiner Mutter das Wort gönnen, deren Urteil bisher immer entscheidend für ihn gewesen war? Hans Markwart machte gern alles auf seine Weise und zu seiner Zeit, das heißt, er schob gerne das, wovor er sich scheute, etwas hinaus und es war ihm sehr verdrießlich, wenn ihm andere Menschen, oder auch die Umstände, so auf die Hacken traten.

Der Falbe mußte es empfinden, der seinem Herrn bald zu schnell, bald zu langsam ging, im allgemeinen wohl zu schnell; denn als der Stallmeister in später Nachmittagsstunde die Stelle erreicht hatte, von der aus er zuerst die Dächer des Markwartshofs erblickte, zog er die Zügel noch mehr an — „Das Pferd kommt mir zu warm in den Stall,“ sagte er zu sich selbst.

Aber auch der langsame Schritt brachte ihn auf den Hof; daß die Frauenzimmer ihm nicht gleich entgegen kamen, war ganz günstig. Der Junge, der ihm das Pferd abnahm, sagte, die Frau und das Fräulein wären „im Grunde,“ auf der Bleiche. Dorthin mußte er ja nun doch gehen.

Der tiefe waldige Grund, der von einem nie versiegenden Bach durchströmt, in geringer Entfernung von dem Gehöft sich hinzog, war ihm der liebste Aufenthalt in seiner Kinderzeit gewesen; so bedächtig, wie heute, hatte er ihn nie betreten. Vor einem mächtigen blühenden Dornbusch am Ende des schmalen Hohlweges, der da hinabführte, blieb er wie in ernster Betrachtung stehen, und doch gab's da nichts für ihn zu sehen. Und jetzt — die Stimme kannte er, die dort aus der grünen Dämmerung hervorklang, auch das Lied war ihm nicht fremd und jene Stelle, an welcher seine Mutter so gern ihre Bleiche einrichtete, wußte er wohl zu finden — „Also dort sind sie,“ sagte er, als wäre er noch darüber im Zweifel gewesen.

Ein dichtes Rottannengebüsch, das ihm wie eine Schirmwand die Aussicht versperrte, umging er — da fand er die beiden. Auf dem kurzen Rasen einer kleinen Lichtung, die der Bach im Bogen umfloß, glänzten die Streifen schneeweißer Leinewand, daneben kleinere Wäschestücke; eine Magd sprengte mit hölzerner Schaufel aus einer Wanne Wasser darüber. Dort aber auf dem Moospolster, das einen gewaltigen Steinblock zum größten Teil bedeckte, saßen Frau Markwart und Brigitte, das junge Mädchen singend und den Blick aufwärts gegen den freundlichen Abendhimmel gewandt, die ältere Frau aufmerksam zuhörend und die Augen vor sich auf den Boden gerichtet. War's die wehmütige Weise, das liebliche Bild —? Der Stallmeister hätte sich nicht entschließen können, hervorzutreten. Aber der kleine Spitzhund, der sich neben den Frauen noch in den letzten verirrten Sonnenstrahlen streckte, fuhr ihm erst scharf bellend, dann freudig winselnd und schweifwedelnd entgegen — da holte er noch einmal tief Atem und ging dann grüßend auf die Mutter zu.

„Willkommen, Hans! was bringst du Gutes?“ rief Frau Markwart dem Sohne entgegen, während Brigitte, mehrmals die Farbe wechselnd, in Blick und Gesichtsausdruck die Frage wiederholte.

Der Stallmeister fing seinen Bericht mit dem Guten an; er erzählte, daß der Bi-

Seerosen. Nach dem G

.mälde von Jahn Ekenaes.

schof, von des Fräuleins Unschuld überzeugt, jedes Verfahren gegen dieselbe eingestellt habe, so daß sie nun unbehelligt nach Königsberg zurückkehren könne.

„Das hat denn doch nicht solche Eile," sagte Frau Markwart, indem sie Brigitten leicht über das dunkle Haar strich.

Nun mußte der Stallmeister auch mit dem zweiten Teil seiner Sendung herausrücken: daß die Frau Herzogin für das Fräulein die günstigste Schiffsgelegenheit nach Gröningen ermittelt habe, daß die Wilmina Egelina in längstens acht Tagen auslaufen solle und es daher wohl richtig sein würde, schon morgen wieder nach Königsberg zu reiten.

Eine peinliche Stille trat ein, als er geendet hatte; endlich sagte Frau Markwart: „Wenn das Schiff so bald klar wird, und die Frau Herzogin es also will, werden wir gehorchen müssen, und ich kann meine Bleiche hier wieder allein beschicken."

Brigittens Stimme klang sehr unsicher und sie wandte das Gesicht ab, als sie erwiderte: „Ich will voraus hinausgehen und besorgen, was zur Reise nötig ist." Damit ging sie eilig dem Hohlweg zu und war bald zwischen dem Gebüsch verschwunden. Der kleine Spitz lief neben ihr her, als müsse es so sein. Mutter und Sohn folgten langsamen Schrittes.

„Die Freude scheint groß zu sein," meinte der letztere, indem er dem Fräulein verwundert nachschaute.

„Freude?" sagte Frau Markwart; „sie hatte die Augen voll Wasser und das sollten wir nicht sehen. Du verstehst dich einmal nicht auf die Frauenzimmer, mein Sohn — und das mag ganz gut sein — der Herr Bischof auch nicht; denn — das mit der Hexerei ist doch nicht ganz ohne. Brauchst mich nicht so verwirrt anzusehen, Hans. Sie ist eine Hexe, wie jedes Frauenzimmer in den Jahren ist, ohne es darum mit dem Bösen zu halten. Ich sage dir, sie hat mir's auch angethan und es wird mir sehr einsam sein, wenn sie fort ist."

„Glaubt Ihr denn Mutter, daß sie bei Euch bleiben möchte?"

„Bei mir? Hieße das nicht vom Pferd auf den Esel kommen? Nachdem sie's am Herzogshof empfunden hat, die Füße unter fremder Leute Tisch zu stecken, soll sie's mit der alten Witfrau auf dem Lande versuchen? Auf dem Markwartshof gibt es für sie nur einen Platz, den man ihr bieten kann."

„Ihr meint, Mutter —?"

„Ich meine, mein Sohn, daß ich alt und der Einsamkeit hier zuweilen müde werde; und in diesen Tagen habe ich oft zu mir gesagt: neben der könntest du ins Altenteil gehen!"

„Ja — glaubt Ihr, Mutter, daß sie —?"

„Da wirst du sie selbst fragen müssen, mein Sohn; und es sieht mir fast so aus, als hättest du alle Lust dazu."

„Selbst fragen — Mutter?"

Frau Markwart lachte: „Ja, ja, selbst fragen! Ich sehe, wie schwer dir das wird; daran merke ich auch, wie ernst du's meinst. Aber laß sie nie merken, daß du dich vor ihr fürchtest — das wäre die verkehrte Welt."

„Fürchten, Mutter! Ich denke, dem Fräulein ist nicht bange gewesen, wie sie in meinem Schutz die Nacht durchgereist ist — sie traut mir was zu — aber das Reden —"

„Ja, ja, Hans, es fürchtet sich mancher, den Mund aufzumachen, der mit der Klinge nicht ängstlich ist. Aber wenn man einem armen Edelfräulein das Regiment im Markwartshof anzubieten hat, kann man schon dreist auftreten. Ich habe auch schon gedacht, daß die Frau Herzogin die Hand etwas aufthun wird, wenn eine aus ihrem Gefolge sich im Lande verheiratet."

„Ihr denkt an alles, Mutter!"

„Auch daran, mein Sohn, daß du heute noch deinen Spruch anbringen mußt — morgen, wenn die Pferde vor der Thüre stehen, kommst du nicht dazu und — ich wüßte nun auch gerne, woran ich bin."

Die beiden waren zum Hause gekommen; sie gingen, da das Fräulein noch in ihrer Kammer war, in das große Wohnzimmer und die Mutter war beschäftigt, dem Sohne ein spätes Vesperbrot zu richten, als sie draußen Brigitten langsam am Fenster vorüber und dem Garten zuschreiten sahen.

„Hans," sagte Frau Markwart, und setzte eine volle Schüssel wieder bei Seite, „die Katholischen meinen, wenn der Priester die Messe lesen will, muß er nüchtern sein und ich meine, ein volles Herz taugt nicht bei Tische — bringe dein Geschäft ins Reine und dann komm zu mir."

Der Stallmeister stand auf, sein Gesicht war merklich dunkler gefärbt, als er sagte: „Ich gehe, Mutter — aber wie fang' ich an?"

„Mein Sohn," erwiderte die alte Frau, „da gibt's viele Wege und fast jeder macht's anders. Dein lieber Vater nahm mich beim Kopf und küßte mich, ehe er ein Wort sagte — aber ich glaube, gewöhnlich macht man's anders, als man sich's vorgenommen hat. Nun geh' mit Gott!"

Als Hans Markwart in den Garten hinaustrat, sah er das Fräulein neben einer Pforte stehen, die ins Feld führte; er machte einen ziemlichen Umweg, ehe er zu ihr trat, aber sie war in so tiefen Gedanken, daß sie ihn nicht kommen hörte.

„Nehmt Ihr Abschied von Feld und Garten, Fräulein?" fragte er.

Sie zuckte leicht zusammen, antwortete aber nicht und nun sah er, daß sie ein weißes Tuch in der Hand hielt, das schon von mancher Thräne naß war. „Fräulein," fuhr er fort, „ist's Euch schwer, den Markwartshof zu verlassen?"

Sie zwang sich zu reden: „Ich weiß es schon lange nicht mehr, was es heißt, ein Kind vom Hause sein," sagte sie leise; „hier habe ich's wieder gelernt — ich — ich glaubte nicht, daß man mich so bald holen würde."

„Ja, Fräulein, wenn Ihr nicht nach Königsberg und weiter wollt, dann — dann bleibe ich auch hier, aber dann — dann müßt Ihr eben —"

Sie sah ihn mit großen Augen an. — „Dann müßt Ihr eben — Hausfrau vom Markwartshof und meine Frau werden — nun ist's gesagt!"

„Hattet Ihr vor, mir das zu sagen, als Ihr von Königsberg ausrittet?"

„Daran denke ich schon viel länger."

„Und immer so ganz heimlich?" sie lächelte wieder: „es scheint, die blöden Herren sind mein Schicksal!"

In ihren Augen mußte etwas liegen, das ihn die Blödigkeit vergessen machte und jetzt erinnerte er sich des Hausmittels, das sein Vater gebraucht hatte.

„Aber so kennt man Euch ja gar nicht —" sie sträubte sich nur mäßig bei diesen Worten.

„So Gott will, haben wir lange Zeit, uns kennen zu lernen. Kommt jetzt zur Mutter, die Zeit wird ihr lang."

So kam es, daß am nächsten Morgen der Stallmeister Markwart allein nach Königsberg wieder zurückritt, diesmal aber in so glücklicher Laune, daß ihn selbst ein anhaltender feiner Regen nicht verstimmen konnte. Die Dinge um ihn her beschäftigten ihn eben nicht, er dachte nur an das, was er gestern erlebt hatte oder baute, die nächste Zeit überspringend, Luftschlösser über Luftschlösser — die stillen Menschen haben eine besondere Gabe dafür.

In den Bildern freundlicher Häuslichkeit, die ihm seine Phantasie auf dem Hintergrunde des Markwartshofs ausmalte, spielte übrigens auch der Student Findeklee eine, wenngleich nur bescheidene Rolle. Dieser war nach seinen jüngsten Erfahrungen zu der Einsicht gekommen, daß er für die Gottesgelahrtheit nicht tauge, dagegen war er nicht abgeneigt, es mit dem niederen Tempeldienst zu versuchen, das heißt auf Anraten der alten Frau Markwart hatte er die vorläufige Verwaltung der eben frei gewordenen Küsterei im benachbarten Kirchdorf übernommen. Als er nun hörte, das Fräulein von Hönningen wolle auf dem Markwartshof bleiben, erklärte er, jenes Amt auch dauernd übernehmen zu wollen; er war ja kein anspruchsvoller aber ein desto hartnäckigerer Verehrer Brigittens. Auch hat wohl der Gedanke, die Rückreise nach Königsberg wieder zu Pferde machen zu müssen, einigen Anteil an seinem Entschluß gehabt. Eine runde Absage an den Dr. Zippelius und eine freundliche Meldung für die alte Kastellanin hatte der Stallmeister mit auf den Weg bekommen.

Die Herzogin nahm Herrn Markwarts Bericht von seiner Verlobung mit Brigitten mit dem Ausdruck einer nicht gerade freudigen Überraschung entgegen; erst als sie hörte, der Stallmeister lege sein Amt nieder und ginge auf sein Gut an der ermländischen Grenze, fand sie Worte zu einem herzlichen Glückwunsch und dem freiwilligen Versprechen, als Brautmutter einzutreten.

Anders war's bei dem „blöden Herrn." Als er hörte, Hans Markwart und Brigitte würden ein Paar, äußerte er sich höchst zufrieden, aber die Nachricht, daß die jungen Leute dauernd auf dem Markwartshof bleiben würden, verstimmte ihn tief. „Alle gehen

fort, die ich gerne habe," sagte er; man hat ihm nicht mehr von den beiden sprechen dürfen. —

Zwischen Neuhausen und dem Tammkrug erhielt sich durch viele Jahre, wenn auch in stets wechselnder Gestalt, die Sage von einem ausländischen Fräulein, das den trübsinnigen Herzog durch allerlei Künste zu einer seltsamen Fröhlichkeit und selbst den Kaplan von Neuhausen zum Tanzen gebracht habe. Verdienter Strafe sei sie entgangen — Frauenzimmer, die den Mannsleuten richtig um den Bart zu gehen verstehen, könnten eben thun, was sie wollten. — In dem Kirchsprengel aber, zu dem der Markwartshof gehört, haben sich die Schulkinder noch lange als große Sänger ausgezeichnet — wegen ihres Lesens und Schreibens waren sie nicht berühmt. Darüber, wie sich jene Kunst in der Gegend ausbreitete, gingen die Nachrichten der „ältesten Leute" auseinander. Die einen nannten einen Küster Findeklee, die anderen die Gutsbesitzersfrau vom Markwartshof als bewegende Ursache. Wer kann's heute noch wissen? Es ist zu lange her!

Der Vorstehhund.

Von H. Weidmann.

Die Bedeutung des Vorstehhundes ist — man darf es wohl aussprechen, ohne sich die Ungnade unserer Kynologen von Beruf zuzuziehen — eigentlich erst durch die veränderten Jagdverhältnisse unseres Jahrhunderts hervorgetreten. Ich bitte mich recht zu verstehen: es hat zweifellos seit undenklicher Zeit Jagdhunde gegeben, denen das „Vorstehen" oder Ausharren vor dem sich drückenden Wilde, die Verlängerung jener Pause, welche jeder Hund, wie auch andere Raubtiere vor der verborgenen Beute machen, anerzogen wurde, und frühzeitig mag bei einzelnen Rassen diese Eigenschaft des Vorstehens erblich geworden sein; wir wissen, daß besonders in Südeuropa schon seit Jahrhunderten vorstehende Hunde zur Jagd benutzt wurden, und daß der alte spanische Vorstehhund — in seiner langhaarigen oder kurzhaarigen Abart — wohl als der Stammvater fast aller heutigen Vorstehhunde anzusehen ist. Aber ehedem spielten die Vorstehhunde doch eine verhältnismäßig recht untergeordnete Rolle. Auf den weiten, fast unbeschränkten Jagdgründen früherer Zeit, bei den gewaltigen Hochwildbeständen derselben, mußten die Schweiß- und Leithunde das Übergewicht haben, zumal auch die Schießfertigkeit unserer braven Altvorderen — dank ihrer höchst mangelhaften Flinten — das Schießen im Fluge nicht sehr begünstigte und die Jagd auf das Fangen hinwies. So ist denn erst in neuerer Zeit der Vorstehhund zu den höchsten Ehren gelangt.

Alle Vorzüge, die vom Hunde im allgemeinen anzuführen sind, finden sich an den Vorstehhunden. Mit Recht kann man sagen, daß sie die größte Ausbildungsfähigkeit besitzen, schreibt Friedrich Oswald, dem wir das beste Buch über die Dressur unserer Freunde verdanken. Wie wunderbar erscheint es, wenn der Vorstehhund im vollen Laufe die Felder durchschneidet, und auf einmal, ohne daß Jäger und Hund etwas sehen, wie angemauert in majestätischer Stellung stehen bleibt! Mit welcher Klugheit blickt das gute Tier sich um, still fragend, ob sein Herr sich ihm auch nähert. Wie legt es sich sorgsam nieder, um das vor ihm liegende Wild nicht zu beunruhigen und herauszustoßen! Wahrhaftig, dies Gebahren des Vorstehhundes gehört zu der Hauptlust auf der Jagd und man möchte einen Hund in solcher Stellung vor Freude küssen.

Man kann heute ziemlich scharf, wenn auch etwas schematisch, zwischen englischen, französischen und deutschen Vorstehhunden unterscheiden. Im Lauf der Zeit und dank der emsigen Thätigkeit bewährter Kynologen sind, wie die Rassen selbst mehr und mehr konstant wurden, auch ihre Kennzeichen in genügender Weise festgestellt worden.

Die englischen Vorstehhunde, mit denen wir uns als mit dem „Vollblut," wenn der Ausdruck erlaubt ist, zunächst beschäftigen müssen, sind entweder Setters oder Pointers.

Der langhaarige Setter hat ganz zweifellos den Spaniel zum Stammvater, ist jedoch erst auf dem grünen Rasen Eng-

lands das geworden, als was er heute erscheint. Sehr wahrscheinlich hat dabei eine Kreuzung mit irgend einer Windhundrasse stattgefunden, vor allem aber gewiß eine Umbildung, eine Veredelung innerhalb der Rasse selbst, wie sie in der Hand sorgsamer Züchter sehr möglich erscheint. Man unterscheidet zwischen dem englischen, dem irländischen und dem schottischen oder Gordonsetter.

Der englische Setter ist ein ebenmäßig, etwas zart gebautes Tier, das leicht weichlicher erscheint, als es in Wirklichkeit ist. Der mäßig lange Kopf neigt zur Schmalheit zwischen den tief angesetzten, am Kopfe anliegenden Behängen, die Augen sind groß, glänzend und intelligent, die Nase soll groß, mit gespreizten Nasenlöchern sein. Der Hals ist lang, die Schultern erscheinen frei und muskulös, die Brust tief, die Nierenpartie leicht gewölbt. Die Läufe sind nicht zu lang, gerade und bis zum Boden befedert, die hinteren Läufe besonders starkknochig und etwas säbelartig unter den Leib gebogen, die Sprunggelenke stark, die Pfoten behaart; die Rute erscheint nur leicht gekrümmt, die Fahne läuft spitz zu und soll aus geraden, seidigen Haaren bestehen. Als sehr wesentlich wird die Behaarung angesehen; man verlangt, daß sie weich und seidenartig ohne Kräuselung ist und sowohl Vorder- wie Hinterläufe befranzt. Die Haarfarbe variiert bedeutend — schwarz und weiß findet sich neben orange und weiß, braun mit weiß neben reinem weiß oder reinem schwarz.

Der irländische Setter unterscheidet sich von dem englischen vor allem durch den schmäleren und längeren Kopf, den höheren Bau und weniger dichte, etwas wellige, rauhere Behaarung. Die Farbe soll tief blutrot sein, indessen sieht man neuerdings weiße Abzeichen nicht als Fehler an. Die ganze Erscheinung verrät, daß das Tier an tüchtige und energische Arbeit gewöhnt ist und in der That kommt dem irländischen Setter so leicht kein anderer Hund an Ausdauer gleich. Andererseits sagt man ihm jedoch nicht mit Unrecht nach, daß er schwer zu dressieren und eigensinnig sei und gern wildere.

Gewissermaßen in der Mitte zwischen dem englischen und irländischen steht der Gordonsetter. Man erzählt — ob begründeter oder unbegründeter Weise mag dahingestellt sein — daß der Marquis von Huntly, der spätere Herzog von Gordon, gegen 1820 einen ausgezeichneten Setterstamm besaß, den er noch zu vervollkommnen wünschte: er wählte wunderlicher Weise zu diesem Zweck einen schottischen Collie, einen jener trefflichen Schäferhunde, von denen Burns sang:

„He was a gash and faithfu' tyke
As ever lap a sengh or dike
His honest, sonsie, bawnsn't face,
Aye gas him friends in ilka place."

Der Kreuzung zwischen Setter und Schäferhund also soll der Gordonsetter seine Existenz verdanken. Er ist etwas unedler gebaut, als sein englischer Vetter, die Rute ist ein wenig kürzer, die meist härtere und gröbere Behaarung zeigt gelegentlich eine leichte Neigung sich zu kräuseln. Das Hauptunterscheidungszeichen zwischen beiden ist die Haarfarbe; der Herzog von Gordon soll zwar auf eine tiefschwarze Färbung mit rot **und** weißen Abzeichen hin gezüchtet haben, weil sich diese Färbung von den Berglehnen schärfer abzeichne — heute werden jedoch Exemplare von dunklem Schwarz mit rostbraunen (mahagoniroten) Abzeichen, die recht klar gezeichnet sind, bevorzugt. Ganz besonders soll das Rot an den Lefzen, den Backen, über den Augen, unter dem Hals und unter der Rute hervortreten, an den Vorderläufen bis an den Ellbogen, an den Hinterläufen bis zum Hacken gehen. Um die roten „Strümpfe" recht schön und klar zu erhalten, hat man neuerdings wohl auch den Gordon mit dem irländischen Setter gekreuzt. Über die jagdlichen Vorzüge des schottischen Hundes sind die Ansichten geteilt; man rühmt zwar seine unübertreffliche Nase — sagt ihm aber nach, daß er nervös und leicht zu ermüden sei.

Auch der **Pointer**, der glatthaarige englische Vorstehhund, stammt von einem spanischen Urvater ab, von dem glatthaarigen, schweren Hühnerhund, der wahrscheinlich mit dem leichteren Fuchshund gekreuzt wurde, und dadurch seine hervorragende Schnelligkeit und Ausdauer erhielt. Der Pointer, wie wir ihn heute kennen, ist nicht älter als unser Jahrhundert.

Von dem edlen Pointer verlangt man eine kräftige, aber elegante, mittelgroße Erscheinung. Der Kopf ist zwischen den flachen an den Backen herabhängenden, weichen Behängen ziemlich breit, die Stirn steigt bis

Percy of Heinsdorf, englischer Setter, gew. 11. Juli 1886 von Stop aus Beß of Heinsdorf. Besitzer und Züchter: Heer W. Schütze in Heinsdorf. Lobende Erwähnung: 9 Monate alt Berlin 1887, sehr lobende Erwähnung: Ausstellung Barn-Elms 1887, erster Preis: Schau des Verbandes der Vollblutzüchter 1887, lobende Erwähnung: Ausstellung Berlin 1888, zweiter Preis Preissuche Berlin 1889, lobende Erwähnung: Preissuche Köln 1889, erster Preis: Ausstellung Kassel 1889, lobende Erwähnung: Preissuche Berlin 1890, lobende Erwähnung: Berliner Ausstellung 1890. Ausgezeichneter Gebrauchshund auf Hühnerjagd.

an die Augenbrauen beträchtlich an; die entweder fleisch- oder leberfarbene Nase muß breit und feucht sein, das mittelgroße Auge sanft im Ausdruck, die gut entwickelten, aber nicht hängenden Lefzen sollen bei der Arbeit schäumen. Der Hals sei gut gebogen, die Schultern mäßig abfallend, die Brust sehr tief, aber nicht zu breit, die Nierenpartie etwas gewölbt und sehr muskulös. Die Läufe müssen kräftig entwickelt erscheinen, die Hinterläufe etwas auswärtsstehende Kniescheiben zeigen, die Sprunggelenke stark, die Zehen rund und kräftig sein. Die starkknochig an der Wurzel angesetzte, aber kurze und nach der Spitze fein auslaufende Rute darf nur mäßig gebogen erscheinen, die Behaarung muß sich weich und sanft anfassen. Über die Farbe entscheidet eigentlich lediglich die persönliche Vorliebe, wenn auch neuerdings die liebe Göttin Mode die braun-weißen Tiere zu bevorzugen scheint. Jedenfalls ist es bei dem weitrevierenden Hunde nicht gut, wenn er einfarbig dunkel ist, da man ihn sonst zu leicht aus den Augen verliert; einige wenige, nicht zu umfangreiche dunkle Platten auf weißem oder doch hellem Grunde sind besonders empfehlenswert.

Pointer und Setter! Wie oft wird darüber gestritten, welcher von beiden denn eigentlich der Vorstehhund par excellence sei, und wie unmöglich ist jede Entscheidung über diese Frage, deren Grundirrtum darin beruht, daß die vortrefflichen Eigenschaften beider Hunde nur in einem für sie passenden Gelände voll und ganz zur Erscheinung kommen. Auf schwerem Boden, in hohen und dichten Rübenfeldern, auf Sturzacker und in den Kartoffeln ist der Pointer ebenso unübertrefflich, wie dank seiner geschützten Pfoten und seiner Lebhaftigkeit der Setter auf steinigem Boden, zwischen Gestrüpp und Hecken. Der glatthaarige Pointer wird in einem feuchten Klima, bei Nebel und Regen leichter den Dienst versagen, als der Setter; der letztere besticht vielleicht mehr das Auge, aber der Pointer ist ein zuverlässigerer Arbeitsmann. Meist sind edelgezogene Pointer leichter zu dressieren und, wenn einmal firm, weniger korrektionsbedürftig, als Setter von gleich gutem Blut. Vor fünfzig Jahren galt der Pointer alles, der Setter wurde etwas über die Achsel angesehen; zur Zeit scheint sich das Verhältnis allmählich umzukehren. Wieviel dabei die Mode mitspricht, sei dahingestellt, — nicht ohne Einfluß ist jedenfalls die Erfahrung gewesen, daß die Setter sich, wenigstens in England, bei den Prüfungssuchen durchschnittlich besser bewährten, als die Pointer.

Diese Prüfungssuchen, welche 1869, wenn wir nicht irren, von dem englischen Kennel-Klub zuerst eingeführt wurden, um nach genau festgestellten Regeln die Eigenschaften, Vorzüge und Mängel der einzelnen Tiere vor den Augen Sachverständiger zu erproben, und die sich seitdem auch auf dem Kontinent überall einbürgerten, haben zweifellos sehr viel zur Veredelung der Vorstehhunde gethan, da sie wie kaum ein anderes Mittel zur Züchtung nur ausgesuchten Materials anspornen.

Die Liste der englischen Züchter von Vorstehhunden ist bei dem großen Interesse, welches letzteren jenseits des Kanals entgegengebracht wird, eine sehr lange. Unter den Züchtern englischer Setters steht Herr Laverack obenan, das Blut seiner Zucht findet sich fast in allen berühmten Stämmen; als Züchter irländischer Setters erwerben sich Major Hutchinson, Dr. Kennedy, O'Mallaghan, J. J. Giltrap und vor allem Herr Macdona großen Ruf, während unter den Gordonsetters sich die Stämme des Earl of Dudley, der Herren Th. Pearce, Rogerson, Adye und Richardson auszeichneten. Unter den Pointerzüchtern waren einst Mattinghey und später Webb Edge hervorragend — von neueren Züchtern seien die Herren Withehouse, Arkwright, Lee, S. Price und Norriß genannt. In Deutschland haben sich u. a. Prinz Albrecht Solms, Herr Marais, Graf Schulenburg, Freiherr von Knigge große Verdienste um die Setterzucht erworben; unter den deutschen Pointerzüchtern begegnen wir wiederum dem Namen des Prinzen Solms-Braunfels; ferner müssen hier die Stämme der Herren von Alvensleben-Neugattersleben, Th. Nikoff, Lüpke, Beltz, Dr. Gellner hervorgehoben werden.

Von der Feldarbeit gut gezüchteter, gut erzogener und gut geführter englischer Hunde entwirft Herr Georg Pohl der Schriftführer des Vereins Nimrod-Schlesien, ein höchst treffendes Bild: „Die überaus feine Nase in den Wind gehoben, zieht der Pointer wie der Setter im wiegenden Galopp seine Bogen über die Felder. Seine Muskeln wie Stahl, seine Glieder wie Fischbein, scheinen Ermü-

Illo, Pointer, weiß und schwarz, gew. 30. Mai 1886 von Gingerly Fred (1622) a. Fanny (798). Besitzer und Züchter: Herr Direktor John W. Louth-Berlin. Zweiter Preis: Paarsuche Berlin 1888, dritter Preis: Preissuche Hamburg 1888, sehr lobende Erwähnung: Ausstellung Berlin 1888, erster Preis: Klubsuche Berlin 1889, zweiter Preis: Preissuche Lubars b. Berlin im Herbste 1889, erster Preis: Ausstellung Berlin 1890, erster und Spezialpreis in der „Siegerklasse" Berlin 1890. Charakteristisch ist liegende Stellung, wenn er in voller Fahrt Wind von den Hühnern bekommt.

dung nicht zu kennen; vom frühen Morgen bis zum Abend immer das gleiche Tempo. Nur die Richtung seiner Thätigkeit reguliert der Jäger in der Nähe wie in der Ferne durch eigne Wendungen oder durch leisen Pfiff. Da, plötzlich noch ein kurzer Sprung, und wie aus Erz gegossen steht der Hund, jede Muskel scheint Stein geworden zu sein, nur vielleicht die äußerste Spitze der Rute und die Lefzen vibrieren in leisem Zittern. — Aber nur ein armseliger Hase fährt aus seinem Lager; kurzes „tout-beau-machen" von Seiten des Hundes und wie verächtlich vom Hasen und warmer Spur sich abwendend, schweift er weiter. Doch die Galoppsprünge werden kürzer, der Hund stutzt einen Augenblick. Langsam, Schritt für Schritt, rückt er vor, den Hals weit in den Wind gestreckt. Ja! Hier sind Hühner! Einer Schlange gleich kriecht er weiter heran. — Was ist das aber? Er springt auf und eilt, in großen Sprüngen den Wind schneidend, weiter nach vorn. Sollte er sich geirrt haben? O nein, es sind Hühner, welche laufen. Wie ein Pendel an seinem Aufhängepunkt, so scheint der Hund mit seiner Nase an den Hühnern zu hängen; immer von neuem bricht er ab von dem Geläuf, immer von neuem schwingt er im Bogen wieder heran, bis es ihm endlich gelingt, die Hühner fest zu machen. Ruhigen Schritts, und wäre er noch so weit, kann jetzt sein Herr herankommen, in der herrlichsten Stellung erwartet ihn der Hund. Endlich vom Jäger herausgestoßen, steigt das Wild auf, der Schuß kracht, aber kein Muskel regt sich zum Nachprellen: wie in die Erde gesunken, erwartet der Hund erst den Befehl zu neuer Thätigkeit."

Wohlverstanden indessen: der englische Hund gehört lediglich in das offene Feldrevier und sollte eigentlich ausschließlich auf der Suchjagd verwendet werden. Nur hierbei entfalten sich seine, in der Rasse allmählich konstant gewordenen, großen Vorzüge, und diese Vorzüge können dem deutschen Waidmanne nicht immer genügen. In England gilt das Prinzip der Teilung der Arbeit, in Deutschland verlangt der Jäger nach der Art seines Jagdgeländes und den in diesem vorhandenen Wildgattungen von einem Hunde ganz verschiedenartige Leistungen, er verlangt einen vielseitigen Gebrauchshund oder, besser gesagt, einen Hund mit vielseitigerer Dressur, als sie in England dem Pointer und Setter zu teil wird und als beiden Rassen im allgemeinen anzuerziehen ist.

Es war im Jahre 1881, daß ein „praktischer Jäger," der unter dem Pseudonym Hegewald schrieb, in der Broschüre „Der Gebrauchshund" unseres Wissens zum erstenmal diese Gesichtspunkte klar entwickelte. Der praktische Jäger trat gleichzeitig für die Schöpfung einer neuen Rasse ein, die er aus einer Kreuzung des Pointers mit dem Pudel bilden wollte — ein Gedanke, der wohl heute allgemein als völlig verfehlt angesehen wird; jedenfalls aber trug die Hegewaldsche Schrift sehr viel dazu bei, daß man den deutschen Vorstehhunden wieder größere Aufmerksamkeit zuwandte, nachdem schon vorher Ludw. Beckmann in Düsseldorf, der Altmeister unter unsern Tiermalern, auf die heimischen, nicht allzuweit vom Verschwinden entfernten Rassen und deren Vorzüge mit Wort und Bild aufmerksam gemacht hatte. Ihm und Herrn von Schmiedeberg, der zu dem bekannten Buche vom Hunde von Vero Shaw ein ganz vortreffliches Kapitel über den deutschen Vorstehhund schrieb, ist es zu verdanken, daß die Abarten des letzteren heute in den Grundzügen klar kenntlich gemacht, daß ihre Regenerierung angebahnt, ja man kann wohl sagen: zum großen Teil erfolgreich durchgeführt ist.

Herr von Schmiedeberg, der unermüdliche Förderer aller kynologischen Interessen, sagt sehr treffend: „einen deutschen Vorstehhund haben wir streng genommen nicht." Wenn von dem altdeutschen Hühnerhund gesprochen wird, so kann man stets mit Sicherheit annehmen, daß spanische Ureltern, ebenso wie bei den Engländern, auch bei seiner Entstehung wesentlich mitwirkten. Die höchst dürftigen Nachrichten, welche uns gerade in Deutschland aus früheren Jahrhunderten über das Material der Jagdhunde überkommen sind, machen freilich alle Versuche, den Entwickelungsgang unserer einheimischen Hunderassen zu verfolgen, äußerst schwierig. Bis gegen die Mitte unseres Jahrhunderts hielt indessen der waidgerechte Jäger immer noch wenigstens auf einen Hund von gutem Stamme, erst, als nach dem Jahre 1848 die Jagd frei wurde, mischte sich, wie Schmiedeberg sagt, „in das gute Blut der deutschen Hühnerhunde im großartigsten Maßstabe Köterblut ein," und was nachher als Setters oder Pointers zur

Mareii-Hoppenrade, kurzhaariger deutscher Vorstehhund, gew. 1. Februar 1888 von Waldin aus Holla-Hoppenrade. Besitzer und Züchter: Herr J. Mehlich-Berlin. Preise auf Preissuchen: Erster: im deutschen Derby bei Bad Elmen Mai 1889 und Hamburg Sept. 1889, zweiter: Berlin 1889, Bernburg 1889, Hamburg Frühjahr 1890. Charakteristisch ist seine Suche mit hoher Nase.

Verbesserung unserer Rassen importiert wurde, war oft nicht die Transportkosten wert. „Es ist leider wahr, daß somit damals viele englische Hunde unseren bereits verzüchteten und verköterten deutschen Hunden schadeten" — daß ihnen indessen heute eine Blutauffrischung mit wirklich edelgezogenen Pointers oder Setters stets Schaden bringen sollte, ist „eine Chimäre." Wir lassen dahingestellt, in wie weit unser großer Waidmann und Kynologe mit der letzteren Behauptung recht hat, das allgemeinere Bestreben geht jedenfalls jetzt darauf hin, unsere deutschen Rassen aus sich selbst heraus zu regenerieren.

Wir dürfen heute drei Rassen als — mehr oder minder — konstant ansehen: den kurzhaarigen (glatthaarigen), den langhaarigen und den stichelhaarigen Vorstehhund. Wir besitzen für alle drei Rassen feststehende, anerkannte Rassenkennzeichen und damit ist schon viel gewonnen.

Es ist hier vielleicht am Platz, ehe wir auf eine kurze Besprechung dieser Rasseabzeichen eingehen, die Bewegung kurz zu skizzieren, der wir in Deutschland das Wiedererwachen des Interesses am wirklich edel gezogenen Hunde verdanken. Wir folgen dabei im allgemeinen der übersichtlichen Darstellung E. Schlotfeldts in seinem praktischen Handbuch für Hundebesitzer.

Je mehr die reinen Rassen in Deutschland nach und nach verschwanden, desto wertloser wurden die einzelnen Individuen. „Wer wird für einen Hund Geld ausgeben," wurde zur Parole. Wohl mochten auch bei uns einzelne Männer für eine rationelle Zucht Opfer bringen, ihre Einzelerfolge verschwanden aber unter der Masse. Erst als es gelang, größere Korporationen zu bilden, ein gemeinsames Vorgehen zu organisieren, ansehnlichere pekuniäre Mittel heranzuziehen, fand sich auch bei dem größeren Publikum Boden für die ernsteren kynologischen Bestrebungen. Den verschiedenen, in Deutschland, Österreich und der Schweiz entstandenen Vereinen zur Förderung der Reinzucht zumal der inländischen Rassen gebührt hierbei das Hauptverdienst; von ihnen ging die Begründung eines Hunde-Stammbuches, die Feststellung der Rassenkennzeichen, die Abhaltung von Hundeausstellungen und von Preissuchen aus. Als die hervorragendsten Förderer der guten Sache müssen hier u. a. für Norddeutschland: Se. Exc. der Chef des Generalstabes Graf Waldersee, Prinz Solms, die Herren v. Krosigk-Hohenerxleben, v. Bröſigke-Camer, v. Alvensleben, v. Ruffer, v. Rauch, v. Abertron, F. Behrens, Beckmann, M. Hartenstein, J. Bungartz, Graf Garnier, A. Willmann, Sperling, v. Sametzky, Saatweber-Boutant, Mehlich, für Süddeutschland die Herren L. Brey, Otto Grassey, Ott-Metz, Würdinger genannt werden.

Während auf der einen Seite, unter Vorangang des Vereins zur Veredelung der Hunderassen in Hannover, die Feststellung der Rassekennzeichen erfolgte, förderten zahlreiche, gut geleitete Ausstellungen die Bestrebungen der Züchter und Liebhaber. Es ist unleugbar, daß durch kein anderes Mittel so wie gerade durch die Ausstellungen, durch den bei ihnen zu Tage tretenden Wettpreis das Zuchtmaterial verbessert wird; außerdem kommen fast durch jede Ausstellung bisher unbekannte gute Tiere zum Vorschein und werden der Züchtung dienstbar gemacht, und es wird endlich durch sie dem großen Publikum Gelegenheit geboten, sich endlich einmal an mustergiltigen Exemplaren ein Bild davon zu machen, wie ein edelgezogener Hund eigentlich aussehen muß. Indessen wirken Ausstellungen immerhin nur einseitig; auf ihnen vermag man im allgemeinen nur das Äußere zu beurteilen, gerade bei Jagdhunden kommt es aber doch in erster Linie auf eine Erprobung der Gebrauchsfähigkeit an, wie sie nur durch die Preissuchen erzielt werden kann. Nur durch sie vermag der Züchter diejenigen Exemplare herauszufinden, welche nicht allein durch ihre tadellose äußere Erscheinung, sondern auch durch jagdliche Leistungsfähigkeit eine gut veranlagte Nachkommenschaft versprechen. Die ersten Preissuchen wurden, wenn ich nicht irre, in Deutschland 1876 abgehalten und sie fanden in den ersten Jahren ganz nach englischem Muster, im Frühjahr und ohne wirkliche Ausübung der Jagd statt — es handelte sich bei diesen Field-Trials also hauptsächlich darum, die bestbeanlagten Individuen, ohne Rücksicht auf Dressur und thatsächliche jagdliche Leistungen, kennen zu lernen. Fast allmählich haben sich neben den Field-Trials wirkliche Gebrauchssuchen herausgebildet, bei denen nicht nur

Commodus, langhaariger deutscher **Vorstehhund** (dunkelbraun), gew. Mai 1887 von Job II aus Donna. Besitzer und Züchter: Verein zur Züchtung deutscher Vorstehhunde. Führer: Förster Klüter, Schloß Basoar bei Krefeld. Zweiter Preis: Preissuche Paderborn 1889. Vorzüglicher Praktiker. Typisches Exemplar.

die reine Vorsteharbeit, sondern die vielseitige Verwendbarkeit des Hundes in Wald und Feld, wie sie der deutsche Jäger im allgemeinen verlangt, geprüft werden. Heute treten in Deutschland alljährlich weit über hundert Vorstehhunde — und viele von ihnen zwei-, dreimal und noch öfter — im Preissuchen vor den kompetenten Richter, und die Züchter reindeutscher Hunde dürfen gerade auf die Erfolge, die sie in den letzten Jahren auf diesem Gebiete errungen haben, stolz sein.

Sehen wir uns nun unsere heimischen Hunde selbst etwas näher an.

Der kurzhaarige (glatthaarige) Vorstehhund erschien noch vor fünfzehn Jahren am tiefsten degeneriert — und war in ganz Deutschland am meisten verbreitet. Auf ihn paßt vor allem das Schmiedebergsche Wort von der großartigen Beimischung von Köterblut und die vielversuchten Paarungen mit englischen Hunden hatten vielleicht oft leidliche Jagdgefährten, aber fast niemals brauchbares Zuchtmaterial ergeben. Noch auf den Ausstellungen Ende der siebziger Jahre sah man eigentlich nur zusammengewürfeltes Kroppzeug; wenn ein Tier recht schwer erschien, recht grobe Knochen, recht lange Behänge hatte, eine faltige Kehlwamme und tiefliegende Augen mit gerötetem Thränenwinkel zeigte, dann sah man ihn als einen wirklichen, echten „altdeutschen“ Hund an. Die wirklich guten Exemplare, welche damals vor den Preisrichtern erschienen, waren fast nur Zufallsprodukte, nicht Erzeugnisse einer systematischen Züchtung. Fast schien es, meint Beckmann, als ob eine Einigung der weit auseinandergehenden Anschauungen nur durch die Aufstellung von drei bis vier Unterrassen zu erzielen gewesen wäre. Dem ist man nun glücklicherweise aus dem Wege gegangen, und auf den neueren Ausstellungen begegnet man unseren kurzhaarigen Vorstehhunden in großer Zahl und in tadelloser Erscheinung.

Mittelgroß oder größer soll der kurzhaarige Vorstehhund eine kräftige, etwas langgestreckte Bauart zeigen, die Physiognomie soll intelligent, in der Ruhe ernst, bei der Anregung von menschenfreundlichem Ausdruck sein. Der Kopf ist nicht zu schwer, der Oberkopf breit und leicht gewölbt, der Nasenrücken breit, der Absatz vor der Stirn allmählich, nicht plötzlich aufsteigend. Der mittellange, breite und unten stumpf abgerundete Behang hängt ohne jede Drehung glatt und dicht am Kopf herunter. Das leicht ovale, mittelgroße, nußbraune Auge darf weder tiefliegend noch vorspringend sein. Der kräftige Hals biegt sich leicht im Nacken, die Kehlhaut soll locker sein, aber höchstens eine leichte Wamme bilden; der Rücken breit, in den Nieren leicht gewölbt, die Kroupe kurz und mäßig schräg gestellt. Die Brust muß breit, der Rippenkorb lang und rundlich erscheinen, die gut behaarte, aber keine eigentliche Bürste zeigende Rute ist mittellang und gerade oder doch nur sehr schwach gekrümmt; in der Ruhe wird sie meist schräg, während der Arbeit mehr horizontal getragen. Die Vorderläufe sind in den Schultern schräg gestellt, der Lauf gerade und kräftig, die breite Fußwurzel nicht seitlich verdreht. Die Hinterläufe müssen sehr muskulös, die Unterschenkel gut behost sein; von hinten gesehen erscheinen die Hinterläufe gerade, besonders im Sprunggelenk weder nach innen, noch nach außen verdreht. Der Fuß ist rund, die Zehen sind mäßig gewölbt und dicht geschlossen, die Nägel stark gekrümmt, die Ballen groß und derb. Das Haar soll derb und sehr dicht sein, am Behang kürzer und weicher, an der Unterseite der Rute und am Bauch gröber, aber nicht auffällig verlängert. Bezüglich der Färbung soll Schwarz und jede dreifarbige Zeichnung vermieden werden; bevorzugt wird weiß mit großen braunen Platten oder weiß mit braun oder rötlich graubraun gefleckt.

Weit reiner als sein glatthaariger Kollege hatte sich der langhaarige Vorstehhund erhalten; besonders im Nordwesten Deutschlands, in Westfalen, in Hannover, Braunschweig und Thüringen konnte man auch in den böfesten Zeiten, als der kurzhaarige Vorstehhund fast ausgestorben oder doch unrettbar verdorben schien, immer noch ausgesucht schöne Exemplare des langhaarigen finden. Nicht ganz unbedenklich erscheint das seltene Vorkommen tadelloser Hündinnen.

Meist über Mittelgröße zeigt der langhaarige Vorstehhund kräftige, etwas langgestreckte Bauart; der Rumpf ist etwas mehr seitlich zusammengedrückt, als bei dem glatthaarigen Hunde, die Muskeln der Schultern und Keulen sind etwas weniger stark ent-

Hunding, stichelhaariger deutscher Vorstehhund. Besitzer und Züchter: Herr Premierlentnant Schlotfeldt-Hannover.
Auszeichnungen auf Preissuchen: Erster Preis: Weißenfels, zweiter Preis: Paderborn 1887, zweiter Preis: Weißenfels, zweiter Preis: Hamburg, erster Preis: Hamm, erster Preis: Frankfurt 1889, erster Preis: Dresden 1889. Vorzüglicher Gebrauchshund.

wickelt. Kopf und Hals wird meist aufrecht, die Rute bis etwa zur Mitte wagerecht, dann mit leichter Biegung nach oben getragen. Das lange Haar hängt wellenförmig zu beiden Seiten des Körpers hinab; der Gesichtsausdruck ist intelligent, munter und gutmütig, die Gangart leicht und fast geräuschlos. Im besonderen soll der Kopf langgestreckt, aber nicht schwerfällig, das Hinterhauptbein und der Genickansatz schärfer als bei dem glatthaarigen Hunde sein. Die Hauptkennzeichen für Behang, Auge, Nierenpartie entsprechen im allgemeinen den oben für ersteren angeführten, dagegen ist der Hals etwas länger, die Brust bedeutend schmäler, die Vorderläufe sind flacher in der Muskulatur und lockerer mit dem Rumpf verbunden und auch die Keulen der Hinterläufe weniger stark entwickelt. Das Haar, des Hundes schönster Schmuck, soll lang, seidenartig, weich und glänzend sein, gekräuseltes oder wolliges Haar gilt als fehlerhaft; am Behang muß es so weit nach unten und hinten überhängen, daß derselbe größer erscheint, als er in der That ist; an der Hinterseite der Vorderläufe vom Ellbogen bis zu den Füßen, an der Hinterseite der Keulen bis zum Unterschenkel und an der Innenseite der Fußwurzel soll es als gewellte Feder auftreten; die Zwischenräume der Zehen müssen weich und dicht behaart sein und — eins der charakteristischen Rassenkennzeichen — unter der Rute soll das lang herabhängende Haar eine gute Fahne bilden, die erst kurz vor der Mitte ihre größte Länge erreichend sich nach dem Ende zu allmählich wieder verkürzt. Die Farbe ist entweder einfarbig dunkelbraun mit schmalem weißem Brustſtreifen, weiß mit braunen Patten oder graurötlich und braun gesprenkelt. Dreifarbig gefleckte Zeichnung ist stets fehlerhaft.

Der stichelhaarige Vorstehhund, der dritte im Bunde, ist auch heute noch der Gegenstand mancher Kontroversen. Seine äußere Ähnlichkeit mit dem französischen Griffon und dem, wohl von diesem abstammenden sogenannten polnischen Wasserhunde — richtiger den Tieren, welchen man diesen Namen zu geben liebt — erschwert oft die Klassifizierung ungemein. Die Herren Kynologen von Fach sind sich immer noch nicht ganz einig, ob er in naher Verwandtschaft zu dem erstgenannten Hunde oder zu dem Bracco Spinone der Italiener steht oder ob er endlich, was das wahrscheinlichere, nur eine Abart des glatthaarigen deutschen Hundes ist. Jedenfalls war der stichelhaarige Hund schon vor mehr als hundert Jahren in ganz Deutschland verbreitet und geschätzt — Rauhbart oder Scharwenzel nannten ihn die einen, Niederländer, Däne, Irländer die anderen, friesländer, schwedischer, polnischer oder rauhhaariger Hund die dritten. Indessen schien auch diese Rasse vor etwa zwanzig Jahren dem Verschwinden nahe, bis sich in Herrn Bontant in Frankfurt a. M. ihr Retter im schönsten Sinne des Wortes fand — er hat sie thatsächlich durch sorgsame Zucht für den deutschen Waidmann neu geschaffen.

Die Kennzeichen des stichelhaarigen Hundes sind dieselben, wie diejenigen des glatthaarigen, die Behaarung allein bildet den entscheidenden Unterschied. Sein Haar ist nur wenig gekrümmt, nicht auffällig zottig, aber fast glanzlos, im Gefühl harscher und gröber; unter dem Halse, an der ganzen Unterseite des Körpers und an der Hinterseite der Läufe bildet es eine schwache Feder, während die Vorderseite der Läufe stets glatt ist. Die untere Seite der Rute darf keine auffallende Bürste, Feder ohne Fahne zeigen, das Haar soll hier vielmehr nur unbedeutend länger sein und locker anliegen. Am Kopfe sind Stirn und Behang kürzer behaart, an der Schnauze bildet es einen mäßigen Bart und über den Augen schopfige oder stachliche Brauen. Weißbraun, grau, rotgrau getigert mit oder ohne braune Patten, braun mit einem weißen Streifen auf der Brust sind die beliebtesten Farben.

Unsere neueren Ausstellungen haben gezeigt, welche großen Fortschritte wir in der Züchtung der deutschen Rassen gemacht haben, wie sehr sich alle Liebe ihnen wieder zugeneigt hat. Es ist ganz unbestreitbar, daß das englische Vollblut von Jahr zu Jahr mehr Anhänger und Bewunderer verliert — nicht etwa weil es nicht auf seinem Gebiet Vortreffliches leistet, sondern weil die sehr temperamentvollen, hitzigen Setter und Pointer sich der deutschen Jagdart, dem Charakter der meisten deutschen Jäger nicht völlig, oder doch nur schwer völlig anpassen. Der deutsche Hund hat zwar eine ebenso gute Nase, aber keine gleich demonstrative Aktion bei der Arbeit, bei dem Mar-

tieren u. s. w., er sucht langsamer, als der Engländer, aber sehr sicher und er schickt sich williger, als jener in die individuelle Art seines Gebieters; er paßt sich ihm an.

Die Intelligenz der deutschen Hunde ist über jedes Lob erhaben; sie entwickelt sich indessen langsamer, als bei dem englischen Vollblut, das seit Generationen immer wieder nur auf ein Ziel hin gezüchtet wurde. Der deutsche Hund ist, gut dressiert, unbedingt zuverlässig und gehorsam und er ist vor allem, wir wiederholen es, weit vielseitiger als sein Kollege von jenseits des Kanals: vielleicht ist die Arbeit im Feld seine schwächste Seite, dafür ist er unübertrefflich beim Buschieren; er ist ein firmer Apporteur, sowohl auf dem Lande wie im Wasser und würgt und bringt Raubzeug ebenso gern, wie einen angeschossenen Hasen; — er kann endlich den Schweißhund vertreten, wenn auch nicht ersetzen. Ganz besonders hervorzuheben aber ist sicher die große Anhänglichkeit des deutschen Hundes an seinen Herrn. So üble Resultate nach anderer Richtung die Art und Weise gezeitigt haben mag, in der ein Jahrhundert lang in Deutschland gezüchtet wurde — das eine Gute hat sie sicher hervorgebracht, daß sie in Generationen diese wahrhaft edle Anhänglichkeit unseren Rassen einimpfte. Die überwiegende Mehrzahl der deutschen Jäger führt nur einen Hund; dieser aber arbeitet nicht nur für seinen Herrn, er ist auch sein treuer, untrennbarer Begleiter und Gefährte!

Unter den deutschen Hunden scheint neuerdings der stichelhaarige die meisten Lorbeeren zu ernten. Der persönliche Geschmack wird neben der Gebrauchsart natürlich immer entscheidend sein, wenn man einen Hund wählt, indessen erscheint die besondere Vorliebe für den stichelhaarigen wohl gerechtfertigt. Er ist in unserem immerhin rauheren Klima durch seine dichtere Behaarung geschützter, als der glatthaarige, der auch äußeren Verletzungen mehr ausgesetzt erscheint, und auf der anderen Seite trägt er wiederum nicht das schwere, heiße Kleid seines langhaarigen Vetters, welches dessen Ausdauer denn doch oft herabmindert. Allerdings entwickelt er sich noch etwas langsamer, als die übrigen deutschen Rassen, hält jedoch meist auch bis in ein höheres Alter aus. Bei der Dressur willig und gelehrig, zeigt er sich bei der Arbeit geradezu unermüdlich. „Ihrer vielseitigen Verwendbarkeit wegen werden sie," sagt ein interessanter Aufsatz im ersten Bande des schweizerischen Hundestammbuches, der darauf hinweist, daß man die Stichelhaarigen heute noch in Schwaben, Bayern, im Schwarzwald und auf der Alb findet, „nicht nur bei allen Jagdarbeiten hochgeschätzt, sondern auch als tapfere Verteidiger ihrer Herren und Wächter des Hauses. Die alte Jägerregel, daß ein guter Hund von selbst jagt, ist bei ihnen ganz zutreffend. So kam es öfters vor, daß man junge Hunde, um eine Reserve zu haben, beim Müller oder auf einsamen Bauernhöfen unterbrachte und erst, wenn Mangel eintrat, als drei- oder vierjährige Hunde in Dressur nahm, wobei sie in kurzer Zeit noch ferm wurden. Noch eine hochzuschätzende Eigenschaft des Stichelhaarigen sei erwähnt: er jagt gern laut, was ihn für gewisse Arbeiten im Walde sehr wertvoll macht."

Eine besondere Erwähnung verdient an dieser Stelle indessen auch noch die sogenannte Weimaraner Rasse oder vielleicht besser gesagt: der Weimaraner Stamm — wohl das einzige Halbblut, welches sich in Deutschland konstant entwickelt hat. Der Ursprung des Weimaraner Hundes ist nicht ganz klar gestellt, man sagt, daß der Herzog von Weimar vor siebzig Jahren eine vorzügliche glatthaarige Hündin aus England bezog und aus dieser mit deutschen Hunden seinen vortrefflichen Stamm züchtete. Mittelgroß soll der gutgezogene Weimaraner eine silbergraue Färbung besitzen, der Kopf gleicht dem eines deutschen Hundes, ist aber am Schädel etwas schmäler, die Behänge sind tief angesetzt und leicht zugespitzt, die hellen, klaren Augen zeigen keine Thränenwinkel. Nach Herrn von Schmiedeberg, der einstmals als lebhafter Verteidiger der Rasse auftrat, besitzt der Weimaraner alle Eigenschaften eines vorzüglichen deutschen Vorstehhundes.

Die Grundzüge der französischen Vorstehhunde gleichen denen unserer deutschen recht sehr — wie denn auch wahrscheinlich ihre Abstammung eine ähnliche ist und sie ganz wie unsere Rassen im Laufe der Zeit mehr als gut verzüchtet worden sind. Der Franzose, im allgemeinen kein überaus sachverständiger Waidmann und, wenn man etwa von seinem Interesse für

Parforcehunde absieht, auch kein enthusiasmierter Kynologe, kennt gleich uns zunächst den kurzhaarigen Vorstehhund, seinen braque d'arrêt, mit zahlreichen Unterrassen, von denen vielleicht die etwas klein geratenen rutenlosen braques sans queue die interessantesten sind; er kennt weiter den langhaarigen Epagneul, dem man besondere Eignung für die Wasserjagd nachrühmt, der aber reinrassig fast gar nicht mehr anzutreffen ist, und er kennt endlich den rauhhaarigen Griffon d'arrêt.

Der Griffon hat für uns eine besondere Bedeutung insofern, als er einmal in Deutschland einen außerordentlich erfolgreichen Züchter in Herrn Korthals-Biebesheim gefunden hat, und zum anderen mit unserem stichelhaarigen Hunde zweifellos verwandt ist — wie nahe, sei ganz dahingestellt. Überhaupt ist der Griffon eine Art Allerweltshund: der sogenannte polnische Wasserhund, den ich schon einmal erwähnte, ist kaum etwas anderes, als ein etwas verlodderter Griffon, und es erscheint mehr als wahrscheinlich, daß er erst zur Zeit der Anjous aus Frankreich nach Polen kam; im ehemaligen Königreich Westfalen soll der Griffon zur Zeit des Königs Jerôme eingeführt worden sein und hat dort wohl auch Spuren hinterlassen, und schließlich steht auch der italienische Spinone, der auf Bekassinen und Wachteln unübertrefflichste Vorstehhund, in der Vetternreihe dem Griffon mindestens nicht fern.

Der echtgezogene Griffon, der übrigens in zwei Abarten als Griffon à poil dur und als Griffon à poil long existiert, ist, abgesehen vielleicht von dem letzteren, den besonders Boulet in Elboeuf in der Vollendung züchtet, kein irgendwie hervorragend schöner Hund. Im Gegenteil: sein Äußeres erscheint rauh, seine Farbe ist ein unklares Grau oder Braun, an Größe ist er dem deutschen Stichelhaarigen mindestens um ein Viertel unterlegen — kein Wunder, daß man jenseits der Vogesen wohl auch unseren deutschen Hund in der Zucht benutzt, um den Griffon ansehnlicher zu machen. Noch einfacher verfuhr freilich vor einigen Jahren das Komitee einer französischen Hundeausstellung, als es die Beckmannsche Zeichnung eines Bontautschen stichelhaarigen Hundes weiter in dem Katalog reproduzierte, aber unter das Bild die stolze Unterschrift Griffon setzte.

Der in seiner äußeren Erscheinung wenig elegante Hund hat indessen seine großen, jagdlichen Vorzüge. Er ist fester und energischer als die englischen Hunde, hinter denen er, was seine Nase und flotte Suche anbetrifft, kaum zurücksteht, und seine Vielseitigkeit — ganz besonders seine Verwendbarkeit in jedem Jagdgelände — gleicht der eines vorzüglichen deutschen Vorstehhundes. Der Griffon ist ein guter Apporteur, zugleich ein passionierter Stöberer und von seltener Unermüdlichkeit bei jeder Arbeit. Die Rasse hat daher auch bei uns ihre Freunde gefunden und sich in der That recht gut bewährt; zumal die aus der Züchterei des Herrn Korthals stammenden Hunde erscheinen fast stets hervorragend im Felde.

Unsere kleine Skizze würde unvollständig sein, wenn wir nicht der Retrievers und der Spaniels wenigstens kurz gedenken wollten. Obwohl dieselben an sich durchaus nichts mit der Klasse der Vorstehhunde zu thun haben, ergänzen sie doch — mindestens in England — die Arbeit derselben in unentbehrlicher Weise und es ist wohl um so notwendiger hier zu erörtern, wie dies geschieht, als wir im Laufe unserer Darstellung bereits wiederholt auf das in England streng durchgeführte Prinzip der Arbeitsteilung hingewiesen haben.

Das Suchen im Feld, das schnelle, exakte Markieren ist die Force des englischen Vorstehhundes. Nichts kann bezeichnender dafür sein, als etwa die Darstellung der Leistung des berühmten Setters Ranger I beim Preissuchen, wie sie uns Vero Shaw gibt: „Er machte," schreibt dieser, „durch sein sogenanntes Sensationsvorstehen besonderes Aufsehen. Als er einst eine lange Wiese schnell hinunter suchte, die durch einen Damm begrenzt war, konnte er sich beim Überspringen desselben nicht halten und stürzte kopfüber in den dahinter befindlichen Wassergraben. Während er aber noch halb betäubt das jenseitige Ufer wiedergewann, windete er plötzlich ein Paar Hühner. Sofort bekam er neues Leben und stand, indem er sich niederlegte. Erst nachdem die Hühner herausgestrichen waren, schwamm er zurück und schüttelte sich unmittelbar vor den Richtern das Wasser ab. Ein andermal suchte er in seiner schnellen Weise einen steilen Hügel herunter, fing dabei die Witterung von Hüh-

nern auf und wollte parieren. Seine Eile war aber so groß gewesen, daß er sich vollständig überschlug — sich jedoch nicht die Zeit ließ aufzustehen, vielmehr mit den Läufen in der Luft, auf dem Rücken liegend, den Kopf nach den Hühnern gewandt, durch Steifhalten des ganzen Körpers das Stehen markierte."

Setter und Pointer apportieren in England aber nicht — womit durchaus nicht gesagt werden soll, daß wir sie nicht für unseren kontinentalen Gebrauch als leidliche Apporteure ausbilden können. In England führt der Jäger jedenfalls aber außer seinem Vorstehhund einen besonderen Apporteur, den Retriever, mit, der an der Suche gar nicht beteiligt ist, dafür aber schnell und zuverlässig apportiert, ohne das geschossene Wild beim Bringen zu „knutschen." Früher benutzte man alle möglichen Hunde zu diesem Zweck, durch sorgfältige Zucht hat sich in den letzten Jahrzehnten aber eine eigne Retrieverrasse entwickelt, die in zwei Hauptvarietäten, wollhaarig und kraushaarig, auftritt. Der wollhaarige Retriever entstammt sehr wahrscheinlich einer Kreuzung zwischen Neufundländer und Setter. Von Mittelgröße, nicht zu massig und nicht zu leicht gebaut, soll er Befähigung für schwere Arbeit zeigen: ein muskulöser Rumpf, kräftige Nierenpartie, ein langer Nacken, starke Keulen, Kniescheiben und Sprunggelenke werden verlangt. Die Behaarung muß mittellang, wollig, reich und glänzend sein, die Färbung dunkelstes Schwarz ohne jedes Abzeichen. Der kraushaarige Retriever, der nach der Meinung der einen vom Pudel, nach der Ansicht anderer vom Wasserspaniel abstammt, gleicht im Körperbau und in der Farbe seinem wollhaarigen Kollegen, jedoch wird die Rute von ersterem gestreckt getragen und der Kopf ist schmäler, die Schnauze spitzer; das Haar ist am ganzen Körper sehr kraus, nur im Gesicht glatt. Neuerdings wird der wollhaarige Retriever übrigens bevorzugt, da man dem kraushaarigen als Rassefehler nachsagt, daß er das Wild stark quetscht.

Da Pointer und Setter in England nur im offenen Gelände gebraucht werden, so hat man auch zu Stöberern im Schilf und Moor, wie im Walde besondere Hunde gezüchtet, die in einzelnen Fällen auch nach Deutschland ihren Weg fanden. Diese Stöberer sind entweder Landspaniels oder Wasserspaniels. Die ersteren zerfallen wieder in mehrere Unterklassen, die sich um die Gunst der Jäger streiten, zum Teil aber auch sehr selten reingezogen angetroffen werden: am höchsten im Ansehen stehen die Clumbers, die heute besonders der Herzog von Portland züchtet, und die Sussex-Spaniels, dann folgen in der Wertschätzung die sogenannten schwarzen, die Cockers und die Norfolk-Spaniels. Ohne auf die Kennzeichen dieser einzelnen Unterklassen einzugehen, kann man die Landspaniels zusammenfassend als kleine, aber recht kräftige Hunde mit breitem Kopf, langen Behängen und langer Behaarung kennzeichnen; als Farbe wird im allgemeinen braun und weiß oder rein braun bevorzugt — eigentümlich sind die katzenartigen, runden, zwischen den Zehen behaarten Füße. Die Rute wird meist kupiert. Die Wasserspaniels, bei denen man auch zwei Unterrassen englischen und irländischen Blutes unterscheidet, sind Hunde von etwa 58 cm Höhe mit großem Kopf, dessen Gesicht von den Augen abwärts ganz glatt behaart sein muß. Die Behänge sollen sehr lang sein, auf der Mitte des Schädels darf ein starker, nach vorn überfallender Haarschopf nicht fehlen, die Vorderläufe sind gerade, die Hinterläufe säbelbeinig. Die Behaarung ist krauslockig aber nicht wollig, die Rute kurz und unbefahnt. Als Färbung verdient ein dunkles, einfarbiges Braun den Vorzug.

Wir in Deutschland bedürfen im allgemeinen weder besonderer Apportierhunde, noch besonderer Stöberer. So vortreffliche Dienste beide Rassen unstreitig für ihre besonderen Gebrauchszwecke leisten, so kann man sie bei der deutschen Art des Jagdbetriebes füglich entbehren — ganz besonders kann sie der beneidenswerte Weidmann entbehren, der das Glück hat, einen gutgezogenen, fermen deutschen Vorstehhund sein eigen zu nennen.

Farbe und Farbenphotographie.

Von M. A.

Von Zeit zu Zeit läuft die Nachricht durch die Zeitungen, die Photographie mit natürlichen Farben sei endlich entdeckt worden; es fehle zwar noch an dieser oder jener Kleinigkeit, aber die Sache sei so gut als fertig. Dann tauchen die erfreuten Zeitungsschreiber ihre Feder in das Tintenfaß der Begeisterung und schreiben schöne Artikel über die neue Erfindung, ziehen die kühnsten Folgerungen und kommen zu dem Schlusse, daß nun fast nichts mehr an der Vollkommenheit der Welt fehle. Und das liebe Publikum liest die Neuigkeit mit Andacht, ist sehr imponiert und hält die nächste angemalte Photographie, die es in irgend einem Schaufenster sieht, für eine Farbenphotographie. Darnach wird alles wieder stumm und still, bis die alte Seeschlange nach einiger Zeit wieder auftaucht.

Was ist eigentlich an der Geschichte? Wir werden zu der Frage gerade jetzt veranlaßt, weil wieder einmal die Farbenphotographie entdeckt sein soll und zwar von einem ungarischen Photographen Vereß in Klausenburg. Sollte also wirklich das alte Problem gelöst sein und sollten diesmal wirklich die Zeitungen mit ihren Freudenfanfaren Recht gehabt haben? Warum im grunde auch nicht? So gut man Farben sehen kann, muß man doch auch Farben photographieren können; denn das Auge kommt „bekanntlich" mit einem photographischen Apparate fast überein. Aber siehe da, es ist auch wieder alles still geworden, trotzdem verkündet wurde, die letzte Schwierigkeit, nämlich die Kunst, das farbige Bild zu fixieren, sei von Vereß überwunden worden. Es müssen also doch noch weitere Hindernisse vorhanden sein, oder man hat die Erfolge von Vereß überschätzt. Das letztere ist in der That der Fall, aber daran sind die Zeitungsberichte, nicht Vereß selbst schuld. Letzterer hat vielmehr seine Arbeiten mit aller Bescheidenheit veröffentlicht und sie als das bezeichnet, was sie sind, nämlich wissenschaftliche Studien, denen eine große praktische Bedeutung noch nicht beiwohnt. Aber ich denke, es wird die Leser dieser Hefte interessieren, etwas Näheres über die Sache zu hören.

Jedermann weiß, daß Farbe abgebeugtes Licht ist. Das Licht selbst besteht in der zitternden Bewegung des Äthers, eines Stoffes, den wir eigentlich nur dem Namen nach kennen, mit dem wir jedoch rechnen, wie mit einer bekannten Größe. Denke ich mir ein dunkles Zimmer und in dem Laden des Zimmers ein feines Loch, durch welches die Sonne scheint, so werden alle Ätherteilchen, welche in der Richtung des Sonnenstrahles liegen, in eine schwingende, hin- und hergehende Bewegung versetzt, welche zu der Richtung des Strahles senkrecht gerichtet ist. Die Ätherteilchen werden nicht in der Richtung des Strahles fortgeschleudert, sie bleiben vielmehr an ihrer Stelle und führen eine quergerichtete Schwingung aus, übertragen jedoch dabei ihre Bewegung auf den Nachbar und dieser gibt sie dem Nachbar weiter, was mit einer Schnelligkeit geschieht, die in der Sekunde 41 500 Meilen beträgt. Es ist ein ähnlicher Vorgang wie beim Entstehen der Wasserwelle und bei dem der Luftwelle des Tones, nur ist — der natürlichen Last des bewegten Körpers entsprechend — der Fortschritt bei ersterer wenige Fuß in der Sekunde, bei letzterer 330 Meter in der Sekunde. Man kann hieraus einen Rückschluß auf die Dichtigkeit des lichttragenden Körpers, also des Äthers, machen. Das Licht also strahlt nicht, es besteht in keiner Fortbewegung, sondern in einer zitternden seitlichen Bewegung der Ätherteilchen.

Geht nun das Licht durch einen durchsichtigen Körper größerer Dichtigkeit, dessen Flächen einen Winkel bilden, so wird das Licht zum Teil abgelenkt und in seiner Bewegung verlangsamt und zwar um so mehr, je größer der Ablenkungswinkel ist. Halten wir also ein Glasprisma in die Richtung eines Sonnenstrahles, so geht ein Teil des Lichtes ungebrochen durch und zeichnet auf die gegenüber gestellte Wand einen hellen Fleck, in einiger Entfernung davon entsteht das Spektrum der bekannten sieben Regenbogenfarben. Jede dieser Farben wird hervorgebracht durch eine Schwingung des Äthers in einem bestimmten Takte. Die Grenze des Violett hat 730, die Grenze des Rot 376 Billionen Schwingungen in der Sekunde. Die dazwischen liegenden Farben haben dazwischen liegende Geschwindigkeitszahlen. Ähnlich verhält es sich auch bei den Tönen. Der tiefste wahrnehmbare Ton hat etwa 24, der höchste 7000 Schwingungen in der Sekunde. Aber es gibt Luftbewegungen auch über diese Grenzen hinaus, nur daß man sie, weil unser Ohr nicht darauf eingerichtet ist, nicht als Ton wahrnehmen kann. So kann man auch von vornherein annehmen, daß jenseits unseres Spektrums über Rot und über Violett hinaus Ätherschwingungen stattfinden und Farben in objektivem Sinne entstehen, nur daß wir nicht mit unserem Auge imstande sind sie wahrzunehmen. Wenn man ein Spektrum photographiert, so zeigt die Platte in der That eine ziemlich lange Fortsetzung über das Violett hinaus und eine kurze unter das Rot hinab. Das farbenempfindliche Jodsilber oder Bromsilber wird also in weiteren Grenzen zersetzt, als unser Auge auf Farbenschwingungen zu reagieren vermag. Jenseit des Violett liegen also wirkliche Farbenstrahlen, die unser Auge nicht sieht, die aber die Jodsilberplatte gleichsam zu sehen vermag. Man nennt diese Strahlen überviolette und versteht auch sie dem Auge sichtbar zu machen, indem man ihnen eine Bewegungsform gibt, bei dem unser Auge noch mitkommen kann. Wenn man ein Papier mit einer Lösung von schwefelsaurem Chinin bestreicht und darauf das Spektrum fallen läßt, so erscheint der Teil des überviolетten Spektrum in lavendelgrauer Farbe.

Aber sollten da, wo die chemische Wirkung aufhört, nicht auch noch Licht- und Farbenstrahlen vorhanden sein? Es ist noch ein weiter Raum zwischen der Grenze der ultravioletten Strahlen und dem weißen Lichte. Wenn aber dieser weite Raum, wie man doch anzunehmen gezwungen ist, Licht und Farbe enthält, so müssen wir, von naturwissenschaftlichem Standpunkt aus, zugeben: Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt, vielleicht eine ganze Welt ätherischer Formen und Gestaltungen, die objektiv da sind, denen gegenüber wir aber gerade so blind sind, wie der Augenblinde unserer Farben- und Erscheinungswelt gegenüber. Nun komme einer mit der alten philiströsen Weisheit: Der Mensch ist ein Maßstab aller Dinge. Nein, der Mensch ist ein Maßstab seiner Dinge.

Auch unter dem Rot hört die Wirkung des Lichtstrahles nicht auf. Die ultraroten Strahlen lassen sich von denen des Spektrum trennen, wenn man sie durch eine Lösung von Jod in Schwefelkohlenstoff gehen läßt. Diese Lösung fängt die Farben des Spektrum ab und scheint also undurchsichtig zu sein, aber die ultraroten Strahlen gehen hindurch. Man hat gefunden, daß diese Strahlen zugleich lebhafte Wärmewirkungen hervorbringen. Tyndal hat sie mit einer Linse aus Steinsalz gesammelt und sich die Cigarre damit angebrannt. Was liegt nun wohl jenseits des Ultrarot? Wärmestrahlen, unsichtbare Farbe, für die wir kein Auge, wohl aber eine Haut haben. Und was liegt jenseits der Wärme? Eine Luftschwingung, für die wir das Ohr haben und die wir Ton nennen. Und jenseits des Tones? Die einfache Ortsveränderung, die mechanische Bewegung. Ich kann mir folgendes Experiment denken, und zwar nur denken: Ein Stab bewegt sich langsam um seine Achse. Ich kann die Bewegung sehen; allmählig wird die Bewegung so schnell, daß sie vierundzwanzig Umgänge in der Sekunde beträgt. Es erscheint ein urtiefer Ton. Die Bewegung wird beschleunigt — der Ton steigt durch alle Oktaven hindurch bis zu der Höhe, wo er ein schrilles, schmerzhaftes Pfeifen wird, dann verstummt er. Die Bewegung wird weiter beschleunigt. Der schwingende Stab erwärmt sich, bis er bei fortgesetzter fabelhaft schneller Bewegung

anfängt dunkelrot zu glühen und durch alle Regenbogenfarben hindurch zum weißen Lichte wird. So merkwürdig hängen die Naturerscheinungen der verschiedenen Gebiete — die wir auch mit verschiedenen Sinnen wahrnehmen — untereinander zusammen. Es ist einfache Bewegung und der Unterschied besteht in der Art und Schnelligkeit der Bewegung, die wiederum abhängig ist von der Masse des in Bewegung gesetzten Stoffes.

Fällt das Licht durch gefärbte durchsichtige Körper, so wird, je nach der Farbe, das heißt, je nach der Lagerung der kleinsten Bestandteile, die Bewegung des Lichtäthers zum Stillstand gebracht oder verzögert. Die nur verzögerte Schwingung erscheint auf der anderen Seite des Körpers als Farbe. Rotes Glas läßt nur rote Strahlen durch und verschluckt die übrigen, blaues Glas nur blaue u. s. w. Dabei ist die Eigenfarbe des Körpers meist dieselbe wie die des Lichtstrahles, den sie durchläßt, es gibt aber auch Glas, das in reflektiertem Lichte grün aussieht, aber rote Strahlen durchläßt. Undurchsichtige Körper, oder richtiger, da es, streng genommen, undurchsichtige Körper nicht gibt, Körper, die von der Seite aus betrachtet werden, woher das Licht kommt, erscheinen gefärbt, indem sie Licht oder Farbe verschlucken, um nur gewisse Farbenstrahlen zu reflektieren. Ein grünes Blatt verschluckt also alle Farbenstrahlen mit Ausnahme des Grün. Weißer Schnee, weiße Kreide wirft alle Lichtstrahlen zurück. Und Schwarz besteht — nicht in der Abwesenheit aller reflektierten Strahlen, sondern aller derjenigen, welche wir mit unserem Auge wahrnehmen. Schwarz kann sehr wohl chemische Farbenwirkungen haben, während eine physiologische Wirkung nicht vorhanden ist. Und was wird aus dem verschluckten Lichte? Es geht nichts ab, es geht keine Kraft in der Natur verloren. Es wird Wärme, das heißt, die rasende Schnelligkeit des Äthers bei der Lichtschwingung wird verzögert und in ein Tempo gebracht, welches wir als Wärme empfinden. Was aber an Schnelligkeit verloren geht, wird an Bewegung der Masse gewonnen. Das ist eine bekannte und praktisch längst berücksichtigte Geschichte. Da nämlich Schwarz das Licht verschluckt und in Wärme umsetzt, Weiß das Licht zurückwirft, so zieht man im Winter schwarze, im Sommer weiße Kleider an.

Diese verschiedenen Farben zwischen Rot und Violett und diese verschiedenen Abstufungen zwischen Weiß und Schwarz werden von unserem Auge gesehen, was keine so einfache Sache ist, als es auf den ersten Blick scheint. Natürlich scheinen diese Farben nicht wie durch ein Fenster in das Gehirn oder in die Seele hinein. Das Gewirr der sich kreuzenden Farben und Lichtstrahlen muß durch die Augenlinse aufgefangen und zum Bilde geordnet werden. Hierbei stimmen in der That das Auge und das photographische Auge merkwürdig überein. Der Objektivdeckel ist das Augenlid, die Blende ist die Iris, das Objektiv die Kristalllinse des Auges und der Kasten der Augapfel. Letzterer bildet eine Kugel, und hierin ist er der viereckigen Kamera des Photographen weit überlegen. Denn das von der Linse gebildete Bild liegt der Natur der Sache nach in einer Kugelfläche, während es auf eine ebene Platte nur mit Mühe und mit unscharfen Rändern gebracht werden kann.

Die Rückseite des Apparates wird in der photographischen Kamera wie im Auge von der lichtempfindlichen Fläche eingenommen. Hier bemerken wir nun einen großen Unterschied. Während nämlich die photographische Platte aus einer Leimschicht besteht, in welcher in äußerst feiner Zerteilung Bromsilber enthalten ist, so besteht die lichtempfindliche Haut des Auges, die Retina, aus einem Mosaik selbständiger Sehapparate, und was das merkwürdigste ist, diese mikroskopischen Sehpünktchen sind weder gleichmäßig über die Retina verteilt, noch auch unter sich gleichartig. Man kann dieses Mosaik im großen nachbilden, wenn man auf einen Sandboden in regelmäßigen, etwas gekrümmten Linien Räucherkerzchen stellt und den Raum zwischen ihnen durch Streichhölzchen ausfüllt, die man so tief in den Sand steckt, daß sie ein wenig länger bleiben wie die Räucherkerzchen und daß um jedes Räucherkerzchen herum ein kleiner Hof frei bleibt. Nur muß man sich dies Bild in der Weise verkleinert denken, wie wenn man von einem Lande eine Landkarte abnimmt. Diese Stäbchen und Zapfen haben offenbar die Aufgabe, das Licht und die Farben in einzelnen Punkten aufzunehmen, in Nervenzustände und weiterhin in Farbenempfindung umzusetzen. Der Apparat ist

viel zu winzig, um direkt erkennen zu lassen, in welcher Weise er arbeitet, aber man kann durch Schlüsse es wahrscheinlich machen, daß die Stäbchen die Lichteindrücke aufnehmen, während die Zapfen für die Farben da sind. Wenn man ein Stück Siegellack so weit seitlich der Sehaxe hält, daß man es gerade noch sehen kann, so bemerkt man, daß es seine rote Farbe verliert und schwarz aussieht. Also hören die Ränder der Retina früher auf farben- als lichtempfindlich zu sein. Und in der That, an den Rändern der Retina gibt es keine Zapfen mehr, sondern nur Stäbchen. Umgekehrt überwiegen an der Stelle der Retina, bei welcher man am besten sieht, die Zapfen die Stäbchen. Wir sehen also, ohne es selbst zu wissen, ein Bild, das wie ein Aquarell auf schwarzem Grunde in der Mitte am lebhaftesten und ausführlichsten gemalt ist und nach den Rändern zu allmählich ins dunkle verläuft. Wir sehen das darum nicht, weil unser Auge keinen Augenblick stillsteht, sondern das Bild vor uns absucht und in der Erinnerung aus vielen einzelnen Teilen die Gesamtwahrnehmung zusammensetzt. Es dient auch zur Bestätigung unserer Annahme, daß Tiere, die, wie die Vögel, in hellem Sonnenscheine in einer Welt von Farben leben, viele Zapfen in der Retina haben, während Nachttiere oder in der Erde lebende, wie die Eulen und Maulwürfe, fast nur Stäbchen besitzen. Die letzteren sehen also die Welt unkoloriert.

Man will an den Augen der Hühner beobachtet haben, daß die Zapfen je ein verschieden gefärbtes Tröpfchen einer öligen Flüssigkeit enthalten. Wenn diese Beobachtung richtig ist, so kann sie uns einen Fingerzeig dafür geben, wie das Auge die verschiedenen Farben zerlegt. Es filtriert die Farben durch farbige Schichten, die also nur Farben einer bestimmten Art durchlassen und nimmt den Farbeneindruck mit gewissen auf diese Farbe eingerichteten Apparaten auf. Für jede Farbengruppe ist eine besondere Art von Zapfen vorhanden, und aus der gleichzeitigen Erregung der Zapfen verschiedener Gruppen entstehen in der Gesamtempfindung die Mischfarben. Das Bild also, welches in unserem Auge entsteht, ist zu vergleichen einer äußerst feinen Stickerei, zu welcher man nur Fäden von einigen Hauptfarben genommen hat. Aus einiger Entfernung besehen, fließen die vollen Farben je nach der Anordnung der Pünktchen zu den verschiedenen Farbenmischungen zusammen. Oder man denke sich eine Farbenmischung von Schönblau und Chromgelb, oder von Weiß und Zinnober. Dies sind undurchsichtige Farben, die sich auch in der Mischung nicht ändern. Das bewaffnete Auge sieht die blauen und gelben oder die weißen und roten Pünktchen nebeneinander liegen, dem unbewaffneten Auge erscheint die Gruppierung als Mischfarbe. Man sieht, daß der scheinbar unerschöpfliche Reichtum an Farbe, Licht und Schatten im Auge doch auf eine sehr einfache Formel reduziert wird.

Die Sache scheint aber noch einfacher zu sein, als wir sie eben darstellten. Es ist längst bekannt, daß die Farben paarweise zu einander gehören, Rot zu Grün, Blau zu Orange, Gelb zu Violett. Je zwei solcher Komplementärfarben, miteinander vereinigt, ergeben Weiß; wird das Auge mit der einen Farbe gesättigt, so erscheint, sobald man das Auge auf eine weiße Fläche richtet, die Komplementärfarbe. Daß dies nicht blos Erscheinungen des Farbenurteils sind, daß sie vielmehr im Bau des Farbenapparates unseres Auges begründet liegen, kann man aus den pathologischen Erscheinungen schließen, die bei der Farbenblindheit vorkommen. Farbenblindheit gibt es eigentlich nicht, oder nur höchst selten, dagegen gibt es Rotgrün-Blindheit und Gelbblau-Blindheit. Wer kein Rot sehen kann, kann auch nicht Grün sehen und wer kein Blau sehen kann, kann auch kein Gelb sehen. Es scheint also, daß wir zwei Arten von Farben-Sehapparaten haben, die paarweise verbunden sind, wenn nicht, was wir rot und grün nennen, verschiedene Funktionen desselben Apparates sind. Bemerkenswert ist, daß das Auge des Schweines Doppelzapfen enthält.

Man könnte nun, wenn man Farben photographiert, dieselbe Methode befolgen, mit der das Auge die Farbeneindrücke aufnimmt. Man kann durch eingeschaltete farbige Scheiben, durch eine besondere Präparation der lichtempfindlichen Platte gewisse Farben absangen und andere zur Einwirkung auf die Platte gelangen lassen. Man könnte also die roten, grünen, gelben, blauen

Farben je auf verschiedenen Platten auffangen und ein schwarz-weißes Bild hinzufügen, indem man, wie beim Buntdrucke, eine Platte über die andere mit der ihr zukommenden Farbe druckt. Dies ist technisch möglich und von Albert in München auch versucht worden. Aber der Versuch ist mißraten und daran waren weniger die Unvollkommenheiten beim Einfangen der einzelnen Farben, als das schwarz-weiße Bild schuld. Es war nämlich nicht möglich, die Lichtstrahlen von den Farbenstrahlen zu trennen. Wurde also das Grün oder Rot herausphotographiert, so erschienen auch die hellen Partien, der Himmel oder eine weiße Wand mit gleicher Farbe. Und während diese Teile beim Übereinanderdrucken hätten hell oder weiß bleiben müssen, wurden sie dunkel — Schmutzfarben. Aber auch Schwarz bereitet Schwierigkeiten. Denn was wir schwarz nennen, bedeutet nicht die Abwesenheit aller Licht- oder Farbenstrahlen, sondern die Abwesenheit solcher Farbenstrahlen, die innerhalb jener Schwingungsgrenzen liegen, auf die unser Auge reagiert. —

Dies zeigt sich unter anderem beim Photographieren von verschiedenen Tintensorten, die unserm Auge gleich schwarz erscheinen. Diese verschiedenen Arten von Schwarz entsenden verschiedene, uns unsichtbare Farbenstrahlen, die chemisch von ganz verschiedener Wirkung sind. Die Fälschung einer Urkunde kann also durch die Photographie kenntlich gemacht werden; man sieht auf der photographischen Platte ganz deutlich zwei verschiedene Schriftzüge, wo das Auge gleichartiges Schwarz erblickt. Es dürften wohl die überviolетten Strahlen sein, die ganz besonders in Betracht kommen. Sie stören aber auch die Photographie des farbigen Bildes und müssen, wenn man reine Farben haben will, abgefangen werden.

Um also auf diesem Wege zu einem Resultate zu kommen, müßte man einen lichtempfindlichen Stoff finden, der entweder nur für die weißen oder nur für die farbigen Strahlen empfindlich ist. Man würde auch dann nur durch ein umständliches und kostspieliges Verfahren zu einer Photographie in natürlichen Farben kommen. Wenn man einen Stoff fände, der den Farbeneindruck in der entsprechenden richtigen Farbe direkt wiedergäbe, das wäre ein sehr wertvoller Fund.

Ein solcher Stoff ist nun in der That vorhanden und auch schon längst bekannt, länger als das photographische Verfahren überhaupt. Man hat allen Ernstes schon früher Farben photographiert als man überüberhaupt photographierte. Es ist das violette Silberchlorür. Der erste, der diese wichtige Beobachtung gemacht hat, war Seebeck, Professor in Jena. Die Mitteilung dieser Entdeckung findet man in — Goethes schon im Jahre 1810 erschienener Farbenlehre. Dies dürfte wohl das wichtigste sein, was in diesem unglücklichen Buche über Farben überhaupt mitgeteilt ist. Seebeck schreibt: „Als ich das Spektrum eines fehlerfreien Prisma auf weißes noch feuchtes und auf Papier gestrichenes Hornsilber fallen ließ und 15—20 Minuten durch eine schickliche Vorrichtung in unveränderter Stellung erhielt, so fand ich das Hornsilber (Chlorsilber) folgendermaßen verändert: Im Violett war es rötlichbraun (bald mehr violett, bald mehr blau) geworden, und auch noch über die vorher bezeichnete Grenze des Violett erstreckte sich diese Färbung, doch war sie nicht stärker als im Violett; im Blauen des Spektrums war das Hornsilber rein blau geworden und diese Farbe erstreckte sich abnehmend und heller werdend bis ins Grün; im Gelben fand ich das Hornsilber mehrenteils unverändert, bisweilen kam es mir etwas gelblicher vor als vorher; im Rot dagegen und mehrenteils noch über das Rot hinaus hatte es meist rosenrote oder hortensienrote Farbe angenommen. Bei einigen Prismen fiel diese Rötung ganz außerhalb des Rot des Spektrums, es waren dies solche, bei welchen auch die größte Erwärmung außer dem Rot statt hatte." Ich teile hier nur die Hauptstelle mit.

Diese Entdeckung ist überaus wichtig. Erstens bedeutet sie eine wirkliche Photographie lange vor der Entdeckung der Photographie. Zweitens ist es eine Farbenphotographie und drittens der urkundliche Nachweis der überviolетten und unterroten Farbstrahlen, die Ritter zuvor entdeckt hatte. Aber diese wichtige Entdeckung kam völlig in Vergessenheit, bis John Herschel, der Sohn des berühmten Astronomen, im Jahre 1841 die Entdeckung von neuem machte. Er benutzte das inzwischen eingeführte photographische Papier und gewann ein Bild des Spektrum mit zwar dunkeln

aber deutlich zu unterscheidenden Farben. Ja es gelang ihm, die Farben zu fixieren, sodaß sie bei zerstreutem Tageslicht betrachtet werden konnten.

Wieder zehn Jahre später behandelte Edmond Bequerel die Farbenphotographie von neuem, indem er sie in ihrer vollen Bedeutung erfaßte und sich einer ausgezeichneten wissenschaftlichen Methode bediente. Er ist es auch gewesen, der in Bezug auf Schönheit und Richtigkeit der Farben die besten Erfolge gehabt hat. Bequerel benutzte Silberplatten derart, wie sie zu den alten Daguerreotypien verwendet wurden und ließ die Chlorsilberschicht entstehen, indem er die Platte entweder Chlordämpfen aussetzte oder in Chlorwasser badete. Es kam sehr viel auf die Dicke der so entstandenen Schicht an. Die sichersten Resultate erzielte er, wenn er das Silber auf galvanischem Wege in Chlorsilber verwandelte. Wurde nun Licht, durch eine Kondensationslinse verstärkt, durch ein Prisma geleitet, so entstand ein Spektrum, das auf der empfindlichen Platte sein Gegenbild hervorbrachte, derart, daß sich zuerst Orange und Gelb ausbildeten, aber wieder verschwanden, wenn die Enden des Spektrums herauskamen. Ein mit allen ziemlich richtigen Farben versehenes Bild erhielt er, wenn er entweder die Platte zuvor erhitzte, oder die überviolletten und unterroten Strahlen durch geeignete Farbenfilter, das heißt, dünne Schichten einer Lösung von schwefelsaurem Chinin und Kupfervitriol abfing. Weniger günstig waren die Erfolge, wenn die empfindliche Platte unter farbigen Gläsern belichtet wurde. Es ergaben sich Farben, die mit denen des Originals eine gewisse Ähnlichkeit hatten, die aber nicht als die Abbilder jener Farben gelten konnten. Noch geringer fielen die Kopien aus, die von kolorierten Zeichnungen genommen wurden, während die mit dem photographischen Apparate aufgenommenen in der Farbe besser ausfielen, falls man in direktem Sonnenlichte zehn bis zwölf Stunden exponierte. Die Chromophotographien waren in der Dunkelheit haltbar, aber es fand sich kein Mittel, sie im Tageslichte lichtbeständig zu machen, da jeder Stoff, welcher auf das Silberchlorür einwirkte, die Farben auslöschte. Und so fielen auch Bequerels Forschungen der Vergessenheit anheim, besonders darum, weil man nicht an die mitgeteilten Erfolge glauben wollte.

Wieder nach etlichen Jahren wurde das Problem von neuem aufgegriffen, diesmal von einem Photographen Nièzce de St. Victor, nachdem die Herren Physiker für die Sache nicht zu gewinnen gewesen waren. Seine Forschungen entbehren der wissenschaftlichen Methode und Klarheit, welche diejenigen seines Vorgängers auszeichnen, betreffen aber eine Menge wertvoller Einzelheiten, auf die wir hier nicht eingehen können. Es gelang ihm, die Empfindlichkeit der Chlorsilberplatte zu steigern, derart, daß er in zehn Minuten bei vollem Sonnenschein schon ein farbiges Bild erhielt, aber einen grundsätzlichen Fortschritt hat er nicht zu verzeichnen. Ebensowenig Poitevin, wenn er auch eine Methode fand, die Farbenbilder auf Papier zu gewinnen und wenn es ihm auch gelang, die Dauerhaftigkeit der Bilder zu steigern. Seitdem haben sich in Deutschland Dr. W. Zenker und E. Liesegang mit der Frage beschäftigt. Wenn nun die Nachricht durch die Zeitungen läuft, die Farbenphotographie sei von Vereß erfunden worden, so ist nach dem eben mitgeteilten klar, daß dies nicht der Fall ist. Vielmehr hat der genannte Photograph nur ein Mittel gefunden, das Farbenbild lichtbeständiger zu machen.

Nach Gothard ist das farbenempfindliche Präparat eine Mischung von Silberchlorür in Collodium oder Gelatine. Unsere gewöhnlichen Photographien werden aus Silberchlorid hergestellt, eine Chlorverbindung des Silbers, welche entsteht, wenn man ein gesalztes Papier auf einer Lösung von Silbernitrat schwimmen läßt und dann trocknet. Dem Lichte ausgesetzt, wird das Chlorsilber in metallisches Silber reduziert, welches die schwarze Zeichnung des Bildes gibt. Zunächst aber wird die höhere Chlorverbindung, das Chlorid in die niedrigere, das Chlorür übergeführt und dieser Stoff ist es, der die merkwürdige Eigenschaft hat, durch die Farbe farbig gemacht zu werden. Man braucht also nur ein Stück Chlorsilberpapier, das käuflich zu haben ist, dem zerstreuten Tageslichte auszusetzen, bis es eine lichtviolette Färbung annimmt, um die zur Farbenphotographie nötige Unterlage zu haben.

Die von Vereß hergestellten Photo-

graphien sind teils auf Papier, teils auf Glas angefertigt. Die Glasbilder sind verschiedenartig. Eine Art zeigt die Farbe nur in der Aufsicht, nicht in der Durchsicht. Sie sind von ziemlich ausgeprägten und vollständigen Farben. Der Grund ist braungrau. Eine andere Art zeigt bei violettgrauem Grunde die Farben in der Durchsicht am besten. Das Papierbild von Vereß, welches ich in Händen hatte, zeigte auf violettgrauem Grunde die Zeichnung des Bildes rot und den Hintergrund blaugrau. Grün und gelb fehlten gänzlich. Es war eine Farbenphotographie, aber die Farben waren unvollständig und unnatürlich. Ein von Berlin aus an Vereß gesandtes Glasbild, einen Amor in buntfarbiger Umgebung darstellend, lieferte eine Kopie, auf welcher dieser junge Mann wie ein Indianer aussah. Einzelne Farben waren richtig, andere waren ganz falsch, andere, wie z. B. in einigen Fällen das Schwarz, blieben ganz aus. In Bezug auf schöne und richtige Farbendarstellung bedeutet die Methode von Vereß kaum einen Fortschritt. Sein Verdienst ist, die Farben fixiert zu haben, wenigstens besser als zuvor. Ganz sicher ist indessen die Fixierung auch jetzt noch nicht. Wenigstens hat Professor Vogel nachgewiesen, daß die auf Glas gefertigten Bilder in direkter Sonne in etwa zwanzig Minuten etwas nachdunkeln.

Soweit sind wir gegenwärtig. Das heißt, wir sind noch meilenweit von der eigentlichen Farbenphotographie entfernt. Die Photographie entstand, als man gelernt hatte, das Licht nur vorarbeiten zu lassen, um dann durch ein besonderes Verfahren das latente Bild hervorzurufen. Hierauf beruht die Möglichkeit kurzer Expositionen. Bei der Farbenphotographie muß die ganze Arbeit der Sonne überlassen bleiben. Darum dauert sie so lange, daß Naturaufnahmen unmöglich sind. Es ist ein Kopierverfahren, keine Photographie. Hierzu kommt, daß die Farben, welche man hervorbringt, weder ganz richtig, noch auch besonders schön sind. Es sind auch die übervioletten und unterroten Strahlen störend, da sie chemisch mitwirken, während doch unser Auge nichts von ihnen wahrnimmt. Endlich ist auch die Fixierung nur teilweise gelungen.

Werden wir nun hoffen können, daß schließlich die Photographie in natürlichen Farben gefunden wird? Warum nicht? Wenigstens soll man nichts, was nicht in sich widersinnig ist, unmöglich nennen.

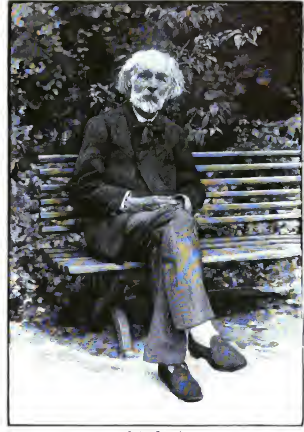
Jules Dupré.

Von Dr. O. Doering-Berlin.

Mit dem vor kurzem verstorbenen Jules Dupré verlor die Welt einen Künstler, dem es beschieden war, bestimmend auf die Entwickelung der modernen Landschaftsmalerei zu wirken. Wohl konnte ein fast achtzigjähriges Leben — Dupré ist 1812 in Nantes geboren — an der äußeren Erscheinung der Kunst dieses Mannes ändern; die gewaltige Kraft vermochte es nicht zu brechen, die diesen Geist von Jugend an beschwingt hatte. Jules Dupré erzog sich selbst und so blieb er, was er war: ein Sohn der Natur. Aus unscheinbarstem Anfange hervor entfaltete sich leise wachsend des jugendlichen Malers künstlerische Meisterschaft in selbsteigner Frische, sich selbst lehrend, sich selbst fördernd, wie die Natur es ihrem Lieblinge gebot. In jener Zeit, da in der engen Werkstatt der kleinen Porzellanfabrik seines Vaters der Knabe sich abmühte mit Bemalen von Gegenständen gemeinen Gebrauches, in jener Zeit, wo er verurteilt schien, sein Leben in Alltäglichkeit zu verlieren, da irrte sein Blick hinaus durch das Fenster zum frisch rauschenden Grün der Bäume, zum säuselnden Schilf des Flusses; da suchte die Sehnsucht des Kindes die sonnenlichtgebadeten Fluren und träumte sich hin an die Stätten still webender Natur, an jene Örter des heimlichen, heiligen Schweigens, wo niemand waltet als der alles erschaffende ewige Geist. Dem eignen Triebe folgend drang er in die Tiefen des Wissens und erwarb die Kenntnis dessen, was an der Kunst erlernbar ist, fast ohne jemandes Hilfe, nur gestützt auf spärlichen Unterricht im Lesen und Schreiben und auf jene wenigen Anweisungen, die man ihm

Vor dem Sturm. Nach dem
Nach einer Radierung von Kroftewitz im

Gemälde von Jules Dupré.
Verlage von Jacques Casper, Berlin.



Jules Dupré.

für seine Malversuche in der Fabrik erteilt hatte. Von da an genoß er völlige Freiheit. Und die Schrankenlosigkeit des Strebens, andern zum Unsegen, wurde ihm zum Segen. So entwickelte sich Jules Dupré zum Jüngling und schon damals zum Meister, zum selbständig schaffenden und denkenden Künstler, der unbeirrt blieb von fremdem Einflusse. Wußte er doch kaum vom Dasein früherer großer Kunstepochen, da er der großen Welt fern blieb. Beinahe sein ganzes Leben hindurch wohnte er in ländlicher Zurückgezogenheit, und als er den Seinen zuliebe einmal nach Paris übergesiedelt war, ertrug er es nicht und eilte bald zurück nach dem heimatlichen Parmain und dem geliebten Oisefluß. Was er dort sah, war ihm das Herrlichste in der Welt, und dies nachzubilden, wie sein Auge es erblickte, das galt ihm als Ziel seines Lebens. Denn er sah mehr als wir anderen; ihm war es beschieden in der Schöpfung die Gedanken des Schöpfers zu schauen, der seine Macht auch im kleinsten, im scheinbar ärmsten Gebilde offenbart. Darum galt bei Jules Dupré kein Idealisieren; konnte doch nach seinem Glauben jedes menschliche Zuthun den göttlichen Gedanken nur verhüllen. Was er malte, war das kleinste, engste Gebilde der Landschaft, nicht jene großen, wuchtigen, umfassenden Naturszenen, deren Überfülle ihn hinderte auch das Kleine rein zu

erfassen. Das silbern wogende Gras, das brausende Laub, das dampfende Moor, das waren die Schönheiten, denen er nachsann. In der ärmlichen Natur Westfrankreichs fühlte er sich wohl. Dort streifte er umher im Sonnenbrande auf dürrer, steiniger Ebene, dort rastete er in den dunklen Wäldern, freute sich des lauschigen Schattens und sah entzückt die durch das Geäst blitzenden Sonnenstrahlen mit ihrem flimmernden Spiele im feuchten Moose und zitternden Laubwerk. Er belauschte die auf den Fluren und am Waldesrand weidende Herde und beneidete das einfache Leben der Hirten. Er tauschte vertraulichen Händedruck mit dem Volke der Schnitter und teilte ihre harmlose Freude, wenn sie nach schwerer Arbeit den schwankenden Erntewagen heimbrachten. Er begleitete sie in ihr einsames Gehöft und lauschte ihren Erzählungen, wenn sie vom Tagewerke ruhten, während draußen die Bäume im Winde ihr Nachtlied brausten, und der Bach am mondbeglänzten Mühlenwehr eintönig rauschend niederglitt. Zu anderen Zeiten, wenn es den Künstler hinauszog an das Meer mit dem reichen, ewig wechselnden Farbenspiel seines unendlichen Wogenschwalls, da eilte sein Blick mit der rastlos über blitzenden Wellenschaum streifenden Möve hinaus zu den fernen weißen Segeln, und aller Zauber, den seine Augen erfaßten, vereinigte sich in seiner tief erregten Seele mit dem, was sich nicht sehen läßt, in ein Ganzes, einen großen Schöpfungsgedanken, den er kunstschaffend zu erforschen strebte. Und so ward Jules Dupré noch am Abend seines Lebens ein Maler des Meeres, das ihm vertraut war in all seiner schwermutsvollen Schönheit, gleich von ihm geliebt, wenn es zornig aufbrauste, vom Sturme zerwühlt, oder wenn es still spiegelnd dalag, erglühend im Feuerglanze der sinkenden Sonne.

So malte und schuf Jules Dupré. Und wie einst als Jüngling blickte er noch im Greisenalter hellen Auges hinaus, in ungetrübter Empfänglichkeit, glücklich die sinnvolle Schönheit der Schöpfung zu erfassen und form- und farbenfreudig selbstschöpferisch nachzubilden. Bescheiden aber blieb er sich bewußt der menschlichen Bestimmung stets zu lernen und stets zu irren. Doch wie er immer besorgt war, die Wahrheit der Natur zu erfassen, den rechten Zauber des geliebten Sonnenlichtes auf seine Leinwand zu bannen mit allen tausendfältigen wunderbaren Wirkungen, so wurde er wohl am Ende seines Lebens fast ängstlich in diesem Streben. Er ließ nicht ab, immer und immer wieder Farbe auf Farbe zu legen, fast bis zur Häßlichkeit, der Wahrheit zuliebe, deren innerstes Wesen und bezwingende Naturgewalt er durchdringen wollte, ohne doch ihr und sich jemals genug thun zu können. Darum auch galt ihm selbst nur ein Teil seiner Lebensaufgabe als erfüllt. Er hatte die Landschaftsmalerei zu neuen Ehren gebracht, die in Frankreich seit langer Zeit nichts gewesen war, als ein Feld, auf welchem Unnatur und Mittelmäßigkeit wucherten. Schwere Kämpfe hatte es gekostet, bis der neu erstandene Genius sich zur Geltung brachte; oft war die schwerste Sorge an ihn herangetreten; er aber hatte sich nicht irre machen lassen. Wußte er sich doch auf dem richtigen Wege! Dupré glaubte daran, daß er einmal siegen würde, und darum siegte er. Bald fingen seine Mitbürger an, ihm Ehre und Beifall zu spenden, und mit seinem immer höher steigenden Ruhme schlossen andere jüngere Künstler sich der von ihm vorgezeichneten Richtung an, und er war ihnen Lehrer und Freund. So erging es vor allen Theodor Rousseau, so Millet, Troyon und anderen. Sie und Jules Dupré wurden die Wiedererwecker der Kunst der altniederländischen Landschaftsmaler. Wie einst ein Ruysdael, ein Hobbema aus innigster, freudiger Naturerkenntnis ihre Werke erschaffen hatten, so sproßte auf den Bildern dieser neuen eine reiche, grünende Welt, bald lächelnd, bald finster blickend, immer voll Kraft und Wahrheit.

Ja, voll Wahrheit! Ihretwegen war Jules Dupré größer als die alten Künstler, und um ihretwillen war er kleiner. Allzu deutlich zeigt sich in seinen Werken bisweilen das Streben nach schärfster Naturtreue. Er vergaß zu Zeiten, daß des Künstlers Beruf ist nicht bloß nachzubilden, sondern zu bilden, und nicht immer bewahrte er seinen Werken die innerliche Freiheit, welche befreiend auf die Seele des Betrachtenden wirkt. Aber gerade darum sieht man bei ihm niemals Gebilde und Anordnungen, deren naturfremdes Wesen wir in sicherer Ahnung so häufig aus den Werken der Alten, selbst der Größten unter ihnen, heraus-

fühlen. Wo Jules Dupré in der rechten Mitte blieb zwischen den Grenzen des Künstlertums, das sich verleugnet, und desjenigen, welches sich selbst übertreibt, da war er groß und des errungenen Ruhmes würdig. Er erlebte die Genugthuung, Werke seiner Hand in das Luxembourg aufgenommen zu sehen, und daß sich die Edelsten des Volkes um ihre Erwerbung mühten. Er aber vergalt mit dankbarer Freundschaft jegliche Freundschaft, die man ihm entgegentrug. Als der Herzog von Orleans, sein großer Gönner, jählings aus dem Leben schied, betrauerte Dupré ihn tief und aufrichtig; das Bild aber, das jener zuletzt von ihm zu erhalten gehofft hatte, blieb unvollendet, so wie des Freundes Auge es kurz vor der plötzlichen Todesstunde erblickt hatte — ein Ehrendenkmal für beide Männer! Ja, er war nicht bloß ein großer Künstler, er war auch ein guter Mensch gewesen, der Greis, der sich am 7. Oktober des vorigen Jahres zum letzten Schlummer niederlegte, um auszuruhen von der gesegneten Arbeit seines Lebens. In der verwaisten Werkstatt blieb die reiche Zahl seiner angefangenen Werke, der flüchtigen Gedanken und Entwürfe, von denen er sich im Leben nicht hatte trennen mögen. Sie waren der still behütete Schatz des greisen Meisters, vom besten seiner Seele ein heimlicher Teil.

Am 30. Januar dieses Jahres nahm man sie und trug sie in alle Welt hinaus.

Neues vom Büchertisch.

Von Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Wenn mein offenbar von Natur oder durch Erziehung sehr ausgeprägtes Anstandsgefühl mich noch häufig in Konflikt mit meinen Pflichten als vereidigter Bücherbesprecher bringt, bleibt mir gar nichts anderes übrig, als über meine Besprechungen in Zukunft das Motto „Nicht für Frauen“ zu setzen. Heute will ich mich noch begnügen, damit zu beginnen, daß ich alle die Leserinnen, welche zu meiner Jongleurkunst mit Worten kein rechtes Vertrauen haben, bitte, die Lektüre erst beim nächsten Absatz zu beginnen. Wenn es ein sogenanntes „pikantes“ Buch wäre, das mich in diese einigermaßen verlegene Situation bringt, würde ich es natürlich einfach unbesprochen beiseite legen; aber Leo Tolstojs Erzählung „Die Kreutzersonate“ (Berlin, B. Behr's Buchhandlung, Walther Zimmermann) gehört durchaus nicht zu dieser Art von leichter Ware. Das Buch hat sogar viel mehr Gedankenballast, als eine Erzählung verträgt, und es soll eigentlich gar keine Erzählung sein und ist nur deshalb eine geworden, weil in Graf Tolstoj ein so großer Künstler steckt, daß er ihn mit aller Selbstkasteiung nicht austreiben kann. Graf Tolstoj, der in seinem dreibändigen historischen Roman „Krieg im Frieden“ das Rußland zu Anfang unseres Jahrhunderts und in „Anna Karenina“ die moderne russische Gesellschaft mit solcher Meisterschaft geschildert hat, daß ihn nicht nur die Russen zu ihren ersten Dichtern zählen, sondern er sich auch in der Weltlitteratur einen sicheren Platz erobert hat, ist bekanntlich kulturmüde geworden, und zwar in dem Grade kulturmüde, daß er am liebsten aller Kunst den Garaus machte, und er zählt gegenwärtig seine eignen früheren Romane zu den Sünden, die ihm das Gewissen brennen. Aber trotzdem — der Künstler ist stärker in ihm als der Mensch — wird ihm das, was er als Prophet jetzt noch glaubt sagen zu müssen, unter den Händen wieder zu einer Erzählung, und seine künstlerische Gestaltungskraft ist eine so eminente, daß der Held derselben, Herr Posdnyschew, welcher seine Frau abgeschlachtet hat, weil er sie untreu glaubte, wirklich Leben vor uns gewinnt, ohne das Tolstoj die Absicht hat, künstlerisch zu schaffen. Ein unheimliches Leben allerdings, nicht dasjenige, das ihm Tolstoj hat geben wollen. Tolstoj hat ihm das in den Mund legen wollen, was er selbst als Wahrheit erkannt hat, — Herr Posdnyschew aber steht vor uns als ein Verrückter, und zwar als einer von den gemeingefährlichen Wahnsinnigen, die auf Grund der allerfeinsten logischen Gedankenschlüsse zu dem allerungeheuerlichsten Resultat gelangen und schließlich in plötzliche Wutanfälle ausbrechen. Herr Posdnyschew macht nicht sich für seinen Gattenmord verantwortlich, auch nicht der vermeintlich untreuen

Frau — ob sie wirklich untreu gewesen ist, bleibt unklar, trotzdem die russischen Geschworenen ihn deshalb frei gesprochen haben — bürdet er die Verantwortung auf. Es handelt sich auch durchaus nicht um das beliebte französische Romanthema, ob der Gatte berechtigt sein soll, die untreue Frau zu töten. Herr Posdnyschew führt den Beweis, daß nicht er der Schuldige und nicht seine Frau die Schuldige ist, sondern die Kultur. Er legt einen ganz anderen Maßstab an den Ehebruch, wie auch die Sittenstrengsten unter uns ihn anzulegen gewohnt sind. Nicht nur seine Frau hat, wie er glaubt, die Ehe gebrochen; er trägt dieselbe Schuld, trotzdem er sie, nach unsern Begriffen, nicht gebrochen hat. Nicht einmal nach dem Bibelwort: „Ich aber sage Euch, wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe gebrochen in seinem Herzen," wäre Herr Posdnyschew schuldig, wenn er das Bibelwort verstände, wie ein vernünftiger Mensch. Aber Posdnyschew ist verrückt, bei dem hellsten Verstande total verrückt, und so kommt er zu dem Schluß, daß man die Ehe mit seiner eigenen Frau brechen kann, daß man sie brechen kann, ehe man nach überhaupt eine Ehe geschlossen hat, ja daß der moderne Mensch unter allen Umständen ein Ehebrecher werden muß, mag er nun heiraten oder nicht heiraten. Trotzdem will Herr Posdnyschew die Menschheit nicht aussterben lassen. Er will nur — es ist wirklich schwer, sich verständlich zu machen, ohne vor die Thür gesetzt zu werden — auch zwischen Eheleuten das Übermaß von Liebe aus der Welt schaffen; so etwas wie eine von der Natur geregelte Zeit der Liebe schwebt ihm vor, wie er sie bei Tieren beobachtet hat. Daß unter Tieren von einer Ehe nicht die Rede sein kann, vergißt er. Das ist Posdnyschew, der Verrückte, und hinter ihm steht Graf Tolstoj, der diesen Posdnyschew durchaus nicht für verrückt gelten lassen will. Nach ihm hat Posdnyschew recht, unsere ganze Kultur ist keinen Pfifferling wert, und an unserer Verderbnis tragen Cigaretten, Schnäpschen und gepfefferte Speisen ebenso viel Schuld wie Theater, Bücher, Konzerte und andere nach viel harmlosere Vergnügungen. Ungekochte Rüben essen, auf hartem Lager schlafen und körperliche Arbeit bis zur gänzlichen Ermüdung verrichten, das ist nach Tolstoj der einzige Weg zur notwendigen Wiedergeburt und dauernden Selbstbefreiung der Menschheit. Es ist leider kein Zweifel, daß Graf Tolstoj sich gegenwärtig in seinem Geisteszustande von Herrn Posdnyschew nicht mehr viel unterscheidet. Er hat glücklicherweise noch ein Ventil, das ihn vor den plötzlichen Wutausbrüchen des letzteren bewahrt — das Bücherschreiben. Und wie gesagt, auch in diesem letzten Buch, der „Kreutzersonate," kann sich der große Dichter und Künstler, der Tolstoj gewesen ist, wider seinen Willen nicht ganz verleugnen. In Rußland hat Pobedonoszew, der Vorsitzende des heiligen Synods, das Erscheinen des Buches untersagt, und ich glaube, das Verbot ist kein Beweis, daß er die Gefährlichkeit dieser Ausbrüche Tolstoi'scher Kulturmüdigkeit für Rußland überschätzt hat. Der Russe hat eine ausgesprochene Neigung, sich dem allerverrücktesten Sektiererunwesen anzuschließen, und Graf Tolstoj hat alle Anlage, der Gründer einer solchen Sekte zu werden, seitdem der religiöse Wahnsinn ihn erfaßt hat. Das deutsche Lesepublikum, dem „Die Kreutzersonate" unnötigerweise durch eine Übersetzung zugänglich gemacht ist, mag darauf aufmerksam gemacht sein, daß es darin nicht mit dem ihm bekannten Leo Tolstoj, sondern mit der Ausgeburt eines Fanatikers der Askese zu thun hat.

Einen neuen Berliner Roman verdanken wir Julius Rodenberg. Darf man der Vorrede ganz trauen, so ist es freilich kein neuer, sondern die Erzählung „Herrn Schellbogens Abenteuer" (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel), bereits vor Jahren in der „Spenerschen Zeitung" erschienen, von der wir Jüngeren ja nach wissen, daß sie vor Jahren einmal existiert hat. Jedenfalls ist das Stücklein aus dem alten Berlin, wie Rodenberg seinen Roman genannt hat, einer Neubearbeitung unterzogen worden, ehe es seinen Weg aus der seligen Spenerschen in den Paetelschen Verlag gefunden hat: das beweisen die Hinweise auf das Berlin von heute, das zur Zeit des Onkel Spener kaum im Entstehen begriffen war. Mag dem sein, wie ihm wolle, — gerade weil die Erzählung eine Zeit schildert, welche durch die Plötzlichkeit des ihr folgenden Umschwunges ganz besonders der Gefahr ausgesetzt ist, vergessen zu werden, ist ihre Wiedergeburt in Buchform um so dankenswerter. Denn gerade in der intimen Lokalfarbe liegt der Hauptreiz von „Herrn Schellbogens Abenteuer," das an sich etwas romanhaft erdacht ist. Herr Schellbogen war anfangs der sechziger Jahre ein blühendes Leinengeschäft zwischen Berlin und Schöneberg, in einer Gegend, die man auch damals schon die Potsdamerstraße nannte, die aber nach nicht die heutige Potsdamerstraße war, und außerdem hat er die Gewohnheit, alljährlich seit dreißig Jahren eine geheimnisvolle vierwöchentliche Reise anzutreten. Die führt ihn weder an die See nach ins Gebirge, trotzdem er sich gleichmäßig mit Angelrute und Bergstock ausrüstet, — hier scheint mit Julius Rodenberg nicht ganz logische Schlüsse zu ziehen; eine Angelrute deutet nicht gerade auf einen Seebadebesuch hin, trotzdem das Meer Wasser hat und in dem Wasser Fische schwimmen, — sondern nach der Königstraße in das Hotel zum Kronprinzen. Dort lebt Herr Schellbogen als Fremder seinem Vergnügen, was am Ende glaublich wäre. Aber auch seinen Erinnerungen und seinen Hoffnungen. Er sieht sich das Haus am Neuen Markt wieder an, in dem er vor dreißig Jahren als Kommis Leinewand verkauft hat, und denkt an die Tochter seines Prinzipals, mit der er damals verlobt gewesen ist und die am Morgen des zur Hochzeit bestimmten Tages plötzlich mit einem, den sie lieber hatte als ihn, verschwunden ist. Und erinnerungswütig geht er seit dreißig Jahren an diesem Unglückstage regelmäßig in die Marienkirche, wo er eigentlich hatte getraut werden sollen, und denkt daran, wie schön es hätte sein können, wenn er wirklich mit ihr getraut worden wäre. Vergeben hat er ihr natürlich längst, aber die Hoffnung hat er noch nicht aufgegeben, sie nach

einmal wiederzusehen; vielleicht glaubt er, daß sie dieselbe Sehnsucht nach dem Hause am Neuen Markt fühlen muß wie er, und daß sie ihm dort zufällig begegnen müßte. So einfach geht die Sache nun natürlich nicht; aber im Hotel zum Kronprinzen begegnet er doch ihrer Tochter, — allerdings ohne sie als solche zu erkennen, und wenn er sie erkennte, würde ihm das auch nichts nützen, da diese Tochter ebenfalls nicht weiß, ob und wo ihre Mutter noch lebt. Aber ihre Tochter übergibt ihm ihren Sohn, also *ihren* Enkel, und da er nicht weiß, was er mit dem Wurm anfangen soll, bringt er's in eine Kleinkinderbewahranstalt am Kreuzberg, und in der Gründerin und Leiterin der Kleinkinderbewahranstalt findet er dann *sie*, die lange Gesuchte, die nie Vergessene, die ewig Geliebte. Und als die Tochter das Kind wieder an sich genommen hat — sie war nur zeitweilig verhindert, weil ihr Mann ihren Vater erschossen hat und sie ihn aus dem Ausland zurückholen mußte — kauft Herr Schellbogen das alte Haus am Neuen Markte und richtet es wieder ein, genau wie es vor dreißig Jahren eingerichtet war bis auf die Blumenstöcke an Mariechens Fenster, und da gibt er der alten Geliebten die schönsten Stuben und behält sich nur ein Stübchen und ein Kämmerchen, und sie ist so gut und zieht ein und ihre Freundschaft verschönt den Lebensabend von Herrn Schellbogen. Unserem heutigen Geschmack mag die Handlung ein wenig zu romantisch und ein wenig zu naiv erscheinen. Noch störender war für mich die Sammlung von guten Menschen, die mitspielen. Selbst Mariechens Schwiegersohn, der seinen Schwiegervater erschossen hat — der letztere das einzige Scheusal, das aber nur auftritt, um sofort in die Wolfsschlucht geschleudert zu werden — ist ein vortrefflicher Mensch, dem man gerne verzeiht und bei dem der Verteidiger es außerdem noch als mildernden Umstand geltend machen kann, daß er Landwehroffizier ist. Wirklich mit spielt nur ein häßlicher Charakter in dem Stücklein aus dem alten Berlin, denn das ungetreue Mariechen hat sich natürlich längst gebessert, — das ist Amanda, Herrn Schellbogens Wirtschafterin. Die 2875 Thaler in preußischen Fünfprozentigen — wo sind die schönen Zeiten der fünf Prozent — und die zwölfhundert in Berliner viereinhalbprozentigen Pfandbriefen, die ihr Herr Schellbogen nebst hundert Thalern lebenslänglicher Jahresrente mitgibt, um sie los zu werden, können einem leid thun. Aber diese eine Amanda genügt nicht, um den Seufzer darüber zu unterdrücken, daß die Menschen in dem neuen Berlin so sehr viel schlechter geworden sind als sie in dem alten waren. Diese Rodenbergschen Menschen rufen den Geschmack von Apfelkuchen mit Schlagsahne wach; aber als man die Wiener Cafés noch nicht kannte und die Berliner Konditoreien noch in der Mode waren, als die Lukka noch jung war und ihre Augen noch süß, also zu der Zeit, in der Herr Schellbogen sein Abenteuer erlebte, da aß man wirklich Apfelkuchen mit Schlagsahne in ungeheuerlichen Quantitäten in Berlin. So mögen auch diese süßen und weichen Menschen charakteristisch sein für die Zeit, welche Rodenberg schildert. Dichterisch bedeutender als Handlung und Menschen in diesem Roman ist jedenfalls die Ortsschilderung; die ist ganz vortrefflich und stimmungsvoll, und die Wehmut, die nicht selten darin anklingt, ist wohl berechtigt, da der Dichter Vergangenes schildert, und zwar Vergangenes, das ihm lieb gewesen ist.

Nicht ganz so viel Gutes vermag ich über ein zweites Buch des Paetelschen Verlages zu sagen, über *Hans Hopfens „Neue Geschichten des Majors."* Für Herrn von Hopfens litterarische Bedeutung ist es natürlich ganz gleichgültig, wie mir diese „Neuen Geschichten des Majors" gefallen haben: die alten, die ich nicht kenne, habe ich von ziemlich einwandsfreien Beurteilern rühmen hören. Andererseits kann mich Hopfens litterarischer Name nicht hindern, zu erklären, daß ich dieses Buch von ihm recht herzlich langweilig gefunden habe. Unbegreiflich, daß die Gesellschaft, die den Major kennt, ihn zum zweitenmal zum Geschichtenerzählen reizt, denn er ist von einer Langatmigkeit, die ihn mehr gefürchtet als geliebt machen sollte. Bis er den Anfang gefunden hat, dauert es eine ganze Weile, und bis zum Ende erst recht, trotz des dürftigen Stoffes, über den er verfügt. Es gibt ja behagliche Erzähler, die auch mehr Zeit gebrauchen, als sie absolut nötig hätten, und trotzdem kann man ihnen mit Vergnügen zuhören; leider aber gehört Hopfens Major zu diesen behaglichen Erzählern nicht, — er ist vielmehr das, was man im gewöhnlichen Leben einen Umstandskommissarius nennt, und augenscheinlich ist er nicht erst dem Verjüngungsprozeß des Offiziercorps zum Opfer gefallen, der vor kurzem so viele Majors zum beschaulichem Privatleben verurteilt hat, sondern seiner Verständnislosigkeit für militärische Kürze. Noch wahrscheinlicher ist allerdings, daß der Herr Major überhaupt niemals gedient hat; er hat mit dem modernen biedern Lustspielmajor verzweifelte Ähnlichkeit und bekundet nicht selten eine ebenso naive Unkenntnis wie von dem Durchgängigen abweichende Auffassung derjenigen militärischen Verhältnisse und Anschauungen, welche gegenwärtig wenigstens in der deutschen Armee die herrschenden sind. Mancherlei aber läßt darauf schließen, daß der Herr Major keineswegs aus der Zeit vor sechsundsechzig erzählt, und daß er durchaus nicht den Eindruck erwecken will, als habe er es etwa in dem Regiment eines der seligen Bundesstaaten bis zum Major gebracht. So in der zweiten Geschichte: „Der polnische Wachtmeister," dessen Held übrigens auch nur romanhaft polnisch charakterisiert ist mit dem üblichen dunkelschwarzen Schnurrbart, der in Wirklichkeit bei den deutschen Polen sehr viel seltener zu finden ist als der ganz gewöhnliche germanische blonde. Außerdem säuft er — Verzeihung für das harte Wort — und das ist, wenigstens das Schnapstrinken, allerdings mehr ein polnisches als ein deutsches Laster. Aber damit, daß er Schnaps trinkt, ist der Pole wirklich nicht charakterisiert. Das ist indessen Nebensache, nicht für den Dichter Hopfen, aber für einen erzählenden Major, an den man besondere Ansprüche an Charakteristik nicht zu stellen hat. Dieser Major streift aber in seiner

Erzählung die Einjährigenfrage, und da kann man allerdings von ihm verlangen, daß er über die Verhältnisse orientiert sei und daß dasjenige, was er nicht als seine persönliche Anschauung, sondern als die allgemeine des Offiziercorps wiedergibt, der Thatsächlichkeit entspreche. Es ist aber durchaus nicht der Fall, daß die Offiziere ein Auge zudrücken, wenn sie wirklich davon unterrichtet sind, daß ein Wachtmeister oder Feldwebel Trinkgelder in irgend einer Form von den Einjährigen herauszudrücken bestrebt ist, und es ist ebenso wenig richtig, daß einem Wachtmeister ein nennenswerter Einfluß darauf gegeben ist, ob ein Einjähriger einmal Reserveleutnant werden soll oder nicht. Derartige Anschauungen sind wohl bei diesem oder jenem Einjährigen erklärlich, aber ein Major kann sie sicher nicht teilen und keinesfalls sie als diejenigen des Offiziercorps wiedergeben. Die „Neuen Geschichten des Majors“ sind also neben dem mangelnden Vergnügen, das ihre Lektüre, mir wenigstens, gewährt hat, leider auch noch geeignet, durchaus unrichtigen Anschauungen von der inneren Verfassung des Heeres Verbreitung zu geben, und das ist Hopfens Schuld, der den fingierten Major vorgeschoben hat, um sich selbst mehr Autorität zu geben.

Ernst Eckeins neue Novelle: „Die Numidierin“ (Leipzig, Verlag von Carl Reißner) in gleicher Weise auf die Richtigkeit der geschilderten Verhältnisse hin zu kontrollieren bin ich leider nicht in der Lage. Mit Majors, polnischen Soldaten und Einjährigen habe ich in meinem Leben ab und zu zu thun gehabt, aber mit den fürstlichen Kaufleuten des alten Rom niemals, und auch meine historischen Studien haben mich nicht ganz bis in die Zeiten des Kaisers Tiberius zurückgeführt. Ich habe nicht einmal auf den Ruinen des alten Karthago gesessen, von denen übrigens auch kaum noch ein Sitzplatz vorhanden sein soll, trotzdem es für den gebildeten Mann von heute eigentlich Pflicht ist, in Nordafrika gewesen zu sein. In jener Zeit aber und in jener Gegend spielt Eckeins neue Novelle, in Collu, seitwärts vom alten Karthago, und in Nepte am Gestade des tritonischen Sees. Das sind mir, offen gestanden, bis vor kurzem böhmische Dörfer gewesen. Ernst Eckeins „Numidierin“ verdanke ich es, wenn ich sie heute vor mir sehe, als ob ich vor achtzehnhundert Jahren einen Abstecher dorthin gemacht hätte, nach Collu — beinahe hätte ich geschrieben, mit seinen rauchenden Fabrikschloten, aber das dürfte der Wirklichkeit am Ende doch nicht entsprechen — also nach Collu, dem Hauptsitz der Purpurfärberei, und nach Nepte, wo an den Ufern des tritonischen Sees feinvließige Merinoherden — antike Merinos natürlich, die einen anderen Namen trugen — weideten. Auch die Bekanntschaft von Aulus Pacuvius, der vor achtzehnhundert Jahren ein sehr liebenswürdiger junger Mann war und sich durchaus nicht damit begnügte, der Sohn seines Vaters zu sein, trotzdem er von diesem viele Millionen geerbt hatte, verdanke ich Eckeins Novelle, und ebenso die der reizenden sechzehnjährigen Livia, der Tochter des Millionärs Livius Tabianus, deren sympathische Erscheinung in hellfarbiger Stola, mit Silber und Grün gestickt, viel dazu beitragen kann, das moderne Vorurteil gegen Millionärstöchter — gegen ihre Millionen richtet es sich selten — abzuschwächen. Aber lieber ist mir noch, angesteckt von dem sozialistischen Zuge der Zeit, wie ich nun einmal bin, die urkräftige Gestalt der Numidierin selbst, die halbwüchsige Löwen mit den Händen würgt und vergiftete Pfeile schießt und nach Rache dürstet, — und von der Liebe bezwungen wird. Wie die Geschicke des jungen Millionärs, der Millionärstochter und der ohne jegliche Gouvernante aufgewachsenen Numidierin sich verknüpfen, das möge man selbst nachlesen. Eckeins Darstellung hat etwas Gemeinsames mit den pompejanischen Wandmalereien, einfache Linien und tiefe gesättigte Farben, und vielleicht wirkt sie deshalb so überzeugend. Für mich wenigstens steht es außer Zweifel, daß er die Zeit und Kulturperiode schnitzerlos geschildert hat, trotzdem er von kaufmännischen Vereinigungen im alten Collu erzählt, die mit unsern Aktiengesellschaften verzweifelte Ähnlichkeit haben. Die Stellung eines Aufsichtsrates ist gewiß verführerisch genug, daß sie schon die alten Römer reizen konnte. Zudem ist Eckeins bekannter Professorenhaß nicht etwa dem Wissensneid entsprungen, denn er ist, wie man mir versichert hat, einer der studiertesten Leute unserer Zeit, zumal auf dem Gebiet der römischen Kaisergeschichte.

Ganz Gegenwart ist Ilse Frapan in ihren Hamburger Novellen: „Zwischen Elbe und Alster“. (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.) Hamburg hat bisher immer für eine nüchterne Stadt gegolten, und das mag es nach der Oberfläche hin wohl auch sein. Der Dichter aber kann in nichts Poesie hineinlegen, in dem keine Poesie steckt, er kann sie nur herausziehen und ans Tageslicht befördern. Und in diesen Hamburger Novellen steckt ein ganzer Goldschatz von Poesie; so prosaisch nüchtern, so ganz Roastbeef und Aalsuppe, wie Hamburg verschrieen ist, kann es also unmöglich sein. Ich wüßte wirklich nicht, welcher von den acht Novellen, die der Band enthält, ich vor den anderen den Vorzug geben könnte. Höchstens, daß die einen skizzenmäßig behandelt, die anderen bis ins feinste Detail ausgeführt sind. Der Leser wird sich entscheiden, je nachdem er mehr für windstillen Sonnenschein oder für etwas energischeres Wetter schwärmt. Den ersteren findet er gleich in der ersten Erzählung „Altmodische Leute.“ Da ist nur ein Wölkchen, das den Himmel geschwisterlichen Zusammenlebens der beiden Zwillingspaare Becker stört, und das Wölkchen sollte eigentlich ein freundliches Lämmerwölkchen mit rosa Rand sein. Denn das jüngste Fräulein Becker hat sich verlobt, trotzdem sie auch nicht mehr jung ist, und solch Ereignis wird ja gewöhnlich um so mehr als ein freudiges angesehen, je später es eintritt. Aber Fräulein Becker empfindet es gar nicht als ihren Beruf, aus dem Geschwisterkreise auszuscheiden und in den Stand der heiligen Ehe zu treten, und sie hat sich nur dazu entschlossen, weil sie der Meinung ist, daß ihr Bräutigam ihrem Zwillingsbruder das Leben gerettet habe und daß sie ihm daher nichts ver-

sagen könne, nicht einmal sich selbst. Der Zwillingsbruder findet sich nur schweren Herzens in die Heirat der Schwester, weil er sich einbildet, die Schwester habe den Wunsch zu heiraten, und das andere um zehn Jahr ältere Zwillingsgeschwisterpaar muß auch allen Stolz auf die verspätete Heirat zusammensuchen, um über den Abschiedsschmerz hinwegzukommen. Schließlich sieht Fräulein Becker ein, daß sie sich doch nicht von ihren Geschwistern trennen kann und löst die Verlobung auf, und dann kommt ihr Bruder mit dem überraschenden Geständnis, daß gar nicht der verflossene Bräutigam ihm, sondern er dem verflossenen Bräutigam das Leben gerettet hat. Natürlich wird es Leute geben, die sagen, zwei Zwillingsgeschwisterpaare, und noch dazu in so innigem Zusammenleben, das ist höchst unwahrscheinlich. Gewiß findet man sie nicht alle Tage, aber in Bezug auf Familienverhältnisse soll man nicht mißtrauisch sein. Wenn ich jemandem erzähle, daß ich dreiundzwanzig Geschwister gehabt habe, passiert es mir auch gewöhnlich, daß ich für einen Aufschneider gehalten werde, der mit Dingen renommiert, für die er doch weder Lob noch Tadel verdient. Daß dieses Doppelzwillingspaar lebt, das ist so sicher wie etwas, und wenn es auch in Wirklichkeit nur durch Ilse Frapan leben sollte; die Novelle ist ein wahres Hoheslied der Geschwisterliebe. Daß Ilse Frapan auch gewaltigere Akkorde anzuschlagen weiß, zeigt die Schlußerzählung „Die Last." Da erschlägt der Heizer Heinrich Klesecker den feinen Maschinisten Jäck, der seinem Weibe nachgestellt hat. Die Last des Mordes aber ruht auf seinen Schultern, bis sie von der Flut des Meeres heruntergewaschen wird, in dem er nach der Rettung eines Menschenlebens seinen Tod findet. Die Schilderung der dürftigen Arbeiterwohnungen ist hier ebenso frappant wie in den „Altmodischen Leuten" die Schilderung kleinbürgerlichen Lebens.

Den Schmerz über das tragische Schicksal eines großen Talents weckt von neuem eine Sammlung „Neue Novellen" von Margarete von Bülow. (Berlin, Verlag von Walther & Apolant.) Thankmar Freiherr von Münchhausen hat in einer Vorrede den einfachen Lebensgang der in der Blüte der Jahre Verstorbenen gezeichnet, Fritz Mauthner schildert ihre litterarische Bedeutung, die nicht zu voller Entwickelung gelangen sollte, und ihr tragisches und schönes Ende. „Am 2. Januar 1884 fand Margarete von Bülow einen jähen Tod. Während sie mit ihrer Schwester auf dem Rummelsburger See Schlittschuh lief, brach plötzlich ein fremder Knabe durch die Eisdecke. Margarete eilte zur Hilfe herbei, auch sie stürzte ins Wasser, erfaßte aber dabei den ertrinkenden Knaben und hielt ihn empor. Die Schwester will retten, doch das Eis bricht auch unter ihr. Jetzt erst kommen Leute mit Brettern und Haken zu Hilfe. Margarete hält mit der letzten Kraft den Knaben den Rettern entgegen. Er wird geborgen; jetzt ist das Werk vollbracht und sie sinkt unter. Den Männern gelingt es, nach einer furchtbar langen Zeit die Schwester aus dem Wasser zu ziehen; sie ist bewußtlos und wird erst nach schwerer Krankheit dem Leben wiedergegeben. Margarete aber ist erst nach vielen Stunden als Leiche gefunden worden. Die Familie und die Freunde haben bis heute nicht nach dem Namen des Knaben gefragt, dessen Leben so teuer erkauft worden ist." Fürwahr, teuer erkauft! Noch nicht vierundzwanzig Jahre alt ist Margarete von Bülow gestorben, und wir verdanken ihr zwei Romane: „Aus der Chronik derer von Riffelshausen" und „Jonas Briccius," die aus unserer Tagesproduktion herausragen als Zeugen einer ganz außerordentlichen dichterischen Gestaltungskraft. Ich kann Fritz Mauthner, welcher „Jonas Briccius" weit über den ersteren Roman zu stellen scheint, in dieser Ansicht nicht beistimmen; er scheint mir vielmehr in einer Zeit innerer Gährung geschrieben zu sein, in der Margarete von Bülow nicht so unbefangen über ihrem Stoff stand, um ihn zu vollkommener künstlerischer Wirkung zu bringen. Aber gerade das ist mir ein Beweis — „Aus der Chronik derer von Riffelshausen" ist der Erstlingsroman der Dichterin, im Alter von achtzehn Jahren geschrieben — daß Margarete von Bülow, wäre sie am Leben geblieben, sich zu einer Höhe entwickelt hätte, die das, was wir von ihr besitzen, vielleicht kaum ahnen läßt. Denn sie war, dessen ist ihr Heldentod Zeuge, eine entschlossene und thatkräftige Natur, die nicht in Gefahr schwebte, in Grübeleien stecken zu bleiben, sondern die sich durchgerungen hätte zu rein künstlerischem Schaffen, zu dem ihre eminente Gestaltungskraft sie schließlich drängen mußte. Dieses sich in Gedanken verlieren, das mir eine Schaffensperiode der Dichterin zu charakterisieren scheint, finde ich auch in einigen Stücken dieser „Neuen Novellen," die mit dem großen Fragezeichen enden, mit dem fast alle neueren russischen Schriftsteller ihre Schöpfungen enden lassen, und in denen eine Weltmüdigkeit zum Ausdruck kommt, die bei einer so energischen Natur nur ein Übergangsstadium darstellen konnte. Wäre es Margarete von Bülow vergönnt gewesen, mit Bewußtsein zu dem unbefangenen künstlerischen Schaffen zurückzukehren, das in ihrem Roman „Aus der Chronik derer von Riffelshausen" ihre Feder geführt hat, wir würden ihr meisterhafte Zeitgemälde zu danken haben. Margarete von Bülow hat nur das Erscheinen dieses Romans erlebt, und wie den meisten Erstlingswerken großer Talente, hat auch er bei seinem Erscheinen nicht die Anerkennung und den Erfolg gefunden, die seiner Bedeutung gebührten. Deutschland ist der zu früh Gestorbenen etwas schuldig geblieben, und das erscheint um so bitterer, wenn man des Heldentodes gedenkt, den sie starb.

„Auf heimatlichem Boden" nennt Hans Grasberger einen Band Novellen (Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind), der mir noch besser gefallen würde, wenn nicht ein Übermaß von Stimmung darin wäre, das heißt, von weicher Stimmung. Unglückliche Liebe und verwandte Gefühle sind ganz schön und gewiß sehr verwendbare Motive, aber wenn sie in dem Ton behandelt werden, den man den männlich-altjüngferlichen nennen möchte, trotzdem eine

solche Wortverbindung ein ziemlicher Unsinn ist, so verlieren sie an ihrem Reiz. Einen eigentümlichen Kontrast dazu bieten die schönen und kräftigen Naturschilderungen, um derentwillen mir die Novellen in erster Linie lesenswert erscheinen.

Auch Max Hobrecht ist solch ein feiner und liebevoller Beobachter der Natur, der ihre Reize anschaulich wiederzugeben weiß. Freilich ist Grasberger im Gebirge zu Hause, Hobrecht in der norddeutschen Tiefebene. Aber für Hobrecht ist die Natur nur der Hintergrund, die Menschen sind ihm die Hauptsache, und die, mit Vorliebe sonderliche oder liebenswürdige Menschen, schildert er so meisterhaft, daß sie einem bald gute Bekannte sind, an denen man das lebhafteste Interesse nimmt, trotzdem ihre Schicksale nicht gerade aufregender Natur zu sein pflegen. Die intime Stimmung, ohne in Effekthascherei auszuarten — und auch dahin kann das Streben nach intimer Stimmung führen — bildet den Reiz des Bandes „Neue Novellen" von Max Hobrecht (Rathenow, Verlag von Max Babenzien).

Ein Talent gehabt zu haben, mag immerhin emporheben über diejenigen, die sich selbst dieser schönen Tage von Aranjuez nicht rühmen können. Doris Freiin von Spättgen ist in dieser Lage. Sie hat wirklich Talent gehabt, eine Gabe, hübsch zu fabulieren, zu erfinden. Aber ihr Talent ist leider nach dieser an und für sich starken Seite hin ausgeartet, und nach der Richtung hin, wo es ihm fehlte, nach der Seite der Vertiefung und Charakteristik, hat es sich nicht zu kräftigen vermocht. Da ist denn der neueste Roman „Jone" (Zwei Bände, Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag) ein wahres Muster eines Dutzendromans aus weiblicher Feder geworden, bei dem die Muse schaudernd ihr Taschentuch vor die Augen drückt. Ein Aristokrat, der Jahre lang die Welt bereist hat, um den Schmerz um die gestorbene Frau zu überwinden, getreue Angehörige, die ihm bis zu seiner Rückkehr verheimlichen, daß eine verkrüppelte Tochter seiner wartet, ein schlesisches Landfräulein in Männerkleidern, das nicht nur Jone heißt, sondern auch lateinisch und griechisch spricht und das dieser weitgereiste Edelmann zuerst wirklich für einen Gymnasiasten nimmt, aber nachher natürlich heiratet, eine schrecklich vornehme Gräfin, die einem amerikanischen Abenteurer glaubt, daß er ihr Bruder sei, weil er mit dem ein bißchen Ähnlichkeit hat, ein Araberschimmel direkt aus dem Marstall des Schahs von Persien, ein gefundener Schatz, der zu rechter Zeit ramponierte Familienverhältnisse ausbessert, — das sind die Ingredienzen dieses Romans, den jeder lesen muß, der an die Wirklichkeit unter keinen Umständen erinnert sein will. Solche Leute kann höchstens in ihrem Genuß eine schlesische Pfarrersköchin ein ganz klein wenig stören als die einzige von den Mitwirkenden, die nicht ganz Schatten ist. Ein Stil übrigens, wie ihn die Schnellproduktion der Verfasserin augenscheinlich zeitigt, sollte selbst Romanen dieser Art nicht eigen sein.

Im Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger erscheinen Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. Nach der eingehenden Würdigung, welche der österreichische Dichter vor kurzem durch E. von Vincenti in diesen Heften gefunden hat, weise ich nur auf diese Gesamtausgabe seiner Werke hin, die auf zehn Bände berechnet ist und bis zu Weihnachten d. J. vollendet vorliegen soll.

Der alte Kourmacher. Nach dem Gemälde von Hugo Oehmichen.
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, Kunstverlag, A.-G., München.)

Die Halbinsel Mönchgut auf Rügen.

Von R. Bode.

(Abdruck verboten.)

Stralsund gehört eigentlich zu Rügen, denn neben Greifswald und Swinemünde ist es die Hauptausfallspforte dahin und der Hauptmarkt für dessen Produkte; durch Dampffähre und Eisenbahntrajekt, durch regelmäßige, vielfache Dampferverbindung und lebhafte Küstenschiffahrt steht es mit der Insel im regsten Verkehr. Eine Festung ist Stralsund nicht mehr, macht dafür aber nach außen hin mit Anlagen und hübschen Landhäusern in moderner und eleganter Weise Toilette. Auch eine Seehandelsstadt ist es kaum noch zu nennen, denn die paar Handelsschiffe unter Dampf oder Segel, die heute noch im Hafen laden oder löschen, kann man an den Fingern nachzählen. Trotzdem herrscht in den Straßen lebhaftes Treiben, und unter den 33000 Einwohnern ein offenbarer Wohlstand dank der fruchtbaren Umgebung einschließlich Rügens, deren natürlicher Verkehrsmittelpunkt die Stadt ist. Das schönste an ihr ist und bleibt aber der alte Markt mit der Nikolaikirche und diesem Juwel von Rathaus, an dessen hoher Vorderwand man sich gar nicht satt sehen kann, zumal seit dieselbe in ihrer ursprünglichen Schönheit wieder hergestellt ist, und ihre sechs obersten runden Lichtöffnungen durch farbige Verglasung in prachtvolle Radfenster verwandelt sind. In dem Rathause befindet sich ein Museum, in welchem der berühmte Hiddensöer Goldschmuck, der bei den Sturmfluten 1872 und 1873 gefunden wurde, das kostbarste und sehenswerteste ist. In der Fährstraße liegt auf dem Bürgersteig ein Gedenkstein, der die Stelle bezeichnet,

wo am 31. Mai 1809 Schill gefallen ist; an dem davorstehenden Hause ist Schills Bildnis angebracht. Und zwei Häuser weiter erinnert eine Gedenktafel an den berühmten Stralsunder Scheele, der den Sauerstoff entdeckt und damit die wissenschaftliche Chemie eigentlich begründet hat.

Alljährlich am 24. Juli wird in Stralsund der Wallensteinstag gefeiert, einer der höchsten Festtage im ganzen Jahr und für die ganze Stadt. Ich war an diesem Tage gerade in Stralsund und habe fröhlich mitgefeiert. Es war ein Mittwoch mit rein sonntäglichem Gepräge. Am morgen Festgeläut und Choralmusik von allen Türmen, darauf stark besuchte Dankgottesdienste in allen Kirchen. Die Stadt hatte sich allerseits festlich geschmückt: die Straßen waren mit Sand und Blumen bestreut, aus den Häusern wehten die Fahnen in deutschen, preußischen und stralsunder Farben, im Hafen hatten sämtliche Schiffe ihren reichsten Flaggenschmuck angelegt, Marktverkehr und Geschäft ruhten gänzlich. Nachmittags drei Uhr ertönte von dem Nikolaikirchturm wieder Musik, diesmal aber lustige, neckische, kriegerische Weisen, angeblich dieselben, die am 24. Juli 1628 dem abziehenden Belagerungsheere nachgeblasen worden waren. Dann aber entwickelte sich zu Wasser und zu Lande das eigentliche Volksfest mit seinem ganzen Drum und Dran, mit Trunk und Tanz, am lebhaftesten auf dem Schützenplatze, wo einst im Hainholze Wallensteins Kriegszelt gestanden haben soll. Und noch einmal am späten, dunkeln Abend erklangen feierliche Choräle über die Stadt hinweg, diesmal Sterbelieder: „Jesus meine Zuversicht," „Was Gott thut, das ist wohlgethan," die freilich nicht zum Festprogramm gehörten — die Familie eines angesehenen Mannes ließ sie nach hiesiger Sitte für den Verstorbenen blasen —, aber doch sehr wohl zu dem Ganzen paßten, weil sie in ungesuchter Weise auch an die andere Seite erinnerten, die der gefeierte Tag für die damaligen Stralsunder sicher gehabt hat. Ich hoffe aber, es werde kein Fehler sein, wenn ich nach einer zuverlässigen Stralsunder Quelle die Veranlassung zu dieser Festfeier hier ein wenig genauer erzähle — es kann uns, durch ein beispielloses Glück verwöhnten Leuten wahrlich nicht schaden, wenn wir uns dann und wann erinnern, was unsere Väter gethan und gelitten haben zu ihrer Zeit.

Im Jahre 1627 erschien die Sache des Protestantismus verloren: Der Dänenkönig Christian IV, der, obwohl ein fremder Fürst, doch vom niedersächsischen Kreise zum Kriegsobersten erwählt war (Sachsen und Brandenburg hatten sich leider neutral erklärt), war am 27. August 1627 bei Lutter am Barenberge von Tilly, dem Führer des Heeres der Liga, vollständig geschlagen. Letzterer drang infolge dieses Sieges bis an die untere Elbe vor, wo jedoch Christian sich hielt. Der Feldherr des Kaisers, Wallenstein, hatte bereits am 25. April desselben Jahres den Grafen Ernst von Mansfeld an der Dessauer Brücke besiegt und zur wilden Flucht genötigt, auf der er ihn bis nach Ungarn verfolgte. Nun kam Wallenstein 1627 mit verstärkter Heeresmacht zurück, zog durch Schlesien und die Lausitz, spottete der brandenburgischen Neutralität und zog in Mecklenburg ein. Darauf verband er sich mit Tilly, jagte die Dänen aus Holstein, Schleswig und Jütland auf ihre Inseln und nahm, während sein Heer auf Kosten Brandenburgs und Pommerns lebte, die kühnsten Pläne auf. Mecklenburg, dessen Herzöge ohne Spruch und Recht verjagt wurden, ließ er sich selbst vom Kaiser als Herzogtum zusprechen. Die Reste der alten Macht der Hansa sollten sich mit der spanischen Flotte verbinden, die freien Niederlande bekämpfen und die habsburgische Herrschaft auch über die nordischen Meere tragen; andererseits sollte Polen die Hand gereicht und Schweden, die letzte protestantische Macht, die noch aufrecht stand, bezwungen werden. Der Kaiser befand sich auf der Höhe seiner Macht; er stand so siegreich und übermächtig da, daß er glaubte, er könne gegen den Protestantismus den Vernichtungskrieg führen. Schon nannte sich Wallenstein „Admiral des baltischen und ozeanischen Meeres," aber an den Mauern der Stadt Stralsund, die Wallenstein nehmen wollte, „und wenn sie mit Ketten am Himmel hinge," an ihrer mannhaften Bevölkerung, ihrem tüchtigen Bürgermeister und ihren unverzagten Worthaltern brachen sich zuerst die hochfliegenden Pläne Wallensteins und des neuerstarkenden Hauses Habsburg.

Wallensteins Unterfeldherr, Hans Georg von Arnim, aus einem alten märkischen Adelsgeschlecht stammend, war für die Be-

Der alte Markt mit Rathaus und Nikolaikirche in Stralsund.

setzung Pommerns und die Einleitung aller damit zusammenhängenden Maßregeln ausersehen. Er sollte sich aller Hafenorte Pommerns bemächtigen, sie befestigen und mit Besatzungen versehen; namentlich sollte die Insel Rügen wohl besetzt werden. Wallensteins scharfer militärischer Blick erkannte die hohe Bedeutung der weit gegen Norden vorspringenden Insel für den bevorstehenden Seekrieg gegen Dänemark und eventuell gegen Schweden: von Rügen ist es ja nur sieben Meilen bis zur nächsten dänischen Insel Moen, und wenige Meilen weiter bis zum Sund und zur schwedischen Küste. Darum hielt Wallenstein es für geboten, Stralsund zu besetzen. Der Herzog von Pommern, Bogislav XIV, war nicht imstande, die pommerschen Städte zu schützen. So mußte Stralsund sich selbst zu schützen suchen. Es ging in den Kampf für Erhaltung eines alten verbrieften Privilegiums; es lehnte die Aufnahme der kaiserlichen Einquartierung entschieden ab, nachdem Geldopfer nicht im stande gewesen waren, diese abzuwehren. Um so kräftiger wehrte sich die Stadt, weil sie recht gut wußte, was die Einquartierung zu bedeuten hatte.

Mitten in dem Kampfe der Stadt gegen Wallenstein regte sich aber auch wieder der alte Streit zwischen den Geschlechtern und den Zünften im Innern; der Herzog Bogislav suchte seine Rechte in der freien Hansestadt zu mehren, wozu ihn Wallenstein mit diplomatischer List nur noch mehr reizte.

Stralsund schien verloren; aber die Worte, welche das Ratsprotokoll vom 4. November 1627 enthält: „Besser ehrlich gestorben, als daß man sich in schändliche Dienstbarkeit stürze," kennzeichnen den energischen und tapferen Geist, der die Stadt und die Mit-

Die Fährstraße in Stralsund, in der Schill gefallen ist.

glieder ihrer Behörden beseelte; die Seele der letzteren war Bürgermeister Steinwich, „eine Säule der Stadt," wie ihn ein scharf beobachtender Zeitgenosse mit Recht genannt hat.

Am 4. Februar besetzte Arnim den Dänholm, und damit war eigentlich der Anfang der Feindseligkeiten gemacht. Bald darauf wurde Stralsund im weiten Kreise von den Kaiserlichen eingeschlossen, die alle Zufuhr von der Landseite abschnitten. Arnim rückte mit seiner Armee, die der Herzog von Pommern und sein Land erhalten mußte, der Stadt immer näher. Opferfreudig äscherten die Bewohner die Scheunen und Häuser vor dem Frankenthor ein, damit sie dem Feinde nicht Deckung gewährten; das Kloster und die Kirche zu St. Jürgen vor dem Knieperthore brachen sie aus demselben Grunde ab.

In blutigen Kämpfen erwehrte sich die Stadt der andrängenden Kaiserlichen. So groß ihre Verluste auch dabei waren, sowohl am Knieper- wie am Frankenthore gewannen sie Terrain.

Endlich am 26. Juni, da die Sache so weit gediehen schien, daß nur noch die letzten Streiche auf die bedrängte Stadt geführt zu werden brauchten, kam Wallenstein selbst im Lager vor Stralsund an und ließ drei Tage und drei Nächte stürmen. Tapfer wurde Widerstand geleistet, aber doch mußten sich die Bewohner der bedrängten Stadt sagen, daß sie unterliegen müßten, obwohl sie mit den Schweden ein Bündnis geschlossen und von denselben Unterstützung erhalten hatten.

Wallenstein hatte in vermessener Überhebung geschworen, „die Stadt müsse herunter, und wäre sie auch mit Ketten an den Himmel gebunden."

Noch ein letzter Versuch wurde gemacht, durch Unterhandlung mit dem Feinde die Stadt zu retten. Am 30. Juni fand die denkwürdige Konferenz zwischen den Abgeordneten der Stadt und ihrem mächtigen Gegner statt.

Die Sage hat nach gewohnter Weise ihre poetischen und lustigen Gewebe an die Stelle der prosaischen Wirklichkeit gestellt. Einmal hat sie das Wort von den Ketten hierher versetzt, und die Kunst hat daraus Veranlassung genommen, die Szene, wie Wallenstein mit zum Himmel gerecktem Arme und zornblickenden Auges den Gesandten gegenüber steht, im Bilde zu verkörpern. Eine andere Form der Sage lautet kurz und drastisch so: Auf die Forderung Wallen-

steins an die Abgesandten, Geld zu geben, antworteten dieselben: „Dat hebben wie nich!“ Auf die weitere Forderung, kaiserliche Besatzung aufzunehmen: „Dat do'n wi nich!“ Als endlich der erzürnte Herzog sie Verräter und Schurken nannte, riefen sie: „Dat sünd wi nich!“ Über Wallensteins Bedingungen, wie sie thatsächlich gestellt wurden, glaubte man verhandeln zu können, um so mehr, da Wallenstein zur Beruhigung recht bezeichnend hinzufügte, die Abgesandten brauchten nicht zu meinen, daß er als Katholik Ketzern keine Treue halten zu müssen glaube.

Die Verhandlungen wurden deshalb fortgesetzt, wenn auch nicht mit dem auf beiden Seiten gewünschten Erfolge. Es fanden erbitterte Kämpfe vor und an den Thoren statt. Wallenstein, dessen Heer furchtbar geschwächt war, verließ die Belagerungsarmee; als er, so erzählt die Sage, in seinem Zelte, welches er im Hainholz unter einer Eiche errichtet hatte, umgeben von seinen Generälen, saß und gerade ein Glas Wein zum Munde führen wollte, kam eine Kugel aus der Stadt, die das Glas zertrümmerte; dies schien ihm ein böses Zeichen zu sein. Am 24. Juli zog endlich Arnim die letzten Truppen und Geschütze zurück.

Großer Jubel erscholl in der ganzen Stadt; von den Türmen wurden den Feinden Hohnmärsche zum Abschiede geblasen.

Alsbald nach Erlösung von den Drangsalen der Belagerung verordnete der Rat der Stadt Stralsund, es solle der 24. Juli für ewige Zeiten zum städtischen Festtage geweiht sein. In allen Kirchen der Stadt wird am Sonntag vor dem 24. Juli nach der Predigt diese Verordnung verlesen, und die Bürger werden aufgefordert, „an dem am 24. Juli einfallenden Wallensteinstage ihre bürgerliche Hantierung einzustellen und dem Herrn für die wunderbare Errettung der Stadt und der reinen Lehre zu danken.“ Im Laufe der Jahre hat das Interesse an dem Feste und die Begeisterung für dasselbe nicht abgenommen.

Am Binnenhafen in Stralsund.

Die Sprache der Stralsunder — ich meine das Platt — erscheint zierlicher als das mecklenburger und das hinterpommersche Platt; namentlich im Munde junger Frauen und Mädchen klingt es ungemein reizend und ungesucht kokett. Ich habe zu meiner eignen Überraschung auch den Eindruck empfangen, als ob man hier trotz des großen Verkehrs mit der Außenwelt noch weit häufiger und allgemeiner platt spräche als in den einsamen mecklenburgischen Kleinstädten trotz ihres Fritz Reuter. Freilich muß man

Die Marienkirche in Stralsund.

zugeben, daß diese Frage sehr schwer zu entscheiden ist.

Mit Hilfe von zwei Dampfern gelangte ich gegen Abend nach Middelhagen, nicht gerade der Metropole — es hat nur sieben Wohnstätten außer Pfarre und Schule — aber dem ungefähren Mittelstück von Mönchgut, und fand noch an demselben Abend in dem dortigen Lehrer einen außerordentlich gefälligen und unterrichteten Kenner der Halbinsel, dem ich vieles von dem Folgenden verdanke.

Seinen Namen hat Mönchgut davon, daß es ein Gut der Cisterziensermönche zu Eldena bei Greifswald war. Ich will hier gleich einschalten, daß die Insel bei ihren eignen Bewohnern eigentlich gar nicht Rügen heißt; diese nennen den südlichen Zipfel Mönchgut, den nördlichen, wozu die Stubnitz mit Saßnitz, Stubbenkammer und Arkona gehören, Jasmund, und nur der mittlere Kern mit der Hauptstadt Bergen heißt bei ihnen Rügen.

Mönchgut selbst, dies in lauter Lappen und Streifen zerfaserte südöstliche Ende der Insel, umfaßt nur zwei Kirchspiele, zu denen etwa ein Dutzend meist ganz kleiner bewohnter Ortschaften gehört; die beiden Kirchen und Pfarrsitze stehen in Middelhagen und Groß-Zicker. Zwei von diesen Ortschaften, Göhren an der Ostseite und Thiessow an der äußersten Südspitze, sind Badeorte und wachsen infolgedessen, ja der Fremdenzufluß dort ist in diesem Jahre so groß, daß er schon überfließt in die benachbarten Ortschaften, wo nur ein Stübchen zu haben ist; auf Thiessow befindet sich auch eine Lotsenstation mit Wachtposten und Wettersignal. Auch eine königliche Domäne, Philippshagen, liegt auf Mönchgut zwischen Middelhagen und Göhren. Sie und die etwa eine Stunde lange Reddewitzer Landzunge besitzen guten, schweren Weizenboden, während alle übrigen Teile der Halbinsel sich nur schwer dazu entschließen können, auf vieles Zureden etwas Roggen und Kartoffeln, mageres Wiesen- und Weidegras hervorzubringen. Die Landschaft ist hügelig, und diese kleinen Bergrücken wie die Niederungen dazwischen sind reiner, grauer, unergründlich tiefer Sand. Hie und da finden sich auch kleine Waldparzellen von halbhohen, buschigen Kiefern eingestreut, und nur ein größerer Wald nördlich von Göhren nach Sellin zu, der zum Teil sehr schönes Laubholz hat, ist vorhanden. Die vielen Landzungen, in die das Land ausläuft, schwellen alle in ihrem letzten Ende zu ganz stattlichen Vorgebirgen an, oder man wird mit größerem Rechte sagen müssen: bis zu

diesen Erhebungen, die besser widerstehen konnten, und neben ihnen hat das Wasser alles niedrigere Land hinweg und herausgewaschen. Ein solches Vorgebirge nun heißt hier ein „Höwt" (nicht Höft), welches Wort der plattdeutsche Name für „Haupt" ist. Zwei von diesen Höwten aber, das Göhrener im Nordosten und das Thiessower im Süden, führen in ihrer äußersten Spitze noch den Extranamen „Peerd" oder „Pehrd," bei Göhren das Nord-Peerd, bei Thiessow das Süd-Peerd. Über die Bedeutung dieser Namen ist viel gestritten worden und, so viel ich weiß, noch nichts festgestellt; mit dem Worte Pferd, welches noch dazu plattdeutsch hier Pierd heißt, scheint doch keine Verwandtschaft zu existieren, obgleich die Seeleute vom Wasser aus in dem Nord-Peerd die Gestalt eines Pferdekopfes erkennen wollen; allein der Mensch sieht gern, was er sich einbildet, und beim Süd-Peerd scheint auch diese Möglichkeit für die Phantasie nicht einmal vorhanden zu sein.

Von jedem dieser hohen Punkte nun entwickeln sich schöne Aussichten und zwar jede anders, je nach der Seite, wohin man blickt, sei es, daß man, wie bei Göhren, die unendliche See, sei es, daß man, wie auf der hohen Lotsenstation des Süd-Peerd, die pommersche Küste mit dazwischen schwimmenden winzigen Eilanden, oder sei es, daß man, wie auf der Reddewitzer Landspitze, nach Westen hin eine ganze Menge dieser tief ins Land dringenden stillen, blauen Meerbusen mit den dazwischen liegenden grünen und bunten, wunderlich zerfetzten, zum Teil bewaldeten, zum Teil noch von Seen unterbrochenen Landstreifen vor sich hat. Eine Abendstunde auf der Reddewitzer Spitze wird mir in dieser Hinsicht unver-

Ausbooten bei bewegter See.

Auf dem Wege nach Thiessow (rechts Klein-Zickerberg, links Thiessow).

geßlich bleiben. Innig in einander verschlungen lagen Land und Wasser zu meinen Füßen in den schmelzenden Farben einer wundervollen Abendbeleuchtung und übergossen, so weit das trunkene Auge schweifen mochte, von einem unaussprechlich süßen Frieden, dessen tiefe Ruhe nicht durch den leisesten Laut gestört wurde — es war kaum möglich, den Gedanken an das wiedergefundene Paradies von sich zu weisen und dasselbe freiwillig zu verlassen, um in den Wirrwarr menschlicher Verhältnisse zurückzukehren.

Was sind das nun für Leute, die auf diesem Lande wohnen? Auf der Insel im ganzen muß viel wendisches Blut vertreten sein, wenn man wenigstens nach den Ortsnamen urteilen darf, deren Mehrzahl auf die wendische Endung itz ausgeht. Von den mönchguter Ortsnamen aber endigt nur einer so, Reddewitz, während die anderen (Göhren, Lobbe, Zicker, Thiessow, Gager, Babe, Hagen) viel eher deutsch, sassisch als wendisch klingen, wenn wir auch ihre Bedeutung nicht mehr verstehen, und die Bezeichnungen Höwt und Peerd sind gewiß nicht wendisch. Auch das vorherrschende blonde Haar und blaue Auge, am meisten aber, wie wir später sehen werden, der noch waltende Aberglaube deuten auf nordgermanischen Ursprung. Die Leute lebten in ihren fast verborgenen, weltfernen Ortschaften Jahrhunderte lang und leben fast noch jetzt unbeachtet dahin, ihrem Ackerbau und ihrer einsamen Fischerei ergeben, den langen Winter hindurch von der Welt fast abgeschnitten, wenn der Sturm tobt, die See rast oder das Ufereis jede Annäherung an das Land unmöglich macht. So hat sich gerade auf Mönchgut vieles Alte in Sitten und Trachten, Gewohnheiten und Anschauungen erhalten, und es erscheint nicht uninteressant, diese Eigentümlichkeiten kennen zu lernen, bevor sie verschwinden vor dem jährlich wachsenden Andrange der Fremden. Denn unser Verkehr ist eine alles überwältigende Macht geworden, die keinen Partikularismus mehr duldet, weder den staatlichen, noch den lokalen, noch den des häuslichen Herdes und kaum noch den der persönlichen Eigenart.

Alle Mönchguter hängen am Alten, Hergebrachten. Als einst mit ihnen über die Einführung eines neuen Gesangbuches verhandelt wurde, trat ein Bauer auf und sprach: „Wir Mönchguter sind die letzten gewesen, die aus Heiden Christen geworden

Viehtränken am Abend.

sind. Wir wollen auch die letzten sein, die das neue Gesangbuch annehmen." Der Leiter der Verhandlung aber, der dies im Kirchenbuche berichtet, macht dazu die Bemerkung: Rustici Reddewitziani sunt grobiani (die Reddewitzer Bauern sind Grobiane). — Die Folge dieser Zähigkeit ist ihre Kirchlichkeit, das Festhalten am Glauben ebenso gut wie am Aberglauben, an alter Tracht wie alter Art. Doch sind sie durch zu häufige Neugierde Auswärtiger und durch den Spott ihrer Standesgenossen aus anderen Teilen der Insel scheu geworden und machen gern eine Heimlichkeit aus dem, was ihnen heilig und teuer ist — wer kann es ihnen verdenken!

Die Mönchguter sind Bauern, ja, aber bedeutend ist der Ackerbau nicht, denn ihr Acker ist entweder schlecht oder gering an Umfang. Fischer dagegen sind sie auch, sind sie alle, mögen sie guten, schlechten oder gar keinen Acker haben, und das Wasser gehört allen, daran haben sie alle denselben Anteil, und reich macht es keinen; reich ist denn auch unter den Mönchgutern keiner, aber wirklich arm auch nicht. So mag es kommen, daß es unter ihnen keinen Bauernstolz gibt, der sich doch sonst überall bei uns findet, und keine Standesunterschiede. Der Sohn des Bauern heiratet ganz fröhlich seines Vaters Magd; die einzige Erbin eines Bauernhofes läßt unter der Hand bei dem Fischerknecht, der ihr gefällt, anfragen, ob er nicht Lust habe, ihr Mann zu werden — und niemand findet etwas darin.

Erleichtert wird diese Standesgleichheit durch eine andere Sitte, die sich merkwürdigerweise auf der entgegengesetzten Seite von Deutschland, in Tirol, wiederfindet. Alle Mönchguter nennen sich unter einander Du, nennen auch die Fremden Du (wenn's nicht Badegäste sind), und nur die Respektspersonen, Pastor und Lehrer, werden hiervon meistens ausgenommen. Und alle nennen sich untereinander, als wenn sie eine einzige Familie bildeten, beim Vornamen, nicht beim Familiennamen, wissen die Vornamen der anderen auf der ganzen Halbinsel auch ganz genau. Ja, was das auffallendste ist: der Knecht nennt seinen Herrn beim Vornamen und Du (also völlige Gleichstellung), und die Magd nennt ihre Herrin ebenfalls Du, jedoch nicht mit dem Vornamen, sondern nur mit der Anrede „Hausfrau."

Wie kleiden sich nun diese Leute? Denn daß sie auch in dem Anzug gewisse Besonderheiten bewahrt haben werden, läßt sich erwarten. Ich schicke voraus, daß die Frau die gesamte Manns- und Frauenkleidung sozusagen von A bis Z selbst herstellt, ausgenommen den Brautkranz oder vielmehr die Brautkrone, die ganz aus gemachten Blumen besteht, den sommerlichen Strohhut der Männer und den ganz absonderlichen, auf unsern Bildern mehrfach sichtbaren Strohhut der Frauen, der aber nicht weiter im Handel zu haben ist, sondern nur in einer einzigen Fabrik im Königreich Sachsen expreß für die Mönchguterinnen angefertigt wird. Die Frau baut den Flachs, spinnt das Garn und webt ihre Leinewand im Winter auf dem Webstuhl, der in jeder Stube steht. Die Frau schert die Schafe (eine Art braune Heidschnucken, die den ganzen Sommer angepflöckt im Freien weiden), reinigt und kämmt und spinnt die Wolle und webt sie ebenfalls auf ihrem Webstuhl, häufig mit Baumwolle vermischt, zu derbem Stoff für Manns- und Frauenkleidung. Ja, sie färbt sogar den fertigen Stoff in das allbeliebte Blau, doch wird diese Arbeit jetzt mehr und mehr dem Färber in der Stadt übergeben. Schneidermeister gibt es auf Mönchgut nicht, die gesamte Schneiderei liegt in geübten weiblichen Händen, die nach fester Vorschrift arbeiten und von den sogenannten Moden da draußen sich sehr unabhängig fühlen. Da ist es eine Freude, eine Schneiderin zu sein, — und die Männer stehen sich nicht schlechter dabei, zumal was die Kosten betrifft.

Natürlich kann ich mich bei der Darstellung einiger charakteristischer Kleidungsstücke nur auf die hervortretendsten Äußerlichkeiten einlassen, wie sie auch auf unsern Bildern und besonders dem Trachtenbilde sich zeigen; die „Interieurs" des Anzugs habe ich nicht kennen gelernt.

Das erste, was bei der weiblichen Kleidung ins Auge fällt, während die sonst übliche Tracht nichts gerade auffallendes hat, ist die Kopfbedeckung. Dies ist eine ziemlich weit nach hinten hinausragende Kappe, steif, hart, wohl ein Pfund schwer und so dick wattiert, daß die Haare kaum Platz darunter finden; der äußere Überzug besteht aus schwarzem Tuch, jedoch häufig mit eingesetztem buntem Hinterdeckel und hinten her-

Kartoffelernte an Mönchgut.

Gang zum Abendmahl nach der Kirche von Middelhagen.

abfallenden schwarzen oder farbigen Seidenbändern. Festgehalten wird die Kappe durch Bänder nicht, sie hält sich auf andere Art. Denn bevor sie aufgesetzt wird, ist erst eine Vorbereitung für sie wie für den Kopf nötig. Für sie selbst, indem ein weißes Häubchen mit einem Rande von Spitzen hineingesteckt wird; dieser weiße Spitzenrand muß aber ein bis zwei Centimeter breit aus der Kappe hervorsehen und verleiht nachher dem Gesicht eine saubere, kleidsame Umrahmung. Für den Kopf aber, indem die Haare von allen Seiten hochgezogen, in ein Bündel zusammengefaßt und über dem Kopfe fest zusammengebunden werden, so daß sie wie ein Strohwisch emporstehen; über dies Gebäude wird dann die Kappe gestülpt oder eigentlich gezwängt, so daß sie ganz fest sitzt. Wer diese Kappe trägt, der trägt sie immer, vom Aufstehen bis zum Schlafengehen, Alltag und Sonntag. Freilich droht die Tracht zu verschwinden, doch sah ich in meinem Gasthof auch schon ein Kind, das zur Impfung gebracht war, mit dieser Kappe geschmückt. Über dieselbe wird im Sommer gern noch, wie schon erwähnt, ein Strohhut getragen, der Gesicht und Kappe vor der Sonne schützt und dessen von den jetzigen Modeformen etwas kräftig abweichende Gestalt schon darum gar nicht anders sein kann, als sie ist, weil der Hut eigentlich nur einen strohernen Überzug über die Kappe bildet.

Der auf dem Trachtenbilde besonders hervortretende weibliche Kragen wird nur zum heiligen Abendmahl angelegt, oder wenn

Stellen der Heringsnetze.

eine Wöchnerin ihren Kirchgang hält, sonst nie, und heißt darum auch der Abendmahlsmantel, obgleich er von einem Mantel nicht mehr an sich hat wie ein Frack von einem Überzieher. Er besteht eigentlich nur aus einem Rückenstück von schwarzem Tuch mit aufgenähten schwarzen Atlasstreifen, reicht nur bis zur Taille, ja er muß auch von dem Rücken nach unten hin noch tütenartig abstehen, was durch eingelegte steife Pappe bewirkt wird, während das buntseidene, mit Perlen, Schmelz u. dgl. besetzte Mieder auf der Brust völlig frei bleibt. Dagegen hat dieser Kragen oder Mantel an jeder seiner beiden Vorderkanten noch ein breites, nur oben und unten befestigtes Band von Atlas sitzen; unter diesen Bändern hindurch werden die Arme gesteckt, und so hält sich das sonderbare Kleidungsstück auf dem Rücken, zu dessen Verdeckung und Verschönerung es

allein bestimmt ist. — Die Landes- oder Volkstrachten, deren Originalität man bewundert und deren Verschwinden man bedauert, sind doch, wie sich auch an diesem Beispiel zeigt, schließlich nichts weiter als versteinerte Reste einer früheren, oft sehr verschrobenen Mode.

Die Frauenröcke, der oberste wie der zweite, sind Sonntags von schwarzem Tuch — Hochzeit, Begräbnis ꝛc. haben für Kleider, Mieder, Tücher ihre besonderen Farben, — unten herum mit hell- oder dunkelblauem Bande besetzt, und der oberste wird auf dem Gange zur Kirche, da die Leute meist weit zu gehen haben, stets so bauschig in die Höhe genommen, wie es unser Bild auf Seite 732 zeigt. Die gewöhnliche, buntfarbige Kirchenschürze ist für den Sommer mit weißen Spitzen besetzt, die Abendmahlsspitze aber darf nur von schwarzem Wollenstoff sein mit darauf genähten Bändern von schwarzer Seide.

Aber kein Teil der menschlichen Bekleidung fällt dem Besucher von Mönchgut so frappant in die Augen als die Beinkleider der Männer, die noch ganz allgemein getragen werden, und die gerade so aussehen, als hätte der Mann jedes Bein in einen kurzen Sack gesteckt und die beiden Säcke oben zusammengebunden. Und in der That — viel anders verhält sich die Sache auch nicht, nur daß der Stoff dieser Unaussprechlichen für die Arbeit aus grobem ungebleichtem Sackdrell, für den Sonntag aus weißer Leinwand besteht. Dieses wunderbare Kleidungsstück, das unendlich bequem sitzen muß und gar nicht im stande ist, durch niederträchtiges Platzen im unrichtigsten Augenblick einen ehrsamen Mann zur Verzweiflung und in die unglaublichste Situation zu bringen, wird einfach zusammengenäht aus zwei Streifen Zeug, die jeder etwa einen Meter breit sind und oben in dichten kleinen Falten an den Bund angesetzt werden. Auch dieser Bund besteht aus zwei Teilen, die vorn durch einen Knopf, hinten durch Bänder verbunden, durch diese Schnürung über den Hüften festgehalten und sonst ohne Träger oder Schnalle getragen werden. Man sieht, heimtückische Unglücksfälle sind hier kaum möglich, und ein peinliches Maßnehmen ist nicht nötig — dieser Doppelsack oder (ich bitte um Verzeihung!) männliche Unterrock paßt jedem. Er reicht aber nur bis an die Waden, unter ihm hervor kommen die langen Stiefeln, über ihn von oben bis weit über die Hüften fällt die dicke, blaue Jacke. Und doch ist auch dieses Beinkleid nur Überkleid für das eigentliche, das darunter sitzt und das aus einem unverwüstlich derben Stoffe, eigentlich einer Art Kunstwolle besteht, denn er wird von den Frauen aus allen möglichen alten, zerfaserten und neu gesponnenen Wollresten, mit jener Sparsamkeit hergestellt, die das ganze hiesige Wirtschaftsleben kennzeichnet.

Das Prachtstück der Männer aber ist der Abendmahlsrock, der ebenfalls nur als Überrock getragen wird. Er geht bis auf die Kniee oder noch tiefer herab, unter ihm müssen die Beinkleider aus schwarzer Glanzleinewand, die bis auf die halben Waden gehen, eine gute Handbreit hervorschauen, dann folgen nach unten die Stiefeln. Dieser Rock selbst nun ist fast sackartig ohne hervortretende oder anschließende Taille geschnitten, doch hat er Schöße. Oben endet er in einen Stehkragen, der aber so hoch ist, daß er die halben Ohren bedeckt und daß sich unter ihm der Stehkragen der Jacke, die unter dem Rock, und der Stehkragen der Weste, die unter der Jacke getragen wird, bequem verbergen können. Daß an allen diesen Stücken kein Mangel an Knöpfen sein darf, versteht sich von selbst. Zu diesem Rock gehört denn auch der hohe Hut, der Cylinder, aber auch nur zu ihm. In diesem Rock, wie gesagt, geht der Mann zum heiligen Abendmahl, darin läßt er sich auch trauen, die Frau aber nicht in ihrem Abendmahlsmantel; dafür hat sie noch ihren besonderen Schmuck. Aber beide Kleidungsstücke sind nur „Staat,“ gewissermaßen Hoftracht für die Fälle, wo man dem lieben Gott in besonderer Weise nahe tritt; zum Warmhalten des Körpers sind sie weder tauglich noch berechnet. Eins erkennt man indes aus diesen Trachten sehr deutlich: wie hoch die Feier des heiligen Abendmahls bei diesen Leuten in Ehren stehe, wie oft sie besucht werden muß. Und in der That ist es noch heute feste Sitte, daß vor jeder Hochzeit das Brautpaar, vor jeder Geburt eines Kindes das Ehepaar zum heiligen Abendmahl geht, und müßte es um ihretwillen allein gefeiert werden.

Will sich aber die Mönchguterin ganz besonders schmücken, so ist auch bei ihr vom

Aalfang an der Küste zwischen Lobbe und Thiessow.

Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt: sie nimmt einen kleinen Strang Haare des Vorderkopfes und klebt ihn, wenn nötig mit etwas Mehlkleister, in Form einer Locke auf ihrer Stirne fest — dann aber ist sie hors de concours! Wie ähnlich sehen sich die Herzen, die Wünsche, die Mittel, die Menschen doch überall!

Das Wasser ist der zweite Acker, auf dem der mönchguter Bauer erntet. Hier kann jeder ernten, wer will, denn die Fischerei auf der Ostsee ist absolut frei und Saat und Dünger und Bestellung braucht dieser Acker nicht, aber seine Ernten sind unsicher. Da die ländliche und die Wasserarbeit im allgemeinen in verschiedene Zeiten fallen, so kann er beide Gewerbe gut miteinander verbinden, und obwohl der Gewinn aus beiden nicht bedeutend ist, so decken sie ihm doch miteinander den Tisch.

„Ausmachen" der Heringe am Südstrand von Göhren.

Die Fische, die man um Mönchgut her fängt, sind in der Hauptsache nur drei Arten: der Hering, der Aal und der Flunder oder die Scholle. Und das eigentümliche an der hiesigen Fischerei ist, daß man nicht, wie sonst auf hoher See üblich, mit dem Schleppnetz die Fische zu fangen oder mit Angelschnüren sie zu ködern sucht, sondern daß man es ihnen mit einer gewissen überlegenen Liberalität überläßt, sich selbst zu fangen, und nur die Gelegenheit zu dieser Unbesonnenheit stellt man ihnen zur Verfügung.

Der Hauptfang des Herings fällt in den Frühling, wenn er aus den unbekannten Tiefen des Weltmeeres herankommt, um in den stillen Buchten zu laichen. Dann stellt man in den Wegen des Fisches lange, lange Wände aus Netzwerk auf, Wehre genannt, die von der Oberfläche des Wassers bis auf den Boden reichen und hier durch hölzerne Anker festgehalten werden. Diese sogenannten Anker, die auch unser obenstehendes Bild zeigt, und die den Vorteil haben, daß sie sich der Fischer selbst machen kann, sind eigentlich eine Art Korb, gebildet aus vier 2—3 Fuß langen, nach außen gekrümmten zähen Stangen, die oben und unten fest verschnürt und im Kreise herum so gestellt sind, daß sie zwischen

Hand in Hand. Motiv aus Mön.

…chsgut. Gemalt von A. Ahrendts.

sich einen leeren Raum lassen, der durch einen schweren Stein ausgefüllt ist; ich habe sie in langen Reihen am Strande stehen sehen. Jene lange Netzwand nun hat in der Mitte ihrer ganzen Länge eine durch Pfähle hergestellte Einbuchtung, welche an ihrem hintersten Ende in die Öffnung der runden Netze führt, die man Reusen nennt und die so eingerichtet sind, daß sie dem Fische wohl den Eingang, nicht aber den Ausgang gestatten. Kommt nun der Hering an diese Wände, so streicht er an ihnen hin und wird von ihnen wie von selbst in die Reusen geführt. Dieses Netzwerk bleibt die ganze Fangzeit über stehen, jeden Morgen aber fährt der Fischer hinaus und holt heim, was er in den Reusen findet.

Ebenso wird im Herbst der schwere und delikate See-Aal gefangen, während der weit weniger wertvolle Land-Aal im Winter gestochen wird. Dies geschieht an verhältnismäßig flachen, am Boden mit Seegras bedeckten Stellen, in welchem sich dieser Aal gern aufhält, und wird ausgeführt mit einem hufeisenförmigen, an langer Stange sitzenden Instrument, aus dem scharfe, mit Widerhaken versehene Spitzen nach unten zielen. Der Fischer stößt damit aus dem Boote aufs geradewohl in das Seegras und fühlt es, wenn er einen Aal getroffen hat. Doch ist es keine gute Jagdart, weil so viele Tiere dabei doch nur angestochen aber nicht gefangen werden, also an ihrer nutzlosen Verwundung zu Grunde gehen müssen; wenn ich nicht irre, ist sie auch verboten oder ihre Ausübung irgendwie beschränkt.

Flundern und Herbstheringe werden meistens in sogenannten „Mantzen“ gefangen. Das sind ebenfalls senkrecht im Wasser stehende Netze, welche den Fischen gerade wie die oben genannten Wehren den Weg verstellen. Diese Mantzen aber sind so weitmaschig, daß der Fisch versuchen kann, hindurchzuschlüpfen, und doch nicht weit genug, um ihn hindurchzulassen. So bleibt denn der arme Hering mit den Kiemen, der Flunder mit den Flossen seines hohen Rückens darin hängen. Dabei versteht es sich aber von selbst, daß die für Heringe bestimmten Mantzen weit engere Maschen haben müssen als die für Flundern, und daß diese Fangart überhaupt etwas sehr Unzuverlässiges hat. Sie wird deshalb auch meistens nur von älteren Leuten betrieben, die zu schwerer Arbeit nicht mehr taugen und doch mit leichter Mühe noch einen kleinen Erwerb suchen möchten. Des Morgens wird nach den Mantzen hinausgefahren, und die in den Maschen hängen gebliebenen Fische werden „ab- oder ausgemacht,“ wie es unser Bild zeigt.

Dieses Bild stellt auch die Merkzeichen oder „Marken“ dar zum Wiederfinden der versenkten Netze, und ich möchte um die Erlaubnis bitten, über dieses in Mönchgut sehr ausgebildete und für den Wasserverkehr unentbehrliche Markenwesen noch ein paar Erläuterungen zu geben. Man hat hierbei vier Arten von Marken zu unterscheiden: die persönliche, die Netz-, die Kreuz- und die Lotsenmarke. Was die erstere betrifft, so hat jedermann auf dieser Halbinsel seine Privatmarke, wie jeder Edelmann sein Wappen hat. Diese Marke ist ein Kreuz in verschiedener Gestalt, ein Dreieck, Quadrat, Spaten, Anker, Schiff oder dergl., ist Familieneigentum, jedermann bekannt und wird auf jedem Besitzstück, besonders für den Seedienst, angebracht. Findet man also ein schwimmendes Ruder, einen verlorenen Anker oder sonst ein Stück Fischerei- oder Ackergerät, so sieht man nur nach der Marke, und man weiß sofort, an wen man das Gefundene abzuliefern hat; es kann auch auf diese Art niemals das Recht auf den Besitz einer Sache zweifelhaft oder streitig werden.

Die Netzmarken sind, wie unser Bild zeigt, Stöcke mit Fähnchen oder Lappen daran, die bei den Netzen schwimmend erhalten werden. Um diese Aufgabe zu lösen, ist folgende Konstruktion erforderlich. Der Stab geht an seinem unteren Ende durch einen dicken, im Wasser aufrecht schwimmenden Cylinder von Holz; an seiner unteren, aus dem Cylinder heraussehenden Spitze, trägt der Stock eine eiserne Öse, und an dieser sitzt ein Strick, der unten auf dem Grunde wieder an einem Stein befestigt ist. Erst auf diese Art „steht“ die kleine Flagge wirklich über dem Wasser und kann ihre Schuldigkeit thun.

Und doch genügt diese Anstalt noch nicht, da die kleinen Fähnchen sich zu wenig über das Wasser erheben, um aus der Ferne oder bei dicker Luft anders als in nächster Nähe sichtbar zu sein. Der Fischer muß noch eine „Land- oder Kreuzmarke“ hinzufügen, um ganz genau den Ort seines Netzes

wiederfinden zu können. Diese Marken sind keine Dinge, sondern willkürlich genommene Standpunkte oder Richtungen. Also: der Fischer befindet sich in geeigneter Entfernung vom Ufer an einer Stelle, wo er seine „Wehre“ anbringen möchte. Er blickt nach dem Strande und stellt sein Boot so, daß nach halb links zwei Gegenstände an Land, z. B. ein Baum und ein Haus, für sein Auge in einer Linie zu stehen kommen. Darauf wendet er seinen Blick halb rechts nach der Küste und sucht auch dort zwei Dinge, z. B. einen Busch am Strande und einen dahinter liegenden Berg, für sein Auge in eine Linie zu bringen. Endlich sucht er mit seinem Boote den Punkt, wo diese beiden ins Auge gefaßten Sehlinien zusammentreffen oder sich kreuzen, von wo aus er sowohl den Baum und das Haus nach links, wie den Strauch und den Baum nach rechts in einer Linie sieht — und hier, an diesem Punkte, stellt er sein Netz auf. Das ist seine untrügliche „Kreuzmarke“ für den Gesamtplatz des Netzes, während die kleinen Flaggen nur dessen Enden, die Lage der Reusen ꝛc. markieren.

Noch wichtiger, weil für die allgemeine Sicherheit der Schiffahrt bestimmt, sind die Lotsenmarken. Das sind hoch- und freistehende, weithin über das Wasser sichtbare Gegenstände auf dem Festlande, meist Bäume oder Baumgruppen auf Bergen oder Vorgebirgen. Diese Merkzeichen, die den Lotsen bei Tage ebenso unentbehrlich sind wie die Leuchttürme bei Nacht, sind förmlich geheiligt und der Privatverfügung entzogen. Sie tragen ein kleines Schild mit der Inschrift „Lotsenmarke,“ und sind es Bäume, so sind sie unverletzlich. Solche Lotsenmarken werden wohl auch an anderen Küsten üblich sein, die Kreuzmarken jedoch sind nur möglich an einer mit so viel Einbuchtungen und daher mit so viel Staffage versehenen Küste, wie die hiesige ist. Übrigens sind sie auch nur nötig bei einer Strandfischerei, wie sie hier betrieben wird, wo man die Netze sich selbst überläßt und nachher wieder aufsuchen muß.

Man kann doch aber nicht nach Rügen fahren, nur um das Mönchgut zu besuchen. So setzte ich endlich meinen Stab weiter und ging über den Badeort Sellin nach dem „Jagdschloß“ des Fürsten Putbus. Dies ist ein Prachtbau, nach Art einer Ritterburg, schwer, viereckig, massiv, von runden Türmen flankiert und von einem runden „Bergfried“ hoch überragt. So steht es in tiefer Einsamkeit mitten in dem weiten Granitzwalde und auf einer 110 Meter hohen Erhebung desselben. 1837—43 ist es nach Schlüters Entwürfen gebaut und birgt in seinem Innern eine ganze Reihe sehenswerter Gemälde und Kostbarkeiten. Die Aussicht von diesem Turme, den man auf 154 Stufen ersteigt, wie von dem Arndt-Turme auf dem Rugard bei Bergen, bietet ein großartiges Panorama, denn sie umfaßt die ganze Insel, das Meer und die pommerschen Küsten, aber — eine wie die andere ist gefährlich. Denn unzweifelhaft kommt man oben erhitzt an und bleibt in diesem Zustande während der ganzen Umschau dem heftigen und kalten Winde ausgesetzt, der fast immer in jenen Höhen weht.

Nachdem ich bei dem Wirtshause, welches in der Nähe des Jagdschlosses liegt, geholfen hatte, die zahmen Hirsche zu füttern, die sich dort jeden Morgen einstellen, um ihr Frühstück aus der Hand der Menschen zu nehmen, begab ich mich über das reizend zwischen Wald und Wasser gelegene Seebad Binz zunächst nach Putbus, da nördlich hinauf nach Saßnitz zu gelangen nur mit den größten Schwierigkeiten oder Kosten möglich gewesen wäre. Putbus mit seinem Lauterbach und schönem Park, mit seinem edlen Schloß und berühmten „Cirkus“ ist so bekannt, daß ich auf dessen genauere Schilderung billig verzichte. Eins aber war mir interessant. Nicht weit vom Schloß liegt im Park der „Fürstensalon,“ ein eleganter öffentlicher Tanzsaal, und Wand an Wand mit diesem, ebenfalls ein Teil des „Salons“ — die Kirche, oder doch ein als Kirche für Putbus benutzter gottesdienstlicher Raum. Wie ist das möglich? Der Marktflecken Putbus, der jetzt 2000 Einwohner, ein Pädagogium, alle Herrlichkeiten eines modernen Badeortes besitzt und für die Perle von Rügen gilt, ist erst 1810 durch den Fürsten Wilhelm Malte gegründet. Dieser Gründer aber war ein Kind seiner Zeit. Als er den schönen Körper von Putbus schuf, vergaß er, demselben die Seele zu geben.

Über die Haupt- und Kreisstadt Rügens, das freundliche kleine Bergen, das genau so hoch liegt wie die Spitze des Marienkirch-

turmes in Stralsund, gelangte ich gegen Abend nach dem Städtchen Sagard, um dort zu übernachten. Ich hatte Zeit, man machte mich auf das in der Nähe des Ortes gelegene Hünengrab aufmerksam, und ich habe meinen Spaziergang dahin nicht bedauert. Ich meinerseits hatte noch kein Hünengrab gesehen, und da es manchem der geehrten Leser ebenso gehen könnte, so bitte ich um Erlaubnis, dies Sagarder zu beschreiben, um so mehr, als es zu den stattlichsten gehört, die es gibt, wie ich mich später überzeugt habe. Das Grab ist heute noch unberührt — welche Pietät in so vielen hundert Jahren! jetzt allerdings wachen die Behörden über die Ruhe dieser alten Toten. Dasselbe offenbart sich auf den ersten Blick nicht als ein natürlicher Hügel, sondern als ein riesiges Menschenwerk, das noch weit achtungswerter erscheint, wenn man bedenkt, daß es zur Zeit seiner Entstehung gewiß noch keine Schubkarren zum Erdefahren gab. Ich habe es, so gut ich konnte, gemessen. Vor mir stand ein mächtiger ovaler, mit Gras überzogener und mit zerstreutem Buschwerk an den Seiten bewachsener Hügel aus Erde, dessen Höhe ich auf etwa 40 Fuß schätzen mußte, oben mäßig gewölbt, die Böschungen ringsum in gleicher Neigung abfallend. Seine obere Kappe maß von einem Abfall bis zum anderen 9 Schritt in der Breite und 13 Schritt in der Länge, um aber den Fuß des Grabes zu umschreiten, gebrauchte ich 222 Schritt. Dieser mächtige Bau ist angelegt mit ganz besonderer Auswahl des Ortes. Auf der höchsten Erhebung des von allen Seiten frei und gleichmäßig ansteigenden Geländes gelegen, bildet dieser Grabhügel ein weithin über Land und Wasser sichtbares Denkmal; als ich auf seinem Gipfel stand und den wundervollen Ausblick über die Rügenschen Fluren und den in goldener Abendsonne daliegenden Jasmunder Bodden bis nach Arkona hinauf genoß, da verstand ich wohl, warum man den großen Toten gerade hierher gebettet. Wie ungeheuer hat sich die Menschenwelt geändert, seit dieser Held unter mir sie nicht gesehen, und wie gleich ist sich die Natur in ihrer Schönheit geblieben! Die Vögel in dem Gebüsch am Hünengrabe sangen ihr Abendlied, während das kleine Mädchen, das mit mir gegangen war, mir erzählte, daß in diesem Berge Zwerge wohnten.

Am anderen Morgen ging ich nach Stubbenkammer. In engem Wege begegnete mir auf einem Leiterwagen ein schwarzer Sarg ohne den geringsten Schmuck, begleitet von vier schlichten Männern im Kirchenrock. Und als ich dann im tiefen Walde vor einem alleinstehenden Häuschen anhielt, um nach dem Wege zu fragen, erzählte mir die Frau, der Tote, dem ich begegnet, sei vor einigen Tagen am einsamen Strande zwischen Saßnitz und Stubbenkammer ermordet gefunden, seiner Habe beraubt bis auf eine Zahnbürste. So wanderte ich weiter durch den dunkeln Buchenwald, auf weit und breit mutterseelenallein, weit und breit absolut unbekannt, und wenn ich hier umkam, so war ich ein verschollener Fremdling, wie jener, der nun schlafen ging. Dies Gefühl der Verschollenheit bei lebendigem Leibe ist, ich kann es nicht leugnen, unbehaglich, der ermordete Fremde bildete doch eine düstere Kehrseite der Medaille, deren glänzende Schauseite das Bild der hiesigen hohen Naturschönheiten zeigt, und ich fand, daß es angenehmer ist, eine Fußreise zu zweien als allein zu machen.

Vielleicht war auch dies der Grund, daß kurz vor Stubbenkammer der Hertasee, wo ich wieder Menschen traf, mir nicht so melancholisch und düster erschien, wie er sonst geschildert wird. Jedenfalls kann er sich weder mit dem Jordansee auf Wollin noch mit dem Uklei in Holstein, seinen landschaftlichen Kollegen, messen, was Ausdehnung und charaktervolle Schönheit betrifft.

Dagegen ist Stubbenkammer einzig in seiner Art und hat seines Gleichen nicht in Deutschland, vielleicht in der ganzen Welt. Was ist Stubbenkammer? Sehr wenig: eine hohe, bewaldete Seekante mit einem großen und eleganten Wirtshause dahinter. Diese Küste nun hat eine wechselnde Höhe von 120—130 Meter und besteht aus reiner, weißer Kreide, die nach der See zu teils in senkrecht abfallenden Felswänden, teils in davor stehenden spitzen Pfeilern sich darstellt. Die ganze Stubnitz ist Kreide, weshalb im Innern der Landschaft an mehreren Orten auch gut gedeihende Kreideschlemmereien bestehen, und die ganze Wasserkante von Saßnitz her, die den berühmten, aber anstrengenden dreistündigen Strandweg darbietet, ist Kreide. Zu ihrer höchsten Vollendung aber steigert sich diese eigen-

tümliche Kreidelandschaft erst auf dem kurzen Strich, den man Stubbenkammer nennt und der von Süden, also von Saßnitz her, nach Norden sich gliedert in Klein-Stubbenkammer mit der Viktoria- und der Wilhelmssicht, in die Schlucht mit der Golgathaquelle und jenseits derselben in Groß-Stubbenkammer mit dem Königsstuhl. Das ist die nüchterne geographische Beschreibung, die aber mit dem ästhetischen Genuß wenig zu thun hat. Dieser Genuß wieder ist ein doppelter: von unten oder vom Wasser aus, und von oben; und ich wage nicht zu entscheiden, welcher der größere ist. Es ist doch etwas ganz besonderes, diese gewaltigen, schneeweißen Wände und Pfeiler, die den Wald auf ihrem Haupte tragen, direkt vor sich zu haben, wie sie ihre breite Brust nackt und stolz dem Ansturme der unendlichen, ihre Füße waschenden Wassermassen entgegenhalten und doch wieder so gefällig auseinandertreten, damit der grüne Wald durch die Schlucht zwischen ihnen in breitem Strome hinausfluten kann zu dem Wasser, als hätte er in seinem freundlichen Sinn die Vermittlerrolle übernommen zwischen zwei trotzigen Gegnern und wolle das Meer bitten, doch diese Schönheit nicht wieder zu zerstören, die aus ihm selbst geboren ist. Einen seltsam märchenhaften Eindruck macht diese ungewöhnliche Szenerie, die so ganz verschieden ist von sonstiger landschaftlicher Schönheit, auf den Beschauer immer; kommt dann aber, wie es öfter geschieht, am Abend noch künstliche Beleuchtung von seiten eines Schiffes durch elektrisches Licht oder durch bengalische Flammen hinzu, so kann wohl ein Bild und eine Wirkung entstehen von unübertrefflichem Zauber. Anders von oben. Auch hier treten Gegensätze hervor in Farben und Tönen, aber nicht feindlich, sondern so, daß sie sich ergänzen zu wundervollen Harmonien. Hier grenzt für das Auge die schimmernd weiße Farbe des Gesteins unmittelbar an das satte Blau des majestätischen, endlosen Wasserspiegels, anmutig auf den ernsten weißen Stirnen ruht das grüne Lockenhaar von Baum und Busch, und allumfassend, alles versöhnend und verklärend spannt sich über diesem Dreiklang schöner Farben das zarte Himmelblau eines duftigen Sommertages aus. Aber damit nicht genug. Zu diesen Tinten diese Töne! Während du nach vorn blickst, über den Abgrund geneigt, stehst du unter den letzten Zweigen eines meilengroßen, herrlichen Buchenwaldes, aus dessen Schatten jauchzender Vogelgesang in hundert Melodien dich umschmeichelt, während aus der Tiefe zu deinen Füßen das grandiose Rauschen des Meeres die ernsten Pedalakkorde liefert zu den heiter flötenden Oberstimmen — aufgeführt von Wogen und Wald ein figurierter Bachscher Choral, wo die Bässe die gewaltige Melodie, Tenor und Sopran aber die spielenden Figuren zu singen haben, — und alles, was hier zusammenwirkt, wie ein einziges großes Halleluja zur Ehre Gottes.

Nach Saßnitz mußte ich, da ich Eile hatte, leider fahren. Aber so schön der Wald, so schauderhaft der Weg, so schauderhaft, daß der Kutscher oft quer in den unwegsamen Wald hineinfuhr und erklärte: Wenn wir hier umwerfen, so wissen wir doch wenigstens, wohin wir fallen; bleiben wir aber auf dem hohen und grundlosen Straßendamm, so werfen wir ganz sicher um, überschlagen uns mehrere Male und wissen gar nicht, wohin wir zuletzt geraten. An allen schiefen Stellen des Weges hoppften wir in dem leichten und völlig leeren Gefährt fleißig hin und her, so daß es den drei Pferden richtig gelang, uns zwei Männer unzerbrochen an unserem Ziele abzuliefern.

Rügen war in diesem Jahre auf unerhörte Weise überfüllt von Fremden, so daß man in den verkehrsreichen Gegenden den Tag über in ernstlicher Sorge sein mußte, ob man die Nacht würde in einem Bett schlafen können. Ich selbst habe an einem Abend von Ort zu Ort fahren müssen, bis ich Aufnahme fand, und von einem Wirte in Saßnitz wurde erzählt, er habe für einen Stuhl während der Nacht drei Mark, für einen Sitzplatz auf dem Sopha vier Mark, also für das ganze Sopha zwölf Mark verlangt und erhalten. Und dabei strömte es noch immerfort zu Fuß und zu Wagen auf allen Wegen nach Saßnitz hin. Und dazu bekommt Saßnitz nächstes Jahr noch einen Hafen und eine Eisenbahn, die beide schon im Bau begriffen sind. Man braucht noch kein gewiegter Bankier zu sein, um „seinen werten Kunden“ Grunderwerb und Häuserbau in Saßnitz als eine sehr „solide Kapitalsanlage“ empfehlen zu können.

Wiener Feuilleton.

Von Ferdinand Groß.

(Wien als Fremdenstadt. — Eine Bildergalerie. — Sport-Interessen. — Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges. — Vom Burgtheater.)

Wenn in Hebbels „Maria Magdalena" der Tischlermeister Anton erklärt: „Ich kenne die Welt nicht mehr," so möchte ich, in Nachahmung dieses berühmten Musters, versichern: „Ich kenne Wien nicht mehr" — wenigstens nicht in diesem Sommer, wenigstens nicht unter so ungewöhnlichen Umständen, wie sie derzeit obwalten. Nein, das ist heuer nicht das Wien, dessen Weise Eingeborenen und Eingewohnten als die natürliche, die selbstverständliche erscheint. Sie müssen nämlich wissen, daß in regelrechten Zeitläuften das Wien des Sommers eine gar andere Physiognomie trägt als jenes des Winters. Ein Wiener will es nicht gerne Wort haben, aber die Unparteilichkeit zwingt Einen, es zuzugestehen: Wien ist während der Monate Juni, Juli und August eine tote Stadt, ein Fleck Erde, auf welchem nur zurückbleibt, wer unbedingt muß, und aus welchem wer sich irgendwie diesen Schein von Freiheit zu verschaffen mag am Abend so früh als möglich entflieht, um am nächsten Morgen so spät als möglich zurückzukehren. Wer keinen Badeort aufsuchen, keine Ferienreise unternehmen kann, der mietet mindestens eine sogenannte Landwohnung — ich sage: eine sogenannte, weil die zum Gesetz gewordene Sitte ihre Wirkungen so mächtig ausübt, daß man sich — wenn die finanziellen Mittel nichts Besseres gestatten — mit Weib und Kind in einen engen, schwülen Pferch in reizloser Gegend einspannt; so verschwenderisch die Natur Wien im Süden und Westen mit Gaben der Schönheit überschüttet hat, so wenig Augenweide bietet die Umgebung im Osten und im Norden, aber da in diesen Himmelsgegenden die größere Wohlfeilheit herrscht, so finden sich Kunden auch für sie, denn eine Sommerwohnung muß der Wiener haben, und kann es keine angenehme sein, in der man sich wirklich erholt, so thuts zur Not eine unangenehme, die Einem doch vor den Leuten den Nimbus verschafft, eine Villeggiatur bezogen zu haben. Wir Wiener sind offenherzige Naturen; jeden unserer Fehler, jeden unserer Irrtümer gestehen wir willig ein, nur ein Geständnis wird niemand uns entlocken: daß wir im Sommer nicht aufs Land übersiedeln können. Diese Eigenheit hat sich herausgebildet aus dem Umstande, daß Berge und Wälder uns in die Stuben hineingucken, daß wir mit einem Reichtum begnadet sind, den Anastasius Grün malerisch in die Verse zusammengefaßt hat:

> „Viel gold'ne Rebgelände breiten
> Den weiten Kranz ums Donaubette,
> Als ob hier Fluß- und Weingott streiten,
> Sich überbietend in die Wette."

Wien besitzt in seiner herrlichen Umgebung einen Schatz, aber es leidet auch unter ihr, denn der Zug aus der Stadt hinaus in die Schatten und auf die Matten des Wienerwaldes hat sich für alle Zeit und mit Beeinflussung aller Schichten der Gesellschaft so nachdrücklich geltend gemacht, daß das Weichbild der Stadt alljährlich notgedrungen einen Sommerschlaf halten muß. Damit ist es auch erklärt, daß bei uns keine jener Unternehmungen blüht, die an anderen Orten fröhlich gedeihen: Sommertheater, zoologische oder Palmengärten, Vergnügungsetablissements unter freiem Himmel u. s. w. Was nach dieser Richtung hier versucht wurde, ist kläglich gescheitert. Es fehlt an einheimischem Publikum dafür, und der Fremde ... nun der Fremde hat wenig Lust, sich in einer Stadt aufzuhalten, wo er nicht die eingelebte Bevölkerung antrifft und mit ihr in Berührung kommt. Er mag im sommerlichen Wien leicht die Empfindungen eines Gastes durchgekostet haben, der irgendwohin höflichst eingeladen wird, bei seiner Ankunft aber den Hausherrn ausgeflogen findet und sichs ohne diesen so bequem machen soll, wie ihm eben beliebt. Da die Einheimischen Ende Mai die Flucht er-

griffen, fühlten die Fremden sich abgeschreckt; da die Fremden nur in geringer Anzahl herbeikamen, sagten die Wiener sich: sie hätten keine Ursache, am häuslichen Herde zu verweilen — es war ein circulus vitiosus, aus welchem kein Ausweg sich darbot. Heuer hat sich das alles wenigstens teilweise geändert: Ein starker Prozentsatz der Bevölkerung bleibt in Wien oder geht nur auf kurze Zeit fort, und diese Thatsache wirkt anregend und aneifernd auf den Fremdenverkehr; der Weltstrom der Touristen lenkt einen seiner tausend Arme hierher ab, und so wissen die Wiener sich moralisch verpflichtet, nicht so massenhaft und nicht auf so lange davonzueilen wie sonst — abermals ein circulus vitiosus, jedoch diesmal ein erfreulicher, einer, der der Stadt und ihren materiellen Interessen zugutekommt. Der Umschwung ist ein so markanter, daß er sogar die Ferien der beiden Hoftheater umgestaltet hat. Seit Menschengedenken waren im Sommer Burg- und Operntheater zugleich geschlossen, die Privatbühnen beeilten sich, aus Furcht vor dem Defizit ihre Thore zu sperren; dem Touristen stand im Sommer nur das Fürsttheater im Prater zur Verfügung, eine aus Brettern gefügte Bude, in welcher läppische Lokalstücke läppisch dargestellt werden. Heuer wechseln Burg- und Operntheater mit ihren Ferien ab, und wenn die Privatbühnen aus Ehrfurcht vor der Tradition ihre Pforten zugethan halten, so nimmt man ihren Führern diese Maßregel als geschäftliche Ungeschicklichkeit übel und meint, sie hätten sich freiwillig um ansehnliche Einnahmen gebracht. Das „Deutsche Volkstheater“ war bis Ende Juni gut besucht, es verlängerte seine Spielzeit über den ursprünglich gefaßten Plan hinaus, und wenn es endlich seine Aufführungen abbrach, so that es dies unter dem Zwange, daß der Bühnenraum gebieterisch einer baulichen Umgestaltung bedarf. Die land- und forstwirtschaftliche Ausstellung ist es, welche den merkwürdigen Umschwung hervorgebracht hat. Fachleute aus aller Herren Länder kommen hierher, um zu sehen und zu lernen. Aber auch wer wenig oder nichts von der Sache versteht, reiht sich mit Vergnügen den Besuchern der Ausstellung an. Diese ist in Mode gekommen, und die Mode versteht es, als absolute Königin zu herrschen und sich zu behaupten! Man geht in die Ausstellung, ohne dort etwas anderes zu suchen, als ein Stelldichein mit guten Bekannten, einen heiteren Abend bei Musik und Bier und Wein und — was eine Hauptsache geworden ist — bei dem schimmernden Farbenspiele der Fontaine lumineuse, des Leuchtbrunnens . . .

Damit keine Einförmigkeit eintrete, gruppieren sich um den ständigen Kern der Ausstellung soundsoviele wechselnde Spezialausstellungen — es sind ihrer, glaube ich, ein halbes Hundert — welche für reiche Abwechslung sorgen: heute Hunde, morgen Rosen, das eine Mal Spargel, das andere Mal Mastschweine, am Sonntag Pferde, am Montag Schafe — Herz mein Herz, was willst du noch mehr?

Im August wird das Deutsche Sängerbundesfest das heilsame Werk der land- und forstwirtschaftlichen Ausstellung fortsetzen — wir verbleiben also im Ausnahmszustande, was unser sommerliches Leben und Treiben betrifft. Und dieser Ausnahmszustand bringt es mit sich, daß auf allen Gebieten Regsamkeit herrscht. Sonst helfen sich „Kunstverein“ und „Künstlergenossenschaft“ über die schlimme Zeit mit allerlei Notbehelfen hinweg. Diesmal hat die Genossenschaft gerade in den Sommer eine der sehenswertesten Ausstellungen verlegt, welche zu bieten sie je in der Lage war. Schon zu wiederholten Malen haben hervorragende hiesige Mäcenaten ihre Sammlungen zur öffentlichen Schaustellung überlassen. Es ist dies ein höchst dankenswertes Beginnen, denn nicht jeder Kunstfreund weiß Mittel und Wege, um eine solche Galerie in der Privatbehausung des Besitzers zu genießen, zu studieren. Kann man man sie an einem jedermann zugänglichen Orte für Eintrittsgeld betrachten, so hat man niemandem Dank zu sagen, mag, frei von jedem gesellschaftlichen Zwange, so oft wiederkommen, als man will, und braucht nicht zu fürchten, jemanden zu stören. Der Besitzer hingegen, auch wenn er noch so wenig eitel ist, erfährt vielleicht mit einigem Interesse, welchen Eindruck der Gesamtcharakter seiner Sammlung auf den Unparteiischen hervorbringt, und die Äußerungen der Kunstkritik, welche sich durch eine solche Ausstellung zu einem Urteile gereizt sieht, ist auch nicht ohne Wert für ihn . . . Heuer finden wir auf dem Sommerprogramm des „Künstlerhauses“ die Gemäldegalerie des Freiherrn von Königswarter.

Als Prachtstück sticht ein männlicher Kopf von Van Dyck hervor, voll Leben und Wahrheit. Gegenüber ein Männerkopf von Denner, mit jener minutiösen Ausführung jeder Kleinigkeit, die wir in unserem Belvedere an zwei Dennerschen Porträts (alter Mann und alte Frau) oft bewundert haben. Ein „Kornfeld“ von Ruysdael besticht durch die Virtuosität, mit welcher das wogende Getreide wiedergegeben ist. Und welch' gewaltige Magnaten der Kunst fordern überdies unsere ehrfurchtsvolle Aufmerksamkeit heraus! Hobbema, Ostade, Molenaer, Brakenburg, Wynants, Van der Heyden, Maes, Craesbecke, Gonzales Coques, Jan Steen, Canaletto. Unter den Modernen wimmelt es von Meistern, die hier glanzvoll vertreten sind. Jeder ganz charakteristisch, so daß man sofort seine genaue Bekanntschaft macht. Wer sich hier mit Defreggers „Kriegsgeschichten,“ „Sepps erster Brief“ und mit seinen Studienköpfen befaßt, weiß das wichtigste über den ausgezeichneten Landsmann Andreas Hofers. Er kann ihn vergleichen mit Vautier, der dieselben Dinge so ganz anders sagt und vorträgt. Er dringt in das Wesen der beiden Achenbach ein (namentlich Andreas mit „Waldinneres in Norwegen“ erfreut durch große Auffassung der Natur), Grützner liefert ihm ein paar köstliche neue Variationen des oft angeschlagenen Themas, Gabriel Max verlegt in einen lieblichen Mädchenkopf die geheimnisvollen Augen, die er all' seinen Leuten schenkt. Mathias Schmid beweist, daß er die Mönche weniger harmlos auffaßt als Grützner, vorwiegend mit Ironie und Satire.

Die beiden Blaas entwickeln jeder die beste Seite: Julius im Reiterbildnisse Franz Joseph I die doppelte Fertigkeit als Porträtist und als Tiermaler, Eugen eine glückliche Heiterkeit in dem venetianischen Genrebild: „Das Marionettentheater im Kloster.“ Der lustige Spitzweg hängt neben Robin, dem Blumenfreunde, Calame, der treue Beabachter der Alpen, neben dem Marinemaler Gudin, den man den „zweiten Claude Larrain“ zubenannt hat, der gemütvolle Knaus neben Hildebrandt, dem koloristischen Virtuosen, die Altwiener Danhauser und Waldmüller wahnen als Genassen, der kühne Horace Bernet verträgt sich brüderlich mit dem verführerischen Diaz. Michael Munkacsy („Zigeunerlager“) überrascht durch den Baumschlag, den er zu malen versteht. Lenbach hat ein Porträt Defreggers beigesteuert, das allerdings sa offenbar nach Originalität heischt, daß Defregger Einem Furcht einflößen könnte. Angeli dakumentiert sich in den Bildnissen des Barans Königswarter, dessen Gattin und Tochter als der weltmännische Künstler, der als solcher keinen Rivalen zu scheuen hat. Unter den Aquarellen und Zeichnungen gibt es köstliche Rudolf Alt's. Dieser graße Aquarellist, der mit achtundsiebzig Jahren sa rüstig schafft, als drücke ihn ihre Last nicht im mindesten, hat die Sammlung durch sein eignes Porträt bereichert, ein Muster von künstlerischer und menschlicher Selbsterkenntnis. Auch ein Meissannier ist da: „Vorbereitung zum Duell,“ ein winziges Blättchen. Man würde fehlgehen, zu sagen, daß Meissonnier heute mit Gold aufgewogen wird. Zehnfach, zwanzigfach aufgewagen: das sagt bei Meissannier nach lange nicht, bis zu welchen Preisen seine Bilder empargestiegen sind. Die Haffnung möge ausgesprochen sein, daß nach und nach alle Besitzer bedeutender Galerien auf solche Art den Schleier hinwegziehen werden von dem Köstlichsten, was sie haben. Wer das thut, teilt mit den anderen; das Kunstwerk, das ich sehen, bewundern, in mich aufnehmen darf, ist mein gewarden, ich besitze es fast so gut wie derjenige, unter dessen Dach es nach der Ausstellung zurückkehrt. Und man wird zugeben, daß diese Gütergemeinschaft keine Gefahren in sich birgt . . .

Wie gesagt, die Ausstellung der Bilder des Freiherrn van Königswarter gehört mit zu den besanderen Merkmalen des Sammers 1890. In mancher Beziehung freilich gleicht dieser Sommer seinen Vorgängern geschwisterhaft. So z. B. sind auch diesmal mit dem Ende des Manates Juni die Wettrenn-Enthusiasten stille Leute geworden, und erst im Herbst werden sie wieder zu neuer Bethätigung erwachen. Obzwar ich kein Greis bin, erinnere ich mich recht wohl der Zeit, da in Wien die sportlichen Interessen auf einen engen Kreis aon Geburtsadeligen beschränkt war. Es galt für ein Vorrecht der „Caaaliere,“ sich für Pferde begeistern zu dürfen. Die graße Menge drängte sich zwar zu den Wettrennen, aber aus bloßer Neugierde, aus bloßer Lust an dem Schauspiele. Seither ist in Wien der bürgerliche Sportsman graßgewachsen. Heute wissen die weitesten Kreise, inbegriffen Damen und Studenten, was ein Favorit und ein Outsider, was ein tates Rennen, ein Three-beat-race, ein Tipster ist — und das hat der Totalisator mit seinen Gewinnstchancen gethan! Ganz Wien wettet auf Pferde, und wo der Spieltrieb mitspricht, da erwacht leicht fieberhafte Teilnahme — daher die Erklärung, wieso Wien sich in eine Spartstadt aerwandelt hat. Var einigen Jahren glaubte man wunder wie schlau zu handeln, als man die Neuerung einführte, niemand dürfe beim Tatalisatar weniger als fünf Gulden einsetzen — damit sollte den „kleinen Leuten“ die Beteiligung verwehrt sein. Diese Maßregel hatte nur zur Falge, daß sich zu jedem Rennen Wettgesellschaften bilden, die einen Fonds zusammenschießen und dann mit vereinten Kräften ihr Geld — meistens verlieren . . . Jetzt mögen die Stammgäste des Turf ausruhen, sicher, daß ihre Zeit wiederkommt, und daß sie nicht zum letztenmal sich für einen Faaorit begeisterten, der sie dann schmählich im Stich ließ. Alles wiederholt sich ja, und sa hat der Chronist es schwer, etwas überraschend Neues zu melden . . . Seitdem ich Ihnen zuletzt geschrieben, hat sich mancherlei ereignet, mit dessen Registrierung ich etwas spät käme. Soll ich Ihnen melden, daß Friedrich Krastel, der beliebte Held des Burgtheaters, sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Hafschauspieler gefeiert hat? Daß Helene Hartmann, einst (als Fräulein Schneeberger) die allerliebste Naiae des Burgtheaters, jetzt in das Fach der komischen Alten sich langsam hineinfindend, das gleiche Jubiläum, das ihr von den Zeitungen aufgemutzt wurde, durchaus nicht feiern wallte, weil sie allerdings var fünfundzwanzig Jahren am Burgtheater debutiert hade, aber erst vor dreiundzwanzig Jahren engagiert wurde? Daß man ihr diese Gnadenfrist gewährte — mit anticipierter Schadenfreude darüber, daß sie dann den heftigsten Oaatianen unmöglich werde entgehen können? Daß „Buffallo Bill,“ die spektakulöse Darstellung der Indianersitten, sich hier wenig rentierte und vorzeitig abgebrochen wurde? Daß man an einer Regulierung der Fiakertaxe — welche in Wien nur existiert, um überschritten zu werden – zum soundsovielten Male arbeitet? Daß wir jetzt fabelhaft billig reisen, seitdem auf den österreichischen Staatsbahnen der Zonentarif: ein Kreuzer per Kilometer, eingeführt worden? Daß wir mit freudiger Spannung der nahe bevorstehenden Hochzeit der Erzherzogin Maria Valerie entgegensehen, die in dem malerischen Ischl im Salzkammergute — dort, wo seinerzeit Franz Joseph um Elisabeth von Bayern warb — stattfinden wird? Daß wir uns in der Zukunft als echte und rechte Weltstädter umherstolzierend wahnen, seitdem ernstlich das Projekt beraten wird, Wien mit den Vorarten zu einer einzigen Gemeinde, zu Groß-Wien mit 1300000 Einwohnern, zu vereinigen?

Anstatt mich auf irgend etaas von alledem einzulassen, berichte ich lieber, daß unsere Theater in letzter Zeit wacker thätig waren. Am Burgtheater hat der neue Direktar, Herr Dr. Burckhardt, bisher keine Gelegenheit gefunden, sich zu diskreditieren. Scheint dieser junge Mann,

der plötzlich in die glänzende Stellung eines Nachfolgers von Laube, Dingelstedt und Wilbrandt hineingeschneit kömmt, überhaupt ein Glückskind zu sein, so bewährt sich sein guter Stern auch darin, daß in die ersten Tage seiner Führung ein angenehmes Ereignis fällt, an dem er aber so unschuldig ist wie ein neugebornes Kind. Eine Tragödin gastierte auf Engagement und eroberte sich das Publikum im Fluge. Dr. Förster, der unmittelbare Vorgänger Dr. Burckhardts, hatte sie ins Auge gefaßt; er war einer der Leiter des „Deutschen Theaters“ in Berlin; Fräulein Marie Pospischil spielte an dieser Bühne mit großem Erfolge, er kannte sie also genau und hielt sie für die prädestinierte Ersatzmännin der Wolter, welche den jüngeren Heroinen endlich entsagen muß. Was Dr. Förster gesät hat, das erntet Dr. Burckhardt. Man will ihm gerne zugutschreiben, daß er so passenden Nachwuchs aufzustöbern weiß. Frl. Pospischil, eine Pragerin, begann ihre Laufbahn als czechische Schauspielerin; um einen weiter gezogenen Wirkungskreis zu erlangen, ging sie zur deutschen Bühne über. Schönheit, ein modulationsfähiges Organ, bis ins kleinste Detail ausgebildetes Mienen- und Geberdenspiel, meisterhafte Beherrschung des Verses und ein klarer, scharfer, durchdringender Verstand setzen sie in die Lage, von der Szene herab die mächtigsten Wirkungen zu erzielen. Man fürchtete hier, daß aus ihrem Deutsch die Czechin herauszuhören sein werde; zu männiglicher Überraschung erwies sie sich in ihrer Gastrolle als diejenige, die unter allen Mitwirkenden das reinste, makelloseste Deutsch sprach. Unsere Hofschauspieler, die bedeutendsten nicht ausgenommen, verraten manchmal Anklänge an diesen oder jenen Dialekt (Charlotte Wolter an den Kölner, Adolf Sonnenthal an den ungarisch-deutschen), Marie Pospischil aber behandelt das Deutsche mit der Sorgfalt, die man einer fremden Sprache widmet, besonders dann, wenn sie Einem ganz und gar zu eigen geworden ist und man das schwer errungene Instrument ohne den Schatten eines Dauebengreifens möchte erklingen machen. Unsere Staatsmänner zerbrechen sich den Kopf über einen deutsch-böhmischen Ausgleich. In Fräulein Pospischil ist er gefunden.

Scheiden.

— Lebt wohl! — Will's Gott, auf Wiedersehn!
— Vielleicht auch lebe wohl für immer! —
Wie oft ist mir das Wort geschehn!
Die meisten aber sah ich nimmer.

Und hab' doch manches Freundes Gunst
Und lieben Mädchens auch besessen —
Vielleicht erlernt sich noch die Kunst,
Geliebte Menschen zu vergessen.

Hans Hoffmann.

Der Einsiedler vom Stiftingthal.

Ein Dichterbild. Von Carl von Vincenti.

(Abdruck verboten.)

Ein heißer, bleicher, zwingender Dichterkopf! Ihr Frauen hütet euch, ist auch das Haar, das in Ansatz und Fall an den Lisztkopf erinnert, bereits schneeweiß. Herb im Ausdruck, scharf im Schnitt, kräftig im Schwung ist er; das Dichterisch-Weiche hat sich in einen Leidenszug aufgelöst, der zwischen den Jochbeinen des pergamentfarbenen Gesichtes liegt; die Stirn, von Natur edel gemeißelt, ist durch unablässige Gedankenarbeit ausgebosselt, zwei Denkfalten haben sich zwischen den starken, weißen Brauen eingetieft; die bohrenden Augen entlodern weltvergessen, fast visionär, den tiefen Höhlen, der spärlich überschattete Mund ist beredt durch Verschlossenheit und Selbstüberwindung, das Kinn verrät starkes Wollen. So steht Robert Hamerlings Kopf aus den letzten Jahren vor unsern Augen; so gab ihn Doris Raab mit der Radiernadel wieder: ein Denkmalkopf!

Robert Hamerling im 24. Lebensjahre.

Es gibt nicht viele in der Erscheinung ausgeprägtere Köpfe als jener des Einsiedlers vom Stiftingthale gewesen. Nicht ganz so deutlich ausgeprägt für jedermann ist die geistige Physiognomie des Poeten der deutschen Ostmark. Es ward denn auch sein Bild von Gunst und Ungunst so mannigfach entstellt, daß es nicht ganz leicht ist, dasselbe Zug für Zug aus dem Lebenswerke des Dichters frei heraus vor dem Leser erstehen zu lassen. So ein geistiges Bildnis beansprucht eben eine ganze Reihe von Sitzungen, die nicht jedermanns Sache sind. Man muß den Dichter allen Ernstes lesen, ein Stück Arbeit und Genuß, wozu im verwirrenden Gedränge der Zeit nicht Viele genügende Sammlung aufzubringen imstande sind. Man muß sich ihm eine Zeitlang ganz hingeben, wenn man auch von ihm jene volle Hingabe verlangt, ohne welche kein gutes Porträt gelingen kann. Wie wenige aber vermögen sich heute den Alltag lange genug vom Leibe zu halten, um für diese Hingabe volle Empfänglichkeit zu bewahren! Ja, wie lange hält heute, inmitten des entzaubernden Tageslärms, jene Stimmung vor, welche unbedingt notwendig ist, um diesen Dichter im Lichte seines innersten Schaffens zu erfassen, festzuhalten, wiederzugeben? Ists doch beinahe eine geistige Moment-Aufnahme, denn ein greller Strahl, ein schriller Ton aus der tosenden Welt genügt bisweilen, um den glücklichen Augenblick zu verscheuchen.

Bei Hamerling ist die Aufgabe eine besonders schwierige, obwohl nach seinem Heimgang sich Viele, teils dafür, teils dagegen, leichten Herzens daran gemacht haben. Man hatte diesen Dichterkopf vorerst von dem häßlichen Staube zu reinigen, welchen unerquicklicher Hader um ihn aufgewirbelt hat,

wäre dies nicht schon von den Besseren, welche für die öffentliche Meinung aufkommen, besorgt worden. Aber auch über zünftige Mißgunst und politische Leidenschaft emporgehoben, bietet für den Fernstehenden dieser Dichterkopf in seinen Einzelheiten noch zu mancherlei Deutung und Verdeutung Anlaß. Es handelt sich hier um einen Kunstdichter in des Wortes eigentlicher, wenn auch vornehmster Bedeutung, bei welchem der Gegensatz zwischen Leben und Lebenswerk ein für unsere Zeit geradezu erstaunlicher gewesen ist. Wir haben es mit einem Einsamen, einem Weltflüchtigen, einem dem weitesten Volkstume Fremdgebliebenen, einem Klausner auf dem heiligen Dichterberge zu thun, dem es zwar nicht an Zusammenhang mit der Welt fehlte, der sich denselben jedoch erst auf künstlerischem Wege herstellen mußte.

Der Einsiedler vom Stiftingthal war fast zeitlebens ein kranker Mann. Die Welt war ihm versagt, ihr Rauschen zu gewaltig für die kranken Nerven dieses stillen Goldwebers der Poesie. Durch die Ferne abgedämpft, schwoll dies Rauschen an sein Ohr, er mußte es erst durch die zarten Organe seiner Kunst aufnehmen und in seine Seele leiten, um die Zeichen dichterisch zu deuten. Daher diese äußerste Sensitivität Hamerlings für jeden rauhen Schall, der in seine Poetenstube fiel, für jedes harte Wort, welches seine Seele in schmerzliche Schwingungen versetzte. Krank sein und eine Welt in sich fühlen, die geschaffen sein will, die nach Ausdruck ringt — welch qualvolles Loos! Darf man jenen nicht einen Helden nennen, der fast unausgesetzt mit stürmisch verlangendem Geiste gegen einen schier versagenden Leib kämpfen mußte? Und ist jener Dichter, welcher sich in Schmerzen eine Welt schafft, mit blühender Sinnlichkeit, verschwenderischen Kräften und schimmernden Zielen geschmückt, der sich einen Liebesgarten mit Götterbildern emporzaubert, welche er mit einer heißen Sehnsucht belebt, mit seinen ungestillten Gluten durchlodert, darum minder ein wahrer Dichter, weil er dies alles nur geträumt, nur gedichtet, nicht in den Armen der Welt erlebt hat? Gewiß, er ist ein Dichter durch des Höchsten Gnade geweiht. Und echte Poesie war es, welche um Hamerlings Dulderhaupt jenen Gnadenschein wob, in welchem die Welt, kalt und rauh für Dichtermartyrien, nur das hippokratische Zeichen des Siechtums erblicken wollte.

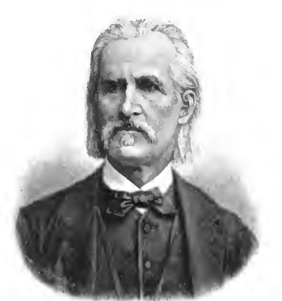
Und doch haben es jene leicht gehabt, welche den Poeten der deutschen Ostmark des Umgangs mit der kranken Muse, der Vaterschaft kränklicher poetischer Nachkommenschaft geziehen, denn, was man auch sagen mag, Hamerling hat einen gewissen pathologischen Zug, durch welchen dieser flammende Idealist gerade mit der neuen und neuesten Schule zusammenhängt. Dieser Zusammenhang hat manchen seiner schwachen Gegner stark gemacht. Hamerling ist ein deutscher „Narrendichter“ ohne die kalte Blasiertheit und den Unfehlbarkeitsdünkel seiner französischen Kunst- und Leidensgenossen, auf welche Zola das Wort erfunden hat: des artistes malades de leur art, was ich für den Dichter des „Ahasver“ so umfassen möchte: un art malade de son artiste. Gewiß, ein kranker Tropfen ist in dem schäumenden Dichterblute, welches der Einsiedler vom Stiftingthale in Versen verströmte und vielleicht ist's gerade dieser Tropfen, welcher das Blut zum Auf- und Überschäumen brachte. Aber wie mancher unserer Dichter, der für kerngesund gehalten sein will, dichtet heute, wo das Problem in der Kunst des schönen Schrifttums fast alles geworden, wie aus der Krankenstube heraus! Wie wenige jedoch unter diesen „Gesunden“ haben Schaffensmut und -Kraft für trotz aller Mängel so großangelegte, phantasievolle, reich durchgeführte Werke gefunden, wie dieser kranke Poet, haben ihre „gesunden“ dichterischen Kräfte zu so idealen Siegen zu führen vermocht, wie sie Hamerling in seinem Siechtum erfochten! Sie können ihn keinen Stubenpoeten heißen, nachdem er ihnen im „Homunculus“ gezeigt, wie scharf er aus seiner Krankenstube in die Welt hineingehorcht hat; sie können sein Lebenswerk nicht ohne weiteres in das Schubfach: Gedankendichtung hineinzwängen, weil alles in diesem Werke nach Leben und lebendiger Gestaltung ringt; sie können ihm seine mit Blut und Feuer gemalten neronischen und anabaptistischen Orgien nicht mehr zum Verbrechen anrechnen, nachdem er in seinen biographischen Blättern seufzend Bekenntnis abgelegt, wie bescheiden seine Liebesthaten gewesen; sie können ihn keinen Pessimisten nennen, seitdem sie wissen, wie unendlich ihn das Bewußtsein seiner dichterischen

Sendung, der Glaube an das Priestertum des Schönen zu beseligen vermochten; sie müssen ihn endlich unter die wahrhaft deutschen Dichter aufnehmen, denn vielleicht in keiner österreichischen Poetenbrust hat ein deutscheres Herz geschlagen, als in der Brust Robert Hamerlings, des begeisterten, überzeugungstreuen Vorkämpfers für das Deutschtum im Habsburgerreiche.

Wer Hamerling verstehen, ihm geistig wirklich näher treten will, der darf, hat er alle seine dichterischen Werke gelesen, seine Selbstbiographie, die „Stationen seiner Lebenspilgerschaft" und vielleicht auch das Nachlaßbüchlein „Lehrjahre der Liebe" nicht ungelesen lassen. Er wird dann nicht allein den Keimprozeß seiner Schöpfungen verfolgen können, sondern auch vom Dichter selbst mit liebevoller Hand auf alle, selbst die verborgensten Pfade geleitet werden, die zum Verständnis seines Lebens und Leidens, seines Ringens und Schaffens führen. Es gibt, äußerlich genommen, kaum ein bescheideneres Leben, als das von Hamerling gelebte. Als Weberkind kam er am 24. März 1830 zu Kirchberg am Wald in Niederösterreich zur Welt. Der Eingang war kümmerlich, denn was ein armer Weber webt, das weiß die ganze Welt: Elend. Der Vater vertauschte denn auch alsbald die Weberei mit der Kammerdienerei. Der Knabe lebte bei und mit der Mutter in innigster Liebe und Seelengemeinschaft; sie teilten sich zusammen redlich in die Entbehrungen des Lebens. Zehnjährig kam er als Sängerknabe in das Zwettler Stift; vier Jahre dauerte dies Klosteridyll, dem seine ersten Verse, wie fromme, blaue Blümlein entsprießen. Die Klosterbrüder bestaunten ihn und unter ihren gütigen Augen flammte sein Herz in frommer Wonne auf. Dann ist er Student bei den „Schotten" in Wien und wohnt mit der Mutter in der Schlösselgasse auf der Wieden. Es gährt wie junger Wein in seiner Brust; dichterische Pläne suchen ihn heim, kunterbunt: ein Epos, unterschiedliche Dramen, ein didaktisches Märchen. Unter den Heimsuchungen, die dramatisch kommen, führt eine den Titel: „Aurora," worin wir bereits Ahasver, dem ewigen Juden, begegnen. Kurze Zeit darauf schießt ihm auch schon der Münsterer Wiedertäuferspuk durch den Kopf. Er schließt sich einer Verbindung poetischer Geister und Schwärmer an, welcher auch der junge Czedik, der mit der Zeit Exzellenz und Generaldirektor geworden, angehört. Homer und Shakespeare, Goethe und Schiller, die beiden Erzromantiker E. T. A. Hoffmann und Novalis, der „Kater Murr" und der Sucher nach der „blauen Blume," sind Hamerlings Sterne am Himmel. Durch Czediks Vermittelung sieht der dichtende Jüngling sein erstes Gedicht gedruckt: in der Brünner „Moravia."

Hamerlings Geburtshaus in Kirchberg am Walde.

Fünf Monate erst ist Hamerling Hochschüler, da bricht der 1848er Sturm los. Gekämpft hat der junge Poet und Legionär damals nicht, das gesteht er mit bester Laune zu, er hat nicht einmal mit seinem Legionssäbel hineingefuchtelt, denn der Säbel kam ihm abhanden, nachdem ihm vorher auf der



Robert Hamerling.
Nach einer Photographie von Otto Zintl in Graz.

Wache im Schlafe schon das Gewehr gestohlen worden war. Man kann nicht unblutiger für die Freiheit glühen, aber man würde irren, schlösse man daraus auf Lauheit. Heldenruhm hat er sich damals keinen geholt, aber ein deutsches Nationalgefühl, dessen Flamme in seiner Brust sein Lebtag fortloderte. Ein journalistischer Versuch des angehenden Poeten aus jener Zeit sei erwähnt: er erörterte nämlich in Terzkys „Gassenzeitung" ein Programm für den Reichstag und wurde für diesen Leader mit vier Silberzwanzigern honoriert. Im Herbst 1851 brachte der „Musen-Almanach" die erste Hamerlingsche Lyrik, welche einen Volkston anschlägt; der Kritikus der Wiener Zeitung nennt dieselbe „Verse für Bonbonschachteln." Mit dreiundzwanzig Jahren wird Hamerling Hilfslehrer am Grazer Gymnasium, eine wahrhaft beneidenswerte Stellung für einen Dichter. Freilich es hieß zuerst leben, dann dichten. In diese Grazer Supplentenzeit fällt das Verhältnis mit Nora, wie sie in den „Stationen", oder Pauline, wie sie in den „Lehrjahren" heißt. Wenn man diese Liebesgeschichte liest und bedenkt, in welchen Ruf sich der Dichter des „Ahasver" und der Wiedertäuferei gebracht hatte! Hamerling kleidet sein eignes Erlebnis in eine Erzählung. Pauline ist Braut, für den Augenblick aber mit ihrem Verlobten gespannt. Der junge Mann, oder vielmehr Hamerling, der Gelegenheit hat, das Mädchen bisweilen zu sehen, findet in dem Versuch, ihre Neigung zu gewinnen, einen pikanten Anreiz. Aus dem Spiel wird Ernst, die erste Verlobung aufgehoben, und Pauline betrachtet sich nunmehr als Hamerlings Verlobte. Für ihn aber hatte nur das Problem Reiz, seine Liebe hält darüber hinaus nicht vor; auch stellt sich der berechtigte Zweifel an Paulinens Vertrauenswürdigkeit ein; Hamerling möchte nicht eines Tages dem ersten Bräutigam nachgeschickt werden, man mißversteht sich, beeifersüchtelt sich und trennt sich schließlich. Pauline aber stirbt bald darauf. Jeder wird die verdüsternde Wirkung dieser so idyllisch begonnenen und so traurig ausgeklungenen Liebesgeschichte auf des Dichters späteres Leben begreifen.

Hamerling übersiedelt als Gymnasialprofessor nach Triest. Die große Schaffensperiode beginnt. Über seine Weise, ein Werk

vorzubereiten, schreibt er: „Mancher vermerkt es vielleicht übel, daß ich mir bei meinen poetischen Entwürfen so viel mit Ideen zu schaffen machte. Aber das Denken ist eine Gewöhnung, welcher sich — wenigstens in den höheren Dichtgattungen — mehr oder weniger alle deutschen Poeten schuldig machen." Es gibt übrigens ein „zuviel" davon, welches der Poesie nicht immer gut thut. Nach des Dichters Erklärung enthält sein erstes größeres Werk: „Venus im Exil," die Essenz seiner Lebensanschauung. Es sei, sagt er, hervorgegangen aus dem lebhaften Widerstreite seines Empfindens gegen die herkömmliche Ansicht, daß Ideales und Reales, Wahrheit und Schönheit, Geist und Natur unversöhnliche Gegensätze seien. In dieser Fassung, so kann man dem Dichter hier wohl einwenden, ist diese Ansicht kaum je gegeben worden. Wenn Hamerling nach einer Weile hinzufügt, in seinem Wesen sei von Anfang an ein starker realistischer Zug neben dem idealistischen gelegen, — nicht in feindlichem Widerstreite des einen gegen den anderen, sondern in wirklicher Harmonie, so wird gewiß der erste Teil des Satzes von jedem urteilsfähigen Leser seiner Werke herausempfunden werden, beim zweiten Teile aber wird man eine starke kritische Anwandlung verspüren. Mit dieser „wirklichen Harmonie" ist gar viel gesagt, abgesehen davon, daß der Dichter nicht selten das Ideale mit dem Abstrakten verwechselt. Das lyrische Epos: „Venus im Exil," eine Art Philosophie des Glücks in Versen, zeigt die Mängel des Erstlingswerkes; die Komposition ist nicht ausgereift, der Abstraktion bisweilen zuviel und wir vermissen jene Plastik, welche der Dichter allerdings auch später nie ganz zu erreichen vermocht hat. Seine Lyrik in „Sinnen und Minnen" können wir nur streifen; anmutig und eigenartig, wenn auch von Verkünstelung nicht allemal frei, enthält sie viele echte Perlen. Stärker verspüren wir den Atem des Dichters im „Schwanenliede der Romantik," dessen elegische Herrlichkeiten, besonders in den letzten Gesängen, uns in vollen Akkorden zurauschen. Dann folgte der „Germanenzug," worin der Dichter der deutschen Ostmark die letzten schönsten Ziele des Germanenvolkes in Versen feierte, welche in deutschen Herzen unvergessen bleiben sollten:

Hoch oben glänzen sie mit ew'gem Strahle,
Die heiligen Ideale
Der Menschheit: Freiheit, Recht und Licht und Liebe!
Das sind die letzten, vollerglühten Flammen
Des Urlichts — sie zu schüren allzusammen
Zu e i n e Glut im hadernden Getriebe
Des Völkerlebens: Das ist d e i n e Sendung
Volk Odins, das des Menschentums Vollendung!

„Ahasver in Rom" war ein Feuerzeichen von der Höhe des Dichterberges. Man hat über dieses flammende Epos, worin Hamerling seinem „realistischen" Zuge ebenso rücksichtslos opferte, wie seiner Hingebung an die Abstraktion, alle Vorwürfe, alle Lobeserhebungen, berufen und unberufen, erschöpft. Ebenso ist über den „König von Sion" stürmische Anerkennung, aber auch mancher nicht ganz unverdiente kritische Schauer niedergegangen. Kein wahrer Freund des Dichters wird die einzelnen Schwächen dieser beiden Epen in Abrede stellen wollen; nicht alle Teile darin sind gleichwertig, der Dichter schädigt im phantasievollen Wechsel der Situationen bisweilen die innere Einheit, er kann sich auch nicht entschließen, manches überflüssige Professorengewissen rechtzeitig über Bord zu werfen und macht der Reflexion mehr als dichterisch zuträglich Zugeständnisse. Aber andererseits welche Gedankentiefe, welche Beseelung des Einzelnen, welche Kraft und Stimmung in den Naturschilderungen, welche Lebensfülle in Bewegung und Farbe, welche Vollendung in der Form! Am nächsten lag der Vorwurf des „Opernhaften," wo das Kolorit überflammte; man hatte ja den „Propheten" zur Hand. Makart kam und man schlug mit ihm auf Hamerling; ein Makart-Schüler, Wertheimer, welcher später nach Paris ging, malte zwei Hamerlingsche Szenen: das Prunkboot der Agrippina und die Wiedertäufer-Orgie! Da haben wirs: Blechmusikanten! So leicht bei der Hand, so schwächlich war der Vergleich zwischen dem weltfreudigen Farbendichter in der Wiener Gießhausstraße und dem weltflüchtigen Poeten im idyllischen Graz, wohin Hamerling sich nach Vollendung des „Ahasver," jeder amtlichen Fessel ledig, geflüchtet hatte. Mitten aus dem stürmischen Leben heraus verkörperte jener farbenrauschig, fast unbewußt, wirkliches Leben in schönheitstrunkenen Idealgestalten, denen man so oft Entseeltheit vorgeworfen; in der Stille der

Poetenstube, aus reichem idealem Wissen heraus ließ dieser, vollbewußt, dichterische Gebilde erstehen, denen er mit mächtiger Phantasie Farbe, Odem und Seele des wirklichen Lebens zu geben bestrebt war; jener schuf im Banne der Farbensirene, dieser von klassischen Bildungsidealen erfüllt; gemeinsam war beiden nur das koloristische Bedürfnis.

Anfangs der siebziger Jahre hatte Hamerling dramatische Anwandlungen, von denen er jedoch bald wieder genas. Hamerling war kein Dramatiker, wenn es auch in seinen Epen an dramatischen Wirkungen nicht fehlte. Sein Revolutions-Trauerspiel: „Danton und Robespierre," war trotz der realistischen Gewalt, der dichterischen Begeisterung, womit einzelnes fortreißt, bühnentot geboren, seine Komödie „Lord Lucifer" nicht frei von barockem. Im Scherzspiel „Teut" liegt ein starker aristophanischer Zug; es schaut uns aus dieser die nationaldeutschen Schwächen und Untugenden satyrisch behandelnden Komödie bisweilen schon das strenge Antlitz des Homunculus-Dichters entgegen. Dies satyrische Zeitepos, in welchem Hamerling eine wahrhaft flammende Geißel gegen jedwede Unduldung, gegen Materialismus und Pessimismus schwingt, bedeutet des Dichters Höhepunkt. Es wird erst einer späteren Zeit vorbehalten sein, dieses gedankenreiche, weit ausblickende Werk, in welchem Hamerling mit dem großen Blick des wahren Dichters, der, hoch über dem Alltag stehend, welcher ihm nichts zu bieten hat, auf das Zeitgetriebe hinschaut, vollwertig zu würdigen. Heute hat es mehr Haß als Liebe erfahren, besonders von jenen Vielen, die das Werk nur vom Hörensagen kannten. In seinen biographischen Blättern beschäftigt sich der Dichter besonders liebevoll mit seinem „Homunculus" und verteidigt ihn mit zärtlichster Vaterliebe gegen alle kritischen Anfeindungen. Seine Polemik ist von großer Beredtsamkeit, und selten hat Hamerling eine bessere Prosa geschrieben als in Sachen seines teueren Schmerzenskindes „Homunculus." Tritt uns der Dichter in diesem gewaltigen Werke als unerbittlicher Satiriker in großem Sinne und Stile entgegen, so wußte er andererseits mit seltener Anmut ein feines Witzwort, ein blinkendes Epigramm zu schleifen, eine Kunst, die er sich wie so vieles, was sein dichterisches Wesen vornehm umschimmerte, bei alten Vorbildern geholt hatte. Oder wäre nachstehender Vierzeiler, den wir in den „Blättern im Winde" finden, etwa eines Dioskorides oder Asklepiades unwürdig?

Er überraschte sie am Quell im Bad;
Gewandlos war vom Haupt sie zu den Füßen,
Zum Tod erschrak sie schier. Ihn faßte Mitleid
Und er bedeckte sie. Womit? — Mit Küssen.

Die Wucht seiner großen epischen Dichtungen hat das reizvolle, kleine Epos von „Amor und Psyche," welches Thumann etwas süßlich aber doch anmutsvoll illustrierte, im allgemeinen Interesse niedergedrückt. Es verdient jedoch den weitesten Leserkreis als eines der lieblichsten Marmorgebilde deutscher Dichtung, welche je von hellenischem Geiste berührt worden. Von diesem Geiste fühlte sich Hamerling lebendig umfacht, zu ihm flüchtete er sich aus einer versagenden Wirklichkeit:

Marmorbilder voll Leben und Reiz, ich flüchte zu euch mich:
Steine leben, und tot grinst das Lebend'ge mich an.

Unser Dichter gleicht jenem Priester, welcher den ewigen Schleier lüftet und dahinter schaudernd das Nichts erblickt. Aber er stürzt sich nicht, wie jener, verzweifelnd ins Meer, sondern er berauscht sich an der Schönheit und wird ihr Sklave. Aus einer solchen Berauschung ward „Aspasia," die Romandichtung, welche Hamerling Hellas darbrachte. Vieles in diesem ebenso vergötterten als verketzerten Buche ist mit einem selbstschwelgerischen Vergessen des Lesers geschrieben, welches nur Wenige einem Dichter zugute halten. Hamerling läßt sich bisweilen von seinen mit den Jahren wachsenden grüblerischen Neigungen fortreißen, die Klarheit und Schönheit der Linie im dichterischen Aufbau wird von gelehrtem Schlinggewächs überwuchert, was zweifelsohne die Gesamtwirkung des Romanes beeinträchtigt, aber demungeachtet ist unter des Dichters Berührung der Marmor allmächtiger hellenischer Kunst für uns lebendig geworden.

Wir haben das Lebenswerk des Dichters, Station für Station, angedeutet. Flammen der Begeisterung schlugen uns entgegen; in allem aber, was Hamerling geschaffen, glüht jene unnennbare Freude des Schaffens, in welcher er Trost für alles gefunden. Dem Lese-Alltag hat dieses Lebenswerk keine Zu-

geständnisse gemacht, nicht weniges scheint sogar gedichtet und geschrieben, als gäbe es überhaupt keine Leser. Nur in seinen „Stationen der Lebenspilgerschaft," seinem letzten Buche, das er mit letzter Kraft uns gab, möchte der Dichter, das spricht aus jeder Zeile, Wort für Wort gelesen werden, als wollte er sagen, wenn ihr es der Mühe wert erachtet, mich zu kennen, zu verstehen, so leset diese meine einfache, stille Geschichte, leset, sie ist gedichtet und gelitten. Man halte es dem Klausner vom Stiftingthale zugute, wenn er bisweilen fast aufdringlich erscheint mit diesem Lebens- und Schaffensgangen; aber ich stehe nicht an, es zu machen." Die Begleitnote dazu sagt: die Frauen haben in mir nur den Dichter, nicht den Menschen geliebt; ich war nur ein „Idol der Feierstunden weiblicher Seelen." Und der zweite Akkord klagt sanft: „Meine Existenz ist eine Qual, von welcher kein Mensch einen Begriff hat." Aus diesen beiden Akkorden hört sich eine ganze Dichterpassion heraus. Was bedarfs weiter? Man lese die „Stationen" und man wird dem Verfasser Recht geben, wenn er in der Vorrede sagt: „Auch in äußerlich engem Kreise läßt sich innerlich eine weite Bahn voll-

Robert Hamerling auf dem Totenbett.
Nach einer Photographie von Otto Zintl in Graz.

kommentare, in welchem er jede Fiber, jeden Nervenstrang seines seelischen Lebens bloslegt: er wollte von seinem Volke, das er so glühend liebte, verstanden und vielleicht auch ein wenig geliebt werden. Ob er es erreicht hat? Zwei Noten klingen besonders schmerzlich aus diesem Buche: Liebesentsagung und Körperleiden; er schlägt sie immer wieder an, um sie bis zur letzten Schwingung austönen zu lassen. Es sind zwei Vollakkorde, in welchen er dieses sein schmerzliches Doppelgeschick zusammenfaßt; der eine lautet: „Es ist vielleicht das beschämendste Geständnis, das ein Mensch von sich machen kann, daß er ungeliebt durchs Leben geenden." Er hat sie freilich nicht nach seinem Wunsche vollendet, denn ein großes Nachlaßwerk, in welchem das Gesamtergebnis seines Denkens niedergelegt sein sollte, blieb Torso. Er mußte ruhen gehen, ehe sein Tagewerk gethan war. Der Tod nahm ihm sachte die Feder aus der Hand, der Dichter sank auf sein Lager zurück, wo er schon Jahre lang gearbeitet hatte und entschlief beim Rauschen der mächtigen Stiftingtannen . . .

Die Harfe des Ostmark-Dichters hängt an einer dieser deutschen Tannen, durch deren reiches Geäste des abends bisweilen, so heißt es, ein zauberisches Klingen geht.

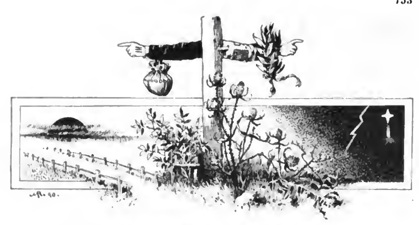
Und aus den verstummten Saiten, die einst die Hand unseres lieben Dichters geschlagen, kommt dann ganz vernehmlich ein tiefer-seufzender Abendklang:

Sie geht hinab die gold'ne Sonne,
Der Tag war heiß und ich bin müd',
Fahr wohl, o Stern, der mit der Wonne,
Dem Leid des Tags mein Herz durchglüht.
Du Stern der Nacht, sei nun willkommen,
Der Mohn auf meine Lider gießt;
Ich preise den, der sie mir öffnet,
Ich preise den, der sie mir schließt!

Eine Gratulationskarte Adolf Menzels.

Es geht den meisten Menschen so, daß sie lieber die Handschriften eines Dichters mit allen Merkmalen seines Schaffens durchstöbern, als das gedruckte Werk lesen; daß es ihnen ein größerer Genuß scheint, eine Primadonna im Salon zu hören als auf der Bühne, und daß ihnen ein Studienblatt eines Malers von größerem Reiz ist als das fertige Gemälde. Das ist mehr als Neugierde, es ist der Zauber der Intimität, der gerade den nicht für das große Publikum bestimmten Äußerungen der Kunst anhaftet und uns fesselt. Dieser Zauber der Intimität ist in doppelter Weise der Gratulationskarte eigen, mit der sich Adolf Menzel im vorigen Jahre zu der Feier der fünfundzwanzigjährigen Thätigkeit des Kunstkritikers der „Vossischen Zeitung," Ludwig Pietsch, einstellte. Ein Zeichen herzlicher Beziehungen, wie sie nicht immer unter Künstlern und Kritikern bestehen können, und zugleich ein Blatt, das nicht für die Öffentlichkeit bestimmt gewesen ist, — man wird uns nachfühlen können, daß wir mit besonderer Genugthuung das Recht der Veröffentlichung des in seiner Art einzigen Blattes erworben haben. Mit liebenswürdigem Humor hat Adolf Menzel auf seiner Karte die drei Momente charakterisiert, aus denen sich die bemerkenswerte litterarische Laufbahn von Ludwig Pietsch entwickelt hat. Der Berliner Bär deutet die Reichshauptstadt an, in der Pietsch gewirkt hat, seitdem er die Feder führt, die jubiläumsmäßig geschmückte Dame kann ebensowohl auf die Versinnbildlichung seiner Spezialität als Festberichterstatter wie auf eine humoristische Personifikation der „Tante Voß" gedeutet werden, und das Ausstellungslokal, welches das Paar durchwandert, den Festbericht über das Pietsch-Jubiläum lesend, weist auf die bildergeschmückten Säle hin, in denen Ludwig Pietsch ein gut Teil dieser fünfundzwanzig Jahre „von Amts wegen" verbracht hat. Es ist bekannt, daß Ludwig Pietsch sich ursprünglich mehr zum Maler als zum Schriftsteller bestimmt glaubte und daß man ihn wohl mit Recht zu denen zählen kann, die über einen verfehlten Beruf hinweg dazu gelangt sind, den litterarischen zu wählen. Ludwig Pietsch hatte es bis zu einem beliebten und vielbeschäftigten Illustrator gebracht, nicht eben weit für jemand, der das Höchste in seiner Kunst erreichen gewollt und für erreichbar gehalten hat, als er die Zeichenfeder mit der Schreibfeder vertauschte. Führte er anfangs noch beide nebeneinander, so legte er die erstere doch bald ganz nieder, und es mag schwer zu entscheiden sein, ob ihn nur der größere äußere Erfolg und nicht auch schließlich erwachte Vorliebe für den neuen Beruf dazu veranlaßte. Diesen Erfolg aber verdankte Ludwig Pietsch in erster Linie dem Umstande, daß er mit den Augen eines Malers zu sehen gelernt hatte und daß er — wenn auch nur schreibend — zu malen verstand. Es ist im wesentlichen die Laufbahn eines Berichterstatters, die Pietsch eingeschlagen hat, und daß sein Verhältnis zu Malern und Bildhauern immer ein freundschaftliches geblieben ist, beruht, abgesehen von seiner selten liebenswürdigen Persönlichkeit, gewiß auch darauf, daß er auch als Kunstschriftsteller mehr Berichterstatter als Kritiker ist. Er ist ein Berichterstatter freilich von einer Anschaulichkeit der Darstellung, von einer Frische der Empfindung und von einer persönlichen, auf den Leser übergehenden Anteilnahme an den geschilderten Dingen, wie er ganz einzig in seiner Art ist, und seine Festberichte, seine Reiseschilderungen, seine Kunstausstellungskritiken, ob sie auch vor zwanzig Jahren für die Bedürfnisse einer Tageszeitung geschrieben sein mögen, wirken heute mit derselben Ursprünglichkeit, wie in dem Augenblick, als sie eben aus dem Setzkasten kamen. Diese Frische der Darstellung hat sich Ludwig Pietsch bis heute bewahrt, trotzdem er grau geworden und unter die Leute gegangen ist, die ein Jubiläum hinter sich haben.

Ad. Menzels Gratulationskarte für Ludwig Pietsch, zu dessen 25jährigem Schriftstellerjubiläum.



Die Münchener Jahres-Ausstellung 1890.

Von H. E. v. Berlepsch. (Abdruck verboten.)

Die erste Münchener Jahresausstellung, nach endlosem Widerspruch innerhalb der Künstlerschaft selbst ins Leben gerufen, verlief über alles Erwarten gut. Die Beschickung seitens des In- und Auslandes war trefflich, das finanzielle Resultat ausgezeichnet, denn es schloß mit einem ganz bedeutenden Plus ab. Zum erstenmal trat hier eine scharf accentuierte moderne Strömung innerhalb der Münchener Künstler selbst auf, die momentan durchaus Oberwasser hatte und die Situation vortrefflich auszunützen verstand. Materieller Erfolg bringt alle Bedenken zum Schweigen! Das zeigte sich auch hier. Als es sich darum handelte, die zweite Jahresausstellung, die diesjährige, ins Leben zu rufen, da dachte kein Mensch mehr daran, die Existenzberechtigung dieser Veranstaltung auch nur im geringsten zu bezweifeln, im Gegenteil, man fand es selbstverständlich und natürlich, daß kräftig Hand angelegt würde. Heute steht sie eröffnet da, die beste Antwort auf die hinreichend bekannten maßlosen Angriffe der „Patrioten" im bayerischen Landtage. Keinerlei Hilfe hat der Künstlerschaft zur Seite gestanden, weder der Staat noch die Stadt haben einen roten Heller für diese Unternehmungen verausgabt; lediglich Se. königl. Hoheit hat die Sache insofern unterstützt, als Er, dem das Dispositionsrecht zusteht, die eine Hälfte des Glaspalastes sowie das Vestibule zu dem genannten Zwecke hergab. In der anderen Hälfte desselben Gebäudes wird im Herbste eine weitere Ausstellung ihre Zugkraft ausüben — utile cum dulci — es wird nämlich eine landwirtschaftliche sein, denn soweit sind wir, dank dem liebevollen Verständnis, was in den meisten Münchener Kreisen für die bildende Kunst **nicht** herrscht, bis zur Stunde noch nicht gelangt, ein eigen Heim mit eignen Ausstellungsräumen zu besitzen.

Und nun ein Wort über die „Münchener Kunst" selbst.

Eine spezifische „Münchener Kunst" gab es einmal und Männer wie Schwind, wie Spitzweg, wie Schleich, Foltz, Ramberg u. a. waren ihre eigentlichen Repräsentanten. Die „Münchener Kunst" trug ein absolut lokales Gepräge, das die unter ihrem Einflusse entstandenen Werke sozusagen auf den ersten Blick unterscheiden ließ von anderwärts entstandenen künstlerischen Arbeiten. Sie hatten etwas „intimes," wenn man diesen neu hervorgeholten Ausdruck anwenden will, sie bewegten sich innerhalb einer gewissen Sphäre; die großen Decken- und Wandmalereien verschiedener königlicher und öffentlicher Gebäude können hier allerdings nicht mitgerechnet werden, denn sie tragen weniger einen lokalen als einen gewissen klassisch-langweiligen Zeitcharakter. Vielmehr war es die Staffeleimalerei im eigentlichsten Sinne des Wortes, welche der Münchener Kunst im Auslande einen Namen gemacht hat und München nach und nach zu dem Kunstmarkte machte, der aus kleinen Anfängen heraus sich mit den Jahren in einem geradezu kolossalen Maßstab entwickelt hat und bedeutende Summen roulieren läßt. Diese spezifische Münchener Kunst ist unter einer Art von Freizügigkeit mehr und mehr in den Hintergrund getreten. Waren wohl auch in früheren Jahrzehnten viel Fremde, d. h. außer-bayrische, nicht-münchener Maler in der Musenstadt an der Isar thätig und ansässig gewesen, so war doch das fremde Element nicht in dem Maße hervorgetreten, als es heute, nach einer förmlichen Einwanderung aus allen Weltgegenden, thatsächlich der Fall ist. Es gibt außer den Franzosen wohl kaum eine Nation, die in der Künstlerschaft nicht wenigstens einen Vertreter hätte, ja manche außerdeutschen Gruppen sind numerisch so bedeutend, daß sie geradezu Schule machen; es braucht wohl nur an die Polen und den Namen **Joseph von Brand** erinnert zu werden, um ein Beispiel zu nennen.

Dazu kommt, daß die Künstler Münchens

mit der Zeit die Ziele ihrer Studienreisen so ziemlich verändert haben. Früher galt Italien als das Land, wo man sich den letzten Schliff hole. Daß die meisten von dort mit ziemlich verworrenen Ideen und manchmal sogar von dem falschen Wahne besangen, sie könnten jetzt italienische Motive nach Belieben malen, zurückkehrten, das ist sicher. Heute geht der eine und andere nach Italien, um zu sehen, seine Kenntnis über das künstlerisch Geschaffene früherer Zeit zu erweitern, relativ aber sehr wenige, um sich in der Halbinsel des Apennin jene Anschauung zu holen, die ihnen zur Begleiterin auf dem Lebenswege werden soll.

Viel näher im Ausdrucke als der romanische Süden, liegt nun im großen ganzen der germanische Norden, der, soweit er Holland und Belgien umfaßt, seinerseits ja auch eine künstlerisch so bedeutsame Vergangenheit hat, wie Italien, mochte auch die Äußerungsweise eine grundverschiedene sein. Das war ein Magnet. Den zweiten aber bildete und bildet noch heute Paris. Mehr denn je zuvor machen sich bei den jüngeren, zumal bei den schwachen Elementen, französische Einflüsse geltend, die mit Liebe groß gezogen und jedes Jahr durch einen Besuch des Salon frisch erhalten werden. Obschon nun an sich das Gute aufgenommen werden soll, woher immer es kommt, so bedeutet das denn doch noch immer nicht die praktische Interpretation des bekannten Sprichwortes:

„Und wie er sich räuspert und wie er spuckt,
Das habt ihr glücklich ihm abgeguckt."

Viele haben es indessen so aufgefaßt und sich blindlings einer Nachahmungssucht ganz lächerlicher Art in die Arme geworfen. War es das Verzweifeln an der eignen traditionellen Anschauung? Möglicherweise! Vielleicht bedeutet der Vorgang auch eine jener Metamorphosen, aus denen das künstlerische Wesen und Streben neu gekräftigt und in verjüngter Gestalt hervorgeht. Freilich prophezeien die Anhänger der lokalen Art den Untergang oder wenigstens böse Verwüstungen im heimatlichen Blumengarten der Kunst, wenn man also fortfahre, sich fremden Einflüssen auszusetzen und sie blindlings zum eignen Prinzip zu erheben. Nur sachte! Es ist nicht so gefährlich. Jene, die fremde Prinzipien aufsaugen, sie individuell umgestalten und der eignen Anschauung konform machen, von denen ist jedenfalls mehr zu erwarten, als von den konservativen Elementen, die sich mit chinesischen Mauern umgeben und jeden, selbst den vernünftigen Einfluß von außen abzuhalten versuchen. Auf ihren Schultern kann die Weiterentwickelung nicht ruhen, ebensowenig wie jene zu Grundpfeilern werden, die ohne weiteres alles fremde acceptieren. Die „Pleinairmalerei bis zur Grenze der Unvernunft" hat in München keinen Boden; sind auch einzelne Leute da, die einer solch grau-traurigen Anschauung der Natur huldigen, so kann doch bestimmt gesagt werden, daß diese mehr die Rolle malerischer Harlekins als anerkannter Künstler spielen. Man sieht mit Vergnügen hin und wieder ihren Sprüngen zu, ohne diese einer ernsthaften Wirkung für fähig zu halten, denn ihren Produkten geht zwar meistens nicht das Talent ab, wohl aber ein künstlerisch durchgebildetes Können: auf dieses kommt es in letzter Instanz doch immer an, darin allein liegt der volle Wert einer Arbeit. Man konnte dies schon zur Genüge an andern Strömungen der Kunst sehen. Nicht was Mode war, war auch bleibend, sondern was einen festen, innern Kern besitzt. Der ists, der uns noch heute die Bilder der alten Meister nahe rückt. Wohl tönte aus dem Lager der radikalen Realisten der Ruf: „Fort mit Tizian, Paul Veronese, fort mit Rembrandt und van Dyck, mit denen sind wir fertig!" Das Lächerliche, was in solch jugendlicher Überstürzung liegt, fällt meistens sehr bald in sich selbst zusammen.

Die diesjährige Ausstellung liefert den deutlichen Beweis dafür, wie ein gesunder Zug durch die Kunst gehen könne, ohne daß er manieristisch gebildet zu sein brauche. Das, was man Pleinair zu nennen beliebte, was aber der wahren, freien Naturanschauung ebenso ferne steht, wie die alten braungetönten Sachen der fünfziger, sechziger und siebziger Jahre, das ist bereits wieder im Rückgange begriffen, ohne daß die moderne Anschauung darunter irgendwie Schaden litte. Dafür aber sind Arbeiten allerneuesten Datums vorhanden, wie z. B. jene von Léon Charles Massaux in Brüssel, welche, rein nur in Farbe modelliert, einen kolossalen Fortschritt der Anschauung bekunden. Sie sind hell ohne kalkig zu sein, ihre Tiefen wirken kräftig ohne schwarz zu sein und der Eindruck des Ganzen ist der einer absolut selbständigen, überzeugungsvollen Naturanschauung. Das sind Dinge, vor denen man Achtung haben muß, denn sie stehen da wie der Ausdruck ganz bestimmten männlichen Wollens gegenüber einer Sucht, interessant zu erscheinen, wobei sich der unsichere Schritt immer verrät.

Übrigens, da ich schon von der Ausstellung spreche, sei gleich gesagt, daß die Exemplare der „Interessant-sein-wollenden" nur spärlich vorhanden sind, und daß die gesunde malerische Anschauungsweise, in hunderterlei verschiedener Weise sich kund gebend, bei weitem die Oberhand hat. Das ists, was sie vielseitig gestaltet und ihr ein im großen ganzen außerordentlich vornehmes Gepräge verleiht. Zur Ausstellung gelangten bis zur Stunde (es kommen noch bedeutende Nachschübe aus England und Frankreich) eintausendvierhundert Ölgemälde, einhundertfünfunddreißig Aquarelle und Pastellzeichnungen, circa zweihundert Werke der Plastik, circa fünfzig größere architektonische Entwürfe, hundert Rahmen mit Kupferstichen und Radierungen, in Summa also circa zweitausend Kunstwerke. Es fehlen freilich viele, gerade der bekanntesten Münchener Namen; indessen ist dieser Ausfall durchaus nicht bemerkbar, denn alle Lücken im Leben lassen sich schließen: es treten dafür eine ganze Anzahl von neuen Namen auf, welche die Bürgschaft für eine gesunde Weiterentwickelung der Kunst in sich tragen.

Ein Punkt ist es noch, der berührt werden muß, da er eigentlich mit der Haupthebel des Gelingens wurde. Ich sprach vorhin von „berühmten Münchener Namen." Sie waren es und sind es zum Teil noch, welche den eigentlichen

Markt beherrschen. Ihre Werke waren die gangbaren Artikel der Kunsthändlerbörse; damit wurde spekuliert, wie mit Wertpapieren. Das Faktum, daß so und so viele Künstler in den Strudel dieser Spekulations-Produktivität hineingerissen wurden, mehr auf die Quantität als die Qualität ihrer eignen Arbeiten zu sehen begannen, hat aus gar Manchem, der vom Schicksal scheinbar für Besseres bestimmt war, einen künstlerischen Fabrikanten gemacht, dessen Bilder über kurz oder lang völlig wertlos, weil des künstlerischen Gehaltes bar sind. Das kauflustige Publikum gewöhnte sich daran, Namen zu kaufen, nicht Bilder, und so sah man denn sehr tüchtige Künstler unter der Menge der an sie gestellten Nachfrage mehr und mehr sinken. Sie dennoch im Preise fest zu halten, das mußte nun natürlich in erster Linie die Aufgabe der kaufmännischen Exploiteure sein. Hundert und mehr junge tüchtige Künstler aber sahen sich in ihrer Entwickelung durch diesen Ring gehemmt; warum sollte die kourante Marktware denn immer die Welt beherrschen und jedem, dessen Bilder nicht zum Musterkatalog des Kunsthandels gehörten, der Weg zur öffentlichen Anerkennung, zum Absatze seiner Bilder versperrt sein?

Eine Ausstellung bietet immer die Gelegenheit, vor einem großen Publikum aufzutreten, und dieses Motiv bildete mit eine der hauptsächlich treibenden Kräfte. Zwar wurden alle möglichen Hebel in Bewegung gesetzt, um dem frisch aufblühenden Unternehmen den Lebensfaden zu unterbinden; lag doch die Gefahr vor, daß nunmehr die Hauptverkaufsquelle in München die Ausstellungsräume selbst würden und man es nimmer nötig haben würde, erst die Hilfe eines Unterhändlers zu beanspruchen. Künstler und kauflustiges Publikum möglichst auseinander zu halten, das lag natürlich im Interesse jener, die aus dem Zwischenhandel ihren Profit zogen; mit dem Inslebentreten der Jahresausstellungen ist da natürlich viel weniger Chance. Daher die Bemühungen, Schwierigkeiten zu bereiten. Es nützt aber nichts; die Sache wird ruhig ihren Gang weiter gehen, und wenn die Künstler endlich einmal nicht mehr die Hälfte des materiellen Erträgnisses an jene zu verlieren brauchen, die rein nur aus der Spekulation Kapital schlagen, dann liegen die Verhältnisse so, wie sie im Interesse der Käufer ebenso wie der künstlerisch Arbeitenden liegen sollen. Und nun zur Sache. Der kleine Exkurs war nötig, um zu zeigen, unter welchen Verhältnissen oft etwas entsteht, das fertig dem Beschauer kaum die Idee wachruft, daß dahinter viel Arbeit, Ärger, Verdruß und sonst allerlei so liebenswürdige Sachen stecken.

Soll man ein zusammengefaßtes Urteil über die ganze Ausstellung abgeben, so könnte das etwa lauten: Wenige Haupttreffer, sehr vieles Gute und eine große Quote von angenehm wirkenden Durchschnittsbildern. Numerisch ist natürlich Deutschland-Österreich am stärksten vertreten; Italien und die Niederlande stellen das nächstgrößte Contingent, Frankreich und England sind bis zur Stunde gut vertreten, erhalten aber noch einen ganz bedeutenden Zuwachs durch Nachsendungen, Spanien hat vielleicht anderthalb Dutzend Bilder gesandt (in Madrid selbst ist diesen Sommer eine großartige Ausstellung von Werken der bildenden Kunst), dagegen treten die skandinavischen Länder zum erstenmal mit einer Reihe von Bildern auf, die in ihrer Art sehr bemerkenswert sind. Mehr unterzubringen als untergebracht wurde, ist nicht möglich gewesen, da ohnehin etwa die Hälfte der eingesandten Arbeiten von der Jury abgewiesen worden ist.

Daß es mit der „historischen Kunst“ bergab gehe, mußte sich jeder Klardenkende sagen, der die Bewegung in den der bildenden Kunst angehörenden Kreisen während der letzten zwanzig Jahren verfolgte oder selbst mitmachte. Der allgemeine Zug nach realistischer Erscheinung hat alles unechte, zusammengeschneiderte in den Hintergrund gedrängt. Daß man bei Historienbildern mehr die Menschen und weniger die Kostüme in Betracht ziehen müsse, das war eben eine Anschauung, die man früher nicht immer bis zur letzten Konsequenz innegehalten hat, denn gar oft sahen Historienbilder eher aus wie pompöse Illustrationen zur Kostümkunde vergangener Zeiten, wobei denn gelegentlich der Mangel an feiner psychologischer Zeichnung durch übertriebene Posen zu ersetzen versucht worden ist. Die Sache hätte vielleicht noch weiterhin so gelebt, indessen fehlte für München die erste Lebensbedingung, die solche Bilder entstehen läßt: Aufträge!

Daß man aber Jahr und Tag an eine solche Arbeit wendet, ohne gleichzeitig die Aussicht zu haben, sie auch an den Mann zu bringen, das fällt wohl wenigen ein. Was man malt, will man verkaufen. So werden denn der historischen großen Bilder immer weniger, wogegen sich oft kolossale Leinwanden mit den nichtssagendsten Dingen in einer geradezu unangenehmen Weise in den Vordergrund drängen.

Siemiradzky's (Rom) „Phryne als Aphrodite Anadyomene vor dem versammelten Volke zu Eleusis“ ist eine Komposition voller Atelierstudien, die nach mancher Seite hin sagt, daß der Künstler über ein außerordentlich großes Können verfüge, ohne indessen den intimen Seiten der Natur nahe zu stehen. Von der hinreißenden Hetärenschönheit der Hauptfigur kann man nicht sprechen, denn es ist eben eine Römerin, die mit langweiliger Pose Modell steht. Wesentlich ernster und größer in der Auffassung dagegen wirkt A. Delugs (München) „Begräbnis Alarichs,“ eine Arbeit, hinter der ein großes koloristisches Können steckt und den noch jungen Künstler sofort in die Vorderreihen der neuen Erscheinungen gestellt hat. Manches charakteristische in der psychologischen Zeichnung hat Otto Friedrichs (München) „Canossa,“ das den kaiserlichen Büßer im härenen Gewande am Fuße einer Treppe zeigt, an der, von einer Galerie kommend, der Papst oben mit seinem Gefolge vorbeigeht. Albert Keller (München) zeigt auf mäßig großer Fläche den Moment, wo die Gebeine des bei Neuburg gefallenen und auf dem Schlachtfelde begrabenen Latour d'Auvergne durch bayerische Offiziere den Gesandten der französischen Republik übergeben werden, während rückwärts aufgestelltes deutsches Militär dem

Toten die üblichen Ehrenbezeugungen abgibt (Frühjahr 1889). Ein ceremonieller Akt ist hier in der denkbarst malerischen Weise wiedergegeben. Vom gleichen Künstler sind zwei fernere Bilder zu nennen, die sein eminentes Können verraten: „Diner“ (Damen- und Herrengesellschaft bei Kerzenbeleuchtung) sowie ein „Damenporträt.“ Das moderne Schlachtenbild ist nur durch ein einziges Exemplar vertreten: Franz Jos. Amling, „Französische Kürassiere in der Schlacht von Sedan,“ dagegen führt Karl Marr, der Autor des bekannten Flagellantenzuges, eine treffliche Szene von historischem Charakter vor: „In Deutschland nach 1806“: Französische Offiziere, die im bürgerlichen Haushalte einer jungen Mutter und Witwe zechend die Nacht verbracht haben, unbekümmert um das Elend, das sich in der Umgebung deutlich genug ausspricht. Aus kriegerischer Zeit ist auch das Sujet des Claus-Meyerschen (München) Bildes entnommen: „Der Spion.“ Ein gut gekleideter Mann, der in einem durch Laternenschein erhellten Gemach von einigen handfesten Ulanen bewacht wird, während draußen im anstoßenden Zimmer Offiziere die mitgefangenen Papiere durchgehen. Claus-Meyer hat mit der ganzen Haltung des Bildes eine neue Seite seiner künstlerischen Individualität eingefügt; der Ausdruck des seines Schicksals gewärtigen Mannes hat etwas außerordentlich Packendes. Josef von Brand gibt die „Verteidigung eines Gehöftes“ mit der gleichen malerischen Bravour wie „Ein Siegeslied“ eine unabsehbare Menge tartarischer Reiter, die unter dem Klang aller möglichen barbarischen Lärminstrumente über die endlose, fern im Dunst sich verlierende Steppe daherziehen. „Die Nacht vom 13.—14. März 1888 im Dome zu Berlin“ betitelt sich ein tief und ernst im Tone gehaltenes Bild von Arthur Kampf in Düsseldorf. Es stellt den toten Kaiser Wilhelm auf dem Paradebett, umgeben von der Wache, dar, an dessen Bahre sich in ehrfurchtsvollem Schweigen die Menge vorüberbewegt. Vom nämlichen Künstler rührt auch das Kolossalbild „Letzte Aussage“ her: Eine Dachstube, wo auf dem Boden ausgestreckt, von seinem entsetzten Weibe gestützt, ein durch die Brust gestochener Arbeiter dem protokollierenden Polizeimann mit ersterbender Stimme mitteilt, was den Vorfall betrifft, während im Hintergrunde, zur Thüre herein alle möglichen Hausbewohner strömen, die erschütternde Szene mit anzusehen. Eine Erscheinung eigner Art bietet das Bild von Bruno Piglhein (München): „Blind“: Eine edel gezeichnete weibliche Figur in langen Gewändern, in der Linken einen weitbauchigen Wasserkrug haltend, während die Rechte tastend einen Stab bewegt: der Kopf ist leicht zurückgebeugt, so daß der Reflex des grauvioletten Himmels vollständig zur Wirkung kommt. Ringsum aber, soweit das Auge reicht, bedecken glühend rote Klatschrosen das steinige Terrain. Piglhein hat damit ein Farbenproblem eigner Art vortrefflich gelöst. Eine Szene biblischer Art nach Byronischem Text: „Cain“ behandelt das eine große Bild von Henri Martin (Paris). Blutbefleckt und sinnverwirrt schreitet der Brudermörder daher, gefolgt vom Engel des Herrn, der ihm das blutige Mal auf die Stirne drückt. Neben der männlichen Figur wandelt eine zartaufgefaßte weibliche, ihr Kind auf dem Arme tragend. Vortreffliche Zeichnung und breiter Farbenvortrag machen das immerhin sonderbare Bild zu einer interessanten Erscheinung, während eine zweite, vom gleichen Maler herrührende Arbeit ganz seiner neuen Richtung, dem ausgesprochenen Luminismus angehört und vielleicht unter Parteigängern hohe Achtung genießt. Es stellt „Sainte Germaine“ dar, ein nicht gerade häßliches, aber die Bezeichnung „Schönheit“ ebensowenig verdienendes Mädchen in rot karriertem Indienne-Kleid, einen Heiligenschein um den Kopf. Behält der Maler dieses herkömmliche Zeichen der Zugehörigkeit zu einer Schar Auserkorener bei, so dürfte man doch wohl füglich auch etwas von der dargestellten Figur erwarten; es ist als ob man eine Legende mit Salon- oder Proletarierfiguren darstellen wollte. Die religiöse Malerei hat überhaupt nicht vieles, noch weniger bedeutendes aufzuweisen, und wären allenfalls zu erwähnen: Hermann Prell (Berlin) „Ruhe auf der Flucht nach Ägypten;“ Gebhard Fugel (Stuttgart) „Kreuzabnahme“ und „Grablegung.“ Einen Reiz ganz eigner Art dagegen hat Paul Höckers (München) „Verkündigung Mariä,“ über welches Bild ein wahrhaft zauberischer Schimmer gegossen ist. Eine vortreffliche Arbeit ist P. Cassins „Heilige Familie.“ Das Bild, welches Fritz Uhde früher den „Gang nach Bethlehem“ nannte, hat nunmehr einen etwas veränderten, entschieden besser passenden Namen bekommen: „Dort unten ist das Wirtshaus.“ Einen gewaltigen Anlauf nahm Aristide Sartorio in Rom mit seinem Werke: „Die Söhne Cains“, wie denn überhaupt die Italiener in Francesco Danieli, Luigi Nono, Luciano Nezza, Francesco Vinea, Eugenio Prati, Gian-Battista Quadrone, Tito Conti, Pier Celestino Gilardi, Luigi Serena, Uberto dell Orto, E. Laurenti u. s. w. eine ebenso zahlreiche als vortreffliche Vertretung gefunden haben. Unter den Spaniern steht natürlich Juan Antonio Benlliure y Gil (Rom) mit seinem Hexensabbath obenan, einem tollen, phantastischen Ding voller Übermut; man behauptete in München allgemein, es sei eigentlich damit die Kultus-Budget-Debatte der bayrischen Kammer gemeint; Benlliures Landsleute sind, wie schon gesagt, durch eine große Ausstellung in ihrer Heimat dies Jahr in München nicht so stark vertreten, wie sonst. Immerhin bleiben Bilder wie das große von Jimenez (Paris) „Krankenhaussaal,“ Roman Tusquets „Nach der Messe,“ José Echena „Ankunft auf Golgatha,“ Juan Pablo Salinas (Rom) „Das Fest der Kerzenweihe in Spanien“, Juan Roig y Soler in Barcelona „Allee der großen Catalonier in Barcelona“ &c. schöne Leistungen.

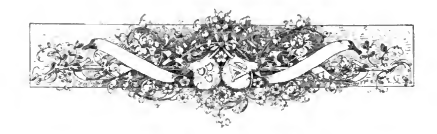
In breiter Masse ist natürlich das Genrebild vertreten und excellieren hier in erster Linie die Deutschen. Leistungen wie Carl Hoffs (Karlsruhe) höchst poetische Interpretation des Heineschen Liedes: „Es war ein alter König — der König

war alt und grau — der arme olte König — er nahm eine junge Frou," gehören mit zum Besten, was in dieser Hinsicht geleistet worden ist. Nicht weniger hoch steht sein onderes Bild: „Londung," d. h. eine zwischen Eisschollen kühn dem Lande zusteuernde Barke, in der der Priester mit dem Viatikum sitzt. Überous reizvoll, trotz ganz moderner Auffassung äußerst stimmungsvoll ist das köstliche Bild Orrin Pecks (München) „Von ihm," hervorragend aber geradezu dos Robert Haugsche (Stuttgort) „Abschied," eine Szene aus den Befreiungskriegen. Es konn natürlich nicht Aufgobe einer gedrängten Arbeit, wie der vorliegenden, sein, im Detail alle nennenswerten Bilder oufzuführen und es seien daher nur noch einige Namen gegeben: Ludwig Bockelmann (Düsseldorf) „Toufe," Ernst Zimmermann (München) „In der Kirche," sowie dos gleiche Sujet, jedoch in totol onderer Haltung von dem außerordentlich talentvollen Fritjoff Smith in München, der u. a. auch ein fomoses Porträt seines Landsmonnes Ibbsen ausstellte; Wilhelm Leibl, der mit seinen früheren Bildern so riesiges Aufsehen machte, hat ganz neue Bohnen eingeschlogen mit seinem: „In der Bouernstube," hat aber das vortreffliche Kolorit wie früher; August Rößler (München) „Der Wirtin Töchterlein," in moderner Interpretation, ein Bild voll Poesie und Loune; Adalbert Franz Seligmonn (Wien), „Die Billrothsche Klinik," vortreffliche Auffassung des Sujets nach französischem Muster; Gotthordt Kühl (München), „Ave Moria," eine poesieumwobene, klösterliche Szene; Korl Bennewitz von Loefen (München), „Prozession;" Josef Block (München), ein ebenso geistreicher Schilderer als Zeichner, „Der verlorene Sohn", auch ganz modern aufgefoßt; Hermann Koch (München), „Abend auf dem Felde;" O. von Bodiz (München), „Vor dem Richter:" Korl Gustoo Hellqvist (München), „Im Klostergarten," das gesundeste Plain-oir Bild, wos man sich denken kann; Andor von Dudis (München), „Klinisches Ambulotorium:" Otto Wolf (München), „Schwere Stunden," eine Dachstubenszene vom tiefen Ernste des Todes umflossen; Alfons Spring, „Dos neue Lied," eine feine Klosterszene ohne die tausendfach schon gesehenen Münchener Pfaffenmodelle, die einem nachgerode anfougen widerwärtig zu werden; Horry Jochmus (München), „Kirchgang;" Leo Samberger (München), „Frouenporträt;" Karl Raupp (München), „Chiemseebilder" 2c. 2c. — Arnold Böcklin und die gonze Schor der jüngeren, auf öhnlichen Pfaden sich versuchenden Künstler fehlen nicht, doch ist hier manches Experiment zu verzeichnen, dos eher komisch wirkt ols doß es ein Beweis für das klossisch-dichterische Empfinden des Künstlers bietet; unter dem nennenswerten sei erwähnt: Kunz Meyer (München), verschiedene Sotir- und Nymphenbilder, zum Teil von forbig vorzüglicher Wirkung: Benes Knüpfer in Rom, „Drama im Meer" und „Wellenspiel;" Fronz Stuck (München), „Unheimliche Jagd" und „Neckerei:" sein „Lucifer" wirkt eher komisch, denn ols eine Personifikation des Geistes, der stets verneint; Max Kuschels „Nymphen" ober sind vorerst Nummern einer Zukunftsmalerei von ungewissem Werte. Unter den Kleinmolern seien als gonz hervorrngend genannt, einige Bilder von Wilhelm Velten (München) und das Reiterporträt des Prinzen Arnulph von Boyern von Carl Seiler (München). Vortrefflich ist die deutsche Tiermalerei vertreten durch Herrmann Baisch in Korlsruhe, Heinrich Zügel in München, Viktor Weishoupt ebendaselbst 2c., das Heer von guten Loudschoften aber ouch nur einigermaßen erschöpfend herzuzählen, ist in dem gegebenen Rahmen hier ein Ding der Unmöglichkeit, nur sei soviel bemerkt, daß manche Leistungen vorzüglich bekannter Meister diesmal nimmer so sehr ouffallend wirken, weil der Durchschnitt sehr vieler Bilder wirklich die Bezeichnung „gut" verdient.

Die Franzosen sind diesmal mit wenig großen Treffern ins Feld gerückt, ja es befinden sich unter den ausgestellten Bildern Nummern, deren Annohme, wofern sie der Münchener Jury unterstanden wären, sehr in Frage gestellt werden dürfte. Doch entschädigen dofür wieder andere von ganz oußerordentlicher Frische und Unverdorbenheit der malerischen Anschauung zeugende Bilder, so die reizenden bodenden Buben von Albert Aublet, Dantans „Abguß noch der Natur," eine wohre Perle von gesunder, frischer Auffossung, Binets „Frühstückende Arbeiter," Duprés, „Heuernte," Carrières „Mutter und Kind," wos er bescheiden eine Interieurstudie nennt;" Albers Zorns, eines Skondinaven, forbenglühende Studien von nackten Körpern, Arbeiten, welche sich direkt antipodisch zur Graumolerei verhalten; H. Salmsons „Erst-Kommunikantinnen," Horrisons „In Arkadien," ein Freilichtbild von gonz eminenter Forbenwirkung. Vom gleichen Künstler rühren auch zwei landschoftliche Bilder her, die mit zum Besten des Foches zählen, ein Strand mit dem Blick auf die weite wogende See und ein von Büschen überwölbter Bach. Hynais Entwürfe zu den Zwickelbildern des Burgtheoters in Wien sind gleichfolls vorzügliche Leistungen; Boldinis Interieurstudien mit Figuren von einer ganz unbeschreiblich plostischen und lebendigen Wirkung. Natürlich fehlen ouch hier die Londschafter nicht; so wäre ols äußerst tüchtige Leistung zu nennen eine Winterlandschaft von Emile Breton; „Kanol mit buschbesetztem Ufer" von Eugène Jettel; „Holländische Morine" oon Chorles Doubigny; „Spötherbstreif" von A. Rozol; „Flußufer" von N. C. Delpy; mehreres von E. Petitjeon 2c. Größtenteils mit Londschaften und Tierstücken, auch mit einigen trefflichen Figurenbildern rückten die Belgier und Holländer ein.

Die Norweger, Schweden und Dänen stellten zum erstenmol in größerer Anzohl ous und zeigen sich in ihren Arbeiten, bei aller modernen Auffassung, doch fost durchweg mit nationalem Gepräge.

Dos Ganze bietet ein Bild voller Frische, voll Strebens noch den verschiedensten Richtungen. Von der Plostik zu sprechen, dazu bietet sich wohl ein ondermol Gelegenheit, da ja die Ausstellung bis Ende Oktober geöffnet bleibt.



Die akademische Kunstausstellung in Berlin.

Von Paul Schönfeld.

(Abdruck verboten.)

Bahnbrechende Werke von jeder der großen Ausstellungen zu erwarten, die jetzt alljährlich in den Hauptkunststädten Deutschlands und des Auslands einander drängen, wäre sicherlich allzu optimistisch oder anspruchsvoll. Wirft man vergleichende Blicke auf andere Gebiete der modernen Kulturarbeit, auf das Bereich des politischen, des wissenschaftlichen und litterarischen Lebens, so wird man sicherlich, wenn man über die Jahre himmelstürmender Wünsche hinaus ist, von der Kunst der Gegenwart, die ja doch von den nämlichen Zeitverhältnissen abhängt, nicht ein Tempo der Entwickelung verlangen wollen, bei dem die kurze Spanne von zwölf Monden einen wesentlichen Fortschritt in sich schließen könnte. Vollauf genügen muß es einer ruhigen Betrachtungsweise, wenn eine neue Jahresausstellung Bürgschaften dafür erbringt, daß unsere Künstlerschaft, namentlich auch der junge Nachwuchs, in ernstem Aufwärtsstreben begriffen ist, und irreleitende und bedenkliche Strömungen zurücktreten.

Was von der Jury der gegenwärtigen Berliner Ausstellung zurückgewiesen wurde, — ein Los, das gegen fünfhundert der eingesandten Arbeiten beschieden war —, entzieht sich einer genaueren Kenntnis, allein das vorhandene, das sich beiläufig auf annähernd 1700 Gegenstände beziffert, macht jedenfalls die Annahme richtig, daß bei der Auswahl einseitige Schulstandpunkte maßgebend gewesen wären, indem so ziemlich jede Richtung zu ihrem Rechte gelangt ist.

Sensationelle Zugstücke, die der Ausstellung auch außerhalb der engeren Kreise die Anwartschaft auf ein längeres Gedächtnis zu geben vermöchten, würde man in diesem Jahre vergeblich suchen. Nichts reicht in diesem Betracht auch nur von fern an die „Lebensmüden“ der Jubiläumsausstellung vom Jahre 1886, die selbst stoffhungrigen Novellisten willkommene Anregung boten, oder an die „Unterbrochene Trauung,“ die vor zwei Jahren im Münchener Glaspalaste so ungewöhnliches Aufsehen erregte. Auch in technischer Hinsicht fehlt es an sogenannten „verblüffenden“ Erscheinungen, und zumal heißspornigen Verfechtern des plein air und des extremen Naturalismus wird die Ausstellung vielleicht als ein beklagenswertes Symptom des Stillstands oder gar des Rückschritts gelten, wie andererseits manche Anhänger älterer Richtungen ihre Wünsche nicht genügend erfüllt sehen werden.

Wohl bergen die Räume des Eisenpalastes, der übrigens durch den Umbau seiner mittleren, jetzt in einen einzigen großen Saal verwandelten Teile und die neue Gliederung der westlichen Seitenräume entschieden gewonnen hat, auch diesmal eine Menge mittelmäßiger Leistungen, unter denen es manchem Besucher nicht leicht fallen wird, das Wertvolle und Gediegene, welches kein berühmter Name empfiehlt, herauszufinden; aber mehr als in den jüngsten Jahren sind doch die Armutszeugnisse purer Talentlosigkeit ausgeblieben.

Daß die monumentale Historienmalerei, die in früheren Zeiten den Beginn eines Ausstellungsberichts zu bilden pflegte, von ihrer stolzen Höhe mehr und mehr herabsinkt, ist eine bereits so oft bestätigte Erfahrung, daß man sich kaum noch wundert, diesen Kunstzweig überhaupt nicht vertreten zu finden. Zur Monumentalität bedarf es ja gottlob noch anderer Voraussetzungen als eines kolossalen Maßstabes, den Theodor Rocholl in Düsseldorf für „Kaiser Wilhelms Ritt am Tage nach der Schlacht bei Sedan“ wählte, ohne sich indeß durch Komposition und Einzeldarstellung über ein genrehaftes Momentbild zu erheben. Auch von den kleineren und anspruchsloseren Darstellungen geschichtlichen Inhalts ist nur weniges der Hervorhebung wert, in erster Linie Karl Röchlings zeichnerisch und koloristisch gleich vorzügliche Episode aus der Schlacht von Weißenburg, die Erstürmung des Gaisbergschlößchens durch das Königsgrenadierregiment, ein Gemälde voll dramatischer Spannung und packendster Einzelheiten, die mit der Unmittelbarkeit des selbsterlebten Vorgangs wirken. Mit nicht geringerer Wahrheit weiß der genannte Künstler, der außerdem wieder durch eine köstliche Soldatenszene, „Stiefelappell im Manöver,“ seine humoristische Begabung bethätigte, auch entlegene Zeiten zu vergegenwärtigen wie durch die französischen Plünderer, die vor dem Thore einer in Brand gesteckten pfälzischen Stadt zwischen ihren Beutestücken dem Trunke fröhnen.

In Verbindung mit der Thatsache, daß auch der letzte Wettbewerb um den großen Staatspreis für Geschichtsmalerei ohne Ergebnis ver-

lief — der fünfte bereits, dem dieses Schicksal zu Teil ward — eröffnet die spärliche Werbung der Historienmalerei auf der diesjährigen Ausstellung wenig tröstliche Ausblicke in die weitere Entwickelung dieser Kunstgattung, van deren gänzlichem Aussterben sich schließlich doch nur die einseitigen Bekenner der „Wirklichkeit“ ein Heil versprechen können.

Ist auch die Zahl der religiösen Kompositionen, was sich ja leicht erklärt, nicht allzu stattlich ausgefallen, so begegnen uns dach darunter mehrere recht achtbare Erscheinungen. Steht Paul Händler mit seinem Gemälde „Jesus und die Kinder“ in Farmengebung und Kolorit, dessen Süßlichkeit und Glätte an Parzellanmalerei erinnert, auf dem Boden einer im wesentlichen überwundenen Richtung, die bei Bernhard Plackharsts einen jungen Pilger tröstendem Christus mit nach strengerer Stilisierung im Sinne des Altarbilds auftritt, so folgte Heinrich Haßmann bei seinem „Christus in Gethsemane“ ausschließlich dem eigenen Impuls und erreichte damit eine Vertiefung des Gefühlsausdrucks, die im Verein mit der gewaltigen Naturszenerie den Beschauer widerstandslos in ihren Bann zieht. Auch G. M. Fugels Christus, der auf seinem letzten Gange der trauernden Frauengruppe das Wort: „Weinet nicht um mich, sondern über euch und eure Kinder“ zuruft, darf als ein Werk von durchaus selbständiger Erfindung bezeichnet werden, das sich ebenso van kanventioneller Idealisierung und theatralischem Pathas wie van jener madernsten Richtung fernhält, die ihre Madelle für dergleichen Darstellungen in Spitälern und Proletarierspelunken zu suchen liebt.

Das Genre, saweit es sich bei seinem vielfachen Hinübergreifen in andere Gebiete als salches abiandern läßt, hat bei selbstverständlich sehr starker Vertretung verhältnismäßig nicht allzuviel Treffer aufzuweisen. Daß Sensationsstücke, wie schau bemerkt, gänzlich fehlen, ist wohl als kein besanderes Unglück zu betrachten, da ja nach immer bei uns zu Lande das Was var dem Wie eine allzu bevarzugte Ralle spielt. Der Heuer Hans Bachmanns, der, auf seinem Schlitten von der Alm hinabsausend, var dem jähen Sturz in die Tiefe entsetzt die Augen rollt, sadann eine übrigens sehr gut gemalte Katastrophe aus dem aberschlesischen Steinkahlenbergbau van August von Heyden und einige verwandte Barwürfe werden denjenigen kaum Genüge leisten, die durch großstädtische Panaptika an weit stärkere Nervenreize gewöhnt sind. Ein Glück, daß jene Schilderungen splitternackten Elends, die uns von Paris her durch die Vermittelung begeisterter Franzasenverehrer zu überschwemmen drahten, nur in ganz vereinzelten Exemplaren auftauchen. Selbst Liebermann hat sich diesmal in seinen Opfern auf dem Altar der Häßlichkeit verhältmäßige Enthaltsamkeit auferlegt und es anderen überlassen, die letzten Konsequenzen des realistischen Credos zu ziehen, wie es H. E. Schmidt mit einer abstoßend häßlichen, natürlich lebensgraß gemalten alten Frau gethan hat, die auf der Landstraße dem Beschauer entgegenschreitet. Aus München ist mir nichts begegnet, was sich mit Heinz Heims „drei Madchen aus dem Odenwald“ und ihrer wie mit Mehl bestreuten Naturumgebung an verbahrter und verfehlter Prinzipienreiterei zu messen vermöchte. Dagegen behaupten sich die positiven Errungenschaften der auf Lösung neuer Luft- und Lichtprableme ausgehenden Richtung in des bisher kaum bekannten Carl Kricheldarfs „Tischgebet,“ einer ländlichen Familie, einem Bilde, in dem die Plastizität der Figuren, namentlich der vom Fenster sich abhebenden, aus der Bibel vorlesenden Alten alle Achtung abnötigt.

Van den nicht wenigen Genrebildern, die das spezifisch maderne Leben und Treiben in seinen charakteristischen Eigentümlichkeiten widerspiegeln wollen, kann hier nur einzelnes berührt werden. Es läßt sich keinesfalls verkennen, daß die Vertreter unserer Hauptkunststücke, ja selbst manche abseits van den großen Kulturcentren Schaffende mit redlichem Eifer bemüht sind, ihr Stoffgebiet in dieser Hinsicht nach Möglichkeit zu erweitern, ja aus Abneigung var vielbehandelten Vorwürfen sieht man Viele mit einer Art van Heißhunger nach neuen Mativen greifen, die dem Hange der großen Masse nach stafflicher Anregung entgegenkommend, inmitten der Hunderte van Gemälden die Aussicht auf Betrachtung zu steigern geeignet erscheinen. Daß speziell die Berliner Maler sich mehr und mehr den Erscheinungen des reichshauptstädtischen Lebens zuwenden, ist ohne Frage als ein bemerkenswerter Fartschritt gegenüber der alten Gepflagenheit zu begrüßen, jahraus jahrein gewerbsmäßige Modelle in mehr ader weniger stereotypen Situatianen zu vervielfältigen. Man wird nun zwar nicht behaupten wallen, daß die Berliner Schilderungen wie Paul Hönigers „Gäste im Café Josty,“ Wilhelm Geißlers „Bahnhof Friedrichstraße mit der heimkehrenden, van den Angehörigen begrüßten Ferienkolanie“ oder selbst Lesser Urys anscheinend leicht hingeworfene, in Wirklichkeit aber aufs feinste durchdachte Ansicht der „Straße Unter den Linden“ und andere ähnliche Bilder das reiche Gebiet inhaltlich oder hinsichtlich der möglichen Darstellungsweise erschöpfen, jedenfalls aber sind sie schätzbare Zeugnisse, daß auch Berlin, gleich Paris und anderen Weltstädten, den Gestaltungstrieb der einheimischen Künstler mehr als vardem anregt.

Rabert Warthmüller, der, wie sein Offiziersdiener der varvorjährigen hiesigen Ausstellung zeigte, alle Varbedingungen besitzt, um das Treiben der höheren Gesellschaftskreise getreu und pikant zu schildern, hat leider diesmal mit einer „Ballpause“ keinen sanderlichen Wurf gethan und hätte wahl etwas interessantere Typen aus der schönen Welt, desgleichen eine harmanischere Zusammenstellung van Tailetten wählen können. In Idee und Durchführung gleich gelungen ist dagegen August Bluncks vom deutschen Kaiser angekaufte Manöverszene mit ein paar hübschen jungen Damen, die van einer Abteilung quer über die Landstraße hinwegsetzender Infanteristen überrascht werden. Das ist mit sa liebenswürdigem Humar gegeben, daß man dem Bilde ebenso viel Nachfalge wünschen möchte, wie dem beliebten Schwanke „Krieg im Frieden,“ der den Titel dafür herlieh.

Das Ansehen der Düsseldorfer Genremalerei

halten außer den bereits Genannten noch Fagerlin mit einem zögernd ein Rezept verschreibenden Landarzt, Otto Kirberg mit einer holländischen Bauernfamilie am Sonntagnachmittag und Ferdinand Brütt mit seiner „Gemäldegalerie" aufrecht, in welcher das Kopistenvolk und die den verschiedensten Lebenskreisen und Altersstufen angehörenden Besucher mit gewohnter Frische und jovialer Laune charakterisiert sind.

Im kulturhistorischen Genre, bei dem besonders das Kostümliche zu blendenden Wirkungen verwertet ist, muß es genügen, auf Karl Beckers vornehme Florentiner Gesellschaft aus der Mediceerzeit, die sich auf einer Gartenterrasse vereinigte, auf Lonzas Polichinelletheater mit zahlreicher Zuschauerschaft in Rokokotracht, auf fünf sorgsam durchgeführte kleine Bilder Ehrentrauts sowie Claus Meyers einsamen Raucher hinzuweisen, der, ohne irgendwelche neue Züge zu bieten, von der bekannten technischen Fertigkeit des jungen Müncheners Professors nichts vermissen läßt.

Hermann Kaulbachs „Gretchen in der Kirche," ein Wort von ebenso ergreifend-inniger wie schlichter Art, wird sich voraussichtlich in der trefflichen Reproduktion der Photographischen Gesellschaft in Berlin einen weiten Kreis von Freunden erobern.

Den Vorrang der Einzelfiguren verdient ein jüngst vollendetes Werk von Meister Knaus, ein ältlicher Meraner Bauer, der schmauchend bei einem Fläschchen Rotweins sitzt und sich mit seinen markig durchgebildeten Zügen und den listig gekniffenen Augen dem Gedächtnis unauslöschlich einprägt. In der Schilderung jugendlicher weiblicher Gestalten wetteifern Cuno Freiherr von Bodenhausen, der vielgeschäftige Nathanael Sichel und der stets graziöse und bei aller Anmut doch nie ins Weichliche und Schablonenhafte verfallende Joseph Lieck, dessen lebenslustige junge Brünette man gewiß bei weitem der Lotterschen Kokette vorziehen wird, mit der sie, außer der Verehrung des Champagners, nichts gemein hat. Auch zwei Gouachestudien von Doepler jun. und Agnes Stamer mögen hier noch mit Auszeichnung genannt werden.

Der eigentliche Schwerpunkt des malerischen Teils der Ausstellung liegt ohne Frage in den Landschaften, die freilich vielfach bei der erfreulichen Betonung, die der Staffage mehr und mehr zu Teil wird, nicht immer von den Genrebildern streng zu scheiden sind. Neben älteren Meistern des Faches wie Max Schmidt, Hermann Eschke, Fritz Edel, Valentin Ruths, Otto von Kamecke, Karl Ludwig, Douzette, der, beiläufig bemerkt, wieder einmal glänzend die verbreitete Ansicht widerlegt, daß sein Talent sich auf die Spezialität der Mondscheinlandschaft beschränke, widmeten jüngere Kräfte, wie Konrad Lessing, H. Schnee, Paul Barthel, Krabbes, Schönleber, Hoffmann-Fallersleben, Heinrich Hartung u. a. den Naturschönheiten des weiten deutschen Vaterlandes ihr bestes Können. Die Münchener Landschaftsmalerei hat namentlich in wunderbar stimmungsvollen Werken Joseph Wengleins, daneben einem Gebirgsmotiv Eduard Schleichs vorzügliche Vertretung gefunden. Auch für die früher so gering geschätzten Gegenden der Mark ist eine stattliche Schar von Künstlern eingetreten, die teilweise bereits seit Jahren darauf hinarbeiten, die intimeren Reize derselben festzuhalten. Die majestätische Erhabenheit der skandinavischen Natur schildert außer Hans Gude so vollendet wie nur je in vier neuen Ansichten A. Normann, dem sich sein Landsmann Ludwig Munthe sowie Fritz Grebe, Rummelspacher und Themistokles von Eckenbrecher würdig anschließen. Selbstverständlich hat auch das alte Wanderziel unserer Künstlerwelt, die apenninische Halbinsel, einer ansehnlichen Reihe von Öl- und Aquarellbildern die mannigfaltigsten Stoffe geliefert. August Leu, den zwei kapreser Ansichten auf seiner vollen Höhe zeigen, Askan Lutteroth, der eine sonnigheitere, klassisch-edel wiedergegebene Partie vom Tyrrhener Meer, Otto Brandt, der vier prächtige kleine Aquarells aus der römischen Campagna einsandte, und noch manch andere bewährte Kraft tritt in die Lücke ein, die Oswald Achenbach, der nebst seinem Bruder Andreas diesmal gänzlich ferngeblieben, auf diesem seinem Lieblingsgebiet offen ließ. Durch breiten, flotten Vortrag und energische Farbengebung zeichnen sich sodann neue Stimmungsbilder des Neopolitaners Carlo Brancaccio aus, im Vergleich zu denen die Ansicht Tivolis von Fritz Brandt sich um so matter ausnimmt, als die üppige Vegetation auf die schönste Zeit des Jahres hinweist. Wenig befriedigen wird denjenigen, der das herrliche, wohl im Skizzenbuche keines in Rom gewesenen Landschafters fehlende Motiv bei Porta Furba aus eigner Anschauung kennt, die seltsam nüchterne Wiedergabe der prächtigen Pinie und der ganzen malerischen Campagnapartie, wie sie der Wiener Robert Ruß in seinem Ölgemälde darbietet.

Von den Erzeugnissen der Marinemalerei, die ebenfalls einen breiten Raum einnehmen, sei außer Saltzmanns Darstellung der Yacht Hohenzollern im Sognefjord und dem gleichfalls im Besitze des deutschen Kaisers befindlichen Gemälde Hans Bohrdts, welches den Empfang des Monarchen und der deutschen Flotte auf der Rhede von Spithead veranschaulicht, nur noch der drei meisterlichen Seestücke von Richard Eschke gedacht „Nordweststurm in der Davis-Street," „Sturm im Golfstrom" und „Treibender Eisberg im atlantischen Ocean", sämtlich von einer Wahrheit in den Luft- und Lichtstimmungen, dem Auf- und Niederwogen der tiefblauen Meeresfluten und den wechselvollen Wolkenbildungen, wie sie eben nur jenem eindringlichen Studium auf hoher See erreichbar, von welchem der Künstler unlängst im Architektenhause über zwanzig Skizzen, Früchte der Planktonexpedition, als Belege vorführte.

Im Bereiche des Tierstücks hat Paul Meyerheim, der namentlich in einigen Löwenbildern und einem Hundeporträt seine alte Meisterschaft bewies, in Richard Friese einen Achtung gebietenden Rivalen gefunden, der mit vier dramatisch bewegten Tierszenen auf dem Plan erschien und sich in der Wiedergabe von Löwen und Hochwild gleich glücklich erweist.

Zum Schlusse noch einige Worte über die Plastik, welche diesmal, in engem Bunde mit

der Architektur, in den ausgestellten Entwürfen zum Kyffhäuserdenkmal gipfelt. Allseitige Billigung erfährt die Entscheidung des Preisgerichts, welches dem großartigen Projekt von Bruno Schmitz den ersten Preis zuerkannte, obgleich dasselbe den in Aussicht genommenen Geldbetrag beträchtlich überschreitet. Ist hier doch wieder einmal ein echt monumentaler Gedanke gereift, dessen zwingender Gewalt sich weder Fachmann noch Laie zu entziehen vermag; die grandiose Einfachheit der wuchtigen romanischen Kastellanlage, wie sie die geniale perspektivische Kohlenzeichnung vergegenwärtigt, die glückliche Anknüpfung des plastischen Schmuckes an die sagenverklärte, in Alldeutschland volkstümliche Örtlichkeit: in der Rundbogennische der Vorderfront die sitzende Gestalt des greisen Barbarossa, vor dem hohen, sich verjüngenden Turme das Reiterstandbild Wilhelms I, dem hoffentlich das prächtige Modell Max Kleins zu Grunde gelegt wird — man darf mit voller Bestimmtheit erwarten, daß bei Ausführung dieses Entwurfes ein Nationaldenkmal ersten Ranges zu stande kommt. Die übrigen Entwürfe und die Modelle zu bereits ausgeführten Monumenten wie dem Hutten-Sickingendenkmal u. s. w. übergehend, nenne ich zunächst von den eingegangenen Porträtskulpturen als besonders hervorragend Reinhold Begas' Marmorbüste der Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen, Römers Büste der verewigten Kaiserin Augusta, die lebensprühende Bismarckbüste Bruno Kruses — ein wahrer Lenbach in Marmor! —, denen sich Arbeiten A. Donndorfs, Walter Schotts — Büste des Afrikareisenden Dr. Peters —, Ungers — Büste Kaiser Wilhelms I und Bronzestatuette des Prinzen Friedrich Karl —, Julius Mosers und andere anerkennenswerte Schöpfungen zugesellen.

Ist Michel Lock mit seiner Kreuzabnahme, einer allzu malerisch gedachten und auch im Einzelnen nicht einwandsfreien Kolossalgruppe, anscheinend über die Grenzen seiner Begabung hinausgegangen, so zeigt die Einzelfigur Christi von Hans Arnoldt, der sich dabei an Thorwaldsens bekannten Typus anlehnte, und die Reliefgestalt des Apostels Paulus von Friedrich Pfannschmidt den strengen plastischen Stil, der für dergleichen Sujets doch der angemessenste, in verständnisvoller Weise durchgeführt, während Karl Hilgers Hochreliefs für ein Grabdenkmal „Die Auferweckung von Jairi Töchterlein“ und „Kommet her zu mir alle“ gewisse Modifikationen im Sinne der Renaissanceplastik aufweisen. Brutts Marmorstatue „Eva,“ die ihre beiden kleinen Söhne auf dem Arme hält, zeugt von sehr ernstem Naturstudium, dem nur noch einige Vertiefung nach der Seite des Seelischen zu wünschen wäre; unter den sonstigen Arbeiten biblischen Inhalts verdient etwa noch Max Kleins Marmorgruppe „Hagar und Ismael“ Erwähnung. Des Letztgenannten Kentaur, der eine widerstrebende Nymphe an sich zu ziehen sucht, leitet uns über zu den mythologischen Bildwerken, die nichts besonders Hervorragendes, aber doch recht Ansprechendes enthalten wie Hektors lebensgroßen Hermes, Hirts niedergesunkene, vom Pfeil getroffene Niobide und Bernhard Römers Idealbüsten „Kassandra“ und „Mnemosyne,“ bei denen wieder durch leichte farbige Abtönung die Berechtigung maßvoller Polychromie erwiesen wird, während eine Damenbüste Magnussens infolge völlig naturalistischer Bemalung den geschmackverwüstenden Wachsfiguren bedenklich ähnelt.

Im Genre sind außer zahlreichen, zum Teil recht netten Erzeugnissen der Kleinplastik, mehrere graziöse Einzelfiguren zu nennen, wie Peschkes Tauben fütterndes Aschenbrödel, ein Vorwurf, den auch Hans Latt behandelte, von R. Neumann ein am Strande lagerndes nacktes junges Mädchen, in reizender Bewegung mit der Linken auf den Felsen gestützt und in der Rechten, zum Zeichen ihrer modernen Herkunft, ein Opernglas haltend, von Paul Otto ein Mädchen im Dienste der Vesta auf einem mit mythologischen Reliefs geschmückten Sockel, von Joseph Uphues die interessant posierten Bronzestatuetten einer Tänzerin und eines Bogenschützen, der, zurückgebeugt dem abgeschnellten Pfeile nachblickend, dem Künstler ausgiebige Gelegenheit bot, an den nackten Körperformen sein hochentwickeltes Können zu entfalten. Höchst reizvoll wirken ferner zwei Beleuchtungsfiguren von dem im dekorativen Fache so gewandten Kuno von Uechtritz, zwei von Putten begleitete schwebende Mädchen, die Morgen und Abend versinnbildlichen.

Den würdigen Schluß unserer Betrachtung bilde eine Marmorgruppe Gustav Eberleins, bei welcher sich glückliche Wahl des Motivs und künstlerische Ausgestaltung die Wage halten. Von allen Seiten entzückende Konturen bietend, erfreut das Werk — eine am Fuße verwundete Nymphe, um die ein jugendlicher Hirt hilfreich bemüht ist — durch prächtige Bewegungsmotive und einen liebenswürdigen Zug idyllischer Unschuld, der es den ansprechendsten Schöpfungen des Künstlers zur Seite stellt.

Selbst aus dem flüchtigen Überblick, auf welchen sich der vorstehende Bericht beschränken mußte, wird man ersehen, daß die gegenwärtige Ausstellung manch lohnenden Genuß bereit hält und namentlich die künstlerische Thätigkeit der Reichshauptstadt, obwohl nicht lückenlos vertreten, in rüstigem Weiterstreben begriffen zeigt.

Die nordwestdeutsche Gewerbe- und Industrie-Ausstellung zu Bremen.

Text und Illustrationen von Hans Bohrdt.

Lange Zeit hat Bremen für eine stille Stadt gegolten, deren teils altertümliche, teils vornehme Physiognomie den Besucher recht kalt und fremd anmutete. Die mittelalterliche Architektur sah hier ernster und feierlicher aus, als irgendwo anders, der Bremer Bürger selbst schien sich den uralten, steifbeinigen Roland auf dem Marktplatze zum Vorbilde genommen zu haben. Hinter den kleinen Scheiben der unscheinbaren Häuser arbeitete die Maschine des Welthandels geräuschlos, nur der Eingeweihte wußte, daß hier die Fäden eines über die ganze, weite Welt gespannten kommerziellen Netzes zusammenliefen, daß in den Köpfen der so mittelalterlich, vornehm blickenden Patrizier der echte moderne Geist, der alle Elemente der Menschheit dienstbar macht, wohnt. Die sonst so aufdringlich sich darbietende Industrie blühte in stiller Zurückgezogenheit, so daß der Fremde kaum das Dasein einer solchen ahnte.

Mit einem Schlage ist das anders geworden. Bremen tritt heute mit einer Ausstellung seiner Industrie, seines Gewerbes und Handels vor die civilisierte Welt, die wahrhaft in Erstaunen setzt. Die ganze Stadt hat ein anderes Aussehen gewonnen, es ist als ob der letzte trübe, mittelalterliche Hauch von der frischen Brise der Neuzeit hinweggeweht ist. Die Bürger sind jugendlicher, rascher, beweglicher geworden und wenn sie heute über den Marktplatz eilen, so scheinen sie dem alten, griesgrämigen Roland zuzurufen: „Mein Herr, Sie sind doch recht altmodisch geworden.“ Ja wenn der steife, steinerne Kerl doch auch einmal hinauskommen könnte zum Bürgerpark, die hohlen Augen würden Glanz bekommen, und er stände genau so staunend vor den Errungenschaften seiner Mitbürger, wie mancher alte Bremer, der sonst über die neue Zeit den Kopf zu schütteln pflegte, es heute angesichts der Ausstellung thut. Der Reisende aber wird jetzt erst den Eindruck der mächtig emporblühenden Handels- und Industriestadt voll und ganz empfinden.

Was die Ausstellung über viele andere erhebt, ist die wahrhaft künstlerisch vornehme Erscheinung derselben. Kunst und Reichtum haben eng verbunden zusammen gewirkt und zeigen der Welt hier eine Schöpfung ersten Ranges. Statt der unschönen Glaskäfige erblickt das Auge eine prächtige, oft phantastische Architektur, welche das Genie des Meisters „Poppe“ in unglaublich kurzer Zeit hervorzauberte.

Ist der Besucher durch eine treue Kopie eines Altbremer Thores eingetreten, so erblickt er vor sich den Hollersee und das dahinter liegende massive Parkhaus, welches seine Entstehung dem wahrhaft fürstlichen Geschenk des Bürgers Gustav Deetgen verdankt. Mitten auf dem See befindet sich eine, aus freier Phantasie geschaffene, indische Pagode, welche, als Restaurant verwendet, in Booten erreicht werden kann. Die Ufer sind mit Mauern eingefaßt und mit Statuen, Flaggen, Guirlanden prächtig dekoriert. Umgeht man den See, so gelangt man zum eigentlichen Ausstellungsplatze, welcher von dem Parkhause und den Gebäuden für die Industrie, Marine und Kunst eingefaßt wird. Das Arrangement dieses Platzes mit seinen Springbrunnen, Statuen, Musikpavillons und gärtnerischen Anlagen ist ein überaus glückliches, so daß das von dem vielen angestrengten Schauen der Tausende von Ausstellungsgegenständen ermüdete Auge hier ausruhen kann. Gute Restaurants sorgen dabei für den inneren Menschen, und mehrere Musikchöre versuchen mit mehr oder weniger Geschick erhebend auf die Gefühle des kneiplustigen Publikums zu wirken.

Der Besucher wird wohl zuerst den Hauptausstellungspalast eingehend besichtigen

In der Mitte das Haupt-Ausstellungsgebäude. Oben links das Marine-Ausstellungsgebäude.
Oben rechts das Kunst-Ausstellungsgebäude. Unten das Handels-Ausstellungsgebäude.

und sich der jungen lebenskräftigen Industrie Bremens erfreuen. Auch hier waltet künstlerisches Arrangement vor, welches selbst den gleichgiltigsten, alltäglichen Gegenständen einen besonderen Reiz verleiht. Der Kleinverkauf, welcher den Ausstellungsgebäuden so oft das Aussehen eines Kramladens verleiht, ist hier fast ganz ausgeschlossen und so der wirklich vornehme Charakter eines Bildes der Industrie gewahrt.

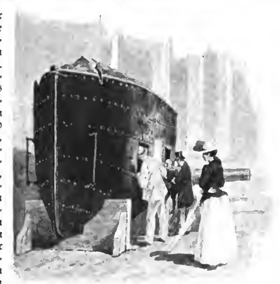
Zur linken Seite des Platzes befindet sich die Marineausstellung, deren Gebäude unter all den prächtigen Bauten wohl das interessanteste ist. Die ebenmäßige, und doch originelle Architektur weist an vielen Stellen, namentlich aber durch ein großes, auf der Mittelkuppel angebrachtes Orlogsschiff auf seinen Zweck hin. Mit stiller Ehrfurcht wird der Besucher das Gebäude betreten; hat doch menschliche Erfindungskraft sich nirgends herrlicher offenbart, als auf dem Gebiete der Schiffahrt. Daß der Stolz Bremens, der Norddeutsche Lloyd, den Löwenanteil an der Ausstellung hat, ist wohl selbstverständlich. Gegen Fahrzeuge, wie der hier in Modell dargebotene Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm II," wird selbst England vergeblich konkurrieren können.

Die große Schraube von sieben Metern Durchmesser scheint stolz zu sagen: „Seht, ich treibe die Riesenschiffe in sechs bis sieben Tagen über das große Weltmeer, welches

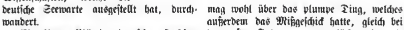
Eingang in die Marine-Ausstellung.

eure Väter kaum in so viel Wochen und Monaten durchqueren konnten."

Die deutsche Kriegsmarine hat ebenfalls einen großen Teil ihrer Modelle und Einrichtungen der Ausstellung überwiesen, welche das Interesse unseres, nunmehr auch zur See kampfbereiten Volkes erwecken werden. Da sehen wir die schwerfälligen Orlogschiffe vergangener Jahrhunderte, sowie die hohen Zwei- und Dreidecker der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, deren Kampfweise meist darin bestand, möglichst dicht an einander zu fahren und sich gegenseitig die, im Vergleich zu unseren jetzigen Geschossen, harmlosen Kugeln in die Breitseiten zu pfeffern, so daß letztere nach dem Kampfe oft aussahen wie durchlöcherte Strümpfe. Wie mancher alte Seebär mag vor diesen Bauten der Vergangenheit mit stiller Wehmut im Herzen stehen, mit ihnen ist die alte Schiffsromantik dahingegangen. Die stolzen Masten ragen nicht mehr gen Himmel,



Bauers Taucherboot.



die Segel flattern nicht mehr im Winde, der allmächtige Dampf hat alle die malerischen Requisiten der alten Schiffahrt überflüssig gemacht. Niedrige, oft geradezu häßliche Fahrzeuge liefert uns die erfinderische Neuzeit. Umgeben von undurchdringlichem Panzer, aller Orten Tod und Verderben speiend, flink, trotz des unbehilflichen Aussehens, ist das heutige Kriegsschiff wie ein giftiges Insekt, dessen man sich nicht erwehren kann. Aus dem alten, wetterharten, ungehobelten Seemanne ist ein Gelehrter geworden, in dessen Kopf die Kenntnis aller möglichen Wissenschaften aufgespeichert ist. Dem Laien brummt der Kopf, wenn er den einen Teil dieser Wissenschaften, welche die deutsche Seewarte ausgestellt hat, durchwandert.

Ein klares Bild der deutschen Hochseefischerei bekommt der Besucher in einigen Nebenräumen, woselbst Fahrzeuge, Netze und Modelle, welche die Art und Weise des Fanges erläutern, ausgestellt sind.

Auch die Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger hat sich in hervorragender Weise an der Marineabteilung beteiligt. Vor dem Gebäude steht das Wrack des im Jahre 1851 versunkenen Bauerschen Taucherbootes. Wie naiv das Ding gebaut ist, und doch ist es die erste Anregung zu unsern heutigen Torpedobooten gewesen. Wie mancher mag wohl über das plumpe Ding, welches außerdem das Mißgeschick hatte, gleich bei der ersten Fahrt zu verunglücken, damals gelächelt haben. Heute ehrt man den Erfinder durch die Ausstellung seines Geisteskindes.

Hinter dem Gebäude der Marineabteilung befindet sich die Maschinenhalle, in welcher der König „Dampf“ sein Szepter schwingt.

Auf der rechten Seite des Platzes erhebt sich das edle Gebäude der Kunstausstellung, in deren lichten Räumen sich Werke unserer besten Künstler befinden. Stumm, nur mit Nummern versehen, harren die goldumrahmten Schönheiten des Pinsels auf den Liebhaber, der sie mit schnödem Gelde erlösen und in sein Heim führen soll. Man rühmt den Bremern nach, daß sie nicht nur von Petroleum, Wolle und Tabak schwärmen, sondern auch reges Interesse an der Kunst nehmen. Die künstlerisch so reich dekorierte Ausstellung selbst ist ein Beweis dafür, daß

Bremer Typen.

Altbremer Straße (Kulissen).

schwingt von seinem stillen Arbeitstisch aus sein mildes Scepter über arbeitsame Völker. Die Handelsabteilung ist der Stolz der Bremer Ausstellung und mit Recht. Sie bietet ein treues Bild des allgewaltigen Weltverkehrs, und zwar nicht in nüchterner Weise, sondern in anschaulichen, meist künstlerisch arrangierten Darstellungen der Produkte sowie der Art der Gewinnung derselben durch die über den ganzen Erdball verteilten Mitmenschen.

Beim Eintritt in das Gebäude sehen wir hinter dem die Weltkugel tragenden Herkules die Ausrüstung unserer Pioniere der Civilisation, der in die fremden Länder eindringenden Forschungsreisenden.

Der ganze rechte Flügel des Hauses ist dem

man eine nüchterne, glanz- und poesielose Umgebung nicht recht leiden mag.

Seitlich ab vom Platze gelangt der Besucher zu dem interessantesten und wichtigsten Teile der Ausstellung, dem Handelsgebäude, welches alle für den Bremer Welthandel in Betracht kommenden Produkte und deren Gewinnung vor Augen führt.

In welch anderem Lichte erscheinen hier die ernsten, nüchternen, am Pulte im stillen Kontor arbeitenden Männer des Handels, deren königliche Macht man beim Anschauen dieser Abteilung empfindet. Man begreift, daß zum wahren Kaufmann echtes, großes Feldherrngenie gehört, das die friedlichen Massen in dem Kampfe der Civilisation gegen die Barbarei führt und lenkt. Ihm ist die gesamte Erde unterthan, Staaten und Städte entstehen auf sein Machtgebot, er knüpft die Bande der Völker und löst sie. Egoist an und für sich, leistet er der Menschheit die größten Dienste, selbst erwerbend, schafft er den Erwerb Tausender, denen er durch sein Talent neue Lebenswege bahnt. So erobert der Handelsfürst die Welt und

mit Bremen so eng verknüpften Erdteil Amerika gewidmet.

Wie viele Gegenstände, welche durch ihre Alltäglichkeit uns sonst kaum mehr interessieren, gewinnen hier durch die Art der Darstellung den größten Reiz. So zeigt uns die Ausstellung die Schicksale des Petroleums von dem Augenblicke an, wo es der Erde entspringt bis zu seiner Verwendung.

Welche Freude müssen die das liebe Schaf so brünstig verehrenden Jägerianer und die, dem Pflanzenstoff huldigenden Antijägerianer beim Anblicke der Wollen- und Baumwollengewinnung empfinden.

Wird nicht jeder Raucher, der bisher wegen Fülle an Patriotismus oder Mangel an Geld zur heimischen Pfälzer schwor, sehnsüchtig die prächtigen Blätter Havannas bewundern und den Augenblick segnen, wo ihm das Schicksal solch edle Glimmrohre an die Lippen führt.

Den linken Flügel des Gebäudes nehmen Asien, Afrika und Australien ein. Hier sind besonders die prächtigen Darstellungen in-

discher und ostasiatischer Erzeugnisse bemerkenswert. Der Orient zieht in seiner ganzen Pracht an den Augen vorüber. Erinnerungen der Märchenwelt aus unsern Kindertagen werden wach beim Anblicke dieser Pagoden, Tempel und heiligen Haine.

Eine andere Abteilung zeigt uns das deutsche Afrika und seine heutige Kolonisierung. Wie erwähnt, sind es namentlich die Darstellungsweisen, welche diese Handelsausstellung für den Besucher so interessant machen. Die Künstler A. Fitger, Hellgrewe und andere haben es verstanden, den Gegenständen durch Malereien und Arrangement einen besonderen Reiz zu verleihen, so daß dieser Teil der Ausstellung zu dem vollendetsten gehört, was auf diesem Gebiete erreicht werden kann.

Bieten die Ausstellungsgebäude so recht das Bild unserer modernen Zeit, so versetzt uns die dicht bei der Handelsabteilung gelegene Altbremer Straße in vergangene Zeit, wenn auch nicht vollständig, da hier die modernen Kramläden ihren Hauptsitz aufgeschlagen haben. Es war eine originelle Idee, dem Beschauer diese Gegensätze zu zeigen, und sie ist geschickt ausgeführt worden. Gestrichene und gemalte Kulissen heucheln Massivität, ein alter Thorbogen durchschneidet die Straße und grenzt eine Art Platz ab, auf welchem das regste Jahrmarkttreiben herrscht. Bemerkenswert ist das große Altbremer Weinhaus beim Eingange in die Straße. Hier ist nicht alles gefälscht, sondern man findet außer dem echten Rebenblut auch wirklich altertümliche, aus Bremer Besitz stammende Schnitzereien, Gemälde und Geschirre. Daß die moderne Welt in diesem Gebäude herumlärmt ist allerdings ein Anachronismus, indes mit einiger Phantasie kann man sich wohl in die alte Zeit zurückträumen.

Abseits vom Wege trifft man auf das westfälische Bauerhaus. Wenn es auch nicht für den Liebhaber ländlicher Einsamkeit errichtet ist, da im Gegenteil eine beängstigende Menschenfülle in Ställen und auf der Tenne dem edlen Biere huldigt, so erfüllt es doch seinen Zweck als Erholungsaufenthalt nach der langen Reise durch die Ausstellung.

Abends, wenn die Thüren der Gebäude geschlossen sind, bietet der Ausstellungsplatz selbst den Sammelpunkt aller Bremer und Fremden. Das prächtige Bild der Anlagen, Springbrunnen, Arkaden, beleuchtet von dem feenhaften Glanze des elektrischen Lichtes, wird die volle Bewunderung aller Besucher hervorrufen.

Zum Schlusse will ich noch das Panorama an der Weide erwähnen, welches, wenn auch nicht im Ausstellungsparke befindlich, doch ideal zu demselben gehört. Es stellt dies die Einfahrt des Bremer Schnelldampfers „Lahn“ in die Bai von New-York dar; die Natur hat den Malern Hans Petersen, Hellgrewe und anderen ein prächtiges Motiv dargeboten. Die Herren haben sich ihrer Aufgabe in bester Weise entledigt.

Bremen ist mit der Ausstellung aus seiner reservierten Stellung in die vorderste Reihe der deutschen Städte getreten. Die gewaltigen Opfer und Anstrengungen, welche die Korrektion des Weserstromes und die großartigen Freihafenanlagen erforderten, werden hoffentlich ihren Lohn finden. Deutschland aber kann stolz sein auf die alte, jetzt so mächtig emporblühende Hansastadt.

Zu unsern Bildern.

Aller Anfang ist schwer: auch „Das neue Modell“ empfindet ganz die Schwierigkeit der Situation. Die Arme erscheinen dem kleinen Bauernmädchen offenbar als sehr überflüssige Gliedmaßen! es weiß nichts rechtes damit anzufangen. Aber gerade dieser unbehilflichen Lage hat A. Weisz, der Maler des anmutigen Bildes, ein reizendes Motiv abgewonnen. Die heitere Laune der Dilettantin und ihrer kunstberatenden Freundin wirken ebenso ansteckend, wie die halb kecke, halb verlegene Miene des neuen Modells zu harmloser Lustigkeit herausfordert. Jahn Ekenaes malte einen norwegischen Waldsee in dem vollen Sommerschmuck seiner Ufer und der weißen Blütenpracht der Wasserrosen. — Alter schützt vor Thorheit nicht, könnten Griesgrämige dem alten Kourmacher von Hugo Oehmichen sagen. Aber es würde ihn voraussichtlich wenig in seiner angenehmen Beschäftigung stören, jungen Mädchen Schalkhaftes zu erzählen. Unsere übrigen Kunstbeilagen von L. Knaus, Jules Dupré, Adolf Menzel und K. Ahrendts sind den darauf bezüglichen Spezialartikeln beigeschaltet.

Aus der Redaktion.

Die folgende Zuschrift ging uns zu und wir geben ihr gerne Raum:

Sehr geehrter Herr!

Gestatten Sie mir, mit Bezugnahme auf den Aufsatz „Zwei Oberammergauer Passionsromane“ von Paul von Szczepanski, ein gutes Wort für die Oberammergauer einzulegen. Es beruht auf einem Mißverständnis, wenn man die Weigerung der Ammergauer, „nur denen ein Billet für die Vorstellung abzulassen, welche vorher eine Nacht unter ihren Dächern genächtigt und Schlafgeld entrichtet haben“ (das Letztere wäre doch wohl eine natürliche Konsequenz des Ersteren!) als eine Geldschneiderei ansieht. Das gerade Gegenteil ist der Fall. Um das Aufkaufen von Karten durch Spekulanten zu verhindern, d. h. um das Publikum möglichst zu schützen und ihm den Besuch der Vorstellung für den Höchstpreis von 10 Mark zu ermöglichen — ein Preis, der durchaus angemessen ist — werden die Karten tags vorher auf dem Bürgermeisteramt an jeden Besteller persönlich abgegeben. Die Arbeit geht bis spät in die Nacht, und wenn man nun bedenkt, daß die Vorstellungen morgens um acht Uhr beginnen, wenn man zugeben will, wie der Unterzeichnete naiv genug ist zuzugeben, daß die Darsteller mit Sammlung und Ernst an ihre Aufgabe zu gehen wünschen, so kann man ihnen nicht verdenken, wenn sie sich weigern, nun auch noch am frühen Morgen selbst einen aus München um 3 Uhr nachts abgelassenen Sonderzug abzuwarten und Karten an die zu Hunderten in der letzten Minute Herbeiströmenden zu verabfolgen. Das geschieht aber nicht im Interesse der Ammergauer, sondern desjenigen Publikums, welches nach Oberammergau geht, um dort einem ernst-religiösen Schauspiel mit Ruhe und Sammlung beizuwohnen. Jener nächtliche Zug war Spekulation und auf Geldschneiderei berechnet: den Ammergauern ist es ganz einerlei, wo ihre Gäste nächtigen; sie wollen nur im stande bleiben, ihrer Aufgabe mit Anstand gerecht zu werden — und das erschweren ihnen Romane wie der von Ihrem Kritiker besprochene von Frau von Hillern ebenso sehr, wie die auf Mißverständnis beruhende Auslegung Ihres Kritikers: die Ammergauer wollten aus dem Nachtquartier ihrer Gäste Geld herausschlagen. Mit vorzüglichster Hochachtung

Hofrat Dr. Rolfs.

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Beaulieu, G. v. — Neu Berlin. Schlesische Verlagsanstalt, Breslau.

Bühler und **von Sarwey**. — Von den Vogesen zum Ballon. L. Schaefers Buchh., Magdeburg.

Burns, Robert. — Gedichte. Übersetzt von Edmund Ruete. M. Heinsius Nachf., Bremen.

Dinckelberg, Hugo. — Kriegserlebnisse eines Kaiser Alexander Garde Grenadiers 1870/71. C. H. Becksche Verlagshdlg., München.

Grimm, Hermann. — Homer. Ilias. Erster bis neunter Gesang. Wilhelm Hertz, Berlin.

Groller, Balduin. — Unter vier Augen. Kleine Romane. E. Piersons Verlag, Dresden 1890.

Gümbel, Theodor. — Erinnerungen eines freiwilligen Krankenpflegers 1870. C. H. Becksche Verlagshdlg., München.

Haller, Ernst. — Das Cölibat. Novelle. Otto Meißner, Hamburg.

Hesekiel, Ludovica. — Rodernach und Clairvaux. Roman. Hermann Costenoble, Jena.

Meyers Reisebücher: Schweiz. 12. Aufl. Bibliographisches Institut, Leipzig 1890.

Ohorn, Anton. — Im Cölibat. Schlesische Verlagsanstalt, Breslau.

Pfleiderer, Dr. Edm. — Erlebnisse eines Feldgeistlichen 1870/71. C. H. Becksche Verlagshdlg., München.

Rasmus, Theobald. — O quae mutatio rerum! Reminiscenzen eines alten Jenensers. Mit 12 Illustr. Alfred Lorentz, Leipzig.

Riegel, Hermann. — Unter dem Striche. Hans Lüstenöder, Berlin.

Schmidt-Weißenfels. — Das XIX. Jahrhundert. Geschichte seiner ideellen, nationalen und Kulturentwickelung. Hans Lüstenöder, Berlin.

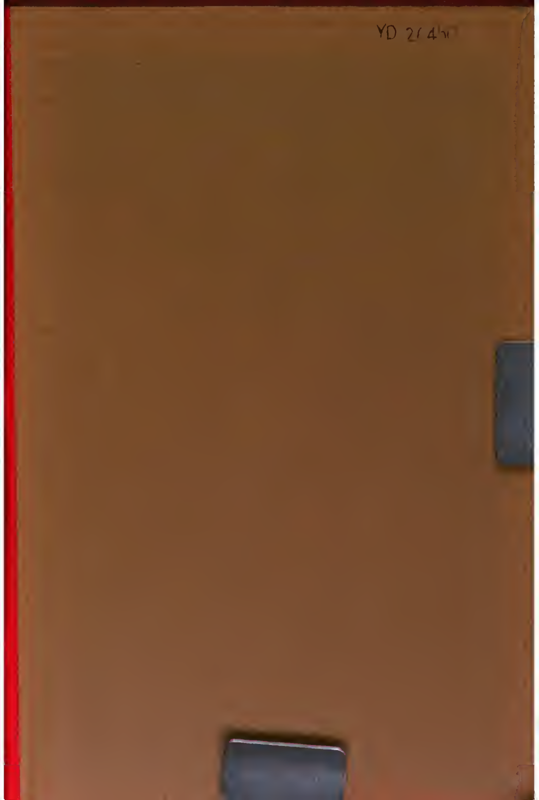
Seidel, Heinrich. — Leberecht Hühnchen als Großvater. A. G. Liebeskind, Leipzig 1890.

Bely, E. — Malaria. Roman. Schlesische Verlagsanstalt, Breslau.

*) Besprechung einzelner Bücher vorbehalten.

Lucé. Von Paul Konewka.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Neuen Monatsheften in Leipzig, Poststr. 9.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.